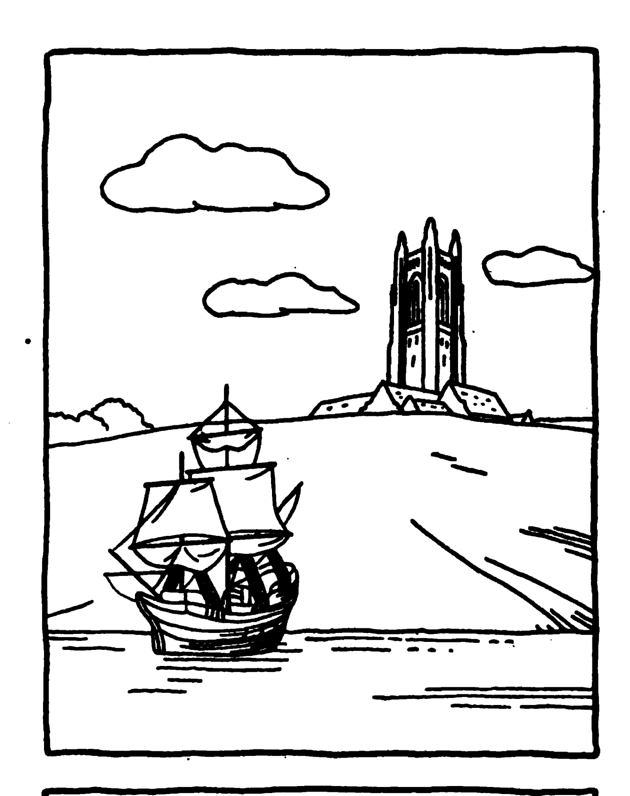
C
Helffrich



To Douglas Horton

Rev. Reginald H. Helfferich DD
son of Rev. William U. Helffrich DD
son of Rev. William A. Helffrich DD
son of Rev. Johannes Helffrich DD
son of Rev. Johann H. Helffrich

all serving part of original parish
1772 to 1952

Lent - 1953

LEBENSBILD

AUS DEM

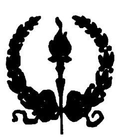
Pennsylvanisch-Deutschen Predigerstand:

ODER

Wahrheit in Licht und Schatten.

VON

WM. A. HELFFRICH.



Herausgegeben von
N. W. A. und W. U. HELFFRICH.
ALLENTOWN, PA.
1906.

C
Helffrich

VORWORT.

——‡o‡——

Es bedarf wohl keiner Entschuldigung, diese selbst geschriebene Lebensgeschichte den Gliedern der Ziegel-Pfarrstelle, sowie den Glaubensgenossen und Freunden des Verfassers überhaupt, in die Hände zu legen. Das sorgfältig eingebundene, stets eingeschlossene Manuscript war nicht für den Druck bestimmt gewesen. Es war ein Privat-Tagebuch, das des Verfassers eigene Anschauungen und Erklärungen der Vorgänge und Tendenzen der socialen, politischen und kirchlichen Welt während seines Lebens enthielt; ein sehr freier und offener fortlaufender Commentar über die Männer, mit denen er in Gesellschaft war und in Berührung kam. Im strengsten Sinne ist es mehr das innere Lebensbild eines deutsch-pennsylvanischen Landpastors als eine Biographie. Erst nach dem Tode des Verfassers fiel es in die Hände seiner Kinder, die auch zuerst zögerten, es drucken zu lassen und dadurch seine persönlichen Ansichten allgemein bekannt zu geben.

Allein infolge der beharrlichen, lange andauernden Bemühungen gewisser Personen, die Ziegel-Pfarrstelle zu zertheilen und den Namen Helffrich als einen Schandfleck auf der reformirten Kirche zu brandmarken—hat doch ein hervorragender reformirter Prediger die schwere Anschuldigung ausgesprochen, die Familie Helffrich sei ein Alpdruck auf der reformirten Kirche gewesen — fühlte sich der nunmehr verstorbene Pastor N. W. Helffrich verpflichtet, dies Werk zu veröffentlichen, und zwar nicht so sehr um die Familie und seine eigene Stellung zur Classis zu rechtfertigen, als vielmehr um die Intriguen und Verfolgungen gewisser Personen in vergangenen Tagen wahrheitstreu darzustellen. Angesichts all der scharfen und lieblosen Kritiken über die Prediger-Nachfolge der Helffrich-Familie in Lecha County bitten wir den unparteiischen Leser, selbst zu urtheilen, ob der in der Ziegel-Pfarrstelle ausgestreute gute Same gekeimt und reiche Frucht getragen hat oder nicht. Dass man die Arbeiten derer, welche den historischen Normen unserer geliebten Kirche treu geblieben

sind, belächelt, thut den guten Eigenschaften des Familienbaums keinen Abbruch.

Dies Buch soll indess nicht bloss als Streit- und Schutzschrift dienen, sondern auch Licht auf eine Klasse Berufsmänner werfen, die schnell dahin schwindet: den Landpastor. Der moderne Stadtprediger, dessen Studirzimmer ohne einen stückweise aufgebauten Bücherschrank mit biblischen Erläuterungen und einer Reihe Bände über moderne Beredtsamkeit darinnen, eine Schreibmaschine, ein Cabinett für Ausschnitte und ein Telephon nicht vollständig ist; dessen Pferd ein Spazirstock oder der Strassenbahnwagen ist; dessen Pfarrstelle eine Ward umfasst und dessen schwerste Aufgabe darin besteht, jede Woche zwei Predigten auszuarbeiten — mag wohl bedenken, welche Arbeit unsere Väter zu leisten pflegten, und dürfte dann in seinen Berichten an die Classis etwas bescheidener auftreten.

Leider hat der Verleger nicht lange genug gelebt, um diese Lebensgeschichte als Buch erscheinen zu sehen. Sein Lieblingsvorhaben war erst zur Hälfte erfüllt, als er sein Streitschwert einsteckte und zu seinem ewigen Lohne einging.

Wir anerkennen hiermit die sorgfältige und gewissenhafte Arbeit unseres Correcturlesers, Hrn. H. A. Schuler, sowie dessen anderweitigen Rath und Hülfe bei der Verlegung dieses Werks. Man hat allerdings einige Abänderungen und Ausstreichungen vorgenommen, als Ganzes aber hat man das Manuscript nicht ungebührlich entmannt. Die Schreibweise ist mehr der Gesprächs- wie der Kanzelstyl des Verfassers; er wollte zwar grammatisch richtig, jedoch mehr nach Gesprächsart wie nach den Regeln der Redekunst schreiben. Dass das Buch Belehrung und Unterhaltung gewähren und dabei den hingeschiedenen Vater William A. Helffrich so darstellen möge, wie wir, seine Familie, ihn gekannt haben, ist der Herzenswunsch der Verleger,

N. W. A. und W. U. HELFFRICH.

Allentown, Pa., im Mai 1906.



Wm. A. Helffrich.

I.

Heimath.

Wenn man von Allentown aus den "Stateweg" über Fogelsville nach Hamburg geht, kommt man, etwa vier Meilen auf der andern Seite Fogelsville, auf dem Summit der Weisenburger-Ridge, an eine Kreuz-Strasse, deren eine rechts ab sich den Blauen Bergen zu wendet. Diese Strasse verfolgend, rechts und links das gebrochene Hügelland Weisenburgs, und in der Ferne gegen Abend den Pinnikel in Sicht habend, kommt man nach einer viertel Meile einen Hügel hinab in ein kleines Thälchen, über das die Strasse quer darüber hin, drüben wieder einen andern Hügel hinaufführt. Rechts, ehe man völlig den Hügel hinab kommt steht ein Bauernhaus, wo Nachbar Haupt's wohnten. Einige hundert Schritte weiter, über dem Bächlein des Thales, steht links noch ein steinernes Haus. In diesem Hause verlebte ich die Tage meiner Kindheit und Jugend. Es war mein Vaterhaus, meine Heimath. Ich bin nicht in demselben geboren, aber doch auf demselben Gute. Diesem gegenüber, auf der andern Seite der Strasse, stund ein altes baufälliges Blockhaus, das noch in meiner Jugend abgetragen wurde. Dies war mein Geburtshaus. Meine ersten Erinnerungen tauchen in diesem alten Hause auf. Und noch sehe ich es heute in seiner nackten Umgebung als stünde ich davor und blickte es mit meinen Augen an. Es stund ohne Hof gerade an der Strasse. Aus Baumstämmen war es gebaut. Die Fenster waren ohne Läden. Kein Schmuck oder Zier lag im Plane des Erbauers, nur ein Unterkommen. Keine Porch [Veranda], kein Baum oder Schatten verkündete gemüthlichen Willkomm. Es war ein nacktes prosaisches Haus. Einige grosse Steinplatten, wie sie noch aus dem Bruch gekommen waren, galten als Treppe, die in einen Gang führten. Rechts war ein einziges Zimmer, das Parlor, Wohnstube, Studierstube und Kammer alles zugleich war. Geradeaus führte ein Gang in eine angebaute Küche mit grossem Rauchfang. Aus dem Gang eine Stiege hinauf war man im zweiten Stock, wo ein kleines Zimmer

und noch ein zweites oberhalb dem Wohnzimmer den oberen Raum ganz in Beschlag nahm und nebenbei den Bücherschrank meines Vaters enthielt. Schon dem Verfall nahe, da mein Vater etwa fünf Jahre nach seiner Verehelichung dieses Gut kaufte, behalfen sich meine Eltern doch noch einige Jahre damit, weil es an Geld fehlte gleich ein neues Haus zu bauen. Aber auch arm und in einem alten Hause kann man glücklich sein. Ich hörte oft meine Mutter sagen: In unserm alten Blockhaus verlebte ich die ruhigsten und schönsten Jahre meines Lebens.

Hier in diesem alten Hause wurde ich den 20. August 1827 geboren. Wir waren nur zwei Kinder. Mein Bruder Heinrich, vier Jahre älter als ich, wurde etwa zwei Meilen von hier in dem Hause unsers Grossvaters, der 17 Jahre vor meiner Geburt gestorben war, am 13. August 1823 geboren. Dort wohnten unsere Eltern vier Jahre bei der Grossmutter Helffrich, ehe sie sich dieses Gut ankauften.

Unser Hauspersonal bestund nebst Vater, Mutter, Bruder und mir, noch aus zwei andern Personen. Die eine war die Magd, Veronica Schneider; sie ging aber unter dem Namen "Freny". Noch draussen bei der Grossmutter Helffrich wurde sie von meinen Eltern in Dienst genommen und sie blieb Lebens lang bei uns. Sie war so zu sagen mit unserm Hauswesen verwebt, that ihren Dienst treulich, als ob alles ihr selbst gehörte und war, ihre keifische Natur abgerechnet, ein ordentliches Hausmöbel. Die andere Person war ein Junge, vier Jahre älter als mein Bruder. Dieser war ein Cousin meiner Mutter und hiess Thomas Lichtenwallner. Seine Eltern waren früh gestorben und da Vater und Mutter dessen Pathen waren, nahmen sie ihn auf und erzogen ihn. Vater wollte, dass er Theologie studieren solle. Keine Neigung dazu, liess er ihn später ein Handwerk lernen.

Zwei Gemeinden südlich — die De Longen Kirche und Kutztown Gemeinde — und zwei östlich — Upper Milford und Trexlertown — von der Wohnung des Grossvaters Helffrich hin liegend, hatten noch vor der Vollendung der Studien meines Vaters sich von dem alten Bezirke abgelöst. So kaufte mein Vater sich dieses Gut in Weisenburg, weil er von da aus mehr in der Mitte seiner Gemeinden wohnte. Hier baute er sich im Jahre 1830, dem alten Hause gegenüber, das oben erwähnte steinerne Haus und richtete sich daselbst eine liebliche, angenehme und mir unvergessliche Heimath ein.

Das Haus steht auf dem Boden des Thälchens im Vorder-

grund einer mässig ansteigenden Erhöhung, die hinter dem Hause und aufwärts der Strasse entlang mit einem Baumgarten der köstlichsten Obstarten angepflanzt ist. Vater verschaffte sich von allerwärts, wo er es nur habhaft werden konnte, die besten veredelten Obstarten. Selbst von Deutschland liess er einige Bäumchen, Birnen und Aepfel, kommen, wie den Bosdörfer und die deutsche Catharinen und Butterbirne, deren lezte, die Birnen, vortrefflich gediehen. Kein Wunder, dass der Baumgarten da mit seinen Birnen, Aepfel und Kirschen für uns Kinder seine grosse Bedeutung hatte. Wie oft lief ich in meiner Jugend von Baum zu Baum, lugte und versuchte ob nicht bald die Kirschen, Birnen und Aepfel reif seien, und freute mich herzlich, wenn ich eine Hand voll Kirschen oder einen Hut voll Aepfel in's Haus bringen und zeigen konnte; wobei aber Vater gewöhnlich sagte mit bedächtiger Miene: Noch paar Wochen hängen lassen, sind noch nicht reif, giebt Bauchgrimmen, wenn man zu früh das grüne Zeug isst.

Die nähere Umgebung des Hauses bildete ein schöner Hof auf den Vater viel Geld und Mühe verwandte. Blumenbeete mit Tulpen, Weinblumen, Nelken, Rosen und Lilien, deren aromatischer Geruch den ganzen Hof erfüllten, selbst eine hundertjährige Aloe—die aber nie zum Blühen kam — Orangen und andere Gewächse in Häfen und Kasten zierten den Hof und extra dazu aufgeworfene Ringe. Zierbäume, Birnbäume und Weinlauben stunden hin und her im Hofe und gaben schattige Räume, worunter ich manche Stunde schlief, spielte und studirte. In der Mitte des vorderen Hofes ist ein Brunnen unter dem Schatten eines grossen Apfelbaumes.

In früherer Zeit versuchte Vater an diesem Brunnen ein Stückchen seiner Mechanik. Er fabricirte ein grosses Windrad nach Art der Windmühlen, machte dasselbe zur Seite der Pumpe an einem Stocke fest, dass es hoch über dieselbe hinaus in die Luft reichte, daran war dann der Pumpen-Apparat befestigt. Die Absicht war mit Wind zu pumpen. Man brauchte sich dabei nicht im geringsten zu bemühen, das Wasser floss von selbst. Das hatte nun allerdings sein Schönes, aber auch Unangenehmes. Der Mühe des Pumpens war man überhoben. War aber kein Wind vorhanden, so floss auch kein frisches Wasser. Man musste aus einem untergestellten Topfe schöpfen. Und im Gegentheil, wehete der Wind stark und anhaltend, so ging es fort und fort, ein kleiner Strom floss lustig durch den Hof der Strasse zu, und ehe lang hatte der geschäftige Pumper da oben alles Wasser aus

dem Brunnen herausgepumpt. Ein Brunnen ohne Wasser, das entsprach aber doch der Idee nicht. Eines Tages kommt ein heftiger Regen mit Sturm und am andern Morgen liegt die ganze Geschichte, zur Freude der Mutter, der die ganze Windgeschichte nicht gefallen hatte, zertrümmert am Boden. Damit war's abgethan. Vater richtete die alt hergebrachte Pumpweise wieder her, die das herrliche Wasser des Brunnens mit kleiner Mühe ganz reichlich spendete.

Mitten im Hofe steht das Haus. Eine schöne Doppelthüre unter einem hohen Portico in der Front führt in eine kleine Halle. Rechts ist das Hauptzimmer mit Fensternischen bis auf den Boden, einem ganz eisernem Feuerheerde nach deutscher Sitte und oben an der Decke in der Mitte des Zimmers ein Kronleuchter angebracht, der in das Zimmer herabhing. Dieses Zimmer, das die Welt sonst Parlor nennt, war bei uns ein geweihter Ort. Bei gewöhnlichem Besuche wurde es selten betreten. Hauptsächlich wurde diese Stube nur von Vater benutzt, wenn er die Taufe oder Trauungen verrichtete, welches in seiner Zeit sehr viel geschah, da Haustaufe und Trauung in dem Pfarrhause an der Tagesordnung war. Hinter diesem Zimmer lag eine Kammer und zu deren Seite auch mit der Halle durch eine Thüre in Verbindung das Wohnzimmer. Dieses hatte ein Fenster nach dem Brunnen zu in den Hof und ein anderes auf die Veranda zur Seite der angebauten Küche. In dieses Fenster, welches den dicken Mauern wegen einen ziemlichen Raum einschloss, hatte Vater ein kleines Museum errichtet. Darinnen waren ausgestopfte Vögel, Thiere, Insekten, Mineralien und auch seltene, getrocknete Pflanzen. Die ausgebalgten Vögel und Thiere waren sein eigen Werk und meistens gut gelungen. Es waren einige hundert Exemplare vorhanden, vom kleinen Colibri bis zur grossen canadischen weissen Eule, dem Gold-Ar und Pfau, welche drei letzteren ihrer Grösse wegen ihre Stellung aber oben auf dem aufrecht stehenden Piano einnehmen mussten. Kurz die drei Reiche waren vertreten so weit sie einheimisch sind. Auch manches Ausländische hatte sich in's kleine Museum hinein gefunden. Aus der Halle führt eine Wendeltreppe in den zweiten Stock, der in lauter Schlafzimmer abgetheilt ist. Die Küche, ein grosser Anbau mit langer Porch zur Seite, war das weibliche Department. Der zweite Stock der Küche aber unser und unsres Lehrers Schlafzimmer.

Das kleine Thal, in welchem unser Haus steht, zieht sich

gegen Süden hinauf zwei Feldbreit, wo es mit der Anhöhe, die unsere Wohnung umgiebt, in einen Wald ausläuft oder vielmehr anfängt. Mehrere kleinen Quellen springen oben und bilden ein kleines Bächlein, das durch Wiesengrund, Haupts-Schwamm hinab über die Strasse in eine Lane läuft, die die Grenze bildet zwischen unserm und Haupt's Gute. Von da fliesst es durch unsere Wiese, durch Haupts Quelle und eine noch stärkere in unserm Schwamm vermehrt. Das Thal senkt sich immer tiefer gegen Norden in das Land ein, bis es in das Löwen Thal und noch etwas weiter, etwa sieben Meilen von dessen Anfang, in das Jordan-Thal ausläuft. Das Bächlein mehret sich immer mehr durch andere Quellen, die aus Seiten-Thälern kommen und leihet sein Wasser zum Betrieb mehreren Mühlen, die Meilen nach Meilen lustig im Thale hinab klappern.

Die Quelle in unserer Wiese, etwa 200 Schritte vom Hause, liess Vater ausgraben, ausmauern und mit breiten Steinplatten decken. Daran unmittelbar errichtete er ein steinernes Springhaus zum Aufbewahren der Milch, Fleisch und Speisen. Unterhalb des Springhauses legte er einen Fischteich an, der auch für uns Badeort war. Vater war ein grosser Liebhaber von Fischen und Jagen. Von seinen Fischzügen brachte er Giesskannen voll kleiner Fische mit nach Hause, die er im Teich hegte und fütterte. Es war für uns ein wahres Gaudium, wenn wir mit ihm an den Teich hinab gingen zum Fischfüttern. Kaum fiel ein Schatten in's Wasser, so fing es darin schon an zu leben. Und fielen die Brodbrocken erst hinein, da eröffnete sich ein förmlicher Krieg. Ein Heer von Fischen kämpfte um den grössten Theil weg zu kriegen, wobei natürlich dem dickköpfigen Catfisch sein grosses Maul zu Hülfe kam, denn schmatzend verschwand in demselben Brocke nach Brocke, während das andere Heer mit den kleinen Theilchen vorlieb nehmen musste und bald war es aufgezehrt.

Vom Hause hundert Schritte an der nördlichen Anhöhe hinauf über der Strasse stund die Scheune. Sie war ein Seitenstück zum alten Haus. Eine Tenne auf der Erde, rechts und links Pferde- und Kuhstall, alles von Blöcken aufgeführt dem Wind freien Durchzug lassend. Eine Reihe von Jahren liess Vater daran setzen, aufflicken und ausbessern, zuletzt aber, weil das Ding keine Form bekommen wollte, wurde es dem Untergang geweiht und zusammen gerissen, wobei eine vertilgende Rattenschlacht stattfand. Auf dem alten Fleck

führte er eine bequeme Schweizerscheuer auf, die dem Erzeugniss seines Landgutes von etwa 80 Acker Land entsprach.

Noch einige hundert Schritte die Strasse aufwärts oben auf der Anhöhe wohnte Nachbar Bortz. Bortz betrieb eine Wagnerei im alten Styl. Sein Shop war ein altes Ding, wo einige Hobelbänke stunden, auf denen er mit seinem Geselle Bauern-Wagen und allerlei Flickarbeit, die in das Bauerngeschäft einschlug, machte. Bortz hatte viele Kinder. Da wurde manche Stunde in den Hobelspänen herum gewälzt.

Gleich oberhalb Bortz's Wohnung kommt ein anderer Stateweg von der Kutztown Strasse nach Mauch Chunk, auf die Strasse, die an unserer Wohnung vorüber führt. Diese zieht sich von der Kutztown Strasse an Helffrichsville vorbei oberhalb unseres Baumgartens durch, und bildet für Meilen weit, kurz durch das ganze Township Weisenburg, den Summit von Lecha County, die Wasserscheide. Jeden Augenblick öffnen sich nach den zwei Seiten der Strasse Seitenthäler mit Quellen und Bächlein, die östlich der Lecha und westlich dem Schuylkill zufliessen.

II

Kindheit.

Dies beschriebene kleine Terrain, ist der Ort, wo ich meine Kindheit und Jugend verlebte. Hier tauchen meine ersten Erinnerungen auf. Ich höre in meiner Erinnerung, auf dem Böden im Zimmer jenes alten Hauses sitzend, wie draussen auf der Strasse Schellengeklingel sich dem Hause naht, dann still hält, die Thüre aufgeht und Vater herein tritt mit einer langen, langen "Wippe" in der Hand. Wieder sehe ich mich in einem seidenen Gewand, das mir meine Tante Höhn, die auch meine "Gödel" war, geschenkt hatte, die Wiese hinab laufen, in den Schmutz fallen und dann weinend zum Hause zurückkehren, weil das Kleid beschmutzt war. Auch der Bücherschrank meines Vaters im zweiten Stock steht mir noch ganz klar vor den Augen, wie ich da oft in den Büchern wühlte und sie von den Brettern warf. Diese Erinnerungen kommen aus meinem dritten Jahre. Ich vergegenwärtige mir auch den Neuen-Hausbau, wo ich im 4ten Jahre war.

Heinrich und ich spielten in den Hobelspänen und ich hörte mit kindlicher Lust auf das Sägen, Klopfen und Poltern der Bauleute.

Die ersten Erinnerungen des Menschen kommen mir wie Träume vor, wo so einzelne Lichtpunkte auftauchen und vorüberziehen, dann aber wieder Alles sich in Dämmerung und Dunkel verhüllt. So ist mir z. B. alles dunkel, wie wir vom alten Hause in das neue hinüber kamen. Aber dort sehe ich Vater auf einmal wieder im Wohnzimmer, wie er am Tische sitzt, schreibt und Bücher hin und her wirft. Von da an wirds immer lichter und heller um mich her. Der Traum der Kindheit schwindet und macht dem stürmenden Knaben Raum, ihn ins Leben mit seinen bittern Enttäuschungen einzulassen.

Nachdem wir das neue Haus bezogen hatten, richtete Vater das alte Haus drüben zu einer Schreiner-Werkstätte ein, und liess einen deutschen Cabinet-macher kommen, der da Möbel schreinerte, um sein Haus nach deutscher Weise aus zu möbliren. Dieser war ein Mann schon bei Jahren und klein von Statur. Er wollte wir Kinder sollten ihn Vater heissen, daraus wurde dann der Name "s'Vatterle" und dabei blieb's so lang er bei uns war. Lange ging es aber nicht mit ihm. Anstatt Hobel und Brett zu bearbeiten, trieb er sich in den Wirthshäusern umher und trank Brantwein. Er musste weil die Arbeit gethan sein sollte, einem andern Arbeiter Namens Wm. Stöver Platz machen. Dieser war aber wie sich's bald zeigte, nicht besser als der alte auch, denn er trank wohl noch mehr Branntwein. Die gefüllte Flasche hatte er immer bei sich in der Werkstätte und jeden Augenblick hörte man ihn die Flasche in der Hand, sein Liedlein beginnen :

"O du lieber Branndewei
Wie schlubst du in den William nei."

Endlich wurde doch das Haus möblirt, und zwar so vollständig und geschmackvoll, wie damals selten ein Haus zu finden war. Wir hatten echt Mahagony Tische, Beaurows, Seitboards, Bettstätten und was in's Haus gehörte. Das Rohmaterial selbst und billig gekauft, kam Vater auf eine billige Weise zur Ausstattung seines Hauses.

Vater hatte mechanisches Talent. Durch die Schreinerei im alten Hause kam dieses zur Entwickelung. Oft wenn er in seinem Amte nichts zu thun hatte, griff er selbst zur Säge

und zum Hobel und arbeitete mit. So bekam er Geschicklichkeit und Neigung, die er Lebens lang nicht los wurde. In späteren Jahren als wir Hauslehrer bekamen, liess er das alte Haus abtragen und wieder neu aufrichten, wo er sich ein Zimmer zu einer kleinen Werkstätte herstellte. Da sägte, hämmerte, hobelte er oft Tage lang, und machte sich Dies und Jenes, wie die Kunst ihn antrieb, oder etwas brauchte.

Die Schreinerwerkstätte im alten Hause hatte ihre Aufgabe erfüllt. Sie wurde ausgeräumt und musste einer andern Kunst dienen. Ein deutscher Grabsteinhauer, Namens Storb, der bei Vater Hülfe suchte, wurde da hinein etablirt. Bei seinen Gemeindegliedern, wo Todesfälle vorfielen, bekam Vater Bestellungen für Grabsteine, die Storb jetzt hier ausmeiselte. Damit war einem armen Deutschen, der ein würdiger und gebildeter Mann war, zu einem guten Unterkommen verholfen. Gleichzeitig lag auch noch ein anderer Gewinn darin. Der Geschmack des Volkes ward veredelt und den Gottesäckern ein würdigeres Ansehen verliehen. Es war bisher noch kein Marmorner Grabstein auf den Gottesäckern dieser Gegend. Die Schiefersteine aus erster Zeit waren durch Frost, Nässe und Hitze schon meistens verfallen und das Aussehen der Sandsteine, die in letzter Zeit zu Denksteinen gestellt wurden, war doch zu abstossend. Da war ein Aufschwung zeitgemäss und zum Besten der Gemeinde. Storb zog später nach der Ziegelkirche, wo er die Schule hielt und von da nach dem Falkner Schwamm, wo er ebenfalls Schule hielt und das Geschäft fortbetrieb. Er wurde nach und nach ein wohlhabender Mann. Das Freundschaft-Verhältniss zwischen ihnen blieb Lebens lang. Vater sandte ihm immer Bestellungen zu, die Storb verfertigte und von Zeit zu Zeit nach Weisenburg brachte, wo die Gemeindeglieder die Steine abholten.

Vaters mechanisches Talent und Caprice trieb ihn zu mancherlei Beschäftigung, die er jeweilig zur Erholung betrieb. So schreinerte er nicht nur und hämmerte auf die Grabsteine los, sondern — ich hörte ihn selbst bei Wösselheft und Hering einmal herzlich darüber lachen—stund auch mit dem Hammer in der Hand hinter dem Amboss und hieb als Blacksmidt auf das glühende Eisen ein, wie ein nordischer Kalde. Die letzteren Beschäftigungen sagten ihm weniger zu. Er lies es beim Schreinern bewenden, worin er es aber zu einer grossen Fertigkeit brachte, wovon eine kleine fein-

gearbeitete Flinte, die mit Silber reich belegt und selbst graviert ist, Zeugniss giebt. Mein Bruder bewahrt sie als Andenken.

Vater war ein deutscher Biedermann. Amerikanisch in Geschäfts-, Lebens- und Gefühlsweise war aber doch alles von deutscher Art durchdrungen Seine Erziehung war unter Dr. Helffenstein in Philadelphia deutsch, auch seine Bibliothek und noch fort und fort angeschaffte Literatur, alles deutsch. Dadurch gewann er natürlich auch Liebe und Freundschaft zu den Deutschen selbst. Er half ihnen, wo er konnte, obwohl er auch oft hintergangen wurde. In ihrer Gesellschaft fühlte er sich wohl und hatte meistens einen Deutschen auf dem Lande oder im Hause. Und als Wösselheft, Hering und zuletzt unsere Hauslehrer lauter Deutsche von höchster Bildung, durch ihren Umgang ihren Einfluss auf ihn ausübten, da wurde er ein entschiedener Deutscher, wenn er auch noch in manchen Zügen, die amerikanisch bürgerliches Leben mit sich brachten, Amerikaner blieb. Er war offenherzig, zugänglich und freundschaftlich gegen Jederman, voll strenger Rechtlichkeit und deutscher Gemüthlichkeit. In guter Gesellschaft lebte er völlig auf und hatte allerlei Schnurren in grossem Vorrath, dabei besass er die Gabe der Darstellung und machte einen vortrefflichen Erzähler. In seiner Familie uns Kindern gegenüber war er streng, mehr Erzieher als Vater, obgleich er ein grosses Herz voll Liebe gegen uns hatte. Dies aber wurden wir erst in späteren Jahren gewahr, wo er anfing gesellschaftlichen Umgang mit uns zu haben. In unserer Jugend forderte er unbedingten Gehorsam. Diesen erreichte er auch und zwar ohne auffallende Strenge. Nur zweimal empfing ich Hiebe, da war's aber aus dem Salz.

Ein Beispiel seiner Erziehungsweise hier. Vater ass gern Kartoffelsuppe. Es war dies nebst Mosch sein Lieblingsgericht. Die Suppe musste jedenfalls mehrmals die Woche Abends aufgetischt sein. Die Mutter hatte eines Abends Kartoffelsuppe serviert; weniger aber als gewöhnlich; nur eine Schüssel voll. Dies reichte aber nicht weit. Als ich noch mehr wollte, war keine mehr vorhanden. Perdu wollte der Kleine aber noch mehr Suppe haben von der Mutter. Ei, sagte sie, es is ja keine mehr da. Vater sah mich an, ob das nicht einleuchtend wäre. Ich wollte aber noch Suppe! Wahrscheinlich nach zwei Seiten hin zu strafen, weil das gewöhnliche Mass fehlte, sagte er zur Mutter kurz ab: "Koch

ihm Suppe, wenn er Hunger hat, soll er essen." Der Kessel wurde frisch aufgesetzt und das Feuer geschürt. Eine Kartoffelsuppe zu kochen nimmt aber ziemlich lang. Unterdessen war der Hunger fort und ich schläfrig geworden. Ich machte mich unsichtbar und kroch in's Bett, wo ich ruhig einschlief, während die Suppe für mich lustig auf dem Ofen kochte. Vater merkte die Procedur, sagte aber nichts. Endlich war die Suppe gar und angerichtet. Vater kam in die Kammer und schüttelte mich aus dem Schlafe und sprach: "Nun komm, die Suppe ist fertig." "Ich bin nicht mehr hungrig." "So! denkst du, man kocht eine Suppe für einen Hungrigen, ohne dass sie gegessen wird?" Da war kein Ausweg; unter Weinen ging's hinaus an den Tisch. Es musste gegessen werden. Als der Teller leer war, kam eine zweite Auflage und nolens volens musste auch diese vergriffen werden. Weinen, Suppe essen und nicht wollen, weil nicht hungrig — es musste geschehen; dabei nur ein ruhig ernstes Gesicht vom Vater.

Hier noch ein Zug aus meines Vaters Leben. Die Sache fällt in meine Kindheit und zeichnet ein Bild in die alte Zeit. Das kräftige, gesunde und heitere Temperament, das Vater hatte, trieb ihn, ein gewisses Maas von Erholung und Vergnügen zu suchen. Er griff zum edeln Waidwerk und zur Fischerei, sich zur Ausrede nehmend, die Apostel seien auch Fischer gewesen. Die Jagd war damals noch ergiebig. Der Wald hatte noch allerlei Wild. Rackoons, Oppossums und der Herr Lampe trieben sich noch in ziemlicher Zahl in den Wäldern und Feldern umher und besonders in hohem Walde, wo hohle Bäume waren, hatten erstere ihr Quartier. Auch wilde Enten, Schnepfen und Fasanen, besuchten damals noch unsere Wiesen und machten sich im Waldgestrüpp zu Hause. Selbst Hochwild fand sich noch gegen den Blauen Berg hin. Um die Zeit da unser Neu-Haus gebaut wurde, ging die Jägerei los. Zuerst schaffte sich Vater einen schwarzen Hühnerhund und einen sogenannten "Hauns" an, um diese auf's Treiben einzuschulen. Der Erste war bedacht, ein "Rakunenhund" zu werden und der andere sollte Schnepfen und Fasanen stellen lernen. Bull, der Rakunenhund, lernte seine Aufgabe vollkommen. Das Thier war nicht zu übertreffen. Bello aber hatte zu heisses Blut, ans Stellen war nicht zu denken. Er lief drauf los und brüllte ohne Verstand. Manchmal wurde drauf geknallt ohne Rücksicht auf Bello zu nehmen, dem's so viel zugedacht war wie den Fasanen. Der Hal-

lunke kam aber immer glücklich durch. Um den Schwarzen auf die Jagd abzurichten, wurde ein gezähmter Rakun angeschafft. Der Hund im Stalle, nahm unser Junge den Rakun, führte ihn im Baumgarten umher, hiess ihn an den Bäumen aufklettern und immer weiter führend, bis er ihn endlich auf einem Baume festband. Der Schwarze wurde dann auf die Spur gelassen und aufgemuntert zu suchen, bis er den Rakun fand. Die Probe wurde nach und nach ausgedehnt bis in den Wald. Kurze Zeit nur ging drauf bis Bully seine Sache vortrefflich machte.

Aber Jagen, eine ganze Nacht allein im Walde verbringen, das geht nicht. Die Jägerei kann nur in Gesellshaft ein Vergnügen sein, daher suchte sich Vater einige Nachbarn aus, die ihn begleiteten. Henny Kramlich, Jacob Hartman, Jacob Kramlich, ein Deutscher Jüngst, der bei Vater studiren wollte, bildete die Jagd. Wenn eine geeignete Nacht kam, da fanden sich die Gesellen wie gerufen ein. Es war keine Bestellung nothwendig, das Wetter machte sie immer selbst, und selten fehlte einer. Henny Kramlich war gewöhnlich zuerst da. Meilenweit ging es fort in die Wälder und erst das Morgengrauen brachte die Jäger zurück, oft 4 bis 5 Rakuns oder Opossums mit sich bringend. Der Rakun wohnt nur im schwersten Walde, wo alte hohle Bäume stehen. Da drinnen macht er sein Nest. Am Tage liegt er ganz ruhig und schläft. Bei Nacht am liebsten bei trübem Nebelwetter, wenn es recht dunkel ist, verlässt er sein Nest, um gegen Mitternacht hin auf Nahrung auszugehen. In solchen trüben Nächten ist es aber im hohen Walde stockfinster. In solchen finstern Nächten machten sich die Jäger nach dem Walde. Da wurde irgend ein Fleck ausgesucht, wo man sich niederliess und die Hunde an der Leine hielt, bis man glaubte, das Wild sei auf dem Wege zu seiner Nahrung. Nun wurden sie losgelassen und durchkreuzten den Wald, die Spur des Wildes zu suchen. Dies geht ganz stille vorwärts. Ein geübter Hund bellt weder beim Suchen der Spur, noch auch dann, wenn er solche aufgefunden hat, sondern verfolgt den Rakun, der Lunte wittert und sich seinem Verfolger aus den Zähnen zu machen auf den ersten besten Baum hinauf flüchtet. Dies geschehen, den Rakun aufgetrieben, fängt der geschulte Hund erst sein Bellen an. Bis dahin vergehen von dem Loslassen der Hunde oft mehrere Stunden. Unterdessen sitzen die Jäger ganz ruhig und lauschen auf das Bellen der Hunde. Hat sich die Spur zu weit entfernt, und kam nach einigen Stunden kein

Hund zurück, so wurde aufgestanden und durch den Wald gechritten um zu hören. Drang aber endlich das Bellen zu ihnen her, oft eine Meile weit ab, so ging ein wildes Stürmen los der Richtung zu, Berg ab und Hügel auf, über Wiesen und kleine Bäche, über Wurzeln, Stumpfen und Fenzen und nicht selten im Walde gegen Bäume an; es galt um den Schuss, denn wer zuerst gefunden und auf dem Orte angekommen, hatte den Schuss auf das Wild. Zum Schiessen musste aber Feuer angemacht werden und selbst dann konnte man im Dunkel der Baumwipfel das Thier oft nicht sehen. Einer musste dann hinauf klettern und den Köder herabschütteln. Beim Fallen begrüssen die Hunde das rasend gewordene Thier und ein Kampf beginnt auf Leben und Tod. Ist es ein altei Kerl, so meistert er seine zwei Hunde und erst mit der Jäger Hülfe wurde er nieder gemacht. Nicht selten flüchten sich mehrere Rakun auf einen Baum.

War keine ergiebige Nacht oder die Hunde zu weit verlaufen und man wollte nach Hause, so war das Zusammenrufen zum Aufbrechen nöthig. Dazu erfand Vater ein eigen erdachtes Instrument. Er nahm ein festes Stück Holz, etwa einen und einhalben Zoll breit und sieben Zoll lang, machte es halbrund und rundete das eine Ende ab, das Ganze wurde bis auf einen dünnen Rand ausgehöhlt und ein fein geschliffenes Messingblech mit feinem Draht darüber gebunden. Am abgerundeten Ende, wo der Rand stehen blieb, hineingeblasen, machte es einen grässlichen Lärm. Die Jäger, deren jeder ein solches Ding hatte, gebrauchten es, sich zu signalisiren und nannten es eine "Schnarr" (Schnurre). Im Anfange trieben die lustigen Waldfürsten manchen Schabernack mit ihren Schnarren. Einmal jagten sie im grossen Hallersbusch im Levansthal. Gegen 2 Uhr in der Nacht kehrten sie heim; da liessen sie in abgebrochenen Tönen, um Thierstimmen nachzuahmen, ihre Schnarren in's Thal hineinschallen, dass es wiederhallte. Am nächsten Tage bekam Vater Nachricht — denn er galt als berühmter Jäger — er solle hinab kommen an's Siegfried's Mühle, es seien "Cadymounts" und Wildkatzen im Busch. Das ganze Thal war in Aufruhr. Natürlich wurden aber keine gefunden. Bald waren in allen Richtungen umher Wildkatzen, Cadymounts und selbst Tiger gehört worden.

Dr. Wösselheft, ein Freund Vaters, sollte einmal mit einer Jagdpartie fractirt werden. Er zog vor, Schnepfen zu schiessen, statt Rakuns zu jagen. So machten sich Vater, Wössel-

heft, I. Benner und ein Deutscher auf nach den Jordan-Quellen am Blauen Berge. In dem sumpfigen Boden dort war die Jagd noch sehr ergiebig. Der Tag war auch günstig. Sie hatten eine Menge Vögel geschossen. Der Deutsche aus Wösselheft's Begleitung machte einen lächerlichen Verstoss, für den er auf's Blut geneckt wurde. Als die Jäger den sumpfigen Boden durchstöberten, springt ein Hirsch in nächster Nähe des Deutschen auf. Dieser aber hielt die Flinte mit beiden Händen quer hoch über den Kopf hinaus und schreit aus vollem Halse: "e Hirsch! e Hirsch!! e Hirsch!!!" und denkt gar nicht dran, dass er eine Flinte hat.

Ein anderes Vergnügen Vaters war Fischen. Mit dem Angeln liess er sich nicht ein, das ging ihm zu langsam. Dagegen das Garn, der Stecher des Nachts mit Fackeln und das sogenannte "Ohlepappen" war seine Art. Bei Letzterem wird eine kurze Schnur an einen Stock gebunden und am Ende der Schnur ein Knäuel Würmer als "Bait" befestigt. Man hat dabei einen Zuber im "Boat". Wo es nun viele Aale hat und das trübe Wasser nach einem Gewitterregen den Aal aus seinem Schlupfwinkel herauslockt, da lässt man die Schnur ins Wasser. Der Aal beisst sich fest und hebt auch ohne Angel. Man zieht schnell aus und wirft in den Zuber, wo der Fisch, sich auf dem Trockenen fühlend, los lässt. Unglaubliche Mengen sollen auf diese Weise gefangen worden sein. Die grossartigste Fischerei war aber das Garn-Fischen. Die Mutter strickte ein Garn 60 Fuss lang. Ein anderes war noch nicht vorher in der Gegend gewesen und die Teiche noch voll von Fischen. Mit einem solchen Garne, wozu sechs Mann nothwendig waren es zu ziehen, waren die Fische bald ausgerottet. Ich erinnere mich, dass bei einer solchen Fischerei, da ich mitgehen durfte, so viele Catfische, Suggers und Aale gefangen wurden, dass man sie kaum unterbringen konnte. Der grösste Witz lag aber im Harpuniren, welches des Nachts mit Hülfe der Fackel geschieht. Man geht im Frühjahr, wo die Fische steigen, einige Stunden nach dem Dunkelwerden in den Bach. Die Fackel blendet den Fisch. Er bleibt stille stehen und kann leicht harpunirt werden.

Dieses Harpuniren sollte aber auch das Ende von Vaters Jagen und Fischen werden. Er war eines Abends mit Kramlich und seiner Fischgesellschaft ausgegangen zum Fischstechen. Vater selbst hatte die Stiefel ausgezogen und war zum Halten des Garns, wenn je einer durchbrennen wollte, ins Wasser gestiegen. I. Kramlich, der den Stecher führrte

verfolgte einen Fisch und unbedacht stiess er den Steche, durch Vaters Fuss. Er musste heimgefahren werden, konnte Wochen lang nicht aus dem Hause und musste endlich mit Krücken auf die Kanzel stolpern. Das schien ihm aber doch ausser Ordnung zu sein. Das Fischen und Jagen wurde von da an unwiederruflich an den Nagel gehängt.

Unsere Mutter war die Liebe selbst. Sie hatte nicht was man heute Bildung nennt, dafür aber sehr viel natürliche Anlage und gutes Taktgefühl, welches durch den vielen Umgang mit Gebildeten in unserm Hause zu einem gewissen Grade entwickelt wurde. Sie war eine musterhafte Hausmutter. Niemals in ihrem Leben widerstund sie Vater auf dessen Gebiet oder legte Hemmungen in dessen Weg. Was er sagte, half sie ausfuehren und wir fanden nie bei ihr Zuflucht gegen Vaters Gebote. Hatte sie einen Fehler, so lag er in ihrer Liebe. Sie war zu nachsichtig gegen uns und nicht fest genug in ihrem Willen gegen uns. Dies veranlasste manchmal Strafe von ihrer Seite ohne gewuenschte Besserung. Da half dann nur die Drohung: "ich sag's dem Vater", aber auch das verlor seinen Eindruck auf uns, weil sie es gewöhnlich nicht that und sie so Glauben verlor. Da war dann trotz aller Wuerde der Mutter, doch die Furcht vor Vater nothwendig und seine Autorität hielt alles in Schranken.

III.

Erste Schuljahre.

In der Zeit als Stöwer im alten Hause schreinerte, in meinem vierten Jahre, musste ich in die Schule. Eine kleine Meile durch unser Thal hinab wohnte der alte Bleiler. Er war Gerber und hatte seinen Betrieb auf der linken Seite der Creek. Die Zeitungen von Allentown wurden von dem Postreiter für die Nachbarn da abgelegt. Zwar wenige genug. Nicht viele hielten eine Zeitung. Wir holten die unsrigen dort ab. Der Alte hatte so Gelegenheit zu lesen, ohne dass es ihn viel kostete und er gewann Geschmack daran. Da er nun Kinder hatte, baute er ein klein Blockhäuschen über der Creek im Schwamm und richtete eine Sommer-Schule ein. An der Ziegelkirche wurde im Sommer keine Schule gehalten. Bleiler, Vater und noch einige Nachbarn bekamen einen Lehrer Namens Schreiber, der da Schule hielt. Hier war

mein erstes Schulgehen. Es war aber ein grausames Ding. So einen ganzen langen Tag still zu sitzen, wollte mir nicht einleuchten. Und dann noch das langweilige a. b. c. Kein Wunder, dass der kleine Wilhelm schon am zweiten Tage nicht mehr in die Schule wollte. Dazu war's auch so weit; denn die Strasse führet ja über's Bortze bis hinauf an's Walberts, wo sie erst in's Thal hinab geht. Ia, wenn eine Strasse gerade von uns durchs Thal hinab ginge, dann wollte er schon gehen. Nun dafür fand sich Rath. Stöwer zog seinen kleinen Freund aus den Hobelspähnen, wohin er sich schon geflüchtet hatte, nahm ihn auf den Rücken und trug ihn durch die drei Schwämme hinab, bis wo man unten wieder auf die Strasse kommt und stellte ihn da auf Terra-Firma. So ging es einige Tage nach einander fort bis die Bahn gebrochen war. Mancher Einwand wurde wohl noch erdacht, aber auch alles beseitigt. Es musste nach der Schule gegangen werden und so kam man auf den Gedanken, lieber sich zu fügen. Das Körbchen in der Hand, in das unser Mittagsbrod für Heinrich und mich nebst den a. b. c. Büchern eingebunden war, ging es dann ziemlich regelmässig hinab an's Bleiler's in die Schule.

Im nächsten Sommer eröffnete Friedericke Kengel eine Schule, etwa eine Meile von uns nach Groszvaters, oder besser "Onkel Dan's" zu. In einem schmalen Thale mit saftiger Wiese, von Wald umgeben, wohnte Mike Acker, auch er hatte eine kleine Barrake im Hofe. Friedericke Kengel erhielt von ihm Erlaubniss, das Nest für sich gebrauchen zu dürfen und machte es zu einer Schulstube dienlich. Wir gingen dahin den ganzen Sommer über. Aber gelernt wurde nichts; wir spielten, gruben in der Erde und trieben Unfug. Die Kinder, die daheim entbehrt werden konnten—leider wenige, nur etwa 15—kamen mehr dahin, dasz sie daheim aus dem Weg waren und eine Pflegerin hatten, die auf sie acht hatte. Da wir zum Lernen nicht streng angehaletn wurden und unsere Lehrerin eine liebe deutsche Natur war, die uns spielen liess, hielten wir denn auch grosse Stücke auf unsere Schulmeisterin. Es war nicht nach unserem Sinn, da wir nun im Herbste nach der Ziegelkirche in die Schule mustzen. Hier hielt Salem, ein gediegener deutscher Lehrer die Gemeinde-Schule. Da musste endlich besser angegriffen werden. Das a. b. c. wurde heraus geschafft. Salem wusste den Schülern Liebe und Lust zum Lernen einzuprägen und da ging es schnell vorwärts.

Im Frühjahr 1833 räumte Stoib seine Grabsteinhauerei aus. Er hatte durch Vaters Verwendung die Schule an der Falkner Schwamm Kirche erhalten. Dadurch wurde das alte Haus leer. Vater schaffte eine Zahl kleiner Kinder zusammen und richtete das alte Haus zu einer Schulstube her. Schreiber, der früher an's Bleilers Schule gehalten, wurde nun wieder unser Lehrer. Das Lernen nahm wieder seine alte Richtung. Wir hatten Freiheit, durften thun was wir wollten. Während den Schulstunden waren oft mehr Kinder draussen als im Schulzimmer Der Meister sass auf seinem Stuhle und schlief bis der Lärm der Kinder ihn weckte. Vater konnte am Lehrer nichts bessern, so liess er es gehen, stellte aber die Schule ein und verpachtete das Haus an eine deutsche Familie.

In diese Zeit fallen meine ersten Hiebe, die ich von Vater bekam. Bei Christ Kramlichs war ein englisher Knabe aus der Stadt, der kam auch mit Kramlichs Kindern in unsere Schule. Er hatte allerlei Kniffe im Kopf und war neugierig auf Alles, was im Landleben ihm fremd war. Vater hatte unterhalb dem alten Hause sich einen Bienenstand gebaut und eine neue Art Kasten entdeckt, die aus Brettern gemacht stossweise übereinander zusammen gestelzt werden konnten. An den Seiten waren Thürchen mit Glasscheiben angebracht, wo man das Treiben der geschäftigen Einwohner betrachten konnte. Das wollte der Kleine alles sehen. Er kam hinter mich, ihm in den Bienenstand zu führen und ihm die Sache zu zeigen. Wir gingen hinein. Auch Ed. Kramlich, ein Sohn des Hauses, wo der Kleine daheim war, war mit dabei. Das Ansehen der Sache war nun schon recht, aber dabei kamen noch andere Gedanken, die waren nicht recht. Der Deckel oben auf dem Kasten hatte auch sein Thürchen und Glas. Das Glas war nun aber entweder heraus gebrochen oder heraus genommen worden. Zufällig wurde auch dies Thürchen geöffnet und die angebauten (Rosen) Honigscheiben zerbrochen. Da lag dann der schöne Honig frei, den Hunden preis gegeben. O lass uns versuchen! warf der Kleine mit Eifer hin. Es wäre mir wirklich nicht eingefallen, Honig aus dem Stock zu naschen, aber mit dem "lass uns versuchen" war auch die Versuchung über mich gekommen und ihr streng zu widerstehen lag gerade auch nicht in meiner Art. Es wurde zugegriffen, versucht. Mit Hülfe eines Sackmessers wurden die Honigscheiben abgelöst, vertheilt und vernascht and andere Stücke nachgeholt bis die Süssigkeit bald widerstund.



Johannes Helffrich.

Die Kälte des Winters verhinderte die kleinen Thierchen ihr Eigenthum zu vertheidigen. Die Sünde war geschehen; das Gewissen aufgeweckt. Und was es da drinnen im Herzen sprach, konnte ich nicht abwerfen. Wie sehr ich suchte zu verhehlen und mich auch zwang zu vergessen, der Gedanke kehrte immer wieder nach dem Bienenstande, bis mir zuletzt schrecklich Angst wurde. Vater sah regelmässig jede paar Tage nach seinen Bienen. Dort war aber unterdessen das Uebel nach ärger geworden. Als er hinein kam, floss der Honig aus den angebrochenen Rosen unten zum Kasten hinaus, hatte die erstarrten Bienlein ersäuft und beinahe den ganzen Stock getödtet. Er kam schnell ins Haus zurück; ich wuszte recht wohl was loss war, denn ich hatte ihn beobachtet und in den Stand eintreten sehen. Sein erster Blick auf mich lehrte ihn schon, wer der Verbrecher war. Was hat's drüben im Bienenstand gegeben? war seine strenge Frage. Es muszte gebeichtet werden. An Leugnen dachte ich auch nicht und war sogar froh, trotz allem was noch bevorstund, als es vom Herzen weg war. Aber erzürnt war Vater. Er gab mir sein Messer mit der Anweisung eine Peitche vom Baum zu schneiden. Erst am andern Morgen, so lange sollte ich die Angst auf dem Herzen tragen, erfolgten die Hiebe; und wahrlich sie haben die Süssigkeit des Honigs aufgewogen. Probatum est.

Im Frühjahr, als Schreiber's Schule aufbrach, zog eine deutsche Famile Namens Hessler in das alte Haus. Diese Leute suchten bei Vater Zuflucht und er gab ihnen die Wohnung unentgeldlich. Später zogen sie nach Orwisburg, wo Hessler Methodist, und später Methodistenprediger und homöopathischer Arzt wurde. Er muss ein schroffer, hitziger Karakter gewesen sein. Beinahe jeden Tag gab es Streit in seiner Familie, nicht selten bekam seine Frau Hiebe noch gratis dazu. Einmal kam sie weinend zur Mutter und klagte; sie wisse wohl, meinte sie, dass die Weiber Schläge haben müssten, aber nicht so v——t arg, wie sie immer kriege. Bei aller Sanftmuth meiner Mutter war dies aber doch zu viel für sie. "Ein Weib müsse Schläge haben," das konnte sie nach amerikanisher Denkweise nicht reimen.

Bei Hesslers machte ich eine andere bittere Erfahrung, die mich auf einen Gemüthsfehler hätte aufmerksam machen sollen. Oben in Hesslers Zimmer vor dem Fenster hatte er einen kleinen Käfig, wo er eine wilde Turteltaube eingesperrt hatte. Eines Tages ging ich hinauf und suchte den kleinen Jungen

Hesslers, mit dem ich oft Kegel spielte. Als aber Niemand im Zimmer war, trat ich an's Fenster um hinaus zu sehen, wo sie alle wären. Da war der unselige Kasten gerade vor meinen Augen. Ohne zu überlegen machte ich den Kasten oben auf, das hübsche Thierchen besser sehen zu können. Husch! fährts hinaus und so Wetters schnell, dass man gar nicht mehr zumachen konnte; erst über den Schwamm gehts hinüber nach Haupts Baumgarten gerade wie eine Linie, bis es dort in den Aesten der Bäume verschwindet. Unter heftigem Schreck schlug ich den Deckel wieder zu. Aber heraus war's. Eine wahre Todesangst überfiel mich. Ich dachte nicht ob der Verlust gross oder klein war. Ich fühlte nur, dass ich auf verbotenem Weg gegangen war, sah dies aber leider zu spät ein. Ich machte den Deckel nochmal auf um zu sehen, ob denn der Vogel gewiss auch heraus sei. Leider war's gewiss, fort war er! Natürlich wurde da ein fester Vorsatz gefasst, kein Deckel mehr auf zumachen. Weiter als auf jenen Deckel aber reichte der Vorsatz in angeborner Gedankenlosigkeit schwerlich. Kein Mensch hatte mich gesehen und so kam ich zuletzt auf den Gedanken, wenn ich's nicht selber sagte, könne auch Niemand wissen, dass ich es gethan habe. Ich machte mich aus dem Staube, schwieg still und es blieb diesmal bei dem blossen Schrecken. Der Schreck war jedoch heilsam, denn er rüttelte an der schlummernden Vorsicht—etwas, das bis heute noch nicht völlig klar zum Bewusstsein gekommen ist. Alles Elend meines Lebens kam aus Mangel an Vorsicht und hat seinen Grund in einem gedankenlosen Drauflos-gehen. Vorher gethan und nachher bedacht! wie oft habe ich dies hören müssen; und wie oft hat es mich wirklich in gross Leid gebracht.

IV.

Ziegelkircher Schule.

Unsere Wohnung lag im Kreise der Ziegel-Gemeinde, einer von Vaters Gemeinden. Wir hatten etwa eine und ein halb Meile dahin. Man geht über Haupts den Hügel hinauf und draussen an's Werth's auf der Allentown Strasse rechts ab durch den Wald. In jener Zeit war an der ganzen Wegstrecke bis nach der Kirche kein anderes Haus als Werth's,

und von Werth's an bis zur Kirche lauter Wald. Die Gemeinde-Schule wurde durch Vaters Vermittlung um die Zeit, da Schreiber's Schule bei uns authörte, von einem tüchtigen deutschen Schulmann, Namens Allenborn, besetzt. Er war Lehrer und Organist von Deutschland aus. Zu Allenborn mussten wir nun zwei Jahr lang regelmässig in die Schule. Jeden Tag mussten drei Meilen gemacht werden. Dies war allerdings viel für einen Knaben von sieben Jahren, aber es geschah in Gesellschaft. Noch einige Meilen weiter von dem oberen Ende der Gemeinde kamen, wenigstens im Winter, Kinder verschiedener Familien, als Walberts, Grims, u. a., die ebenfalls nach der Kirche in die Schule mussten und an unserem Hause vorbei gingen. So bildete sich jeden Morgen eine kleine Gesellschaft, in deren Mitte der weite Weg sich verkürzte.

Im Winter wurde die Schule sehr voll, oft überfüllt, dass kaum Raum war. Es gab damals noch keine andere als Gemeindeschulen in der Gegend. Das Gebiet der Ziegel-Gemeinde war acht bis neun Meilen gross. Im Winter musste nun Alles, was gehen sollte oder wollte und kein Geld verdienen konnte, in die Schule. Freilich, wenn ein Bauer seinen Sohn verdingen, oder wenn er auf eine andere Weise wie durch Taglohn "Geld aus ihm machen konnte," dann war es mit der Schule nichts. Er musste "schaffen." Manche wuchsen dabei auf, sahen selbst den Verlust ein und kamen nun als grosse Schlingel unwissend, um doch noch lesen zu lernen. So kamen Kerle, die ausgewachsen, 19, 20 Jahr alt waren, und einzelne noch sogar mit dem A. B. C. Buch. So kam auch eines Morgens ein Gemeindeglied mit seinem Sohn, der viel grösser war wie der Vater selbst, in's Schulzimmer, um seinen Sohn in die Schule zu bringen. Die Schule war schon an. Der Alte mochte denken, sein Sohn würde vielleicht, weil er so gross war, nicht mehr angenommen werden. Daher kam er selbst mit, dem "Schuhlmeschter zu sagen, dass er ah en Recht habe sei Kinner in die Schuhl zu schicke." Der Lehrer setzte ihn auf eine Bank den Kleinen gegenüber, wo er gleich Platz für zwei einnahm. Ich betrachtete ihn in meiner kindlichen Einfalt, wie er so Kopf grösser über alle Schüler hinausragte und selbst grösser war wie sein Vater, der ihn gebracht hatte. Beim Abendessen erzählte ich, es sei heute einer in die Schule gekommen, der wäre drei Jahre älter als sein Vater. Alle fingen an zu lachen, selbst Vater lächelte mit; die alte Freny aber sagte, das

könne ja nicht sein. Ich stritt aber steif und fest darauf, es wär so! Wie könne er denn so viel grösser als sein Vater sein, wenn er nicht auch älter wäre.

Hier also an der Ziegelkirch wurde der erste gründliche Anfang im Deutschen gemacht. Allenborn hielt streng darauf, dass wir lernten. Lernen war mir auch nicht schwer, im Gegentheil, ich fasste leicht auf, wenn die Lust zum Lernen nicht fehlte. Aufrichtig gesagt, war dies aber zuweilen der Fall. Jedoch wusste der Lehrer dem zuvor zu kommen. Er hatte allerlei Wege den Kindern Lust und Freude zum Vorwärts einzuprägen. Er belohnte fleissige Kinder mit Bildern, kleinen Büchern und sogar öfters mit Geld. Ich erinnere mich, dass er einem Mädchen, welches das Geschlechtsregister Christi im Testamente fehlerfrei ablesen konnte, die Hand mit Cents hin hielt und immer wieder in den Sack griff und hin hob, bis er mehrere dreissig Kupfer vor sich auf dem Pult liegen und er keinen mehr in der Tasche hatte. Jede Woche hielt er einigemal Religions-Unterricht in der Schule, dadurch wurde ein nicht unbedeutender Einfluss anf die rohen Herzen ausgeübt. In den Mittagsstunden beaufsichtigte er die Kinder während des Spiels. Und wenn wir Kleinen unser Fangen um die Kirche trieben, winkte er uns zn, ob das nächste Eck frei sei. Allenborn war Kind mit den Kindern und doch ein strenger Führer, den alle liebten und fürchteten. Und er wusste uns ebensowohl mit herablassender Freundlichkeit zum Fleiss anzuspornen, als er auch gleichzeitig eine meisterhafte Zucht in der Schule übte. Letztere hatte er auch einmal an mir Gelegenheit zu erproben. Er und ich waren immer mit einander einverstanden, und ich hielt viel darauf beim Schulmeister gross dran zu sein. Aber trotz dem kam es einmal anderst. Ich hatte schon einige Zeit, wenn die Schule anfing, weder Buch, Schreibbuch noch Federn finden können. Alles war verlegt und fort, weil beim Schluss der Schule alles ohne Ordnnng liegen gelassen wurde. Mehrmal hatte er mir schon gesagt: "Wilhelm, gib acht, es gibt dieser Tage 'mal ein Denkzettel!" So kam es auch richtig. Als die Schule 'mal wieder angeht, fehlts Buch. Hopp! Wilhelm komm heraus! heisst's, und über die grosse Brille weg sieht mein Allenborn mit starrem Blick nach mir. Bleibe aber ganz ruhig sitzen, meine das könne mich nicht gemeint sein. Er aber sieht zwei, dreimal her, immer ernster. Wird's bald! klingt's nochmal. Da war kein Widerstand. Heraus gehts, polternd, zornig und weinend zugleich. "Siehst

du!" sprach er, "ich habe dich gewarnt und dass du ein guter Schüler bleibst, musst du jetzt deinen Denkzettel kriegen. Und er zog mich über sein Kniee und gab mir, was er "Firm, aus dem Salz" zu nennen pflegte. Es hatte auch wahrlich geholfen. Der kleine Wilhelm erzählte es Vater, hatte von da an Alles in bester Ordnung. Niemehr Hiebe in der Schule nachher.

Allenborn hatte keine Familie. Er wohnte ganz allein im Schulhaus und führte eine Junggesellenwirthschaft. Da mochte ihm oft die Zeit lange werden. Nicht selten ging er dann des Abends mit den Kindern nach Hause; oft auch mit uns, zuweilen jede Woche einmal. Da sass er und Vater dann beisammen und erzählten sich. Ich hörte mit grosser Aufmerksamkeit zu, wenn Allenborn von Deutchland erzählte, wie dort die Leute in Dörfern und nicht so vereinzelnd im Lande wohnen; wie jedes Dorf seine Kirche, Pfarrhaus und Schulhaus habe; wie auf den Kirchen Thürme und Glocken und in Städten sogar viele Glocken hingen, die immer vor dem Gottesdienst gezogen würden und schönes Glockenspiel machten; wie da alle Kinder so nahe zur Schule hätten und der Pfarrer selbst zweimal in der Woche die Schule besuche und alles nach seiner Verordnung geschehen müsse; wie die Jugend des Abends vor manchen Häussern zusammen kommen, singen und lustige Schnurren machen; wie in Deutchland viel Musik und in vielen Häusern Klaviere gebe. Dies ging mir denn im Kopf herum und ich grübelte, warum dies nicht auch hier so sei. Besonders Klavier und Musikmachen fiel mir auf. Ich wusste wohl was eine Orgel war, denn in unserer Kirche hatten wir eine; aber ein Klavier hatte ich noch nicht gesehen. Eines Tages frug ich Allenborn was ein Klavier sei und wie man da Musik machen könne. Er erklärte es mir. Ich frug ihn, ob er auch spielen könne. Er sagte ja, ich spiele ja die Orgel und so spielt man auch das Klavier. Ob ich Lust hätte, Klavier spielen zu lernen? Daran hatte ich noch nicht gedacht, aber ganz warm flog's mir durch's Herz. "Ja, wenn ich kann und wenn der Papa eins kaufen will." "Ach! das wird er schon thun." Er sprach mit Vater; denn bald darnach frug mich Vater, "Wilhelm hast du Lust Klavier spielen zu lernen?" "Ei gewiss, o Papa, kauf eins!

Vater musste nach Bethlehem geschrieben haben, denn eines Tages kam von daher ein Piano und wurde in unser Haus getragen. Hier blieb es auch, obwohl Vater nichts von ei-

nem bestimmten Kaufe vorher wissen wollte. Welch eine Ueberraschung! Des andern Morgens, als wir nach der Schule gingen, hiess es: "Bring Allenborn heut Abend mit nach Hause!" Ja wohl, das verstund sich von selbst. Niemand konnte ja sonst Klavier spielen in der ganzen Gegend. Und als wir Allenborn sagten: "Wir haben ein neues Klavier; Schulmeister! Ihr sollt heute Abend mit heim kommen", war er ebenfalls überrascht und bereit, unsern Wunsch zu erfüllen. Das war ein unvergesslicher Abend! Obgleich ich später beurtheilen lernte, dass Allenborn kein Genius auf dem Piano war, so war doch die Neuheit der Sache genug, mich in eine halbe Verzückung zu setzen. Allenborn spielte und sang dazu; spielte lustige Walzer und sang heitere und ernste Lieder, kurz das ging über alle Vorstellung hinaus. Also, es war ein Piano in Weissenburg. Das war gewiss etwas, denn so lange die Welt stund, war zuvor kein Piano in Weissenburg gewesen. Nun war für unsern Geist ein Fach mehr zum Lernen und Begreifen vorhanden. Es ging an das Noten lernen. Die musten heraus mit Gewalt. In kurzer Zeit war auch mit denselben auf dem Papier wie auf den Tasten aufgeräumt. Mit allem Eifer wurden die ersten Scala geübt und 'mal ein kleines Stückchen dazwischen hinein gelernt. Die Sache machte mir nur Freude.

Im kommenden Sommer war nur kurze Zeit für uns kleine Kinder Schule. Wir hatten in der Zeit Fleiss auf's Klavier zu verwenden. Allenborn war da viel bei uns, musicirte und unterichtete meinen Bruder und mich auf dem Klavier. Heinrich verwünschte das Piano. Er hatte keinen Geschmack und noch weniger Geduld, spielen zu lernen. Nur gezwungen ging er an das Klavier und so ward nie etwas aus ihm, wie gern er doch Musik hörte.

Hatten wir unsere vorgeschriebene Zeit gelernt, dann war der übrige Theil des Tages unser. Wir durften den nach Wohlgefallen mit spielen verbringen, nicht auf dem Klavier, sondern draussen im Hofe und da war Heinrich König. Der Hof war bald zu eng für seine Ideen. Wir suchten das Weite. Droben an der Scheuer wurde gegraben und gebaut. Im Schwamm unten, wo wir an Grimm's anstossen, zog sich rechts den Berg hinauf eine Heckenfenz, da wurden Strassen angelegt, Scheuern und Ställe gebaut und mit Hunden gefahren. Das Bächlein durch den Schwamm musste uns sein Wasser leihen. Es wurden Dämme gebaut, Wasserräder gesetzt und Sand auf und ab gebootet. Selbst der Fischteich muste die-

nen, er galt als Ocean, wo Schiffe mit Masten und Segel von buntem Papier lustig über's Wasser strichen. Heinrich war die Seele des Spiels. Je mehr wir waren, desto mehr wusste er das Spiel auszudehnen. Ich konnte nichts fertig bringen. Mechanisches Talent fehlte mir, dazu auch Geduld. Wenn etwas nicht gelingen wollte, ärgerte ich mich und schlug nicht selten alles in Stücke.

Eines Tags wurden wir von der Mutter gerufen; waren gerade im Spielen begriffen. Aus Dreck und Staub gings heraus, durch den Schwamm hinauf nach dem Hause. Auf der "Portch" sass ein feingekleideter Herr, Onkel John Schantz, ein Bruder meiner Mutter. Wir reichten die Hände, waren aber unzufrieden, gestört worden zu sein, und machten's unfreundlich und mürrisch. Er beguckte uns, unzufrieden, wie es schien, und meinte, wir sollten zuweilen "ungebrannte Asche kriegen". In der Küche, wo wir einer Zustutzung unterworfen wurden, frug ich die Mutter was ungebrannte Asche sei. Sie wies auf die Katzenpeitsche auf dem Fenster und sagte, dort steht ungebrannte Asche. Oho, was weiss der, ob wir Hiebe brauchen. Von mir bekam er wenigstens den ganzen Tag keinen freundlichen Blick.

Nicht selten bekamen Heinrich und ich Händel mit einander, zum Zuschlagen durfte es freilich nicht kommen. Damit wären wir beide gestraft worden. Heinrich wollte immer regieren. Dies lag aber auch gerade in meiner Natur. An Nachgeben dachte ich selten. Auch war Heinrich von Natur faul, wo er mir seine Arbeit aufladen konnte, musste ich sie gewiss thun. Dagegen sträubte sich mein Gefühl für Recht; wurde dann die Mutter zum Schiedsrichter gemacht und er konnte sich herauswickeln, so war sein Gewissen sehr elastisch. Im Spiel hatten wir aber selten Streit, da war er anerkannter König. Was zu laufen oder holen war, wusste er immer schlau auf andere zu satteln, dass sie es gern thaten.

Der Sommer verging und früh im Herbst fing die Schule an der Ziegelkirche wieder an. Da musste alle Tage marschirt werden. Wir mussten mit Fleiss lernen. Rechnen war mir langweilig. Brachte es auch mein Leben lang nie weit damit. Zahlen sind mir immer geisttödtend gewesen. Dagegen kam ich vorwärts in allem andern. Im Lesen machten mir nur zwei Mädchen den Rang streitig. Die Eine neckte mich oft. Ich war ihr nicht gut. Da traf's sich einmal in der Schule, dass ich Revanche an ihr bekam. Sie hatte sich einer Strafe schuldig gemacht und sollte vor der ganzen

Schule am Ofen stehen. Allenborn rief sie vor. Sie kam nicht. Meinte auch, beim Schulmeister gut zu stehen. Es nützte aber nichts. Wilhelm hole sie heraus! Das hätte nicht besser kommen können. Ich machte mich auf und hinein in den Mädchenstuhl, nahm sie am Aermel fest und des Lehrers begleitendes "nur heraus!" half mir, meinen Sträfling glücklich an den Ofen zu postiren.

Die Schule war diesen Winter wieder sehr voll. Allenborn honnte unmöglich Allem nachkommen. Er machte mich zu seinem Gehülfen für die Anfänger. Auf der Thüre und an der Tafel stund das A B C gross und klein angeschrieben. Mit einem langen Zeiger in der Hand deutete ich den A B C-Schützen die Buchstaben aus, die sie nennen mussten. Selbst einige grosse Schlingel hatte ich in meiner Classe. Dies hatte einen guten Einfluss auf mich; gab mir alle Mühe mich mit Allenborn gut zu halten, dass ich meinen Posten nicht verlieren möchte.

Wir lernten was in der Gemeindschule gelehrt wurde. Gegen Frühjahr rieth Allenborn Vater, er solle uns einen Hauslehrer anschaffen. Er hätte wohl weitere Unterrichtszweige für uns aufnehmen können. Dies hätte aber damals in der Gemeindeschule Störungen verursacht, da die Leute dadurch eine Bevorzugung zu sehen geglaubt hätten.

Das Schulwesen war damals noch sehr zurück. Lesen, Schreiben und Rechnen, an der Tafel, wie auch aus einigen Textbüchern, war alles was in der Schule geübt wurde. Und viele Lehrer konnten dies nicht einmal gründlich lehren. Nicht jede Gemeinde hatte einen Allenborn. Auf je zehn Geviert-Meilen kam etwa eine Schule, deren vier aus fünf schlecht besetzt waren. Ein trauriger Zustand für die Schule und Bildnngsgrad der Gemeinde. Habe manche Bauern sagen hören, sie wären vier Monate in die Schule gekommen. Bei der ärmeren Klasse gab es Leute, die gar nicht lesen und wenige nur, die einen Brief schreiben konnten. Man hatte wohl von Seiten des Staates Anordnung getroffen, die Kinder der Armen zu versorgen. So hatte jedes County eine Armenkasse, woraus die Kinder der Unbemittelten unterrichtet wurden. Später nahm jedes Township die Verwaltung dieser Kasse selbst über sich. Man achtete es aber als eine Schande, seine Kinder vom County oder Township lehren zu lassen; wurde auch manchen Kindern von den andern vorgehalten. Zuletzt wurde die Gelegenheit nicht mehr benutzt. Lieber

liess man seine Kinder auf der Strasse laufen und viele blieben beinahe gänzlich ohne Unterricht.

Diese Thatsache veranlasste den Staat, im Schulwesen eine völlig neue Bahn zu brechen. Um's Jahr 1834 passirte die Gesetzgebung das Freischulgesetz. Das Schulwesen wurde aus den Händen der Gemeinde genommen und unter die Aufsicht des Staates gestellt. Die Kirchenschule wurde eine Staatsschule. Der Staat bezahlt die Lehrer und schreibt den Unterricht vor und alle Kinder gehen frei in die Schule. Sie musste wenigstens vier Monate im Jahre dauern, konnte aber auf zehn Monate ausgedehnt werden. Dies Gesetz musste eine völlige Umgestaltung mit sich führen. Der Lehrerstand bekam eine gesicherte Grundlage. Männer von Talent konnten sich mit Aussicht auf eine sichere Existenz dem Schulfache widmen und es war Hoffnung auf bessere Lehrer. Der Lehrer hing in seiner Besoldung nicht mehr ab von der Willkür des Volkes. Neue Schulen entstunden. Die Schulhäuser wurden zweckgemäss in gehöriger Entfernung von einander placirt. Ein Township, das früher eine Kirchenschule hatte, bekam mit der Zeit 10 bis 13 Schulen. Die Kinder, arm und reich, kamen regelmässiger in die Schule. Der Bauer und Handwerker musste seine Taxe bezahlen und da sollte doch auch das Kind seinen Werth dafür haben.

Der erste Eindruck, den dies Freischulgesetz auf einen vorurtheilslosen Beobachter macht, ist unstreitig gut und unstreitig hat das Gesetz und wird es noch viel Gutes wirken. Allein dass es auch böse Tendenzen in sich trägt, kann noch weniger geleugnet werden. Vor Allem nahm es die Schule aus den Armen der nährenden Mutter, der Kirche, hinweg; und schliesst die Religion, mit der sich der Staat nicht befassen darf, aus derselben hinaus. Es wird unsere Nation in die äussersten Grenzen der Verweltlichung hinaus führen. Das Eingreifen des Staates war nothwendig, aber die Schule hätte unter kirchlicher Führung bleiben müssen. Mit wenigen Ausnahmen erkannte man aber dieses damals nicht. Trotzdem erhob sich in den Massen des Volks eine mächtige Opposition gegen das Gesetz. Die Reichen wollten keine so schweren Abgaben zahlen, und selbst die Armen sträubten sich gegen eine Taxe. Daher kam es, da das Gesetz erst durch County- oder Township-Wahlen angenommen werden sollte, dass viele Townships dasselbe Jahre lang abstimmten. Nur Allentown und Hanover nahmen es im zweiten oder dritten Jahre an; dann Lynn und zuletzt, im Jahre 1843, nachdem

die Gesetzgebung die Wahlbestimmungen so veränderte, dass auch eine bestimmte Minorität dafür entscheiden konnte, auch Weissenburg und die andern Townships. Einen triftigen Grund gegen das Gesetz erkannte das Volk nicht, und doch trotz den schlechten Schulen sträubte es sich so lange als möglich gegen eine bessere Einrichtung.

Mit diesem Winter schloss sich unser Unterricht in der Gemeindeschule. Es fing nun eine andere Lehr- und Lernweise an. Aber unvergesslich sind mir jene Jahre der Kindheit und des ersten geistigen Erwachens. Das Herz hatte wohl auch seine kleinen Sorgen, doch solche verflogen wie der Nebel vor der Sonne im frischen Lebensmuth. Die geringste Freude verdrängte alles Bittere und alles Unangenehme hatte auch wieder sein Schönes. Dem steifen Sitzen auf den harten Schulbänken brachte die Mittagsstunde des Spiels Ersatz. Der weite Weg nach und von der Schule wurde unter dem fröhlichen Treiben der Kinder kurz. Schneeige Tage brachten Holzschlitten von oben herab, die 12 und mehr Kinder der Strasse entlang an den Häusern aufnahmen, und Morgens und Abends, bis gebahnt war, in lustigem Zuge hin und her brachten. Und ach, wenn der Wind alle Strassen Fens hoch voll Schnee geblasen hatte, nach einigen Tagen aber auf dem festgewordenen Schnee ohne einzubrechen über die Schneehaufen und Schneethäler dahin gejagt werden konnte und die wunderlichen Formen der Schneewehen vom Spiel des Windes aufgebaut das Auge ergötzten, wie herrlich war da der Weg, wenn das kleine wilde Heer laufend, rutschend, fallend und schreiend, bald hoch oben, bald unten, bald Kopf überschlagend in den tiefsten Schnee hinein seinen fröhlichen Reigen aufführte.

Und war die Schule aus und der Abend gekommen, auch dann war's nicht vorbei. Die langen mondhellen Winterabende brachten manche schöne Stunde. Oft klingelte und bimmelte es draussen auf den Strassen bis über Mitternacht hinaus. Man hat nichts zu thun, daheim plagt die Langeweile, da wird denn vor den grossen Holzschlitten gespannt und was kann und will steigt ein und nun geht's zu Bekannten. Da wird der Abend verschwatzt, Aepfel gegessen und "Seider" getrunken bis nach Mitternacht. Natürlich bekam das kleine Chor dabei auch das seine ab. Auch unser Haus wurde von besondern Freunden Vaters, wie Ungers, Kleins, Millers in Lynn und andern oft besucht. Da kamen dann auch die Schulkinder mit und wir hatteu unser Spiel und

Freude aussen vor dem Hause und in der Küche, während die Alten drinnen schwatzten. Ach du schöne Jugend! Wie schnell vergangen. Wie viel hat man erlebt und wie wenig ist davon zu erzählen! Blickt man darauf zurück, so ist es wie ein Blick in eine Laterna Magica. Ein Bild nach dem andern zieht vorüber. Alles ringsum ist dunkel, nur die Punkte, auf denen die Gestalten erscheinen, sind hell. Sie kommen und gehen im raschen Fluge; abgerissene Bilder und doch im innigsten Zusammenhang zu einander stehend.

V.

Hauslehrer.

Mein Bruder war nun 12 und ich 8 Jahre alt, und Vater darauf bedacht, uns einen gründlichen Unterricht ertheilen zu lassen. Der einzige Ausweg war da ein Hauslehrer. Vater hatte um diese Zeit schon Bekanntschaft mit Dr. Wm. Wösselheft von Bath. Der Chor deutscher Männer, wie er in Lecha und Northampton Counties eine Zeitlang so hervorleuchtend war, hatte schon angefangen sich zu organisiren und Vater in seine Verbindung hineingezogen.

Vater, so gesund und kräftig sein Körperbau auch sonst war, hatte doch Brustleiden. Durch Erkältung, die er sich in seinen ersten Amtsjahren zugezogen hatte, bildete sich ein chronisches Lungenleiden aus und drohte in Auszehrung überzugehen. Nach vergeblichem Mediziniren hörte er von Dr. Wösselheft. Dieser deutsche Arzt war ein höchst gebildeter Mann; ein Bruder, Robert Wösselheft, der als Vorsteher der deutschen Burschenschaft 1817 das berühmte Wartburgsfest der deutschen Studenten ausschrieb. Er hatte sich ebenfalls durch politische Einmischungen mit noch einigen andern Studenten Landes flüchtig machen müssen und kam nach Amerika und nach Bath in Northampton County. Dort practizirte er Medizin. Bei einem damals grassirenden bösartigen Typhus und nach manchen mislungenen Kuren, versuchte er Hahnemans neue Methode, die Homöopathie und hatte ungewöhnlichen Erfolg. Auch ein Bruder Vaters, Sem Helffrich in Nord Whitehall, wurde vom Typhus befallen. Vater selbst ging nach Bath um Dr. Wösselheft für seinen

Bruder zu holen. Es war zu spät, die Crisis schon vorbei. Hier, im Jahr 1830, machte Vater die Bekanntschaft Wösselheft's. Auch an sich selbst machte er Versuche in der homöopathischen Heilweise. Es trat schnelle Besserung ein und nach kurzer Zeit vollkommene Heilung.

Beide wurden intime Freunde. Vater bewog Wösselheft, jede paar Wochen auf einen bestimmten Tag zu ihm nach Weissenburg zu kommen, wo er alle Kranke, die er möglicher Weise in sein Haus bringen konnte, versammelte und in die Behandlung Wösselhefts hinein plauderte. So entstund eine Krankenmission in unsern Hause, das auf diese Tage mehr einem Hospital als einem stillen Pfarrhause glich. Oft waren 30 bis 40 Patienten versammelt. Wösselheft behandelte sie und eine grosse Zahl wurde geheilt. Der ungewöhnliche Erfolg machte Vater grosse Freude. Er gewann eine solche Lust und Hochachtung für die Homöopathie, dass er sich daran machte und die Homöopathie noch gründlich studirte. Kurze Zeit später kam noch ein anderer Arzt Namens Constantin Hering nach Allentown, ebenfalls ein Homöopath und jetzt einer der berühmtesten Homöopathen der Welt. Er war oder wurde ein Freund Wösselhefts und auch Herzensfreund mit Vater. Diese beiden Männer zogen nach und nach noch andere aus ihrer Bekanntschaft in ihre Umgebung. Auch mehrere Prediger, wie I. Becker, Wake u. a., wurden homöopathisch und schlossen sich diesem Bunde an. So entstund ein ausgewählter Kreis hervorragender Männer, die einen besondern geselligen Verkehr unter sich hatten, deutsches Leben, Bildung und Homöopathie sich zur Lebensaufgabe stellten. Es wurde auf alle Weise projectirt und eine homöopathische Akademie in Allentown begründet, vom Staate förmlich privilegirt, mit den Doktoren Hering und Wösselheft auf den Lehrstühlen. Auch eine homöopathische Zeitschrift erschien. Nachdem ein medizinischer Lehrstuhl in Allentown errichtet war, liess selbst Vater noch ein Examen über sich ergehen und erhielt ein Diploma. Als Wösselheft seine regelmässigen Besuche in unserem Hause einstellte, wurde Vater so zu sagen gewaltsam ins practiciren hinein gezwungen. Es war niemals seine Absicht Arzt zu werden. Die öffentliche Praxis gefiel ihm durchaus nicht. Am allerwenigsten wollte er sein Predigtamt versäumen und hat es auch niemals gethan, da er sich schlechterdings nie zum Krankenbesuch bewegen liess; wer Medizin wollte, musste sie in seinem Hause abholen lassen.

Bei Wösselheft nun erkundigte sich Vater nach einem Hauslehrer. Und das war gerade wie gerufen. Einer von Wösselheft's Mitstudenten, Namens Reichenhelm, war nach Amerika gekommen und gerade ohne Stelle und ohne Geld. Er wurde in unser Haus aufgenommen, sollte Homöopathie studiren und uns unterrichten.

Eine ganz andere Lernmethode fing jetzt an. Wir sassen nicht mehr bei andern Kindern unter Lärm auf den Bänken der Schulstube, sondern in unserm Zimmer allein und unmittelbar unter dem Auge unsres Lehrers. Zuerst kam mir dies sehr langweilig vor. Doch die Verschiedenheit des Studiums gewann mein Interesse und man gewöhnte sich bald hinein. Wir fingen jetzt Geographie, Naturgeschichte, deutsche und lateinische Grammatik an. Die Bücher dienten, die Normen und Formen zu gewinnen, das Leben des Buchstabens aber wusste Reichenhelm durch Erklärungen uns begreiflich zu machen. Wir wurden streng zum Denken und klaren Auffassen angehalten. Er las uns vor oder diktirte, wir schrieben nach; dann corrigirte er und machte die Regeln der Grammatik verständlich. Naturgeschichte war bald mein Lieblingsfach. Die drei Reiche waren schnell begriffen und Uebergänge in Naturlehre (Physik) machten uns bald viele Naturerscheinungen deutlich und gaben neue Ansichten von der Welt und ihren Erscheinungen. Aber das lumpige Lauselatein, da war ja doch gar kein Verstand darin! Wozu das doch in der Welt war, wollte mir nicht einleuchten. Wie oft hätte ich lieber das Buch in den Ofen gesteckt, als mensa und amo gelernt. Jeden Tag hatten wir zwei Recitationen nach zweistündigem Lernen; dazu eine halbe Stunde Uebung auf dem Piano. Die übrige Zeit war unser, vorausgesetzt, dass unsere Lektionen geläufig gingen, wo nicht, so war es besser zu lernen.

Reichenhelm blieb etwa ein Jahr bei uns. Er zog dann nach Hamburg und praktizirte dort Homöopathie. Vater und Wösselheft hatten schon früher in Hamburg eine Krankenmission angelegt. Beide und auch öfter Reichenhelm waren jede Woche oder zwei Wochen abwechselnd dahin gekommen und hatten die versammelten Kranken behandelt. Nun übernahm Reichenhelm das Feld selbständig und hätte sich eine gute Stellung gewonnen, wäre dem Geis nicht zu wohl geworden. Veranlassung dazu war Folgendes: Vater, aus einem unseligen Spekulationsgeiste — nicht etwa Geld zu machen, sondern mehr, es zu verthun, und oft unklaren Ideen

nachlaufend, die nichts weiter als Capricen waren — hatte in Hamburg ein Kanalboot gekauft, hielt einen Bootjungen, der auf dem Schuylkill-Kanal Fracht und Kohlen hin und her spedirte. Vater vertraute Reichenhelm dies Geschäft an. Er sollte die Gelder kassiren und überhaupt das Geschäft verwalten. Die letzte Absicht war, es Reichenhelm abzutreten. Nun ging das eine Zeit lang recht gut vorwärts. Reichenhelm dokterte, kassirte die Frachtgelder und verwaltete die Sache, bis er etwa $600 von Vaters Geldern in Händen hatte; da liess er eines Tages das Boot bei Hamburg versenken, wo es auch in guter Ruhe verfaulte, und machte sich mit dem Gelde unsichtbar. Bei der Prozedur verlor Vater $ 700.. Wenigstens das Booten gab er auf, wenn er auch sonst im Projektenmachen nicht viel klüger geworden.

Kurz nachdem Reichenhelm zu uns gekommen war, verliess Allenborn die Schule an der Ziegelkirche. Er studirte Theologie, wurde ein Glied der freien Synode, fühlte aber wahrscheinlich keinen Beruf, machte Kehrt und wurde homöopathischer Arzt in Philadelphia, wo er sich ein schönes Einkommen erwarb. Es ging ihm gut bis an sein Ende. Dadurch, dass Allenborn die Ziegelkirche verliess, verloren wir unsern Musiklehrer. Vater sorgte für einen andern in der Person Trautz. Ein eigenthümlicher Kautz ohne besonderes Talent. Vater kaufte ein kleines Gut oberhalb Hynemansville und liess die Trautzes Familie dahin ziehen. Er gab uns Klavier-Unterricht, aber unregelmässig, bis nach einem Jahre, da er wieder verschwand.

Durch Reichenhelm und Trautz fand ein schöner deutscher Gebrauch bei uns Eingang: wie man nämlich in Deutschland im Familienkreise den Geburtstag seiner Lieben feiert. Sie ermittelten Vaters Geburtstag, um ihn mit einer Freude zu überraschen. Ohne dessen Wissen wurde ein grosser Ehrenbogen bereitet, mit grünem Laubwerk, Blumenkränzen, Tafeln mit Gedichten und Glückwünschen geziert. Nachdem Alles im anliegenden Zimmer in Ordnung gestellt, öffneten sie die Flügelthüren vom grünen Zimmer, wo Vater an seinem Schreibtisch sass, und las. Wir alle stunden in Reih und Glied und freueten uns bei der Anrede Reichenhelm's Vater so ganz überrascht zu sehen. Er erwiederte einen herzlichen Dank für die erwiesene Aufmerksamkeit.

In 1837 bekamen wir, nachdem uns Reichenhelm verlassen, abermal durch Wösselheft einen Hauslehrer, Namens

Flotto. Flotto war ebenfalls ein Bekannter Wösselheft's und kurz vorher von der Universität gekommen. Er hatte zuerst Theologie studirt, gab sich dann der Medizin hin. Wösselheft, den er in Bath aufgesucht hatte, bekehrte ihn zur Homöopathie. Nun sollte er bei uns Homöopathie lesen und uns unterrichten. Er war ein sehr klassisch gebildeter Mann von äussert feinen Sitten, dabei aber ausserordentlich schnell und wegwerfend. Was nicht über seinen Leisten geschustert werden konnte, fand keine Gnade bei ihm. Amerika mit seinen rohen Sitten gefiel ihm gar nicht. Was gab es da für Vorlesungen über ungezogene Menschen!

Unser Haus war nicht geeignet zum Hausunterricht, es fehlte ein Zimmer, wo wir ungestört lernen konnten. So gefiel es Flotto und auch Vater nicht! Darum liess Vater das alte Haus abtragen. Es kam aber in einer neuen Gestalt wieder in's Leben. Im Hintergrunde unseres Hofes wurde es neu auferbaut mit neuen und zeitgemässen Einrichtungen. Den unteren Raum richtete sich Vater zu einer Werkstätte ein, wo er seine Erholungsstunden verbrachte. Im zweiten Stock entstund unser Studirzimmer. An den Wänden zogen sich Tische hin, der Thüre gegenüber, eine Stufe erhöht, stund der Katheder für den Lehrer. Vater's Bibliothek kam auch herein. Zur Abwechselung wurden auch Schreibtische zum Stehen hergerichtet. Das Ganze war sehr gemüthlich. Bei uns unter Oberfeld hiess dies Lokal die "Weissenburger Akademie" oder auch schlechthin nur die "Kneip".

Hier begann Flotto mit uns. Er baute auf dem Lehrplan Reichenhelm's weiter fort. Meinten wir früher Reichenhelm sei zu streng, so erfuhren wir doch erst jetzt was strenger Unterricht war. Flotto hielt auf die strikteste Ordnung und sah scharf darauf, dass wir unsere Lektionen richtig kannten, verstunden und unsere Pensas gut eingeprägt waren. Nebst dem Unterricht war er uns auch Erzieher in Sitte und Lebensweise. Welche Vorträge bekamen wir zu hören über rohes, wildes amerikanisches Leben! Alles Folgen der amerikanischen Unwissenheit; die ganze Nation müsse eine totale Umbildung erleben. Die Wissenschaft wurde von ihm in ein wahres Götterbild verklärt. Er setzte es durch, sich der Wissenschaft gegenüber gering zu fühlen und zu demüthigen. Nur Flotto verdanke ich es, so jung ich noch damals war, nicht in den dummstolzen amerikanischen Geist verfallen zu sein, der echt classische Bildung in naiver Dummheit ignorirt. Wahrlich, er hat diesen Geist mit der Wurzel ausgerissen. Flotto legte

den Grund, den Oberfeld, ein Mann derselben Geistesrichtung, in uns später weiter entwickelte.

Um diese Zeit, etwa fünf Jahre lang, war unser Haus ein kleines classisches Deutschland. Hering kam nach Allentown, hatte einen Kometenschweif Freunde und Studenten, die in hellem Lichte glänzten. Wösselheft von Bath zog seine Bekannten an sich, selbst von Deutschland herüber. Darunter seinen auf deutschen Universitäten gefeierten Bruder Robert. So kam ein Chor erster Grössen zusammen: wie Wösselheft, Hering, Mühl, Bauer, Gosenwisch, Pulte, Fährentheil ein Adeliger, gewöhnlich Herr von Fährentheil oder auch nur Major genannt und andere mehr. Oft kamen sie bei uns zusammen, zuweilen jede paar Wochen; nicht selten alle auf einmal. Während der Ferienzeit blieben manche wie Gosenwisch und Fährentheil Wochen lang bei uns. Da gab es dann hohe Zeiten. Sie sassen bis nach Mitternacht, rauchten, projektirten, rissen Witze, dass die Funken sprühten und freuten sich königlich. Das war nach Vaters Sinn. Natürlich, so lange die Herren hier waren, hatten wir Ferien und krochen irgendwo in eine Ecke, dem Gaudium zuzuschauen. Der Major war der Projektenmacher. Immer und immer brachte er ein neues Projekt vor. Er meinte unter anderem, man müsse grossartige Spekulationen im nördlichen Theile Pennsylvaniens machen können, und tischte den Gedanken bei mehreren Zusammenkünften auf, bis endlich die Herren einwilligten und eine Reise nach Wayne County beschlossen wurde. In den nächsten Ferien, da Hering freie Zeit hatte, wurde sie ausgeführt. Vater, Hering, Wösselheft und Fährentheil machten die Reise dahin um Rundschau zu halten. Bei ihrem Bericht ergab es sich, dass sie eine angenehme Reise gemacht und der Urwald mit seiner grossartigen Natur tiefen Eindruck auf das Gemüth hinterlassen hatte; aber von Spekulation war nichts weiter zu hören als höchstens einen bedeutenden See abzugraben, um herrlichen Wiesengrund zu gewinnen. Der Urwald hatte sie abgeschreckt. Wundert mich, dass sie nicht auf Anlegung von Sägemühlen gekommen sind.

Ein anderes Projekt kam auf, der Weinbau. Der deutsche Wein fehlte. Nun weiss aber jeder, der den Deutschen kennt, dass mit dem Wein in einer guten deutschen Gesellschaft viel fehlt. Ob dies in dem fröhlichen Kreise die Veranlassung des Projektes war, weiss ich nicht, wenigstens der Weinbau kam auf's Brett. Man argumentirte, der Weinstock wachse hier wild, was selbst in Deutschland nicht der Fall

sei. Die Natur gebe da selbst Fingerzeig. Man wunderte sich, wie man es so lange ohne Versuche hätte lassen können. Da aber Wösselheft berichtete, dass man in Bethlehem schon längere Zeit Versuche und wie es schien, günstige machte, fasste Vater die Sache auf und war bereit, sich Schnittlinge von dort kommen zu lassen, einige Acker Weingarten anzulegen. Mit Hülfe von Büchern über den Weinbau machte er die Anlage richtig und als sie nach vier Jahren in's Gedeihen kam und grosse Ernten versprach, rechnete er auf sicheren Erfolg, kaufte noch ein Stück Land von 12 Acker, liess einen deutschen Weingärtner kommen, der 5 Acker davon in Weinberg anlegte. Es kam auch hier zu guten Ernten; allein der Wein war sauer, zu sauer, dass er als guter Wein hätte gelten können. Nun hiess es, die Lage ist nicht gut. So wurde der Pinikel im Blauen Gebirge gekauft. Ohne Zweifel die beste Lage im County, allein es fehlte auch hier. Der Wein war sauer und blieb sauer. Die Herren hatten ganz richtig spekulirt, aber die Traubenarten, die man zuerst hatte, als Isabella, Madeira und Catawba waren zum Weinbau nicht geeignet, so musste es fehlen. Wäre damals die Delaware, Iona und Eumelan Traube bekannt gewesen, so wäre das Projekt ohne Zweifel gelungen.

Wösselheft und Hering projektirten ein *junges Deutschland in Amerika*. Das gab lange Gespräche und Abhandlungen. Die Versammlung in Phillipsburg wurde besprochen und in's Werk gebracht. Dazu wurden Bürgerversammlungen im County berufen, die Deputirteu dorthin sandten. Da aber Uneinigkeit Seitens der Deutschen und Mangel an Interesse Seitens der Pennsylvanisch-Deutschen die Sache untergehen liess, wurde ein neuer Plan gelegt; es sollte eine westliche Ansiedlung gegründet werden, woraus Herman am Missouri-Fluss entstund.

Unser Mann aber war Gosenwisch, ein ausserordentlich begabter und liebenswürdiger junger Mann. Er war eben nach Amerika gekommen und in das homöopathische College zu Allentown eingetreten. Ein Kinderfreund, hielt er sich zu uns, machte sich immer etwas mit uns zu schaffen. Oft blieb er Wochen lang bei uns. Da erzählte er uns allerlei Schnurren; wie von den beiden Jungens, die sich einander vorsagen wollten bei ihren Recitationen, bis sie zu Grobheiten kamen, da der eine den andern störte im: "Ille, illa, illud" und jener diesem drohte mit "ich schlag dir auf die Schnutt!" Oft nahm er die Flinte, ging mit uns in den Wald, schoss für

uns Wild und lehrte uns selbst das Gewehr gebrauchen, was wir nur zu schnell auffassten und zu bald auf Abwegen missbrauchten.

Kamen die Herrn im Winter, so sah es aus, als kämen sie von Lappland. Sie trugen jugdenlederne Stiefeln über die Kniee hinauf reichend. Die Schlitten waren mit Pelzwerk beladen, wie man solches hier noch nie gesehen hatte. Wösselheft war wohlhabend und dessen Bruder Robert hatte eine Masse Pelzwerk mit nach Amerika gebracht. Bei einem dieser Besuche wurde unser Lehrer höchlich überrascht. Wir sassen eben am Mittagstische, Flotto den Ehrensitz habend wie immer oben am Tische, als die Thüre aufgeht und Wösselheft mit einem Fremden eintritt. Da entfärbt sich Flotto, stösst einen Schrei aus: "Ist's dein Geist oder bist du es selbst!" und hin fliegt er, dem Fremden um den Hals fallend und ihn küssend. Es war einer seiner wärmsten Freunde aus Deutschland von der Universität, von dem er nicht wusste, dass er nach Amerika gekommen war.

Neben Flotto's Unterricht durfte auch die Musik nicht liegen bleiben. Bei Trautz wurde wenig gelernt. Er verliess auch bald diese Gegend. An der Ziegelkirch wurde aber ein fähiger Lehrer, Organist und überhaupt Musikkenner, Namens Joch, in den Dienst genommen. Von ihm bekamen wir erst gründlichen Unterricht auf dem Piano, und zuletzt auch in General-Bass. Mein Bruder Heinrich liess die Music bald liegen. Dagegen hatte Joch einen Sohn, Namens August; dieser und ich nahmen unsere Stunden mit einander. Etwa 6 Jahre lang konnte ich Joch's Unterricht geniessen. Wir waren mehremal über den ganzen General-Bass gegangen und war ziemlich alles begriffen und geläufig. Im Spiel selbst waren wir mit Bethoven und Mozart Sonaten bekannt geworden und Auszüge aus Opern eingeübt, gingen so ordentlich im Vortrag. Die halsbrechenden Uebungen der Neuzeit hatte man nicht, waren uns wenigstens in jener Zeit fremd geblieben.

Vater, nicht nur ein grosser Freund der Musik, sondern auch den tiefen Eindruck der Musik zur Veredlung des Gemüthes beachtend, ging in Verbreitung der Musik über sein eigenes Haus hinaus. Die wohlhabenden Glieder seiner Gemeinde, da Töchter mit Anlagen waren, bestimmte er bei wiederholten Besuchen zum Ankauf von Pianos. Durch Allenborn lernte er einen Herrn Albrecht, einen deutschen Pianomacher in Philadelphia, kennen, der damals die besten In-

strumente im Lande machte. Von diesen Albrecht's Pianos verkaufte Vater wohl 10 Instrumente im Bezirke seiner Pfarrstelle. Allenthalben fing es an zu melodeien. Mancher Verkauf war freilich auch Perlen vor die Säue geworfen, doch im Allgemeinen war es ein Vorwärts-Schritt. Auch wir bekamen ein neues Piano von Albrecht. Er hatte einen aufrecht stehenden Flügel gemacht und in dem Franklin Institut ausgestellt, wo er ein Prämium von $300 zog. Der Preis des Instruments war $700. Diesen Flügel bot Albrecht an Vater feil für $400, aus Rücksicht für die vielen Verkäufe, die er für ihn gemacht. Das Instrument kam und übertraf noch unsere Erwartungen, die hoch genug gespannt waren. Es war wirklich ein Prachtwerk an Kunst im Bau und Ton. Dass die Musik damit einen neuen Aufschwung erlebte, war natürlich.

Unser Lehrer blieb ein Jahr bei uns. Er kam dann nach Allentown zu Hering, wo er graduirte, heirathete und praktizirte. Nach kurzer Zeit zog er nach Boston, Mass., wo er sich ein Vermögen von vierzig tausend Thaler erworben haben soll.

Unser nächster Hauslehrer war August Griebler. Er hatte an der Ceder-Creek in Macunschy letzten Winter Schule gehalten, von wo aus er uns öfters besuchte und Bekanntschaft mit Vater machte. Das Anerbieten Vaters, unser Präceptor zu werden, wurde von ihm freudig angenommen. Auch Griebler war ein Deutscher, noch ein junger Mann, der eben die Universität verlassen hatte und noch kein Jahr in Amerika war. Er war Theolog und mit der Absicht in dieses Land gekommen, sich dem Predigtamt zu widmen. Während er bei uns war, machte er bei der lutherischen Synode Anspruch um Aufnahme und wurde licensirt und später ordinirt. Er predigte oft für Vater und bediente später die Langschwamm und noch einige andere Gemeinden zur grossen Zufriedenheit der Glieder. Jedermann liebte und ehrte ihn.

War Flotto ein rascher und leidenschaftlicher Charakter, so war Griebler das gerade Gegentheil; denn ein sanfteres und milderes Gemüth habe ich nie kennen lernen. Er war die Geduld selbst und pflegte zu sagen, wenn Jemand behauptete das Wasser laufe Berg auf, "es ist schon oben". Seine Geduld und Liebe war aber nicht nur Gemüth bei ihm, sondern wurzelte in wahrer Herzensfrömmigkeit. Ist er auch später in unbewachten Stunden tief in David's Sünden gefallen, so war er dennoch ein David, ein Mann nach dem Herzen Got-

tes und hat sich gewiss aus seinem tiefen Falle wieder erhoben. Er war Pietist im guten Sinne nach Spener's Schule. Nicht weniger war er in der Wissenschaft zu Hause. Die Wissenschaft war sein Leben. In ihr lebte und bewegte er sich, alles Andere war bei ihm Nebensache, er galt für weltdumm. Für Alltägliches hatte er weder Sinn noch Gedanken, ging unüberlegt drauf los und machte viele Verstösse. So ist z. B. seine Unbehülflichkeit im Reiten sprüchwörtlich geworden. Er ritt öfters eines unserer Pferde. Dies hatte aber jeweilig seine Mucken: wenn es müde wurde oder keine Lust hatte, blieb es auf der Strasse stehen ohne weiter zu wollen. Griebler war eines Tages ausgeritten und sein Hippos bekam seine Launen. Es blieb stehen und legte die Ohren zurück; schon genug, um seinen Reiter in Angst zn jagen. Es half kein Zopfen noch Streicheln, die Peitsche zu gebrauchen fürchtete er sich, es möchte ihn abwerfen, so ging es von einer Seite der Strasse auf die andere, aber nicht vorwärts. Endlich kam Nachbar Bortz des Weg's und sieht was vorgeht und wo es fehlt. Griebler bittet ihn um Hülfe. "Er macht's juscht net recht, Parre! Nau habt acht!" Da, klatsch! klatsch! fällt's mit derben Hieben auf den srteitigen Hippos ein und fort geht's im vollen Galopp. Griebler aber, um nicht abzufallen, lässt den Zügel fahren, schlägt die Beine ein und fasst mit den Armen das Pferd um den Hals, eine gar lächerliche Position behauptend. Nicht jedesmal aber kam Nachbar Bortz zu Hülfe. Dann blieb nichts übrig als abzusteigen, voran zu schreiten und den streitigen Kerl, was er sich wohlgefallen liess, am Zügel hintennach zu führen. Nicht selten sahen die Leute Pfarrer Griebler so auf der Strasse einherziehen. — Nicht weniger unüberlegt zeigte er sich bei Tante Hehn, wo er in Abwesenheit des Knechts, die Wagendecke statt der Wagenaxe einschmieren wollte. — Und ein andermal beim Reiten rohe Eier in die Rockschösse einsteckte, wo sie durch Anschlagen an den Sattel zerbrachen, Sattel und Kleider besudelten und ihn in verdächtiges Aussehen brachten.

Abgesehen von diesen Ungeschicklichkeiten im täglichen Leben war Griebler ein tüchtiger Präceptor, nicht nur weil er in der Wissenschaft daheim war, sondern auch weil er einen glücklichen Modus des Unterrichts hatte. Nun, er sollte für eine Zeit von drei Jahren unser Lehrer sein, unsern Geist in der kleinen "Kneip" entwickeln. Und er hat mit nie ermüdendem Fleiss und Geduld das Seine redlich gethan.

Wir bekamen einen erweiterten Lehrplan. Nebst Deutsch, Latein und Naturgeschichte, wurde noch Geographie, alte Geschichte, die Grundzüge der Physik, biblische Geschichte, Religionsunterricht und bald auch griechische Grammatik hinzugefügt. Als Composition wurde Briefwechsel geführt, wöchentliche Aufsätze geschrieben und vorgetragene Geschichte nachgeschrieben.

Heinrich und ich waren jetzt auch nicht mehr allein, was zu einem schnelleren Vorwärtsschritt viel beitrug. Dr. Hering von Allentown, Dr. Detweiler von Hellertown und Pfarrer G. Jäger von Greenwich hatten jeder einen Sohn in unserm Alter in unsere Schule gesandt, die auch bei uns Kost hatten; auch kamen noch Charles Schmidt, ein begabter Jüngling von Kutztown, Elenius Kramlich, ein Nachbars Sohn, der Arzt werden sollte, und Erasmus Helffrich, unser Cousin, in unsern Unterricht. Wir waren also sieben, die classishe Studien aufgenommen hatten. Nebstdem kamen noch sechs oder sieben Nachbarskinder zum gewöhnlichen Schulunterricht.

An der Wand hing der Unterrichtsplan, wo die Woche und Tage in Stunden eingetheilt und einem jeden Fach seine Zeit zugewiesen war. An diesem Programm wurde streng fest gehalten. Jeder Schüler wusste, was auf dem Brett war, und hatte sich darnach zu richten. Mit neuem und erhöhtem Eifer wurde gelernt und die Wissenschaften gepflegt. Eutropius war der erste lateinische Classiker, den wir übersetzten, ihm folgte Sallust, Cornelius Nepos und Cäsar; mit Ausnahme Cäsars, Schriftsteller, die in den Collegien dieses Landes nicht gelesen werden. Auch Virgil hatten wir noch unter Griebler angefangen. Unsere Uebersetzungen mussten nachdem wir vor dem Präceptor die Lection mündlich übergangen hatten, noch nachgeschrieben werden, wobei nicht nur das Latein, sondern ebenso streng das Deutsche der Critik unterworfen wurde. Gleichzeitig führte uns Griebler mit diesen Geschichtsbüchern der alten Römer in die classische Geschichte jener alten Zeit ein. An den meisten Fächern unserer Studien hatte ich Wohlgefallen. Nur Mathematik war mir verhasst. Ich konnte nicht begreifen, warum sich mit den todten Zahlen herum zu balgen. Ging's an die Tafel, so war ich in Gedanken anderswo, alle Zurechtweisung des Lehrers machte es nicht besser. Hat mir doch das griechische Verbum nicht mehr Mühe gemacht als wie das Einmaleins! Am liebsten aber war mir Physik und Naturgeschichte. Jede

Woche hatten wir einen halben Tag Unterricht anf dem freien Felde der Natur, wo der Botanik, Mineralogie und Entomologie praktisch gepflegt wurde. Da ging's hinaus in Wiese, Feld und Wald. Ach, das waren herrliche Stunden. Luft, Wind und Wolken bekamen nach feststehenden Naturgesetzen ein Verständniss. Warum dort Berg und hier Thal, war nicht Zufall. Was mussten das für gewaltige Kräfte gewesen sein, die der Erde ihre jetzige Form gegeben. Kurz, wie da draussen in der schönen Natur das ganze Naturreich begreiflicher wurde, als wie drinnen zwischen den vier Wänden, das lag auf flacher Hand. Nun wurde auch gesammelt. Wir suchten Pflanzen, classificirten und trockneten in Löschpapier bis wir fusshohe Stösse hatten. Auch Mineralien wurden gesammelt, leider ist die Gegend arm, die Ausbeute war ganz gering. Besser lohnte sich Entomologie. Das Netz war in steter Thätigkeit. Durch die sieben Klassen von Coleoptera bis Diptera wurde gefangen und aufgesteckt. Unsere Wanderungen erstreckten sich oft Meilen weit. Waren wir müde geworden, so streckten wir unsere Glieder im grünen Gras unter dem Schatten des Waldes und unser Präceptor musste erzählen. Darinnen war er ja Meister und immer war es zur Bildung des Geistes. Da war es die Schweiz mit ihren himmelhohen Alpen und schwindelnd tiefen Thälern; der Rhein mit seinen mittelalterlichen Burgen und Schlössern; Italien und Griechenland, die sonnigen Länder der alten Cultur, Kunst und Wissenschaft, oder Deutschland, deutsche Universitäten, deutsches Studentenleben, das er uns vortrug und die Welt in uns aufschloss. Und mit welchem Heisshunger wurde ihm zugehört. In der Weissenburger Prosa, mit Aufschluss im Herzen über die classische Welt da draussen, wäre es unnatürlich gewesen, wenn man ein Träumer, oder wie die Leute sagen, ein Halbnarr geworden wäre!

Im Jahr 1839 versammelte sich die Synode der Reformirten Kirche, als eine Allgemeine Synode in Philadelphia. Griebler war schon ein Jahr bei uns gewesen; auf Griebler's Anrathen und mein Bitten durfte ich, da Vater die Synode besuchte, die Reise mitmachen. Damals reiste man noch mit Pferd und Wagen. Man konnte noch nicht in dieser Gegend auf den Schwingen des Dampfes in wenigen Stunden Tagereisen zurück legen. Auch unsere Reise wurde nach guter alter Sitte mit Pferd und Wagen abgemacht. Vater

nahm seinen Aeltesten, Christian Unger, mit. Ich bekam meinen Sitz vorn im Wagen, und so ging es nun über den Lechaberg, über Schippach, Flowertown, wo wir über Nacht blieben. Die Alten sassen, schwätzten und waren guter Dinge. Da gab es viel zu sehen, und die ganze Zeit Philadelphia in den Gedanken, eine der grössten Städte, da musste ja das Herz begeistert sein. Endlich am zweiten Tage kamen wir in die Stadt. Pferd und Wagen wurde an dem "Aller Welts Haus," Schwarze Bär, gelassen. Vater suchte seinen Freund Albrecht auf, wo er sich und mich einlogirte. Unger hatte auch ein Logie erhalten. Am andern Tage wurde die Synode besucht. Ich ging mit Vater in die Sitzungen, und sah da die vielen ehrwürdigen Häupter. Jeder einzelne Prediger berichtete von seinem Arbeitsfeld, wie es jetzt an den Classen geschieht. Ich hatte noch keine kirchliche Versammlung gesehen, mir aber doch meine Vorstellung gemacht; das war aber ganz anders, keine Gottesdienste, sondern Führung und Verwaltung einer Confession. Ich wurde mit tiefem Eindruck von der Sache erfüllt, konnte aber nicht in's Klare kommen.—Ich sollte aber auch die Stadt sehen. Vater und Albrecht nahmen mich mit an die Hauptorte und zeigten mir die Sehenswürdigkeiten der Stadt; von der Navyyard bis nach den Wasserwerken wurde in Augenschein genommen, das Museum und andere Institute besucht und zuletzt der Thurm des Statehauses bestiegen. In Philadelphia sah ich auch meinen alten Lehrer Allenborn wieder, er wohnte hier. Albrechts hatten einen Jungen, Namens John Yanke, sie selber hatten keine Kinder; wenn Vater keine Zeit hatte, so führte dieser mich in der Stadt umher, nach Franklin Square und aller Orten. Summarum! Es ging in Philadelphia eine neue und dennoch schon bekannte Welt vor und in mir auf, oder eigentlich zog an mir vorüber. In meiner Entwickelung hatte alles so seinen eigenen Gang. Durch mein frühes Studium und die Gründlichkeit meiner Lehrer wurde ich frühreif, und durch das Abwohnen von der Welt in der Einöde Weissenburgs war ich dem Wissen nach immer der Erfahrung voraus. Ich hatte schon durch die Classiker von Rom, Athen, der alten classischen Welt, gelesen und auch aus Grieblers Vorträgen vieles von der grossen Welt gehört, aber noch nichts ähnliches gesehen. Wenn ich nun in der Erfahrung das nachlebte, was ich in meinem Unterricht schon aufgefasst hatte, wie jetzt in Philadelphia, so machte es auf mich einen viel grösseren und bleibenderen Eindruck,

als auf Tausend Andere. Ich schaute und staunte alles an, als etwas, das mir nicht fremd, da ich es schon in meiner Vorstellung hatte, aber mich gesehnt hatte zu sehen, und nun weit über meine Vorstellung hinaus ging. Ich hatte doppelten Genuss in der Anschauung, meine Phantasie, sehr stark entwickelt, riss mich mit sich fort. Auf dem Thurm des Statehauses dachte ich an Roms Capitolium, sah im Geiste Camillus, Cincinatus, die Heroen der Römer, und den Carthager Hannibal, seine Belagerung Roms bewerkstelligen. Mein Geist feierte mit hohem Genusse, innerer Wünsche und Begriffe in tief empfundener Erfahrung. Ein Hauptgenuss blieb mir in Philadelphia vorenthalten, verschoben auf eine spätere Zeit: nämlich die Musik. Ob damals noch kein Concert in Philadelphia war oder Vater nicht daran dachte, ich bekam wenigstens keins zu hören und sollte erst später in Bethlehem diesen Hochgenuss finden.

Neben unsern Studien hatten wir noch viel freie Zeit. In Weissenburg aber fehlte es an Gelegenheit zu angemessener Erholung. Wohin gehen zu geselligem Umgang, wobei zugleich der Geist Nahrung gehabt hätte, oder wo war in der Umgegend etwas zu sehen, das nicht schon längst über und über genossen worden war. Das jugendliche lebensfrohe Gemüth will aber doch etwas zu thun haben. War's da nicht natürlich, wenn der unbändige Jugendmuth in Ermanglung etwas Besseren, auf Seitenwege gerieth! Es war nur ein kleiner Schritt auf den Abweg. Zuerst wurde freilich nur Schabernack getrieben, bald leider auch grobe Sünde. Wie z. B. Nachbar Haupt hatte eine böse Frau, sie hiess Sussanna. Madam Haupt schimpfte uns zuweilen bei geringsten Anlässen. Dafür wurde sie wieder bezahlt. Wir frugen sie einmal, als sie eben krakeelte, ob sie auch wisse, dass sie einen lateinischen Namen habe? — sie wurde gewöhnlich nur Sus genannt. — Ei! meint sie, dann habe sie auch "ein grosser Name". Ja aber, sagten wir, er bedeute nichts grosses, er meine nur eine Sau. — Ein andermal wurden die Gesetze der Physik auf der Sus ihrem Springhaus in praktische Anwendung gebracht. Sie hatte dort im Sommer ihre Milch im Wasser stehen. Eines Abends gingen wir hin und machten unterhalb ihrem Springhaus in unserm Schwamm einen Damm, dadurch stellte sich das Wasser. Bis die Sus des Morgens kam, war all ihre Milch zu Wasser geworden. Freilich gab's dafür auch eine moralische Vorlesung. Denn Madam Haupt hatte sich bei Vater beschwert. Nun wir wollten

keine Milch mehr verderben, wovon wir noch Madam Haupt etwas hatten. Dagegen wurden andere Stückchen ausgeführt. Haupt's hatten viele Kastanienbäume in ihren Feldern hin und her stehen. Nicht selten waren die Kastanien sauber aufgelesen bis die Sus kam, und Griebler wunderte, wo die Kastanienschalen herkämen, die überall im Zimmer lagen. Auch konnte an manchem Morgen, wenn Haupt pflügen wollte, kein Pflug im ganzen Felde gefunden werden, Pflug und Egge mussten wohl in der Nacht Beine gekriegt haben und davon gelaufen sein, denn Niemand wollte etwas wissen von Pflug und Egge. Dennoch mussten es nach Sus's Urtheil die verteufelten Buben gethan haben. — Einmal lagen wir im Schatten unter einem Baum und drüben über der Fenz grasten Haupt's Rinder. Es entspann sich bei uns die Frage, ob denn der Grösse nach auch das Vieh eine so grosse Ausdauer habe? Ich meinte, das könne man ja versuchen. Wie denn? fragten die andern. Ei, wir machen uns auf, zwei und zwei, peitschen die Rindviehger im Felde umher, da können wir sehen, wie lange sie ausdauern können. Gesagt, gethan. Zwei liefen abwechselnd, bis die armen Thiere sich fallen liessen. Nun wurde uns aber bange und wir machten uns aus dem Staube. Glüchlicher Weise hatte uns Niemand gesehen und am Abend waren Haupt's Rinder alle gesund im Hofe. Manche der Streiche blieben aber auf uns sitzen. Wir konnten uns nicht rein brennen und weil viele der Lumpenstückchen über Haupt's in die weitere Umgebung ausgedehnt wurden, kamen wir zuletzt in bösen Ruf. Wenn uns die Leute sahen, hiess es schon: "wunner, was sie nau widder vor henn". Es wurde auch förmlich Klage bei Vater eingebracht mit der triftigen Bemerkung: "was werd des fer Parre gewe," die Leute meinten, wir sollten alle Prediger werden. Es war bei uns wirklich keine Bosheit, sondern lauter Muthwille. Jedoch der Unfug musste singestellt werden. Vater schickte das neue Programm zu Griebler auf die Schulstube und so hiess es ernst und feierlich: "Keine losen Streiche mehr!"

Nun blieb uns Schmetterlingsjagd und Botanisiren, wobei uns wenigstens Wald, Feld und Wiese nicht verboten war — ob nicht hin und her noch ein loser Streich vorfiel, wollte ich nicht behaupten — oder im Winter der Teich mit seinem Eis und der Berg mit seiner glatt gefrorenen Schneefläche, wo es auf kleinen Schlitten, Brettern oder gebundenem Stroh in halsbrechender Schnelle Bergfahrten absetzte.

Jedoch lange liess der böse Feind keine Ruhe. Veranlassrung war bald gegeben zu etwas Anderem und nun wirklich zu etwas Bösem. Am Sonntage wenn Gottesdienst war, nämlich jeden andern Sonntag, mussten wir in die Kirche, das stund fest. Vater aber war nicht daheim, er hatte zu predigen und bald war auch Griebler die meisten Sonntage mit Predigen beschäftigt. War das Morgenessen vorbei und Toilette gemacht, so hiess es: nach der Kirche! Sonntagschule war noch keine. Wir gingen so viel wir waren nach der Kirche. Früher, ehe Griebler selbst predigte, war er immer mit uns gegangen. Jetzt aber als wir an's Wirth's kamen, das zweite Nachbarshaus auf dem Wege nach der Ziegelkirche, waren die Jungen an der Scheuer. Wir frugen: "Geht ihr nicht mit nach der Kirche?" Nein, bleibt ihr do, wir wolle Balle spiele, was wollt'r do naus laufe! Das Bedenken, doch nach der Kirche zu gehen, war bald überwunden. Wir blieben und spielten. Dies war der Anfang zu einer grossen Sünde. Die Kirche war vergessen. Am nächsten Sonntage war noch Walbert's Junge, von weiter oben herab, mit uns auf dem Wege nach der Kirche. An's Wirth's hielten wir schon von selbst an, und ein Wort und wir blieben alle. Der Tag wurde versündigt. Und so ging es fort. Zuletzt dachten wir nicht mehr an die Kirche. Es wurden während der Woche schon Pläne gemacht, wo den nächsten Sonntag zu verbringen. Wir verbrachten die Sonntage bald an's Walberts, bald bei Onkel Dan. Helffrich's. Liefen oft 4 bis 5 Meilen weit bis nach Siegfrieds Thal. Jedes Haus hatte seine Freunde, die Jungen nahmen uns mit zu ihren Bekannten und so wurde ein förmliches Sonntagslaufen begonnen, während unsere Eltern meinten, wir seien in der Kirche. — Aber es wurde noch schlimmer. Wir wollten nicht immer Ball spielen. Die Bauernjungen waren uns zu roh. Einigemale hatten wir Streit, wobei es blutige Nasen gab. Wir beschlossen den Händeln auszuweichen, unsere Sonntage mit Schiessen und Jagen im Walde zu verbringen, wie das nichts seltenes war von andern erwachsenen rohen Menschen. Nun wurde Vaters Flinte wegstipitzt, Pulver und Blei gekauft und der heilige Sabbath im Walde entheiligt. Wo ein armes Vögelein im Walde aufgescheucht wurde, wurde auch darauf geschossen und nicht eine kleine Zahl sündhaft vertilgt. Ich gestehe ein, ich that es mit innerem Unwillen, aber doch geschah es trotz dem strafenden Gewissen. Konnten wir gegen Abend die Flinte nicht ungesehen in's Haus bringen, dann

wurde sie in der Scheuer versteckt, bis sich bei Nacht eine Gelegenheit darbot. Dies wurde aber die Veranlassung, der Sonntagsjägerei und Sonntagsentheiligung ein Ende zu machen. Ich legte nämlich eines Sonntags die Flinte wieder in ihr Versteck und vergass sie. Vater kam am Montag nach der Scheuer und fand sie im Heu unter dem Futtertrog, gewiss nicht ahnend, dass wir die Flinte auf Sonntags gebraucht hatten. Er nahm sie weg nnd versteckte sie vor uns. Als ich wieder daran dachte und sie in's Haus bringen wollte, war sie fort. Im Hause sah ich sie nicht, sie musste gestohlen sein. Eine wahre Höllenangst überfiel mich. Ich nahm mir fest vor, nicht mehr Sonntags zu schiesen. Es hörte auch von da an auf. Wer weiss aber wie lange der Vorsatz ausgehalten hätte, wäre nicht noch eine weitere Strafe hinzugekommen. Nachbarn mussten uns verrathen haben. Denn Vater kam mit einer aussergewöhnlichen Strafpredigt über uns und verbot jedes Ausgehen am Sonntag ohne Erlaubniss; dazu kamen noch Grieblers ernste und milde Ermahnungen in der Religionsstunde, wie hätte dies an den Herzen, die im Grunde nicht verdorben waren, ohne Einfluss bleiben können. Die Entheiligung des Sabbaths wurde gründlich abgethan.

Um diese Zeit machte ich die ersten wirklich bewussten Gnadenerfahrungen an meinem Herzen. Weit früher noch hatte ich religiöse Eindrücke, aber ohne sie zu verstehen. Wohl auch jetzt hatte ich noch kein klares Verständniss davon, später erst wurde mir mein Zustand klar, aber die Gnade war da und von mir nicht verstossen. Vater kaufte uns Jugendschriften, darunter Schmidt's Schriften, 12 Bände. Diese las ich mit Aufmerksamkeit und mein Gemüth wurde davon tiefer angeregt. Nicht blos, dass da das Gemüth etwas zu thun hatte, vom Bösen abgehalten wurde, sondern es nahm die Eindrücke auf und eignete sich dieselben an. Auch wurde unser Lehrer immer eindringlicher in den Religionsstunden, um ein christliches Bewusstsein in uns zu wecken. Es blieb nicht ohne Erfolg. Wie gesagt, ich erinnere mich recht wohl, recht dringende Gnadenzüge am Herzen empfunden zu haben. Alles wirkte zusammen, ein christliches Bewusstsein im Herzen zu erwecken und zu fördern. Und Gott sei ewig gepriesen, der das Werk seiner Gnade nicht versäumte.

Eine Abwechslung in unserm Weissenburger Leben war, wenn jeweilig die Eltern der Jungen, die mit uns studirten, uns besuchten, was meistens einigemal des Jahres geschah. Unter diesen Besuchen war für uns Detweiler's derjenige, dem

mit dem wärmsten Verlangen entgegen geschaut wurde. Detweiler's Mutter war gestorben. Dagegen hatte William zwei Schwestern. Natürlich kamen diese mit. Die jüngere davon, Mathilde, war ein hübsches Mädchen. Diese Schwestern Williams machten Gesellschaft mit nns. Sie waren ja jung, wie sollten sie bei den Alten drinnen sitzen; waren ja auch Schwestern von William, welches Anknüpfung gab und die Schüchternheit im Umgang wegräumte. Ihr Besuch galt mehr uns. Und wunderbar, es war eine ganz andere Gesellschaft, ganz eigenthümlich z. B. sprachen die Mädchen, besonders die jüngere in ihrem lebendigen und schalkhaften Wesen, jedes Wort und Ton der Stimme war anders wie bei andern Menschen. Was für ein wunderbares Auge und welchen Eindruck im Lächeln. Ich hörte sie sprechen und schaute in ihr Angesicht und wusste doch nicht was sie gesagt hatten. Das waren gar keine Mädchen wie die Nachbarskinder. Detweilers waren öfters gekommen. Die Mädchen luden uns ein zu einem Gegenbesuch nach Hellerstown. Dazu fand sich auch eine besondere Gelegenheit. Nämlich Joch, unser Musiklehrer an der Ziegelkirche, hatte von Bethlehem aus eine Einladung erhalten, dort ein Concert zu geben. Joch spielte neben dem Piano auch die Glasharmonika, ein sehr seltenes Instrument, das nur mit äusserster Mühe zu erlernen ist, worauf er aber eine grosse Fertigkeit hatte. Bethlehem, damals der gebildetste und musikalischeste Ort in Pennsylvanien, hatte ein grossartiges Concert veranstaltet, dabei neben der Bethlehemer Musikbande auch Joch mit seiner Kunst anf der Glasharmonika mitwirken sollte. Gleichzeirig mit diesem Concert in Bethlehem wurde auch unser Besuch nach Detweilers in Hellerstown verbunden. Griebler, Wm. Dettweiler, Heinrich und ich fuhren über Allentown und den Lecha Berg nach Saxony hinab zu Detweilers. Der Lechaberg mit seiner schönen Aussicht nach Norden und hinab in das Saxonythal kann nicht ohne Eindruck wahrgenommen werden. In Hellertown bei Detweilers war natürlich ein Paradies. Wo Engel gehen — und das war der geringste Eindruck — da hört die prosaische Welt auf. Unser Besuch war auf alle Weise angenehm. Dr. Detweiler hatte eine schöne Heimath. Deutsche Bildung und Geist bewährte sich im Hause, Hofe und allenthalben. Wie die Forellen in der Spring im Hofe, so huschten die luftigen Gestalten der Mädchen im Hause hin und her. Und ein schönes Oelgemälde, eine Nachtscene darstellend, wo der Mond von einem

Lichte hinter dem Bilde, über Wald und Wiese schien, fiel mir besonders auf und spiegelte in mir traurig fröhlich das Leben dieser glücklichen Menschen. Von Hellertown fuhren wir den folgenden Tag mit der Stage nach Bethlehem, wo Abends das Concert stattfand. In Bethlehem sprachen wir bei dem Herrnhuter Pfarrer vor. Den Hut in der Hand traten wir ein. Griebler machte sich selbst bekannt. Uns stellte er vor als seine und Joch's Schüler und Pfarrer Helffrich's Söhne. Mit grosser Freundlichkeit aufgenommen, blieben wir zum Essen. Dieser Mann, dessen Name ich vergessen, hatte etwas besonders Ehrwürdiges; er benahm sich gegen uns als wäre er längst mit uns befreundet. Am Nachmittage führte uns der Pfarrer in die Kirche, durch das Institut und zu einigen seiner Freunde. Am Abend war das Concert. Ich hatte mich lange darauf gefreut. Von Joch wie von Griebler waren uns Begriffe von einem deutschen Orchester beigebracht, von dessen verschiedenen Iustrumenten und den herrlichen Harmonien. Musik verstund ich schon, hatte aber noch nie mehr denn zwei Instrumente zusammen gehört. Auch hatte ich viele Instrumente noch nicht einmal gesehen, deren Namen und Beschreibung mir wohl bekannt waren. Wie ausserordentlich gespannt also auf dies Concert. Nun der Abend kam endlich. Wir waren mit unter den Ersten im grossen Saal. Bald drängten sich die Menschen bis das Gebäude überfüllt war. War hier Deutschland? mir schien es so. Das waren andere Menschen wie in Weissenburg, auch wie ich sie früher in Philadelphia gesehen hatte. Alles sprach hochdeutsch und hatte einen imponirenden Eindruck auf mein Gemüth. Auf der Bühne sammelten sich die Musikanten. Joch kam mit anderen herein und nahm dort Platz, wo die Instrumente schon theilweis Raum gefunden hatten. Da lagen Blashörner, Pauken, Geigen und von solcher Grösse wie ich gar keine Vorstellung hatte. Die Musiker brachten noch Flöten, Clarinetten, Hörner und andere Instrumente mit, die mir ganz fremd waren. Ich konnte kaum abwarten vor Aufregung bis es zum Anfang kam. Aber endlich! wurden die Pulte gestellt, ging's an's Stimmen und dann Alles still. Jeder hatte seine Noten zurecht gelegt, der Director gab das Zeichen, da alle mit einander los! Schlag auf Schlag, ein Meer von Tönen, tief und hoch, der verschiedensten Art und doch der vollsten erschütternsten Harmonie, dann im stiller laufenden Solo von weniger Instrumenten bis präcis im stärksten Forte das ganze wieder

einfiel, den ganzen Saal mit rauschenden Wellen der himmlischsten Wohlklänge zu erfüllen. Das war beinahe zu viel für den kindlichen Geist, der auf's äusserste gespannt war. Alle Gedanken und Vorstellungen waren zu gering und falsch. So viele Instrumente, wohl 40 zusammen, der ergreifende Eindruck von Blashörner mit Streichinstrumenten verbunden, kann nicht vorgestellt, er kann nur empfunden werden; und welch ein Eindruck, wo solches erfolgt von einem vollkommenen Orchester, bei einem Gemüth durch Musikkenntniss dazu vorbereitet und auf's höchste gespannt! Eine neue Welt der Herrlichkeit, neue ungeahnte Empfindungen und Gedanken brachen in die Seele herein. Wenn ich hundert Jahre leben würde, so bliebe der Eindruck dieses Concerts unverwischt. — Am folgenden Tage wieder nach Hellertown, wo wir nochmal übernachteten und dann nach Weissenburg heim. Aber ich war nicht mehr daheim. Alles war aus seinen Fugen gegangen. Wie ein Träumer fühlte ich mich aus dem Himmel geworfen und haschte nach meinem verlorenen Glücke. Bethlehem, das Concert mit seiner Götterwelt, Hellertown, das Paradies mit den Engelsgestalten und die auf's Höchste gereizte Phantasie hatte im armen Herzen schreckliche Verwirrung gemacht. O wie war alles so einsam, wie so alltäglich hier in Weissenburg. Tage und Wochen vergingen bis sich die Wogen legten und der Traum der Wirklichkeit sich wieder fügte.

Im Sommer 1841 kam ich in die Confirmanden-Classe in der Ziegel-Gemeinde. Wir selbst hatten schon lange vorher unsern Religions-Unterricht. Ich sollte aber im Herbst confirmirt werden und da musste ich jetzt in die Classe eintreten, um mit den andern Kindern der Gemeinde in der Kirche den Unterrichts-Stunden beizuwohnen. Die Classe bestund aus etwa 20 Kindern. Aber wie unvorbereitet waren die Meisten, gründlichen Religions-Unterricht zu empfangen. Manche konnten kaum fliessend lesen, und nur einige hatten etwas vorausgelernt. Als Vater anfing zu fragen, keine Antwort. Da musste zugleich und vor allem erst geschulmeistert werden. Wir kamen jede Woche anfänglich einmal, bald zweimal, zuletzt dreimal einen ganzen Tag zusammen. Nach und nach ging es besser. Zuerst versammelten wir uns im Schulhause, wie aber das Schulmeistern sich mehr in wirklichen Religionsunterricht umgestaltete, durften wir in die

Kirche. Bis gegen den Herbst hin waren die kurzen Fragen seines Unterrichtsbuches, eine Vereinfachung des Heidelberger Katechismus, die Hauptfragen desselben einschliessend, fliessend gelernt, erklärt und von allen Kindern ziemlich begriffen. Das Fragen-Auswendiglernen ging mir schwer. Etwas mechanisch durchs Gedächtniss einzuprägen ist und war nie meine Sache. Da ich durch Griebler's Religions-Unterricht den Inhalt längst wusste, antwortete ich öfters frei, allein da hiess es: "die Antworten lernen". Die Mittagsstunden, gewöhnlich von 11 bis 2 Uhr, verbrachten wir Confirmanden in gesellschaftlichen Gesprächen in der Kirche auf dem Kirchhof und im Schatten der Bäume bei der Kirche. Der lange Umgang miteinander machte uns zu Freunden und ich sehnte mich recht nach dem Tage unseres Zusammenkommens. So kam der Herbst, wo wir confirmirt werden sollten, immer näher. Mit dem Erlernen und Verstehen des Buchstabens suchte Vater zuletzt auch immer mehr das Gemüth anzuregen und ganz besonders in der letzten Woche, da wir viermal bei einander waren. Als wir Freitags das letztemal vor der Confirmation im Unterricht waren, redete Vater so eindringend und ergreifend, dass wir alle in Thränen die Kirche verliessen. Am darauf folgenden Tage, Samstag Vormittags den 9. Oktober, hatten wir unser öffentliches Examen vor versammelter Gemeinde und wurden confirmirt. Die Ermahnungen Vaters waren ernst und herzlich und der Eindruck bei allen tief. Ich machte nochmals am Abend ganz allein mit Gott ein feierliches Versprechen, alle Sünden mein Leben lang zu fliehen und Gott zu dienen. Ich weiss, ich fand damals meinen Heiland und liebte ihn von ganzer Seele. Zwar früher schon, lang vor meiner Confirmation, war ich von entschiedenen Gnadenzügen ergriffen worden; aber bei meiner Confirmation erst wurde ich meines inneren Lebens klar. Es war nun ein bewusster, entschiedener Schritt gethan worden. Und ich glaube bei allen Confirmanden war ein ähnlicher Eindruck gemacht. Des Sonntags hielt Pfarrer C. G. Herman im Beisein Vaters die Abendmahls-Predigt. Bei gedrängt voller Kirche traten wir mit tiefem Gefühl zum erstenmal an den Abendmahlstisch, das heilige Mahl zu empfangen. Ich war nun ein Glied der reformirten Kirche und wollte als solches leben, dies war mein fester Entschluss.

Griebler, unser Präceptor, verheirathete sich um diese Zeit mit einer Cousine von uns, Mathilde Helffrich. Sie war

von Onkel Höhn in Maxatawny adoptirt, erzogen worden und Haupterbe. Diese Heirath entzog uns unsern Lehrer. Griebler hatte nun eine Familie, eine angenehme Heimath, drei oder vier Gemeinden und war in gute Verhältnisse versetzt. So wollte er nicht mehr länger im Zimmer sitzen, sondern zog nach Maxatawny zu seiner Frau und machte sich das Leben angenehm.

Vater bestimmte über uns, was wir werden sollten. Weder ich noch mein Bruder haben unsere Laufbahn als einen Beruf von uns selbst gewählt. Vater lauschte es uns ab, wozu ein jeder Anlage hatte und darnach bestimmte er über uns und legte seine Pläne an. Mein Bruder sollte Arzt werden und ich ein Prediger. Mein Amt, das ich bediene, war nie meine Wahl. Ich hätte nie das Predigtamt zu meinem Berufe gemacht, hätte es von mir abgehangen. Einmal lag etwas Schüchternes in meinem Gemüth, dann aber hatte ich besondere Neigung zur Natur, wollte Naturforscher werden, oder wenn auch nur ein Bauer, wo ich Gottes schöne Natur immer um mich hätte. Ich bin nicht Prediger geworden von mir selbst, sondern Gott hat mich hinein in's Amt gezogen, es war Gottes Wille, davon aber bin ich fest überzeugt. Eine innere Hinweisung auf das heilige Amt trieb auch immer. Es ging mir wie Mose. Ich sprach: "Herr, ich habe eine schwere Zunge, schicke einen Andern!" Aber der Herr wollte mir zeigen, wie viel ich um seines Namens Willen leiden sollte und wahrlich, ich habe es gelitten. Als ob mein Inneres es vorausgesehen und ahnend sich dagegen sträubte. Ich wollte einmal sogar fortlaufen und Wagner werden. Aber ich sollte Prediger werden. Gott wollte es. Ich weiss es. Alle meine Lebensführungen führten dahin. Alles Ausweichen half nichts. Gott gab mir Alles innerlich und äusserlich, ein Knecht Christi zu werden; aber ich sollte mich als ein Opfer bringen. Ich habe es gethan und thue es noch. Ich bin nach Gottes Willen ein Prediger geworden und weiss auch, dass der Herr mit seinem Knecht war bis heute und weiss auch jetzt, warum er mich erwählt, und dass auch manche seiner Absichten erreicht wurden. Meines Vaters unbeugsamer Sinn war in der Hand der Vorsehung das erste Mittel, mich auf die Bahn zu bringen, die ich nach Gottes Rathschluss gehen sollte.

Heinrich kam diesen Herbst nach Philadelhia, wo er vier Jahre blieb. Zuerst besuchte er eine englische Schule, um sich auf die Vorlesungen im medizinischen Collegium, wel-

ches ganz englisch war, vorzubereiten. Nach einem Cursus von drei Jahren graduirte er und kam mit dem Doctorshut heim, liess aber die Allopathie liegen, wurde Homöopath und prakticirte im Vaterhause lange Jahre.

Die andern Studenten, die unter Griebler's Präceptoramt mit uns die Weissenburger Akademie bildeten, gingen heim. Die Akademie war also aufgebrochen. Ich blieb in Weissendurg allein. Bald las ich etwas in den Classikern, strolchte oder that nichts. Es war ein kleines Intermezzo in meinem Studium eingetreten.

Vaters Plan aber war, mich nach Mercersburg zu bringen, wo das Collegium unserer reformirten Kirche damals war, um dort meine Studien zu vollenden. Vorkehrungen dazu zu treffen, reiste er diesen Herbst nach Reading (1841), wo sich die Synode versammelte. Vater ging damals hin und nahm mich mit. Er wollte mit den Professoren reden und weil ich immer noch jung war, besondere Anstalt treffen, dass ich in Mercersburg wohl versorgt wäre. Wir kamen nach Reading und stellten an's Levan's auf. Eine Menge Prediger hatten da aufgestellt. Vater nahm mich mit in die Sitzung. Wir kamen nach Eröffnung derselben mit noch andern Predigern in die Versammlung. Da stunden Prediger auf und schlugen die Miteingetretenen als Ehrenmitglieder vor. Vater wurde übergangen und zwar absichtlich. Dies war eine absichtliche Beleidigung, wie mir Vater auf dem Heimwege sagte. Aber es sollten noch mehr und grössere Beleidigungen kommen. Mein Vater war einer der getreuesten Anhänger der alten Synode gewesen. Während dem Herman'schen Schisma in der reformirten Kirche, hielt er fest zur alten Synode. Da alle seine benachbarten Prediger sich diesem Schisma hingegeben, kämpfte er für die alte bestehende Ordnung. Und er hatte sich mit Gewalt dem Andrang entgegengestellt, da von allen Seiten der Frei-Synodlergeist in seine Gemeinden eingepflanzt wurde. Als dann später der subjective Geist, der einige Jahrzehnte in unserer Kirche herrschte, in der alten Synode überhand nahm, hielt er es ebenso wenig damit, als mit der freien Synode. Dr. Hoffeditz und noch einige der Ostpennsylvanischen Classis gingen auch mit der neuen Richtung. Vater war gegen alles Neue und ganz entschieden gegen Schwärmerei, so war er denn verfallen mit Hoffeditz und seinem Anhange. Nnn war Hoffeditz es wahrscheinlich, der Vater in einem falschen Lichte darstellte, und dies stimmte die Synode kalt gegen ihn. Und als nundiees Kin-

der des neuen Geistes ihn bei der Synode zu Reading in die Hände bekamen, gerade um die Zeit als die Wogen am höchsten gingen, wetzten sie ihr Schwert, um ihm tüchtig auszuwischen. Es handelte sich gerade um gewisse Punkte des New Measure Systems. Da liessen denn mehrere der siedwarmen Brüder Reden vom Stappel, die auf Vater und seines Gleichen losgingen, durchflochten von allerlei Ehrentitel wie stumme Hunde, Kuhmelker, Miethlinge, die nur die Wolle begehren, um die Schaafe sich nichts kümmern. Vater sass ganz ruhig, der Schimpf prallte an ihm ab. Er war sich Besseres zu sein bewusst. Die ihn verkannten, kannten ihn nicht. Ein aufrichtigeres Herz gab es nicht. Und ein Sinn, der weniger am Gelde hing, war nicht zu finden. Sein ganzes Thun bewies dies. Wäre es ihm um's Geld gewesen, so hätte er, anstatt mit 600 Thalern, die ihm seine Gemeinden jährlich zahlten, zufrieden zu sein, sein Amt verlassen und wäre wiederholten dringenden Aufforderungen nach Bethlehem zu ziehen und dort als Arzt zu agiren nachgekommen, wo er Tausende hätte gewinnen können. Er liebte seine Kirche und that was in seinen Kräften lag für ihr Gedeihen. Dass er kein besseres Gedeihen erzielen konnte, lag in der Zeit und dem rohen Volkscharakter, der weder von ihm, noch von Grossvater verschuldet war. Vaters Gemeinden waren wirklich arm. Sie konnten kaum mehr bezahlen. Für Mission geschah wenig. Obgleich Vater mit Prof. Mayer selbst von Haus zu Haus ging, für eine deutsche Professur zu collectiren, konnten sie doch nur etwa 400 Thaler sammeln, wofür dann im Spätjahr etliche Glieder ihm das gegebene Geld an seinem Salär wieder abzogen. Eine deutsche Professur, wozu auch in Deutschland collectirt worden war, wurde nicht gegründet. Alles englisch, die deutschen Rechte muthwillig missachtet. Dies gefiel Vater nicht. Und nun noch diese Beleidigungen an der Synode, das verdarb bei ihm alles. Von da an wurde er kalt gegen die Synode, ging nicht mehr hin und selten zur Classis, wo Hoffeditz ebenfalls, wenn auch mit mehr Mässigung, dasselbe Horn blies. Er stand gewissermassen isolirt da. Seinen Gemeinden predigte er wie immer. Von der Synode war er still, sprach nicht für sie, noch gegen sie. Kurz, er war verfallen mit der Synode und hatte wenig Vertrauen auf das Gedeihen der Kirche unter ihrer Leitung in der vorliegenden Crisis.

Mit meinem nach Mercersburg auf das Collegium Gehen war es jetzt vorbei. Es betrübte mich, aber er tröstete mich

und sagte: Wir fangen wieder eine Akademie an, in vier Jahren bist du durch, und bis du fertig bist, sollst du mehr wissen, als wärest du nach Mercersburg gekommen; wir können ohne dies Chor unsere Ziele erreichen.

Im Nachsommer dieses Jahres (1841) liess Vater ein neues Portiko vor die Frontthüre unseres Hauses bauen. Dazu hatte er einen Schreiner, Namens Horn, von Allentown kommen lassen. Dieser brachte einen jungen nach amerikanisch-englischer Weise erzogenen Menschen mit; er hiess William Cramer. Cramer war ganz englisch und kam von den südlichen Staaten nach Allentown, wo er Verwandte hatte. In Allentown hatte er mit Horn gearbeitet und half ihm schreinern. Cramer wollte einen Winter im Lande bleiben, und da er eine gute englische Erziehung hatte, lud ihn Vater ein, bei uns zu bleiben. Vater wollte ich solle einstweilen, bis wir eine neue Akademie gründeten, mich mit dem Englischen befleissigen. Unterhalb Onkel Dan's hatte nun Amandus Stettler eine englische Schule angefangen. Hier sollte ich Englisch lernen und durch Cramer die Gelegenheit benutzen, mich im englisch Reden zu üben. Cramer blieb bei uns, versorgte die Pferde für freie Kost und ging auch mit in die Schule. So gingen wir denn täglich für mehrere Monate zwei Meilen weit und lernten im einsamen Schulhäuslein im Walde unter den Bauernkindern Englisch. Ach, aber dieses elende Kauderwelsch, dabei die ganze Weisheit besteht, wie man das Maul stellet beim Aussprechen, es wollte mir lächerlich dünken! Latein, Griechisch, Deutsch und dann Englisch, es schien mir wie ein Hohn auf die gesunde Vernunft! Ich wusste natürlich nicht, welche Bedeutung die englische Sprache im eigenen Lande hatte, wurde ja erzogen, als wenn wir in Deutschland wohnten.

Cramer wusste mehr von der englischen Sprache als Stettler. Gegen Frühjahr fing er selbst eine Schule an in Xander's Schulhaus, nahe bei Heinemannsville. Ich ging auch hier einige Monate hin. Das Englische wurde so ziemlich aufgefasst, aber mein Leben lang hatte ich Abneigung dagegen. Wäre ich nach unserem Collegium gekommen, so wäre diese Abneigung wohl überwunden worden. Ich hätte auch eine ganz andere öffentliche Laufbahn gemacht, aber davon bin ich überzeugt — aus allen Bekanntschaften, die ich noch mit Zöglingen aus unserem Collegium gemacht habe —

ich hätte nicht die Kenntnisse und Bildung bekommen, die ich durch meine deutschen Lehrer erlangt habe.

Meine Lebensweise war diesen Winter eine ganz andere. Abends anstatt wie früher in der Kneipe zu sitzen und in Gesprächen mit unserm Lehrer oder unter einander zu verbringen, oder dass einer aus den deutschen Classikern vorlas unter Griebler's Erklärungen, sass ich bei der Familie im Wohnzimmer. Vater, der oft des Abends auch zu uns gekommen war, sass ebenfalls hüben im Wohnzimmer und las. Da sassen wir alle beinander. Die schöne ideale Welt da droben in der Kneip war erstorben. Es war zur Abwechselung sehr prosaisch geworden. Die Mutter nähte oder strickte. Die alte Freny aber sass hinter dem Spinnrad und spann darauf los, und wurde ihr Rad trocken, was gar oft geschah, dann schnurrte es den Bass hinein zu der oft gar zu stillen Prosaik. Spinnen war noch Sitte in jener Zeit. All die Leute spannen und liessen noch ihr Weisszeug, flächsernen Stoff, Schemperin und Flanell selber weben; bald je das vierte oder fünfte Haus hatte seinen Webstuhl. Da wurde allenthalben noch gesponnen. In manchem Bauernhause schnurrten ein halb Dutzend Spinnräder. Die Töchter spannen sich ihre Aussteuer. Genug Lärm wenigstens, wenn so ein halbes Dutzend Räder brummten oder schnurrten; auch genug Staub, besonders wenn Werg gesponnen wurde. Dies musste gewöhnlich zuerst von der Gabel, ehe es an die Docken, den feineren gehechelten Flachs ging. Zuletzt kam gewöhnlich die Wolle. In so einer Bauern-Spinnstube sah es eigenthümlich aus. Die Buben hielten sich hinter dem Ofen auf der Holzkiste. Mitten im Zimmer von oben an den Balken hing meistens ein hölzernes Ding herab, woran die alte eiserne Schmutzlampe befestigt war, um welche allabendlich Mutter, Töchter und Mägde im selbstgesponnenen, heimgemachten, sackengen Kleide, oft unkenntlich zugestaubt, mit ihren Rädern sassen, schnurrten und schwatzten. Der Bauer hielt gewöhnlich, nichts thuend im Armstuhl vor der Ofenplatte, in gemächlicher Ruhe aus, höchstens am Sonntage, wenn alles still war, die Zeitung lesend. So war es nun freilich nicht bei uns, denn nur die alte Freny spann und sie durfte sich mit ihrem Rad nicht zu breitspurig machen, wenn sie nicht bald in die Ordnung verwiesen werden wollte; oder auch wie es einigemal geschah, da sie beim Spinnen einschlief, der bald abgesponnene Rocken, sie aufzuwecken, in Flammen aufgehen sollte. Alles hat seine Zeit, auch das Spinnen. Und zur

grossen Freude der Bauerntöchter kam die Zeit, da das Spinnen aufhören sollte. Man konnte bald alles billiger kaufen, als wie es selbst machen. So kam das Spinnen gar schnell aus Fashion. Etwa acht Jahre später wurde kaum mehr ein Spinnrad gesehen.

William Cramer war in seiner Jugend ein ausgelassener Mensch, wild und ohne Religion. Jedoch hatte er eine viel bessere Erziehung und Bildung als unsere Landleute, indem er aus einer angesehenen Familie stammte und nach städtischer Weise erzogen war. Er war der erste, den ich aus dieser Menschenklasse als Freund kennen lernte. Durch ihn lernte ich die Denk- und Lebensweise unseres Volks nach dieser Seite hin. Wie ganz anders war aber dies, als wie ich erzogen war und Begriffe vom Leben hatte! Aber Cramer kannte die Welt und die Menschen in Amerika, ich nicht; war mein Leben lang eingeschlossen und sah nur durch die Fenster hinaus in die Welt. Von der Welt um mich, von ihrer Sünde und Schlechtigkeit hatte ich noch keine Vorstellung. Cramer machte mich mit ihr bekannt, ohne dass ich der Versuchung ausgesetzt wurde, schlecht zu werden; denn dazu gab es für mich in Weissenburg keine Gelegenheit, indem ich viel zu streng eingehalten wurde. Gott schützte mich. Bis ich später selbständig wurde, kannte ich ihre Fallstricke und bin an den Abgründen glücklich vorbei gekommen.

Cramer liebte den Tanz. Städtischer Tanz, Ball, war aber auf dem Lande nicht. Hier hatte man nur die rohen Froliks, ein ausgearteter deutscher Volkstanz, der sonst nirgendwo in der Welt zu finden ist. Er gewann dem rohen Wesen ein Wohlgefallen ab und ging oft dahin. Vater hätte dies in seinem Hause nicht geduldet; so gab er vor, Freunde zu besuchen, während er diesen rohen Froliks nachlief. Oefters suchte er mich zu bewegen mit zu gehen. Ich wusste, dass ich nicht durfte und frug auch nicht um Erlaubniss. Zuletzt dachte ich: sehen willst du aber doch einmal die Herrlichkeit. Wir gingen eines Abends früh zu Bette, kleideten uns um und stahlen uns aus dem Hause mit der Hülfe der alten Freny, die uns versprochen hatte, in der Nacht die Thüre aufzuschliessen. Fort durch den Wald in dunkler Nacht nach Helffrichsville, wo im Wirthshaus auf diesen Abend Frolik bestellt war. Es war im Herbst und eine kalte Nacht. In Folge dessen drängte sich alles in die Zimmer. Es war voll von jungen Leuten, Bursche und Mädchen, Bekannte und

Fremde. Ich drängte mich auch hinein in die wilden Wogen. Also eine Frolik! Aber welch ein wildes, rohes, thierisches Wesen waren diese Froliks! Da waren nicht etwa Einzelne, sondern das Haus war gedrängt voll, alle Zimmer des Hauses in Besitz genommen, nicht selten kamen Bursche und Mädchen fünf und sechs Meilen weit herbei. In einer Ecke des grossen Barzimmers, auf einem Tische, sitzt ein erbärmlicher Fidler, selten zwei, der auf seiner Geige eine furchtbare Katzenmusik macht. In der Mitte des Zimmers wird ein freier Kreis für die Tanzenden gehalten. Jeder Bursch greift sich ein oder sein Mädchen heraus aus dem Kreis der Zuschauenden, die den übrigen Theil des Zimmers gedrängt halten und rauchend, lärmend und schwatzend, wie in einen Knäuel verschlungen zu sein scheinen. Zehn oder noch mehr Paare, je nachdem es der Raum gestattet, hüpfen und springen wie verrückt im Kreise umher. Die Musik, wornach getanzt wird, heisst man "Reel" und "Schick". Etwas Wildes und Rohes liegt schon in dieser Musik. Ich habe später Niggertänze gesehen, wo mir diese Frolikmusik und Tänze einfielen. Es ist dieselbe Sache und hat unzweifelhaft von dort her seinen Ursprung. Musik und Tanz ist entschieden niggerartig und steht auf der niedrigsten Stufe der Menschheit. Nun nachdem ein solcher Reel oder Schick wohl zwanzig mal über und wieder über gespielt, derselbe "Ding Dang" durch und wieder durch gekratzt ist und sich eine Auflage Tanzender in wilden Sprüngen erschöpft hat, dann hört der Fidler vielleicht mitten im Theil auf und der Knäuel springt auseinander. Das also Tanzen, dachte ich! Die wilden Orgien der heidnischen Götterwelt stunden vor meiner Seele. Nach dem Tanz ist der Bar die Erquickung für die aus Athem gesprungenen Bestien. Da hält der Wirth seine Ernte, um welcher willen er seine Frolik bestellt. Der Branntwein wird hinab geschüttet wie Wasser und verwirrt Leib, Seele und Geist. Mit von Branntwein aufgereizten Sinnen geht es nach dem Tisch in der Ecke, wo der Fidler sitzt. Die Bursche zahlen jeder fünf Cents — das Spielmannsgeld — der Fidler streicht das Geld ein und los geht's auf's neue, je länger, je wilder und toller. Nicht selten gibt es Streit, dann diese rohen Flüche und viehisches Gebahren, sind das Menschen! Im Fall es auch nicht zum Streit kommt, so löset der Liquor und der leichtsinnige Umgang doch alle Bande der Sittlichkeit. Die schamlosen Reden der Burschen unter sich und zu den Mädchen spotten aller Menschlichkeit. Bis nach Mitter-

nacht dauert die Frolik fort, wo sich dann durch den Wirth der Aufbruch gebietet und noch eine Saufrunde einerntet, oder durch den Fidler, der die Geige einpackt und die Frolik schliesst. — Doch dies ist noch nicht das Ende, eigentlich nur erst der Anfang, die in's Auge fallende Seite der rohen Froliks. Jetzt nach dem Aufbruch der Frolik wird heim gegangen. Jeder Bursch hat sich schon sein Mädel ausgesucht und sie gefragt: "nemmst mich mit den Owet?" oder: "därf ich mit der heemgeh den Owet?" Damit wird gewöhnlich die Bekanntschaft der jungen Leute eingeleitet. Sie gehen mit einander heim, der Bursch mit dem Mädchen. Die Eltern wissen, dass die Tochter auf der Frolik ist, die Thüren stehen offen. So geht's in das Haus. Nicht etwa, dass der Bursch sein Mädchen heim bringt und dann auch nach Hause ginge. Nein! er geht mit ihr in das Haus, aber nicht etwa noch eine Stunde mit ihr zu reden, nein! sondern er geht mit ihr, mit dem Wissen der Eltern, in's Bett, um bei ihr bis zum Anbruch des Tages zu liegen. Mag es sein, dass manche, so fern man so sagen kann, in Ehren bei einander lagen. Es war ja in jener Zeit allgemeine Sitte, dass die Freierei so betrieben wurde. Auch wo junge Leute sich besuchten und nicht von der Frolik mit einander heim gingen, schliefen sie bei einander, freilich ohne sich, ausser nur die Oberkleider, auszuziehen. Aber im Allgemeinen war es nicht in Ehren, denn viele schliefen wirklich entkleidet bei einander und selten heirathete ein Paar, das nicht heirathen musste. Und wie konnte es anders kommen, wo die Jugend mit einander Umgang hatte an solchen Orten, wie diese scham- und zuchtlosen Froliks? Wohl hatten wir auch Familien, die ihren Kindern bei Anfang dieser Entartung des gesellschaftlichen Lebens, die Frolik, rohe Gesellschaft und solch gegenseitigen Umgang verboten und sie christlich erzogen, aber diese Familien waren seltener. Ehelose Kinder waren etwas alltägliches. Freilich haben die Burschen die Mädchen, nachdem sie sie geschändet hatten, auch geheirathet. Selten dass eine sitzen blieb.

Ich war also auf der Frolik zum ersten, aber auch zum letztenmal. Und gewiss, ich hatte kein Wohlgefallen daran. Kaum einigemal im Gedränge hin- und hergestossen worden und den Hut mehrmal absichtlich in's Gesicht gestossen bekommen, war genug um die Herrlichkeit anders zu beurtheilen. Ich brummte etwas wie "rohe Viehcher", hatte aber Verstand genug einzusehen, dass da nichts zu machen war. Ein Nachbarsjunge guckte mir in's Gesicht und sagte: "Bist du

auch do, was wird dei Vatter sage, wenn er des ausfind!" Ich selbst hatte schon so gedacht. Suchte auch bald meinen Cramer auf und sagte, wir wollen heim. Es war ihm nicht recht. Er hatte auch getanzt und wäre lieber mit einem Mädchen heimgegangen. Ich drohte ihm, denn es war dunkel und ich fürchtete mich allein heim zu gehen. Endlich gab er nach, wir machten uns nach Hause, wo die alte Freny uns die Thüre öffnete und ich ungestraft davon kam. Die Erfahrung war aber gut, sogar nothwendig; ich lernte das Böse kennen, ohne es zu lieben. Aus eigener Anschauung lernte ich diese Orgien hassen und habe ihnen später in meinen Gemeinden den Garaus gemacht. — Ich habe oft gedacht, wie dieses wilde, rohe Wesen Eingang gefunden hätte. Vater hatte in seinen Gemeinden dagegen gekämpft und alle Glieder wussten sein Urtheil, aber einhalten oder überwinden und ausrotten konnte er es nicht. Und doch war es nothwendig, überhaupt eine Reform an Haupt und Füssen.

Ich hatte nun ein halb Jahr Englisch gelernt oder besser gesagt, mein Studium liegen lassen. Vater sah ein, dass dies nicht ginge. Es musste wieder angegriffen werden. Er bekam im Sommer 1842 für mich einen neuen Präceptor, Namens I. A. Reubelt. Wo ihn Vater aufgetrieben hatte, weiss ich nicht. Es war dies meine traurigste Zeit, die ich während meinem ganzen Studium hatte. Da sassen wir, mein Präceptor und ich, allein bei einander. Ich hatte keinen Trieb, keine Freude, keinen Eifer und bald einen innerlichen Hass gegen alles Studiren. Ich wäre durchgegangen, hätte ich gewusst wohin. Reubelt that alles an mir, was er konnte, aber alles umsonst. Ich wollte nicht lernen. Gab mir alle Mühe mich zu verschliessen. Wenn ich meine Antworten noch so gut wusste, gab ich sie schief oder gar nicht. Er glanbte zuletzt, ich wisse nichts, setzte mich zurück und fing vorn an. Damit verdarb er alles. Ich ward zuletzt missmuthig und verschlossen in mich selbst. Es war nicht Reubelt's Schuld, auch nicht meine Schuld; ich konnte nicht anders. Wäre meine Lage lange so geblieben, so hätte es ein traurig Ende nehmen müssen. Ich weiss mich aus dieser Zeit kaum etwas zu erinnern, als an die Güte Reubelt's—er war wirklich ein frommer, sanfter Mann — an meine Verstocktheit und an einen Possen, den ich meinem Präceptor spielte. Reubelt war ein Deutscher, konnte nicht reiten, wollte es aber lernen.

Ich sollte ihn reiten lehren. Wir nahmen zwei Pferde aus dem Stall und setzten uns ohne Sattel auf. Machte ihm begreiflich, dass die Steigbügel des Sattels gefährlich seien im Fall des Herunterfallens, und darauf war es bei mir abgesehen. Das wildeste der Pferde gab ich ihm. Sagte ihm auch, wenn er das Gleichgewicht verliere, müsse er die Beine fest einschlagen, sich damit zu heben. Wir ritten nach Bleiler's, die Zeitungen abzuholen. Den ganzen Weg hinab ritten wir Schritt. Heimwärts etwas schneller. Er meinte, wir könnten Trab machen, und zuletzt da meinte er, das Reiten ginge schon. Bald zu Hause, trieb ich rascher und immer rascher, zuletzt im Galopp, dass es sauste. Mein Nebenmann natürlich *nolens volens* mit, denn sein Pferd blieb nicht zurück, obgleich er längst schrie: nicht zu scharf! fort aber ging's, den Hügel herein im sausenden Lauf um die Scheuerecke hin vor den Stall und mit einem Ruck hoh! und plötzlich hielt die Reise an, mein Präceptor aber trotz eingeschlagenen Beinen, machte noch ein Stück weiter über den Kopf des Pferdes hinaus auf den Misthof. Der gute Mann nahm die Roheit hin, ohne daran zu denken, dass es Plan war.

Unter dem Druck, der diesen Sommer auf meinem Gemüthe lag, konnte ich nicht weiter studiren. Es musste ein anderer Weg ermittelt werden. Ich klagte Vater, ich könne nicht mehr so studiren, entweder gebe ich auf oder es müsse ein anderer Weg eingeschlagen werden. Vater fühlte es selbst. Aber was thun? Meine Ansicht war, nach Mercersburg gehen, davon aber war bei ihm keine Rede. Er schnitt es ab mit dem einfachen Ausspruch: "Sie sind irisch und Strabler, kann nicht sein!" Aber wie es jetzt war ging es auch nicht weiter, das stund fest. Nun der Herr fand Wege. Reubelt erhielt einen Ruf, wohin oder was weiss ich nicht mehr. Kurz, er kam fort noch vor dem Herbste. So wurde der Weg wenigstens wieder frei und nur die Aussicht auf Veränderung meiner Lage machte mein Gemüth ruhig.

Oberfeld.

Das Weiter sollte sich nun auch geben. Durch Pfarrer C. G. Herman hörte Vater von einem Lehrer an der De Longen Kirche, Namens Oberfeld, den er ihm als einen sehr tüchtigen Mann beschrieben hatte. Vater besuchte ihn, um ihn für mich zu gewinnen. Oberfeld hatte die Schule dort angenommen auf den Winter und wollte sein gegebenes Wort

nicht zurücknehmen. Es wurde beschlossen, ich solle den Winter zu ihm kommen, im Frühjahr wolle er mit nach Weissenburg, um die alte Akademie wieder aufzurichten. So kam ich denn nach der De Longen Kirche zu Oberfeld. Vater brachte mich dahin und logirte mich bei Jonas Bauer ein, ein Feldbreit von der Kirche ab. Hier logirte auch Daniel Wanner, ein englischer Lehrer, der ebenfalls an der Kirche Schule hielt. Es waren nämlich zwei Schulen in dem grossen Schulhaus der De Longen Kirche, eine deutsche, welcher Oberfeld, und oben im zweiten Stock eine englische, welcher Wanner, ein Freund Oberfelds, vorstund. Wir beide, Wanner und ich, logirten also mit einander an's Bauer's und wurden grosse Freunde, obwohl er bedeutend älter war als ich.

Peter Oberfeld, mein nunmehriger Präceptor, war aus Mannheim, Baden. Er hatte in Deutschland Jura studirt, war nach Amerika gekommen, sich die Welt zu beschauen und wenn es ihm nicht gefalle, wieder nach Europa zurück zu reisen. Gott machte ihm aber eine andere Laufbahn. Bei Newfoundland litt er Schiffbruch. Er und einige Andere mit ihm retteten sich an einem Seile an's Ufer in einer unbewohnten Bucht. Nach mehrtägigem Umherirren kamen sie halbverhungert zu Menschen und erreichten zuletzt St. Johns. Seine ganze Habe hatte er beim Schiffbruch verloren und war von allen Mitteln gänzlich entblösst nach Kutztown gekommen. Oberfeld war nicht wie Griebler ohne Mutterwitz, sondern besass ein richtiges Taktgefühl. In Kutztown, wo eine kleine Akademie war, machte er Anspruch um Aufnahme, dem Englischen mächtig zu werden. Durch D. Wanner bekam er Einlass und Hülfe. Auf seinen Rath hatte auch Oberfeld die Schule an der De Longen Kirche angenommen, sich etwas Geld zu verdienen. So war er hierher gekommen, wo ihn Vater kennen lernte.

Oberfeld war kein Griebler, weder in religiöser Beziehung, noch was sein Temperament anging. Er hatte ganz und gar Flotto's Karakter, war sehr rasch und wegwerfend. Fein gebildet nach europäischem Hofleben, blickte er gewöhnlich auf alles herab. Seine Kenntnisse waren gründlich und sehr umfangreich, besonders in den Sprachen. Latein las er nur so herab und recitirte ganze Seiten aus den lateinischen Classikern. Durch sein Unglück war er zuweilen launig, dann musste aufgepasst werden, wenn man mit ihm auskommen wollte. Ich wusste bald mit wem ich es zu thun hatte und fand in ihm nebst einem tüchtigen Lehrer auch einen war-

men Freund, der es geblieben ist, einige kleine Scharmützel abgerechnet, bis zu seinem Tode.

Mein Präceptor durchlief ein ziemlich umfangreiches Examen mit mir, wie er sagte: wir müssen wissen wie wir stehen und wozu wir fähig sind, und schien auch zufrieden zu sein. Ich durfte fortfahren, wo ich stehen geblieben war. Wesentlich aber wurde durch den Winter nur an den Sprachen Latein, Griechisch und Deutsch gearbeitet, für die andern Zweige hatte er bei seinem Schulmeistern keine Zeit. Ich kam dadurch auch desto rascher vorwärts in den Sprachen. Oberfeld liess mir alle Freiheit. Ich konnte studiren, wo ich wollte, im Schulhaus oder in meinem Boardinghaus. Nach der Schule, meistens Abends im Schulzimmer, hatte ich meine Recitation. Wir waren dann ungestört. Seine Geduld war nicht weit her, es musste scharf aufgepasst werden. Eine zweite Frage, nach einer gemachten Darstellung, hatte unausbleiblich die Erwiederung zur Folge: "aha, nicht aufgepasst!" Nach meinen Recitationen sassen Oberfeld, Wanner und ich oft noch spät in die Nacht hinein im Schulhaus, wo Oberfeld viel Belehrendes zum Besten gab.

Ich lebte meistens meinem Studium, das ich wieder mit Freuden und Eifer aufgenommen hatte. Der böse Geist Sauls hatte mich völlig verlassen. Ich hatte wenig Umgang mit der Schuljugend, denn sie war unausstehlich roh. Ich habe überhaupt hier die rohesten und unwissendsten Menschen kennen lernen, die mir in meiner Lebenszeit begegnet sind. Oberfeld sagte immer: das sind Viehmenschen! Einigemal war ich des Nachts mitgegangen zum Fischfang. Gleich an meinem Boardinghaus fliesst ein kleiner Bach vorüber. Oben im Walde war ein Mühlteich mit einer Schliesse, das Wasser wurde abgestellt und dann bei Fackelschein mit Stecher die Fische gefangen. Die Rohheiten, die dabei vorfielen, berechtigten Oberfeld's Ausspruch: das sind Viehmenschen!

Meine Kostfamilie waren recht ordentliche Leute. Der Alte war ein sogenannter Schentelmanns-Bauer. Er hatte früher Store gehalten, verwaltete aber jetzt seine Bauerei. Fehlte ihm die maxatawnische Rohheit, dann gewiss aber nicht die Unwissenheit. Doch meinte er, er wisse viel. Oft richtete er Fragen an uns und fing dann an, mit uns zu disputiren. Er stritt sich um Hals und Bein, dass die Sonne um die Erde gehe und nicht umgekehrt. Einwendungen, wie denn die Astronomen die Finsternisse berechnen können, wies er bedeutungsvoll zurück mit den Worten: wenn er im Egel-

mann — ein Herausgeber eines Kalenders in Reading — "sei Spiegel gucke därft", dann könne er auch die Finsterniss voraussagen. Er glaubte wohl auch, dass die Erde ginge, aber z. B. wenn der Wind von Osten daher komme, dann ginge die Erde dahin; das mache den Wind. Bei seiner Ansicht blieb natürlich Herr Bauer stehen trotz allen Erklärungen und ärgerte sich noch über unser "Gescheiter-sein-wollen". Diese Meinung hatte aber nicht blos mein Kostherr, sondern so glaubten beinahe Alle und glauben heute noch Viele. Die Madam Bauer war eine liebe Frau. Sie kümmerte sich um ihre Milch, Butter und Tisch, die gelehrten Angelegenheiten ihrem Herrn Gemahl überlassend; sie stund ihrem Hause recht wohl vor. Besonders ihre zwei Töchter hatte sie recht ordentlich und sittlich erzogen, um alles Andere in der Welt kümmerte sie sich sehr wenig. Diese zwei Töchter, besonders die jüngere, die hübsch war, etwa 20 Jahre alt, waren ihr Augapfel. Bauer hatte sich ein altes Klavier angeschafft und liess seinen Töchtern sogar Musik-Unterricht ertheilen. Die jüngere, Miss Eliza, war aber nicht nur der Mutter Augapfel, sondern wurde auch, wie ich nach und nach vermerkte, meines Freundes Wanner's Augapfel. Nicht selten blieb mein Schlafgefährte des Nachts aus und kam erst gegen Morgen an seine Stelle. Einige Jahre später heirathete Freund Wanner seine Eliza und sie leben heute noch recht glücklich mit einander.

Im Frühjahr, als die Schule schon aufgebrochen war, erlebte ich ein kleines Abenteuer zu guter letzt, das mir seines Schreckens wegen nie vergessen ist. Ich sass im Schulzimmer ganz allein, kein Mensch in der Nähe und war noch früh Morgens. Oberfeld war fort, seine Schulgelder einzucollektiren; wir wollten sobald als möglich nach Weissenburg ziehen. Er hatte mir Arbeit gegeben. Ich war daran und übersetzte. Da, horch! was war das? Nichts! alles still und ruhig, einige Minuten rührt sich nichts. Horch! da ist's wieder. Droben auf dem Speicher, als wenn Jemand einen Stuhl hinstellt. Horch! nochmal! und dazu als wenn eine Thüre zugeschlagen würde. Was meint das? Es kann doch kein Mensch im Hause sein, wir selbst hatten gestern Abend alle Thüren wie immer verschlossen und ich selbst hatte eine halbe Stunde zurück erst das Haus geöffnet und nur die eine Thüre. Aber da droben poltert's wieder. Jetzt überfallen mich Schrecken und die nehmen zu, rasch zu, denn höre klopp! klopp! kommt's die Stiege herab, nicht als wenn ein

Mensch eine Treppe absteigt, nein, sondern ganz langsam. Klopp! — klopp! —! Da droben ist's schon im Gang. Ich höre. Die Haare, glaub ich, haben sich gerade aufgestellt. Jetzt wieder alles ruhig und still, ja todesstill. Ich denke an weiter gar nichts, als nur was ist das! Die Hand auf dem Bnche am Pulte, das Herz klopft vor Angst. Horch! da gehts wieder los, klopp!!! die letzte Stiege herab und jetzt rasch. Höre, jetzt ist's draussen, nur noch eine Thüre dazwischen! Jetzt greift es die Thüre an, das Schloss knackt, geht aber nicht gleich auf, weil etwas aus Ordnung war. Huh! da fährt es wie ein Blitz durch mich. In einem Satz auf, dass der Stuhl hinstürtzt, hin nach dem Fenster, mit einem Riss auf und dahinaus. Ich glaub es war in paar Sekunden geschehen. Im Augenblick war ich drunten an's Bauers. Ich konnte vor Athem kaum Bauer, der eben im Hofe war, berichten. Bauer, der abergläubisch war, meinte, es könne vielleicht nicht geheuer sein. Dies freilich war mir nicht in den Sinn gekommen, hatte nur Schrecken ohne Ueberlegung. Wir hielten knrzen Rath und wollten nachsehen. Schnell wieder hinauf! Als wir die Thür aufmachten und mein Bauer vorsichtig hinein lugte—was war's? "Ach Gott, Herr Bauer," schallte uns die Stimme eines alten Mütterchens entgegen, "gut dass Sie kommen. Glaub ich krieg ein Todesschreck da! Ist denn das Haus da nimmer geheuer? Komm gestern Abend und schlaf da droben in meinem Bett und vor einer Weile stehe ich auf, komm die Stiege herab und wie ich da an die Thüre greif, ein Schrei da drinn, Stühle poltern, Fenster klirren als sei ein böser Geist da drinnen. Ein Schreck fährt durch mich! Ich zittere noch. Und wie ich die Thür aufmache, alles leer." Bauer wollte sich ausschütten vor Lachen. Nun ja, denke ich, hat die alte Hexe mich erschreckt, so habe ich sie auch erschreckt. Das noch Dunkle ist: Es war die alte Mutter Duhry. Ihr Mann hatte hier Schule gehalten, war gestorben. Da hatte die Gemeinde ihr erlaubt, ihre Möbel und Bett in einem andern Zimmer oben stehen zu lassen, weil das Haus doch leer stund. Sie hatte sich einen Schlüssel behalten und kam nun von Zeit zu Zeit und schlief hier. Ich wusste aber kein Wort davon, denn dies war das erstemal meines Hierseins, dass sie dagewesen So war sie auch spät am Abend vorher gekommen und hatte ohne mein Wissen hier geschlafen. Noch lange musste ich hören von der Mutter Duhry'sen ihrem Besuche.

Oberfeld und ich zogen nach Weissenburg. Die Weissen-

burger-Akademie, mein altes Sanctum, wurde wieder aufgerichtet. Oberfeld hatte auf den Rath Vaters und wahrscheinlich aus eigener Erkenntniss, dass es für ihn doch schwer sein würde, die englische Sprache zu meistern, dass er öffentlich am Bar auftreten könne, den Plan gefasst, die Homöopathie zu studiren. Wir beide studirten nun gemeinschaftlich. Er schrieb Symptomen. Ich hatte meine alten Studien im vollen Cursus wieder vor mir. Besonders wurde der deutschen Sprache und Literatur jetzt viel Zeit gewidmet. Schiller, der Lieblings-Schriftsteller Oberfeld's, wurde täglich gelesen, erklärt und sein Schreibstil als Muster aufgestellt. Als neues Studium kam Philosophie hinzu. Wir gebrauchten Snell's Lehrbuch, ein kurzgefasstes Compendium. Das abstrakte Denken hatte zuerst seine Schwierigkeiten, doch mit Oberfeld's Nachhülfe wurde Einsicht und Verständniss gewonnen. An Snell schloss sich dann ein bestimmtes System an: die Grundlinien der Philosophie von D. Friedrich Ast, eine Umarbeitung Platons über das Wahre, Schöne und Gute als die Grundelemente der Philosophie. Mir schien dies auch recht wahr, schön und gut, weiter aber auch nichts. Schwieriger war Fichte, den Oberfeld gewiss nicht auf Vaters Verlangen mit mir anfing. Oberfeld aber sagte, er muss die Denksysteme kennen lernen. Später wurde auch J. Kant's Kritik der praktischen Vernunft bearbeitet. Da aber waren spanische Dörfer und eine manche harte Nuss zu knacken. Es kam nun wohl zur Einsicht aber nicht zur Durchsicht, und das war auch gut, es hatte noch Zeit.

Zu Oberfeld und mir war noch ein Dritter auf unsere Akademie gekommen, ein Jüngling aus dem Schwenkfelder Thal, Namens Jonas Schultz. Er sollte Homöopath werden und Vater hatte dessen Eltern versprochen, ihn auf das Medicinische Collegium vorzubereiten. Schultz schlug auch seinen Pult bei uns in der Kneip auf und studirte recht fleissig. Seine Anlagen waren ungewöhnlich. Er hätte einer der ersten Männer unseres Landes werden können. Nach Jahren liess er aber die Medizin fallen und wurde in Schwärmerei verstrickt. Abends waren die deutschen Classiker auf dem Brett, wo Schultz mit einfiel. Da kamen an die Reihe Tschokke, Jean Paul, Lessing, Wieland, Voss und Herder. Göthe blieb noch liegen, der sollte wie Schiller studirt werden. Oft sassen wir beim Licht bis in die späte Nacht hinein und schwelgten in der classischen Belletristik. Oberfeld machte dabei den Erklärer und strengen Richter. Jeden Augenblick

wurde eingefallen mit Fragen oder Erklärungen, wodurch wir mehr lernten aus der Geschichte, Länder- und Völkerkunde, als auf den meisten Collegien hier zu Lande gelehrt wird. Das waren herrliche Abende; o du unvergesslich schöne Zeit! So knüpfte sich in unserer Weissenburger Akademie wieder ein classisches Band an, das ein Jahr später sich erweiterte und die schönste Zeit meiner Jugend bildete.

Hahn Frantz, noch eine andere Persönlichkeit, welche auf mich einen bedeutenden Einfluss übte, gehört hierher. Ohne seinen Einfluss weiss ich nicht, wo mein Studium unter Oberfeld geendet hätte. Gott hat ihn mir gesandt und Jahre zur Seite gehalten. Ein manches Wort hatte er zur rechten Zeit gesprochen und mich aufmerksam gemacht, wohin Plato, Fichte, Kant und "die neuen Denker", wie er sie nannte, führen; ohne deinen Glauben wirst du dich auf einmal in einer schrecklicheren Einöde als die Wüste Sahara ausgeworfen finden. Frantz hatte schon mehrere Jahre Vater besucht. Er kam jetzt öfters seit Oberfeld bei uns war. Wenn er kam, war er jetzt oben bei uns auf der Kneip. Er lehrte mich Schach spielen und wir wurden warme Freunde. Frantz war von Helgoland, einer kleinen Insel in der Nordsee, hatte in Kiel Theologie studirt und war streng gläubig, ohne straff am kirchlichen Bekenntnisse zu hängen. Der Rationalismus war an ihm vorbeigegangen und hatte ihn nur im Glauben bestärkt. Schon vor Jahren war er nach Amerika gekommen und hatte einige Jahre in Ohio gepredigt. Eine schleichende Anszehrung machte ihn unfähig länger zu predigen. So schulmeisterte er jetzt bald in Montgomery County, bald in Langschwamm, Greenwich, Kutztown und im Levans Thal. Oft, sehr oft kam Frantz zu uns und blieb über Sonntag. Nur ein Fehler war ihm eigen, er "liebte die Perlen", wie er zu sagen pflegte, d. h. er trank jeweilig Einen mehr als zur Durststillung nöthig war. Er sagte, er habe es auf der Universität gelernt, wo man im Pauken und Saufen Meister sein müsse, wenn man als flotter Student gelten wolle. Hatte er wohl kein flotter Student sein wollen, so war ihm doch etwas davon hängen geblieben. In letzter Zeit meinte er—ich traktirte ihn öfters mit einer Flasche unseres Weines — wenn er je und dann ein Glass unseres Weissenburgers haben könne, wolle er sich verschwören, in seinem Leben keinen Brandy mehr zu trinken. Er kam nach und nach auch über diese Leidenschaft weg und trank nur selten, berauschte sich aber gar nicht mehr. Ohne je ein Trunkenbold zu sein, war er

doch ein Opfer des Trinkens geworden. Wie er mir sagte, hatte er deswegen eine der schönsten Pfarrstellen auf seiner Insel, wo er Gehülfe war, verlassen und war aus Verdruss nach Amerika gekommen. Ein wunderbarer Traum, den er mir in einer gemüthlichen Stunde erzählte und den ich damals gleich in mein Tagebuch niederschrieb, war für ihn bedeutungsvoll.*) Frantz gehörte in meinen Weissenburger Kranz und hatte in gläubiger Richtung viel Einfluss auf mich gewirkt. Er neutralisirte Oberfelds Einfluss, der an bewusstem Glauben mangelte.

---

*) Die Erzählung von Frantz's Traum. "Ich hatte die Universität Kiel verlassen, wo manchmal ein wildes burschikoses Leben geführt worden, und war nach Vollendung meiner Studien in den Kreis meiner Lieben nach Helgoland zurück gekehrt. In meiner Heimath freute ich mich einer Anstellung und war glücklich genug unter den Meinen leben zu können. Schöne Bilder glücklicher Tage zeigten sich mir in der Ferne und wirklich sie waren für mich bestimmt; denn die grosse Pfarrgemeinde meiner Vaterstadt lag in meinen Händen. Ich war dem alten Pfarrer beigegeben als Gehülfe und hatte in Aussicht, die Stelle bald völlig zu verwalten. Im Vollgenuss meines Glückes überdachte ich meine Lage, bis ich mich eines Abends niederlegte und einschlief. Da hatte ich folgenden Traum: Es däuchte mir, ich wandle in einer wüsten Einöde. Zu meiner Linken thürmten sich schreckliche Felsenmassen in übereinander gefallenen Stufen himmelan. Schwarzes Moos lag in dichten Schichten auf den Felsen und erhöhte noch das grauenvolle Ansehen. Hin und wieder stand ein kümmerliches Reis zwischen den kahlen Steinmassen, aber kein Laub deckte es. Die ganze Natur war erstorben. Der Boden, wo ich wandelte, war eine öde Sandsteppe. Kein grünes Gräschen konnte das Auge finden. Kein lebendes Wesen war zu schauen, auch nichts, davon es hätte leben können. Es schien die Heimath des Todes zu sein. Zitternd wollte ich mich rechts umwenden, aber da hielt mich in kurzer Ferne ein dicker undurchdringlicher Nebel auf, der gleich schweren Wolken sich mauerartig auf den Steppenboden niederliess. Ich war gezwungen, auf meinem Wege zu bleiben. Aber auch dieser hüllte sich in graue Nebel ein. Mühevoll schleppte ich mich durch den bodenlosen Sand dahin. Auch in mir war alles öde, gleich der Umgebung. Nur verworrene Gedanken durchkreuzten mein Inneres. Obgleich wie in einem halbbewussten Zustande, so war mir's doch, als läge ein Fels auf meiner Seele. Unendliche Schwüle drückte mich ermattend nieder. Da kam ein Sehnen nach Befreiung über mich und mit Gewalt kämpfte ich mich vorwärts. Und siehe, es wurde heller und je ernster ich vorwärts schritt, desto lichter wurde es. Zuletzt schwanden die Nebel alle und ein herrliches Thal des Friedens schloss sich vor meinen Blicken auf. Herrlich strahlte da die Sonne über üppige Fluren ein himmlisches Licht herab. Der Tag dort schien ein ewiger zu sein und die Natur, als lobte sie Gott. Es winkte mir so freundlich zu: komm, komm herüber! und es war mir, als sei dort allein Ruhe für meine Seele zu finden. Glücklich, dachte ich, müssen die Pilger auf diesen Paradiesesfluren sein. Aber zu meinem Erstaunen konnte ich nur einzelne kleine Gruppen erkennen. Eilend machte ich mich auf und wollte auch hinüber; da gewahrte ich erst, dass vor mir ein Abgrund lag, der unübersteiglich war. Sinnend blieb ich stehen und mochte lange nachgedacht haben, was zu thun sei. Da kam eine Stimme zu mir, die sprach: "Was bist du eitel? wer suchet, der findet!" Erschrocken ging ich am Abgrund hin, ob ein Steg zu finden sei, der über denselben hinüberführe. Bald zeigte sich mir eine Stiege, die wie ein Dach in Treppen zu dem gewünschten Ziele wies. Freudig wollte ich über dieselbe hinüber schreiten, aber auf der zweitobersten Treppe standen zwei Gläser mit Rum gefüllt, die mir zu drohen schiene. Ohne weiteres wollte ich sie hinweg nehmen. Da fand ich aber, dass in meiner Natur etwas lag, was gewaltig dagegen ankämpfte. Ein Versuch, darüber hinweg zu schreiten, misslang auch, indem sich die Gläser wie ich mich ihnen nahte weit ausdehnten. So musste ich also meine Natur besiegen und die Unglücksgläser mit Gewalt wegnehmen oder mein Vorhaben, in das glückliche Land zu kommen, aufgeben und in der schreck-

Neben Frantz besuchten uns noch andere Deutsche. Der alte Haine, ein Bergmann, der in Mexico sein Unglück geholt hatte, Grossmann, Seipel und Andere, die in der Nachbarschaft Schule hielten. Auch Musikanten, wie Deininger, Ludwig, die gewöhnlich Strolche waren, machten bei uns Hauptquartier und weilten Tage lang. Ueberhaupt wurde unser Haus um diese Zeit mit Deutschen niederen Ranges überlaufen. Nicht selten kamen gegen Abend drei, vier, die um Nachtquartier baten. Besonders gegen den Herbst hin, wenn die Schulen bald anfingen, wurden uns aus allen Richtungen Schulmeister zugesandt, die Dienste suchten, darunter auch solche, die schlechterdings nicht befähigt waren, Schule zu halten und nur einen Faulpelz suchten. Vater konnte und wollte keinen abschicken, wo er ihnen helfen konnte, that er es. Nicht selten unterstützte er, natürlich ohne es zu wissen, recht verluderte Subjekte. Oefters waren unsere Betten voll. Der alten Freny war das aber zu viel. Sie mochte die Deutschen nicht leiden. Da schimpfte sie dann ihr Herz aus und brummte ihnen nicht selten in's Gesicht: "Schun widder eine Maschin da" — so nannte sie die Deutschen — "glaab der Bös fährt sie uf'm Schubkarch bei; mer mehnt, sie kriege sich schun in Deutschland en Wegweiser, un wie sie vum Schiff runner kumme, geht's schun noch'm Parre Helffrich." Auch

---

lichen Wüstenei verweilen. Heftig war der Kampf, der in mir begann. Ich sah vor mir das herrliche Land, das mir so freundlich zuwinkte; sah den Steg, der dort hinüder führte und da standen die Gläser, die mir den Weg versperrten. Ich griff zu, aber mein Arm war wie lahm und meine Hand wollte sich nicht rühren. Ich hatte weder Kraft noch Muth. Es war mir, trotz einer mahnenden Stimme in mir, unmöglich und doch fühlte ich: es lag nur an meinem Willen. Anstatt sie weg zu nehmen, versuchte ich nun wieder und wieder darüber weg zu schreiten, allein so oft ich mich ihnen nahte, dehnten sie sich aus und wuchsen zu ungeheurer Grösse, dass kein Menschenfuss darüber hinweg kommen konnte. Dort standen die Gläser und spotteten meiner und, oh! ich kehrte zurück in die traurige Einöde und wollte einen andern Weg suchen. Da erwachte ich in Schweiss gebadet und voll Angst und Zittern. — Frantz sagte mir: Es sind nun bereits mehr als 30 Jahre hin, seitdem ich diesen Traum hatte, und noch ist er mir gegenwärtig wie damals. Er enthielt mein kommendes Schicksal. Wie oft wurde ich an ihn erinnert! Eine der angenehmsten Stellungen im Leben war mir geworden, aber der Rum war die Ursache, dass ich sie verliess. Auf der Universität hatten wir Studenten unsere heitere Stunden, wo wir kneipten. Lustige Brüder und Jugendmuth huldigten Bier, Wein und Rum, ja selbst dem gefährlichen Naphtha, dem Niemand spotten soll, wurde Raum gegeben, bis er im Punsche Leib und Seele fesselte. Dort hinter den Gläsern pflanzte sich die Neigung in mein Blut, die mir oft unwiderstehlich wurde. Von dem schönsten Lebensglück hat sie mich abgehalten. Voll Aerger verliess ich mein Vaterland, kam nach Amerika, wo mich eine Reihe von Jahren nur Elend erwartete. Rum war die Ursache all meines Leidens. Da sitze ich nun in meinem Elende und schulmeistere und saufe das Leid wie Wasser. Bin ich wohl um die Gläser herum gekommen und habe Gnade gefunden, so liegt doch mein Lebensglück zertreten vor meinen Füssen und unnennbares Elend war mein Theil. Das hat das perlende Gift gethan, oder besser, das habe ich gethan, da ich diesem Gift nicht entsagen wollte."

Arbeiter kehrten bei uns ein, oft solche, die nicht arbeiten wollten; denn wenn ihnen Arbeit angewiesen wurde, machten sie sich aus dem Staube. Wir bekamen aber aus dieser Klasse auch unsere besten Knechte, wie Louis Wurster und Andere.

Thomas Lichtenwallner, der Anverwandte meiner Mutter, den meine Eltern erzogen hatten, war schon vor Jahren von unserm Hause gekommen. In letzter Zeit hatte er sich verheirathet und wünschte nun nach Weissenburg zu ziehen. Vater hatte ihn immer im Auge behalten und die Absicht gehabt, dass er später bei uns sich niederlassen sollte. Im Walde draussen, nach Onkel Helffrich's zu, stand ein kleines Häuschen. Dahin zog Lichtenwallner dies Frühjahr, bis eine andere Wohnung für ihn bereit sei. Vater wollte nach deutscher Weise einen Weinkeller anlegen und ein Haus darüber bauen, wo Lichtenwallner einstweilen wohnen sollte, bis eine Bauerei für ihn gekauft worden sei. — Der Weinkeller sammt dem Hause wurde diesen Sommer gebaut. Auch die Bauerei fand sich. Nahe bei uns lag ein sehr schönes Gut, das durch dessen Eigner sehr verlumpt, feil geboten und nun von Vater gekauft wurde. Haus, Scheuer, Fenzen und Alles war aber unbrauchbar. Es musste Alles neu aufgebaut werden. Ich glaubte gerade deswegen kaufte es Vater. Er hatte eine unverwüstliche Baulust, die ihn viel Geld kostete. Nicht lange zurück war unsere eigene Scheuer gebaut worden, nun der Weinkeller und Haus, und nun sollte nächsten Sommer ein neues Haus mit einer neuen steinernen Schweizerscheuer auf die neue Bauerei gestellt werden. Es geschah mit grossen Auslagen. Nach einigen Jahren verkaufte Vater an Lichtenwallner dieses Gut sehr billig. Es sollte ein Erbe sein für ihn, denn er wurde in unsere Familie gezählt.

Im Herbst 1843 entschloss sich Oberfeld, auf wiederholtes Bitten der De Long Gemeinde, nochmals die Schule zu halten, wobei er, wie er meinte, sich noch ein Sümmchen verdienen könne. Ich sollte natürlich wieder mit. Wir zogen also dahin und zwar mit Sack und Pack, d. h. wir nahmen nebst unsern Büchern ein Bett und allerlei Kochgeschirr nebst Mundvorrath mit; denn Oberfeld hatte den Plan gefasst, wir wollten uns selbst beköstigen. Das Schulhaus war gross, es hatte vier Zimmer nebst den zwei grossen Schulstuben. Da war denn die Aufrichtung einer Küche und eigenen Hauswesens leicht möglich, vorausgesetzt, dass Oberfeld das Kochen verstand, welches er sich rühmte, denn ich wusste nichts da-

von. Wir richteten unsere Küche her und fingen neben dem Studium an zu braten und zu kochen. Alles Nöthige hatten wir mitgebracht. Aber es wollte mir bald dünken, Oberfeld verstünde so wenig von der Kunst wie ich. Die Unbeholfenheit mochte der Neuheit der Sache zugeschrieben werden. Als er aber nach dem Essen ohne Weiteres anfing abzutragen und Tassen, Teller und Pfannen ohne zu waschen in den Schrank stellen wollte, frug ich, wollen wir nicht erst waschen? da meinte er: wäscht man denn das Geschirr jedesmal? er dächte, nur einmal des Abends. Da schien mir, seine Kochkunst müsse nicht weit her sein, oder doch die deutsche Art sei nicht amerikanisch. Es ergab sich, dass einer so grün war wie der andere, oder er noch grüner als ich. Wir mussten lernen. Mit Kaffee kochen, Schinken braten wurde angefangen und fortgeschritten bis zum Gemüse. Nun es gab sich. Man sah ja, ob es gar und weich war und geschmeckt hat es uns gewiss. Unsere Kocherei machte sich schnell und gut. Der böse Leumund zwar sagte uns manches nach, was nicht wahr war. Man wollte uns aufbinden, als hätten wir Speckseiten für Schinken gekauft. Das war nicht wahr. Ein Kind kann doch Schinken von Seitenstücken unterscheiden, warum nicht zwei kluge Leute wie wir waren? so grosse Schnitzer machten wir keine. Freilich fanden sich zuerst im Kaffeekochen einige Fehler vor. Wir meinten, um Zeit zu sparen, mit einer Pritsche zwei Mücken schlagen zu können. Nämlich wir kochten süsse Kartoffeln; nachdem nun die Kartoffeln gar waren, dachten wir, warum dies Wasser wegschütten und anderes erst wieder heiss werden lassen? Weil die Kartoffeln ja rein gewaschen waren und auch in den Magen gingen, so brachten wir den Kaffee kurz in dies Wasser, liessen über dem Feuer noch einige Zeit aufwallen und richteten dann an. Nun ja, in allen Dingen macht die Erfahrung klug; unser Kaffee war wohl Schweinefutter, das nächste mal machten wir es anders. Brod kauften wir, Gebackenes, Kuchen und Pei, holten wir in Weissenburg. So war die Kocherei gar schnell erlernt. Wir lebten gut. Aber ich musste meistens das Kochen thun. Dies gefiel mir doch nicht. Die Arbeit war mir nicht zuwider, aber die Art der Arbeit. Ich sah Kochen für Weiber-, nicht für Männerarbeit an. Allerdings, das freie Leben sagte mir zu. Wer in aller Welt hatte da in diese Familie hinein zu reden? Wir hatten eigenes Haus, eigene Küche, das war schön und so musste es gut sein.

Es sollte aber nicht lange dauern. Ein unerwarteter

Bruch zwischen Oberfeld und mir machte der luftigen Menage ein schnelles Ende. Oberfeld hatte diesen Herbst oft Launen. War es der Wechsel von Weissenburg unter dies rohe Volk, oder das Schulmeistern, dabei er sich oft ärgerte; kurz, er hatte und bekam immer mehr Grillen und wurde zuletzt öfters beleidigend. Dies hinzunehmen hatte ich natürlich keine Neigung, sondern wies die Grobheiten, wenn sie dick kamen, von mir ab. Nun gingen wir alle paar Wochen nach Weissenburg, um frische Einlage zu holen. So auch jetzt. Die Mutter hatte eine Masse Gebackenes zurecht gemacht. Dies wurde gebündelt; ich meinte zuletzt, es sei genug und sagte zur Mutter: was, lass gut sein, 's ist genug! Oberfeld stund dabei, es fiel ihm kaum auf, er war wenigstens freundlich. Auf dem Heimwege aber nach unserm De Longen Elysium wurde er blau und immer blauer. Liess schon unterwegs einige Worte fallen als wie: du scheinst vergessen zu haben, dass man Hunger hat dreimal des Tages. Ich verstund was er meinte, aber nicht ahnend, dass ein Sturm im Anzuge sei, widersprach ich ihm und machte ihn bärbeissig. Des Abends sollte es aber losbrechen. Er setzte sich ganz gemüthlich hin und hielt mir eine Vorlesung über amerikanische Grobheit und Rohheit, die sich gewaschen hatte. Ich fühlte, dass die Predigt nicht an Ort und Stelle war. Was er darauf los ging, das hatten längst Flotto und er selbst aus mir hinaus gefegt. Ich wurde ebenfalls gereizt und sagte ihm keck: er habe das letze Publikum vor sich, er solle das da drinnen in seiner Schule predigen, aber nicht mir vormachen. Meine kecke Entgegnung trieb ihn auf's Aeusserste. Er sagte mir bündig die Wohnung auf, er wolle sich nicht mit mir ärgern. Das war aber seine Absicht nicht, ich wusste es. Mir aber war die Kränkung zu gross. Früh morgens machte ich mich auf, ohne ein Wort zu verlieren, sackte Einiges ein und wanderte heimwärts. Oberfeld hatte keine Ahnung, dass ich heim ginge, sonst hätte er es verwehrt. Als ich heim kam, sagte ich einfach den Hergang. Vater erwiderte gar nichts, er sah mich nur ernst an, dachte das wird sich schon aufklären. Wer kam Abends nach Weissenburg, wer anders als mein Oberfeld! Er selbst bestätigte jedes Wort, das ich gesagt. Nun war ich frei. Er wollte mich wieder mitnehmen, aber Vater sagte jetzt nein. Sie, ein gebildeter Mann, müssen sich nicht vom Zorn hinreissen lassen. Er bat Vater um Verzeihung. Das ist schon geschehen, weil Sie gekommen sind, sagte Vater, aber meinen Sohn gebe ich Ihnen



nicht mehr mit. Oberfeld wandte sich an mich; ich war ausgesöhnt mit ihm, sobald ich ihn in unserm Hofe sah. Er verlangte, ich solle Vater bitten, mich wieder mit zu lassen. Umsonst! Vater sagte: Du bleibst diesen Winter zu Hause. Ich weiss einen andern Lehrer für dich. Dann wird sich's schon finden nächstes Frühjahr was weiter. Halb war mir's recht und auch nicht. Die Küchenkocherei gefiel mir wohl nicht; doch wäre ich lieber wieder mitgegangen. Musste nun aber so bleiben.

Dr. Lehmus,

mein neuer Präceptor, war innerhalb einer Woche hier. Er kam von Bethlehem, wo er sich eine Zeit aufgehalten und einige Wochen früher seine Dienste Vater brieflich anerboten hatte. Lehmus war schon bejahrt. Er hatte sich in aller Welt herum bewegt. Griechenland und Italien hatte er Jahre lang bereist. In Deutschland, seiner Heimath, war er Professor gewesen und hatte an verschiedenen Höfen als Docent agirt. Philosophie und Philologie bezeichnete er als seine Fachzweige. Seinen Doktor-Grad, von einer deutschen Universität erhalten, trug er in Ehren, denn seine Kenntnisse waren aussergewöhnlich. Die lateinische Sprache sprach er fliessend und das Griechische las er gleich einer lebenden Sprache. Religiös war er natürlich Rationalist, wie die Männer seines Schlages damals beinahe alle. Er machte auch kein Hehl daraus, denn er war aufrichtig. Ich hörte ihn einmal zu Pfarrer Schindel sagen: Wie wollte ich mich freuen, wenn ich Ihren kindlichen Glauben hegen könnte!

Das Feuer wurde in der Kneip angezündet. Dr. Lehmus und ich zogen ein. Vormittags wurde den Sprachen gepflegt, aber auf ganz andere Weise als früher bei Griebler und Oberfeld. Wir hatten unsern Schriftsteller, bald diesen, bald einen andern, ohne Pensa oder Lexicon und ohne Vorbereitung vor uns. Nun las ich den Satz ganz langsam durch, Lehmus sass neben mir, und ich fing an zu übersetzen. Ein Wort, das ich nicht wusste, sagte er mir und er wusste sie alle. Machte ich einen Fehler, so verbesserte er und demonstrirte nach dem Syntax und zugleich des Schriftstellers Eigenheiten im Unterschied anderer Classiker. Sie waren alle in seinem Kopfe zu Hause. Waren wir so über die Aufgabe gegangen, dann erst musste ich niederschreiben. Noch eine andere Uebung. Ich musste eine Seite oder Abschnitt z. B.

Juvenalis oder Persii Flaccis Satyren langsam einmal, zweimal oder noch öfters vor Lehmus laut vorlesen, dann das Buch weglegen und den Inhalt ganz in beliebiger Form im Deutschen wiedergeben. Diese Uebung lässt einen Schriftsteller schneller auffassen und macht frei von den Fesseln des knechtischen Uebersetzens, zum Nutzen der eigenen Sprache. Selbstverstanden erst dann, wenn der Schüler die Syntax-Regeln wohl eingepaukt hat.

Bei den alten Sprachen wurde aber auch von Lehmus das Deutsche nicht als Stiefkind behandelt. Er hatte die Ansicht, dass der gründlich Gelehrte in den alten Sprachen doch nur ein Stümper sei, wenn er die Muttersprache im Unterricht versäume; nicht blos der Sprache wegen, sondern hauptsächlich der Wissenschaften wegen, die in der Sprache, ein fester Grund, ja fussen. Darum sei die deutsche Classik ein unumgänglich Fach eines jeden Gebildeten. Die Wissenschaften der Neuzeit, sagte er, gelten unendlich höher, als die der alten Welt. Nur in Kunst ist Griechenland und Italien uns classisch vor und mehr oder weniger seien auch die alten Sprachen im Sinne der Kunst anzuschauen. Selbst auf den Universitäten Deutschlands fehle man da; und es gäbe ästhetische und literarische Lümmel genug auf den Professoren-Stühlen. Lehmus meinte — und mit Recht — das classische Alterthum sei die Morgenröthe der Weltbildung, aber es sei noch falsch aufgefasst. Man wühle in den Wissenschaften, ohne das Wahre zu suchen, dies sei das Schöne, das Erhabene, die Kunst. Nicht die Sprachkenntnisse seien die Hauptsache, die seien Voraussetzung, sondern das Geistesleben jener Zeit.

Jeden Nachmittag widmeten wir den Classikern. Lehmus behandelte die Classik vergleichsweise, d. i. die Neuzeit stellte er dem Alterthum zur Seite und wurde so geschichtlich. Auf diese Weise bekam ich die Archäologie auf eine sehr ansprechende Weise. Unser Lehrbuch war Schaff, aber das Lehrbuch konnte mit Lehmus keinen Vergleich aushalten. Die ganze classische Welt lag in seinem Gehirn abgespiegelt. In manchen Stücken ging er auf das Allergeringste ein, z. B. auf den Bau und die Ruinen Athens und Roms, selbst die einzelnen Gebäude. Wie die Lage der Länder auf die Entwicklung der Völker eingewirkt haben musste, und die grossen Heroen und Schriftsteller jener Zeiten. Da beklagte er dann einzelne verloren gegangene Werke. Kurz, ich hatte Archäologie und Geschichte zugleich.

Nach einigen Wochen bekam ich einen Mitstudent, Namens Schlicher, ein ziemlich bejahrter Bauernjunge. Dieser versuchte, Pfarrer Schindel in seinem Predigtvortrag nachzuahmen, und weil er Schindel's Stimme beim Ablesen einer Zeitung nachmachen konnte, meinte er, er könne Prediger werden. Dies war sein Beruf und auf diesen Beruf hat er sich bei uns gemeldet, "um predigen zu lernen", wie er sagte. Wir kannten den Vogel an den Federn, aber er liess sich nicht abweisen, er wollte predigen lernen. Lehmus wollte dann den Versuch machen. Aber wie er anfangen sollte Mensa lernen und zugleich deutsch schreiben und Lehmus ihm sagte, man schreibe Tisch, nicht Disch, da meinte unser hochweiser Student, wozu Mensa denn nothwendig sei und warum es nicht ebensogut sei, Tisch Disch zu schreiben. Er widersprach Lehmus, erklärte diese Dinge für unnütz, er wolle predigen lernen. Das war zuviel für Lehmus. Er jagte ihn buchstäblich fort, sagte ihm: ein Rindvieh gehöre vor den Pflug, er solle nicht mit seinen dreckigen Händen die Wissenschaft beschmutzen.

Abends sassen wir gewöhnlich drüben im Hause bei Vater, besonders wenn Vater Besuch hatte von benachbarten Predigern, wie Schindel und andere. Da liess denn Lehmus seinen Witz, der unendlich war, wie in Strömen fliessen. Er erging sich in "Quodlibets", die Kaiser, König, Prediger, Bauer, die Obrigkeit, Wissenschaft, Dummheit und alle Stände in der beissendsten Weise verhöhnten, er machte Sprünge von Washington nach Athen, von Russland in den Mond, vom Saustall auf den Katheder und durchlief in den glänzendsten Witzen das ganze Leben. Während er oft von schallendem Gelächter unterbrochen wurde, verzog er keine Miene. Oefters kamen auch Lembach's, unser Weingärtner, Abends zu uns. Nun wusste Lehmus, dass die Schwaben und die Baiern ihre Volkslieder hatten und gerne sangen. Da hiess es dann: "Lembach, lass uns 'mal singen!" Er sang mit und ahmte das näselnde Singen so köstlich nach, dass man es für seine natürliche Stimme halten musste. Lembach's waren recht erbaut dabei und meinten, der Herr Doktor könne ja alle Lieder singen; und doch war Alles nur Satyre.

Schade um diesen Mann! So gelehrt und brauchbar er war, so gefährlich und verderblich war er auch. Er hatte moralische Gebrechen, die er mit der Zeit blicken liess, die nicht geduldet werden konnten. Daher war seines Bleibens nirgendwo lange. So weite Gebiete des Wissens er mir auf-

schloss, es war nicht länger auszuhalten als bis zum Frühjahr. Ich war froh, als er sich entschied fortzugehen.

Mit Lehmus hat sich ein kleines Interregnum in mein Studium eingeschaltet, das ich aber um Vieles nicht wollte entbehrt haben. Es war eigentlich der Abschluss meiner Sprachstudien. Lehmus war älter, reifer und gediegener als Oberfeld oder irgend einer meiner früheren Lehrer, hatte den Sitz der alten Classik selbst gesehen und Alles verdaut. Desgleichen waren die neuen Denksysteme alle in seinem Kopfe. Ohne es zu wollen oder zu wissen, war davon mehr in mir sitzen geblieben als gut war; wie ich mir erst später, da ich zur reiferen Reflexion kam, klar wurde.

Oberfeld kam im Frühjahr 1844, nach Schluss seiner Schule an der De Longen Kirche, wieder zu uns nach Weissenburg. Es war Vaters Plan so gewesen. Er kannte Lehmus schon von früher her und wollte, dass ich wo möglich einige Zeit seinen Unterricht geniessen sollte. Da hatte sich dann letzten Herbst die Sache so gemacht, dass dies geschehen konnte. Gleichzeitig rechnete er aber auch auf Oberfeld für weiter hinaus. Nun er kam und unser Reich begann wieder in unserer Akademie auf altem Fusse. Beim Ueberblick meines Studiums vom letzten Winter war er sehr zufrieden. Er sagte: wir können füglich nun einen neuen und weiteren Lehrplan entwerfen. Er selbst hatte seinen früheren Plan, Arzt zu werden, fallen lassen und wollte sich jetzt der Theologie zuwenden. Und da ich jetzt nach Vaters und Oberfelds Bestimmung die verschiedenen Zweige dieses Faches anfangen sollte, wollten wir Lehrer und Schüler gemeinschaftlich studiren. Noch ein dritter Student kam hinzu, der theilweise mit in unsern Studienplan einfiel, Samuel K. Brobst, der jetzige Editor der "Lutherischen Zeitschrift" in Allentown. Brobst war ein talentvoller und von Herzen frommer Jüngling, der mit regem Eifer für das Reich Christi schwärmte. Er war von Kistler's Thal und hatte sich schon in andern Schulen gewisse Kenntnisse gesammelt. Vater mit Oberfeld entwarf für uns folgenden Studienplan: Kirchengeschichte, Ross als Textbuch, zum Nachschlagen Schröck; Dogmatik, Mursina und Reinhard, das waren Fehler, später Lampe's Gnadenbund und Stockhausen, beide letzte gute alte Waare und doch nichts werth als Lehrbücher in unserer Zeit; Payley's Grundsätze der Moral und Politik; Köppen über die

Bibel; Niemeyer's Pastoral-Theologie; Stapfer's Sittenlehre wurde sogar überflogen; Griesbach's Hermeneutik und Exegetik, wobei es natürlich furchtbar haperte, indem der Lehrer ebenso wenig wusste als die Schüler; wir lasen das griechische Testament und halfen uns aus mit Starke's Commentar.

Noch eine zweite Classe trat ins Leben. Erasmus Helffrich, mein Cousin, und J. Gräff von Maiden Creek, letzterer hinter dem Pflug weg, kamen zu uns und machten sich in unserer Akademie einheimisch. Erasmus hatte schon unter Griebler studirt, war aber unterdessen allerlei gewesen, Uhrmacher, Buchdrucker, Clerk. Jetzt hatte er sich wieder entschieden, wie es schien mit Ernst, Pfarrer zu werden. Gräff, mit guten Gaben ausgerüstet, ein erweckter christlicher Jüngling, in Jahren vorgerückt und im Wissen weit zurück, that aber allen Fleiss an den Anfangsgründen der Sprachen und des Wissens. Diese zweite Classe bildete nach Oberfelds Ausdruck unsern Schwanz und wurde, je nachdem es passte, von Oberfeld oder auch von mir unterrichtet.

Oberfeld, Brobst und ich hatten unser Fach allein. Wir gingen mit lobenswerther Vehemenz über unsern Lehrplan her und wenn das Resultat kein glänzendes war, so war es nicht unsere Schuld, sondern lag daran, dass unser Lehrer eben auch nur ein Mitstudirender war, dem diese Fächer selbst noch verschlossene Dörfer waren. Wir studirten eigentlich in's Blinde hinein, nahmen was wir fanden. Der massgebende Schwerpunkt fehlte. Nicht selten entstund unter uns Widerspruch und Lehrstreit; der eine vertheidigte diese, der andere eine andere Ansicht. In unsern Lehrbüchern war ja auch keine Harmonie. Mursina und Niemayer waren Rationalisten, Reinhard ein trockenes Summarium von Lehrbegriffen, Lampe streng gläubig und in das Ganze wurde die Classik, Belletristik und Romantik nebst Philosophie hineingeflochten. Wie sollte aus solchem Quodlibet Harmonie oder ein sicheres System fliessen? Kurz, es wurde ohne Sichtung in den Verstand aufgenommen und im Gedächtniss so viel als möglich bewahrt, ohne Entscheidung ob wahr oder nicht wahr. Ein anderer Hemmschuh war die Unkenntniss der neueren wissenschaftlichen Erzeugnisse Deutschlands, die durch den Rationalismus und Pantheismus hervor gerufen wurden. Oberfeld wusste nichts davon und wir noch weniger. So mussten wir uns denn durch dies laxe Zeug ohne Steuer und Compass so gut es gehen wollte hindurch finden, und wenn jeweilig unter uns Häresie und Eman-

cipation der Geistesrichtung sich Bahn brach, ein Auge zugedrückt werden. Und doch habe ich diese Jahre und Studienweise nie bereuet, da ich in einigen Jahren später alles einholte, als ich an den Erzeugnissen der neuen deutschen Theologie in den Musterwerken der Neuzeit Anhalt bekam. Ich war mit keinem Vorurtheil erfüllt, hatte noch nichts Fertiges als System aufgenommen und verschlang dann mit wahrem Heisshunger Werke wie Sartorius, Ebrard, Dorner etc.

Ach, das gab jetzt eine köstliche Zeit in unserer Weissenburger Akademie, mit die schönste Zeit meines Lebens! Oberfeld sagte, das Gymnasium liegt jetzt hinter uns und euer Geist muss nun eine freiere Richtung annehmen. Es gilt zu studiren mit Ernst, aber auch mit Freiheit. Er liess uns darum alle mögliche Freiheit. Ein jeder konnte thun was er wollte, wenn er nur seine Aufgabe konnte. Da war kein Schulmeistern mehr. Wir gingen aus und ein, wie es uns beliebte. Jeder packte sein Buch unter den Arm, ging hinab in den Obstgarten unter einen Baum, oder lag im Schwamm an der Quelle oder am Teich im Schatten. Oft gingen wir mit einander in den Wald oder hinten im Felde unter eine riesige Kastanie, wo wir uns in das Gras warfen und unsere Aufgaben durchstudirten. Bei diesem freien Leben war aber wahrlich Ernst im Studium, denn Oberfeld machte grimmige Gesichter, wenn nicht klare Antworten beim Abhören auf seine Fragen erfolgten. Des Morgens um 4 Uhr im Sommer machten wir uns auf zum ungestörten Studium, nur unter, brochen vom herrlichen Morgenlied hunderter von Vögelein-die sich in unserm Baumgarten und Umgebung angesiedelt hatten; und oft sassen wir noch um 11 und 12 Uhr in der Nacht beim Lichte hinter der Classik und Romantik droben auf unserer Kneip.

Vater war in seinen schönsten Jahren und das Treiben da auf dem Hofe, dieses Studiren mit Macht gewann sein Wohlgefallen. Er brachte Allerlei herbei, um sich und uns Freude zu machen. Am Blauen Berg erwischte er Klapperschlangen, denen er einen drahtenen Käfig mit Glasscheiben machte. Eichhörnchen, denen er ebenfalls ein geschmackvolles Haus mit zwei Drehrädern baute, trieben lustig ihr Rad. Ein Papagei hatte seinen Bauer auf der "Portsch", schrie und lachte und sprach wenn Jemand kam: "der Parre is net deheem". Wilde Enten, die Baumente von den prachtvollsten Farben, und wilde Gänse, mit den schönsten Pflanzen und Blumen schmückten den Hof, und die gezähmten Tauben ka-

men und setzten sich einem auf den Kopf und Schultern, um einige Körner wegzukriegen. Unser Leben da in Weissenburg und selbst unser Hof in seiner äussern Erscheinung war eine kleine idyllische Insel in einer prosaischen, abgeschlossenen Welt.

Neben unserm Fachstudium wurde aber die deutsche Classik und Romantik nicht versäumt. Jonas Schultz nahm dabei regen Antheil. Er war wieder bei uns und arbeitete an seiner Homöopathie. Es hatte sich in ihm eine starke Neigung zur deutschen Literatur entwickelt. Wenn wir nun nach dem Abendessen unsere letzten Recitationen gemacht, kam dann die Classik an die Reihe, um diese Zeit Tschokke, wo bei Scenen wie der "todte Gast" die alte Freny meinte: "höre nur mal, die Kerl werre noch alle dort droben verrückt!" Die Romantik schlug nur zu tief ein, nicht selten lebten wir ausserhalb der Wirklichkeit. Eines Abends lasen wir im "Freihof von Aarau", es war schon nach 10 Uhr in der Nacht. Vor uns brannte das Licht. Wir Alle hatten uns gemüthlich einer da, der andere dort auf die Bänke ausgestreckt und hörten Schultz zu, der vorlas. Draussen stürmte es heftig, es war in der Aequinoctial-Zeit, da springt Erasmus auf und sagt: Kommt, es ist eine Nacht, da ich gern einen ritterlichen Ritt thun möchte, hört wie der Sturm braust, wer hat den Muth mitzumachen? Wohin? frug ich. Wir reiten durch den Wald und hören wie der Sturm heult und finden ein Abenteuer, wenn die Bäume stürzen. Ja, und büsst für euren Vorwitz das Leben ein! sagte Oberfeld. Komm, Alter, wir gehen, sagte ich, es sind im bösen Falle nur zwei Lumpen verloren! Wir sattelten die Pferde, ritten die kleine Lane hinauf, oben auf der Strasse dem Walde zu. An den Wald gekommen, hielten wir die Pferde an. Wirklich, es war verwegen und ein Abenteuer ganz leicht möglich. Der Sturm heulte fürchterlich in den Wipfeln der Bäume, die Wolken fuhren nur so am Himmel hin. Huh! denken wir uns ein tausend Jahre zurück in die alte Ritterzeit oder in die böhmischen Wälder, so hätten wir ja ein prächtiges Stück Romantik vor uns. Nur fehlten leider die Burgen, Ritter oder Räuber. Da die letzteren nicht da waren, wollte Erasmus den Ritt durch den Wald nach Helffrichsville machen und seine Mutter überraschen. Vorwärts gings! Der Sturm mochte heulen. Einige abgerissene Aeste lagen im Wege. Darüber wurde hinweg gejagt und im schnellen Fluge waren wir an Ort und Stelle. Als wir in der lieben alten Mutter ihr Häus-

lein eintraten, rief sie aus: "Mein Gott, ihr Buben, was wollt ihr so spät in einer solchen Nacht?" Die Mutter war recht erschrocken. "Ei," sagte Erasmus, "wir wollten nur sehen, ob der Wind euer Haus noch hat stehen lassen." "Nun ja" — bekamen wir für den Muthwillen zur Lehr — "Pfarrers Kinder und Müllers Rinder, wenn's geräth gibt's gut Vieh!"

Frantz kam um diese Zeit öfter zu uns als früher. Er war ein treuer Freund und meinte es gut mit mir. Auch war sein Einfluss jetzt sehr nothwendig für mich. Oft schüttelte er bedenklich den Kopf über unsere Literatur und Lebensweise in unserer Akademie. Er sagte mit Missfallen zu mir: Ihr treibt da ein Leben, das sehr bedenklich ist! Warum, Frantz? Ihr lernt da keine Theologie, das ist kein theologisches Studium. Oberfeld ist kein Theolog und was ihr da lernt taugt nichts; ihr gebt, wenn ihr so fortmacht, nichts weiter als Belletristen und Rationalisten. Keiner wird was werth für die Kanzel. Wenn ihr einmal auftreten müsst, werdet ihr sehen, dass das Herz leer ist. Lasst die Belletristik ruhen, sie taugt nicht zur Dogmatik. Und eure Dogmatik ist auch nichts werth; ihr lernt nur Dogmen, für euch todte Sätze ohne Verständniss und Leben; Hegel und Fichte spucket darin herum. Der Geist, das Leben fehlt. Du wirst es erfahren. Alle Wissenschaft ohne Christum ist eitles Geplapper. Lernt Christum verstehen und Glauben, dies fehlt euch. Frantz hatte nicht unrecht. Allerdings wussten Brobst und ich und auch Schultz, er war ein frommer Jüngling, wer Jesus sei. Griebler und meine Confirmation hatten einen festen Grund gelegt. Mit Oberfeld möchte ich nichts Bestimmtes sagen, wenigstens damals waren bei ihm wenige Zeugnisse eines bewussten Glaubens vorhanden. Und Theologie lernten wir nicht viel unter ihm verstehen, aber wir bekamen doch das System. Frantz war nicht zufrieden. Er sprach viel mit mir und mancher Funke, der mit Asche zugedeckt war, wurde wieder angefacht. Für Gräf und Erasmus war weniger Gefahr, die waren noch weit zurück. Kurz Frantzen's ernste Besorgnisse, freundliche und ernste Warnungen machten mich aufmerksam. Ich dachte auch ernstlich nach. Aber was war zu thun? Ich hatte keinen andern Weg. Der Weg musste gegangen werden, wie er mir vorlag. Alles was ich konnte, war am Glauben festhalten. Das that ich auch. Aber dieser Glaube war noch ein schwacher, kein geprüfter und verstandener Glaube und stund noch auf schwachen Füssen. Ich legte auch ernste Vorsätze nieder, sowohl für mich als wie für mein künftiges

Wirken. Dabei musste es bleiben; weiter hatte und wusste ich nichts zu thnn.

Nebst Frantz wirkte auch Pfarrer Schindel günstig auf uns ein. Schindel war seit kurzer Zeit als lutherischer Prediger an der Ziegelkirche erwählt worden. Er war von Sunbury und ein "New-Measure Mann" gewesen. In seiner früheren Heimath hatte er oft des Nachts zum Fenster hinaus gepredigt und die Leute zur Bekehrung aufgefordert. Hier liess er die Excesse und kam bald in einen kirchlichen Strom. Seine ganze Erscheinung war ehrwürdig und er war ein vortrefflicher Redner. Schindel besuchte uns oft und blieb öfters drei Tage, ehe er an's Fortgehen dachte. Meistens war er dann oben bei uns auf der Kneip. Er munterte uns auf zu Sprechübungen. Wir fingen an über gegebene Themas oder Fragen kurze Reden und Disputationen zu halten.

Diese Sprechübungen wurden Einleitung zu weiteren Schritten. Wir wollten auch etwas wirken, das in's Amt einschlug. Brobst und ich redeten mit einander über einen Plan eine *Sonntagschule* in der Ziegelkirche anzufangen. Sonntagschule war Brobst's Steckenpferd, überhaupt irgend etwas, das für die Jugend einschlug. Wir ersuchten Vater und Schindel, die Gemeinde darauf vorzubereiten und die Sache wurde der Gemeinde vorgestellt und eine Sonntagschule bekannt gemacht. Mit einiger Mühe wurden befähigte Glieder wie J. Helffrich und einige andere bewogen, als Lehrer Antheil zu nehmen. Auf den bestimmten Sonntag versammelten sich viele Kinder und selbst ältere Glieder in der Kirche. Wir öffneten die Sonntagschule, theilten die Schule in Classen und bekamen eine zahlreiche Sonntagschule. Alles ging gut, Niemand machte Einwendung. Es hiess: "die junge Parre halten die Sache und die alte sind davor, so werd's jo recht sei!" Bald wurden auch in andern Gemeinden Sonntagschulen angefangen. Nicht überall aber konnte "die gute Sache", wie Brobst sich ausdrückte, so leicht eingeführt werden, sondern musste sich durch manche Anfechtung Eingang verschaffen. Brobst fühlte einen besonderen Beruf, die Sonntagschul-Sache zu vertheidigen. Er schrieb sogar einige kleine Traktate, die recht gut und praktisch waren. Vieler Orten fürchteten sich die Leute vor Neuerungen und man war anfänglich sehr gegen die Sonntagschule. Allein in kurzer Zeit war die Opposition überwunden. Mit unserer Sonntagschule wurde auch in der Ziegel-Gemeinde noch ein anderes Bedürfniss wach, das Bedürfniss eines besseren Gesanges.

Der Gesang sollte ein Hauptstück der Sonntagschule sein. Keiner von uns aber konnte singen; wir mussten uns aushelfen mit dem Gemeinde-Lehrer Amandus Stettler. Auch so war der Gesang noch nicht entsprechend. Es war nothwendig, dass die Lehrer mit einander gut singen könnten. Dies führte zum Anfang einer Singschule, wo wir alle Theil nehmen und dann auch ein Singchor für die Gemeinde herstellen wollten. Für die Gemeinde war es ebenso nöthig, denn da war schlechter Gesang genug. Selbst wo eine Orgel war, sangen nur Einzelne im Chor und noch Wenigere in der Gemeinde mit. Die Singschule trat ins Leben, kam rasch vorwärts und machte in der Sonntagschule einen guten Eindruck. So kam unsere Sonntagschule in der Ziegelkirche ins Blühen, sie war ein Erfolg und der Segen blieb nicht aus. Wir können sie als eine der ersten Anfänge der besseren Zeit bezeichnen. Sie hatte angefangen im Jahr 1844. Bald war der untere Theil der Kirche angefüllt von Kindern, Lehrern und Gemeindegliedern. Wir freuten uns über unsern Erfolg und fanden darin Aufmunterung. Brobst fing Sonntagschulen an durch die ganze Umgegend, wo er irgend einen Anhalt finden konnte.

Im Verlaufe dieses Sommers fing Oberfeld an zu predigen. Er studirte mit Macht eine Predigt, d. h. er memorirte sie Wort für Wort, Satz nach Satz, Woche nach Woche, bis er sie wie das A-B-C konnte. Dann meinte er, die Pistole sei geladen, er wolle jetzt 'mal abschiessen. Die ganze Art hatte mein Wohlgefallen nicht und machte einen unangenehmen Eindruck auf mich. Oberfeld predigte für Vater. In unserer nächsten Stunde bekamen wir eine Vorlesung über Gut-vorbereitet-sein, wenn man zum ersten mal auf müsse; da könne Niemand einem helfen, man müsse sich auf sich selbst verlassen. Das schien uns nicht ganz biblisch zu sein. Wir machten unsere Bemerkung unter uns; nahmen uns wohl auch vor gut zu studiren, aber doch auch ein Theil der Gnade Gottes zu überlassen.

Bei einer andern Gelegenheit, da Oberfeld für Pfarrer Herman in der Windsor und Dunkelskirche predigen sollte, sollte ich ihn begleiten. Ich hatte noch an keinem öffentlichen Gottesdienst amtlich Theil genommen. Ich sollte jetzt Oberfeld begleiten und den Gottesdienst öffnen und schliessen. Erasmus wollte mit, er meinte, er könne dies auch thun. Dieweil die Windsor-Kirche nahe am Spitzenberg steht, wo Pfarrer Jäger wohnte, machten wir uns am Samstage auf und rit-

ten dahin, bei Pfarrer Jäger zu übernachten, wo wir unsern alten Freund Thomas sahen. Sonntags wurde Gottesdienst gehalten in Windsor und Dunkelskirche. Es war schon weit im Herbst und kalt, halb erstarrt kamen wir nach der Kirche, zitternd halb vor Frost und halb vor Angst öffnete ich den Gottesdienst in der Windsorkirche und Erasmus Nachmittags in der Dunkelskirche.

Unsere Sonntagschule hatte, als die Winterschulen anfingen, aufgehört. Um aber etwas zu thun zu haben, fing Oberfeld eine Bibelklasse in der Ziegelkirche an. Wir luden besonders die jungen Glieder ein, hatten aber gewöhnlich die Kirche voll wie bei gewöhnlichem Gottesdienst. Es wurde ein Capitel oder ein Theil eines Capitels vorgelesen, erklärt und mit Anwendungen begleitet, die Versammlung aber wie beim Gottesdienst geöffnet und beschlossen.

Noch ein Anfang im Amte kam mir zu gut im Verlaufe dieses Winters. Pfarrer Zellers in Allentown hatte das Unglück ein Bein zu brechen, nun konnte er seinem Confirmanden-Unterricht nicht nachkommen. Er sandte zu Vater, ob er ihm nicht durch einen seiner Studenten aushelfen könne. Es fiel mir zu. So musste ich wöchentlich nach Trexlertown und konnte mich in der Catechetik üben.

VI.

Examination und Ordination.

Der Winter von 1844 auf 1845 war die letzte Feile und Raspel an meinem Studium als Vorbereitung auf's Examen. Aller mögliche Fleiss wurde auf Dogmatik und Kirchengeschichte verwandt, nicht weniger auch Abstecher hinaus aufs Gebiet von Latein und Griechisch gemacht, damit Rost und Schimmel die angehäuften Schätze nicht unbrauchbar mache. Vater hatte auf den Pult Oberfeld's die Nachricht gelegt, Dr. Becker werde nächstes Frühjahr bei der Classikal-Versammlung der Ost-Pennsylvanischen Classis seinen ältesten Sohn zum Examen senden, und da solle auch ich mit examinirt werden. Das war ein Blut warmmachender und Kopf anstrengender Bericht. Ein Examen war nach der öfteren Darstellung meiner Lehrer keine Kleinigkeit, "sintemal"—sagte

Oberfeld, der an die amerikanische Gelehrtenwelt wenig Glauben hatte — "ein Narr mehr fragen kann, als zehn Gelehrte vermögend wären zu beantworten." So ging es denn nun über Hals und Kopf von früh Morgens bis spät in die Nacht ins Studium hinein. Ein anderer Antrieb zum grössten Fleiss lag noch in Vaters Wort: Du must ein besseres Examen machen, als wie die Mercersburger Studenten! Ich gestehe, es war mir Angst auf das Examen. Ich stellte mir die Sache vor, wie mir meine Lehrer ein Examen in Deutschland vorgemalt hatten, und da dachte ich, möchte es doch noch gewaltig hapern. Hätte ich aber damals einen Begriff gehabt von der Fähigkeit der Examinatoren und der Lehrnormen unseres Collegiums, wahrlich ich hätte eine manche Stunde weniger Angst gehabt. Doch war es auch so gut; ich verwandte allen Fleiss auf meine Aufgabe, um mit den Mercersburgern Stich halten zu können.

Unterdessen kam das Frühjahr herbei. Dogmatik und Kirchengeschichte war der Form nach im Kopfe; die miserabel vergesslichen Zahlen der Daten aufs neue aufgefrischt; auch die anderen Zweige des theologischen Wissens nothwendig eingeochst — aber leider von Allem wenig oder nichts begriffen. Ueber Alles hinweg reichte der Berg der Examination und je näher er kam, desto höher schien er zu werden. Was sich der Mensch doch für Vorstellungen macht!

Unsere Classis versammelte sich dieses Frühjahr (1845) in der Lecha Kirche, einer Gemeinde C. G. Herrman's, etwa fünf Meilen von uns entfernt. Vater und ich fuhren dahin und stellten auf bei James Weiler (Weiler's Store), einem Verwandten von uns. In der zweiten Sitzung wurden die verschiedenen Committeen, darunter auch die Examinations-Committee, ernannt. Dr. Becker war zum Präsident erwählt und ernannte folgende Examinations-Committee: C. G. Herrman, J. H. A. Bomberger, der eben erst ein Glied unserer Classis geworden war von der Mercersburger Classis aus, und Dr. T. L. Hofféditz. Unmittelbar nach Bestimmung der Committee wurden die Namen der Applikanten zum Examen eingegeben. Es waren deren fünf: Charles Becker, Henry Heckermann, beide Graduirte von Mercersburg, C. G. Eichenberg, der von der Plainfield Gemeinde als Gehülfe zu Vater Pomp erwählt war, Harris Daniel und ich.

Nach dem Schluss der Sitzung wurden wir von der Committee auf Nachmittags in das Haus Vater Ruth's berufen, wo wir sitzen und schwitzen sollten. Wir fanden uns zur be-

stimmten Stunde ein, ich gewiss mit Bangen und, wie ich später erfuhr, jeder der Andern nicht weniger. Das Zimmer war voll, nicht nur unsere Committee, sondern die andern Prediger der Classis waren ebenfalls gegenwärtig, weil die Versammlung noch eine Stunde vor der Sitzung stattfand. Wir wurden zum Sitz an einem Tisch eingeladen. Herrman begann das Examen mit der Frage: Was einen Jeden von uns bewogen habe, das Predigtamt als seinen Beruf zu wählen? Jobs hat schwerlich bessere Antworten gegeben, als wie hier einige zu Tage befördert wurden. Ich hatte kaum je über diese Frage nachgedacht. Gewählt hatte ich diesen Beruf nicht, sondern war ohne eigene Wahl in denselben hinein geschoben worden. Ich antwortete sehr unbestimmt: Ich glaube, Gott wolle mir das Amt *geben*. Mehrere Prediger, die die Antwort durchschauten, nickten mir freundlich zu. Nun ging es zur Dogmatik und zuerst sollten wir das Dasein Gottes beweisen. Dies war nach der Dogmatik nicht schwer und glücklicher Weise war unsere Committee damit ganz zufrieden. In der Demonstration der Eigenschaften Gottes blieb einer schon auf dem Sande sitzen. Dr. Becker bat sich einige Fragen aus, ging auf die Sacramenten-Lehre und die Person Christi ein; und Herrman beschloss die Dogmatik mit noch einzelnen Fragen über das Wesen des Glaubens. Eichenberg, neben dem ich sass, stiess mich an und wisperte: fertig! Mit der Kirchengeschichte hatte das Examen einen ähnlichen Verlauf. Die Christenverfolgungen wurden tapfer durchgenommen; die Ism's und Schism's auf etliche Lehrpunkte, Namen und Jahre concentrirt und dann auf der Reformationszeit Posto gefasst, wo es unwiderleglich bestimmt wurde, dass Zwingli vor Luther Reformator war. Das ging ja Alles wie am Schnürchen! Wäre den würdigen Vätern aber eingefallen, uns über den Entwicklungsgang nur eines einzigen Dogmas zu fragen, wie hätten da die Ochsen am Berge gestanden! — Als unsere erste Sitzung schloss, dachte ich: das war nur Anfang; es wird schon noch besser kommen.

Bei unserer zweiten Sitzung nahm Bomberger Exegetik auf. Bei dem Namen Exegetik war mir's nicht recht wohl, hätte er Hermeneutik gesagt, so wäre meinem Herzen leichter gewesen, denn die Regeln der Hermeneutik waren so ziemlich sitzen geblieben. Glücklicher Weise waren die Fragen mehr auf Letzteres, als auf Ersteres gebaut, und die einzelnen exegetischen Fragen konnte schon das natürliche Gefühl beantworten. So ging es hier ohne Bein- und Halsbruch durch.

Als Bomberger sich nach den Sprachen wandte, fing mir an der Kamm zu wachsen; denn da fühlte ich mich zu Hause. Bei Becker und Heckermann setzte er die Sprachen voraus, bei Eichenberg wohl auch. Daniel meinte: er verstehe nicht viel davon. Und auf die Frage, was ich gelesen habe, antwortete ich: Vom Schiller zum Juvenal und Homer. Mein Selbstbewusstsein, mit dem ich dies sagte, zog Decker's Auge — der im Zimmer gegenwärtig und ein Sprachmeister war — wohlgefällig auf mich. Leider hatte keiner einen Classiker mitgenommen, nur ein griechisches Testament war vorräthig. Bomberger meinte, das sei gut. Ein Jeder las einen Abschnitt, wie uns gegeben wurde, und übersetzte, Eichenberg und ich in's Deutsche und die zwei Mercersburger in's Englische. Decker verlangte, wir sollten das Griechische in Latein übersetzen. Gut, das war Eichenberg und mir ganz recht; Uebung hatte ich darin genug gehabt. Decker war zufrieden. Die Andern schüttelten den Kopf. In Mercersburg wird es nicht gethan.

Noch eine dritte Sitzung brachte unser Examen zum Abschluss. Eichenberg, der mich Abends bei Weilers besuchte, wollte durchaus unser Examen nicht als solches gelten lassen. "Ah, was!" sagte er, "das war kein Examen, das war nur eine Visitation und nur eine sehr oberflächliche." Nach dem, wie ich mir die Sache vorgestellt hatte, musste ich freilich ihm recht geben.

Unsere Committee berichtete wie folgt: Wir haben folgende Applikanten geprüft in Theologie, Kirchengeschichte und Sprachen und haben sie hinreichend gefunden, und empfehlen sie auf folgende Weise:

1stens. Die Herren Charles Becker, A. B., und Wm. A. Helffrich als Gehülfsprediger in den Gemeinden ihrer Väter zu ordiniren, durch Committee, welche der President zu bestimmen hat.

2tens. Herrn C. G. Eichenberg zur Lizens auf ein Jahr als Gehülfsprediger des Herrn Th. Pomp, in der Plainfield Gemeinde.

3tens. Herren H. Heckermann, A. B., und H. Daniel zur Lizens auf ein Jahr.

Meine Ordinations-Committee bestund aus den Ehrw. J. S. Dubs, C. G. Herrman und J. Zuilch.

Der grosse Berg war also erstiegen! Wohl, ich fühlte leicht und dankbar. Weniger, dass ich meine Kenntnisse unterwürdigt hätte, denn ich merkte, dass ich mich im Ver-

gleich mit meinen Mitapplikanten nicht zu schämen brauchte, sondern vielmehr, dass das Examen hinter mir lag, und Gott durch meine Aufnahme in die Classis mir ein Zeugniss gab, das mich über meinen Beruf ins Klare brachte. Aufrichtig zugestanden, fühlte ich keinen Beruf für das Predigtamt. Wie mein späteres Leben mir aufschloss, habe ich nicht das Amt, sondern Gott hat mich für das Amt gewählt; da hing es nicht ab von meinen Gefühlen, meinem Wollen oder Nichtwollen, sondern gänzlich von Gottes Erbarmen und seiner Gnadenführung.

Als ich examinirt und in die Classis aufgenommen wurde, war ich noch nicht 18 Jahre alt. Hätte ich nicht meinen Bart wachsen lassen, der männlich entwickelt war und mir ein reiferes Aussehen verlieh, ich glaube kaum, dass ich aufgenommen worden wäre. Bomberger machte auch einige Fragen in Rücksicht auf mein Alter. Er hielt mich für 20 Jahre alt und machte keine Einwendungen.

Kurz die Ehrw. Väter der Classis waren mit mir zufrieden, ich hatte sogar von den besseren Lob und Anerkennung empfangen. Anders war es mit mir selbst. Ich war wohl in den Sprachen, allgemeiner wissenschaftlicher Bildung bewandert und durch die Gründlichkeit meiner deutschen Lehrer vielen meiner Zeitgenossen weit voran. Allein Theologie verstund ich eigentlich gar keine. Ich hatte die Formen der alten Dogmatik, aber begriffen und verstanden war nichts. Die neuere Wissenschaft auf dem Gebiete der Theologie war mir völlig fremd geblieben. Hegel spuckte mehr im Kopfe, als dass mir die Dogmatik Licht brachte. Kirchengeschichte hatte ich vom Standpunkt der Profangeschichte ohne Rücksicht auf die Dogmen und deren Entfaltung oder Cultus studirt. Und nun vollends Exegetik ging nicht weiter als ich mit den Händen greifen konnte. Ich hatte auf die verschiedenen Disciplinen nicht Zeit genug verwandt, auch keinen geeigneten Lehrer noch Bücher. Oberfeld war kein Theolog. So war mit meinem Examen das Schifflein wohl ins Laufen gebracht, Steuer und Compass aber fehlte, dass der Lauf ein rechter werde. Dass mein Gemüth in solcher Lage nicht ruhig war, lag auf flacher Hand. Nun der treue Gott hatte mich ins Amt gerufen und für das Weitere sorgte er auf das beste. Ich wurde von Kindheit an geführt, bin selten selbst gelaufen und wo ich bin, bin ich immer auf die Nase gefallen, dass das ganze Haus bebte.

Nach meinem Examen und der Aufnahme in die Classis

bekam die Welt für mich eine andere Farbe. Ich war selbständig geworden, hatte Zweck und Ziel vor mir. Das erste Gefühl war wohl Selbständigkeit, aber noch schlecht begriffen; bis es zu Zweck und Ziel kam, hatte Gott seine Feile und Raspel noch tüchtig zu gebrauchen. Oberfeld gratulirte mir auf mein gemachtes Examen und auf so baldige Ordination. Es war ein eigenthümliches Verhältniss. Ich, der Schüler, war noch glücklich vor ihm, dem Lehrer, im sicheren Hafen gelandet. Oberfeld machte ebenfalls einige Wochen später, auf Trinitatis, sein Examen bei der lutherischen Synode. Sein Examen war ähnlich dem meinigen. Er hatte guten Erfolg nnd bekam Lizens. Die lutherische Synode verlieh selten gleichzeitig auch Ordination, weil ihre Lizens die Sacraments-Verwaltung einschloss. So war mein Lehrer ebenfalls in's Fahrwasser gekommen, wie er sich ausdrückte.

Oberfeld meinte, als er von der Synode heimkam, nun hängen wir das Studium einstweilen an den Nagel, und, erwiderte ich, lassen die Kirchengeschichte an der Wand stehen — wir hatten nämlich alle Wände voll geschrieben mit Factis und Daten, dass sie immer vor Augen stunden. — Allerdings traten Ferien ein. Wer seine ganze Jugend nur dem Studium gewidmet, nichts als immer hinter den Büchern her war und sieht auf einmal das Muss verschwinden — der natürlich fühlt sich frei; und kein Wunder, wenn die Bücher in die Ecken fliegen. Fort mit euch, ihr alten Schartecken, Gedanken- und Seelenquäler, fort! ihr Lumpengesindel und Ruhestörer! Ich gab mich dem Gefühle hin und schwelgte eine Zeitlang in dieser Freiheit und Ungebundenheit. Oberfeld nicht weniger. Aber! aber! da drinnen im Kopf und Herzen war noch ein mächtiges Vacuum. Das schrie und rumorte nach Inhalt, bis man sich gar bald nach Büchern und deren Inhalt sehnte. Und träumte ich in jener glücklichen Zeit, von einer schönen Zeit, die nun komme, wo ich gedachte Weissenburg und Umgebung in bessere Bahnen einzulenken — denn das war wirklich meine Absicht — o, wie musste ich da erst lernen, dass nichts Gutes ohne Kampf gewonnen und kein Kampf ohne Sorgen und Beschwerden zum Sieg gebracht werden kann.

Erasmus Helffrich, mein Cousin, ging diesen Frühling nach Mercersburg. Er wollte dort im Collegium sein Studium fortsetzen. Brobst verliess uns ebenfalls, er wandte sich nach einem anderen Institut, wo er sich weiter entwickeln wollte. Jonas Schultz und Gräf blieben während des Som-

mers bei uns in Weissenburg und setzten ihre Studien fort. Frantz kam oft und besuchte uns. Er trank seine Flasche Weissenburger und hielt mir, hinter Oberfelds Rücken, Vorlesungen. In Oberfelds Gläubigkeit hatte er kein Vertrauen. Das gibt einen todten Moralprediger, meinte er, und zieht dich mit auf diese geistlose Bahn. Ich erkannte die Richtigkeit von Frantzen's Mahnungen. In meinem Herzen fühlte ich ein anderes Streben und Ziehen als wie das meines Lehrers war. Wie freundlich und herzlich unser Verhältniss war, so war doch in mir ein anderes Streben als wie in ihm. Wir kamen oft in Disput mit einander über bewusstes Glaubensleben und die Art und Weise, wie ein Prediger bei seinen Gemeinden erfolgreiche Zwecke erreichen könne. Da kam ich nun gar bald darauf, dass *meine* Dogmatik nicht ausreichend war. Frantz half tüchtig nach. Er sagte unverhehlt: Ihr seid Rationalisten und Belletristiker! Gott sei den Gemeinden gnädig, die ihr bedienen werdet! Ganz unrecht hatte Frantz nicht. Ich war kindlich gläubig; Wissenschaft und Religion wurden von mir als zwei verschiedene Dinge angesehen. Ich liess Jedem sein Fach; die Erfahrung fehlte noch.

Mein nächster Schritt war nun, einen Anfang zu machen im Predigen. Ich hatte bisher noch nicht gepredigt. Während meiner Vorbereitung auf das Examen hatte ich weder Zeit noch Lust Predigten auszuarbeiten, so blieb es liegen. Jetzt aber lag nichts Weiteres vor und an Aufschub war nicht mehr zu denken. Meine Ordinations-Committee war ernannt, und ordinirt zu werden ohne gepredigt zu haben, wäre verkehrte Ordnung gewesen. Ich arbeitete auf Frantzens Rath eine Predigt aus über die Leidensgeschichte Jesu. Der Mittelpunkt des Erlösungs-Werkes sollte der Gegenstand meiner ersten Predigt sein. Die Predigt wurde wörtlich memorirt und Kopf und Herzen eingeprägt. Aber wo jetzt auftreten? In meines Vaters Gemeinden wollte ich den ersten Versuch nicht machen. Oberfeld hatte Herrman zugesagt, für ihn in Wesnersville und Grimmsville zu predigen. Da sollte ich mitfahren und die Nachmittags-Predigt übernehmen. Der Sonntag kam und mit ihm keine kleine Portion von Angst und Zagen. Ich legte meine Predigt und zukünftiges Amt ganz in Gottes Hand. Ich betete sogar, wenn mich Gott nicht zu seinem Knechte wolle, so solle er meine Predigt misslingen lassen. Es war gewissermassen, wenigstens von meiner Seite aus, ein Vertrag, dass von dem Gelingen meiner Predigt mein zukünftiger Lauf abhängen solle. Oberfeld und ich

kamen nach Wesnersville. Ich öffnete und schloss den Gottesdienst, Oberfeld predigte. Während seiner Predigt dachte ich mich an seine Stelle und fand Muth und Lust für meine eigene Predigt. Am Nachmittage kamen wir etwa eine halbe Stunde vor dem Gottesdienste nach Grimmsville. Bei unserer Ankunft trat ein Vorsteher zu uns mit der Frage: "Weller von euch predigt?" Oberfeld zeigte auf mich. Nun winkte der Mann mich bei Seite und sagte mir eine lange Geschichte von ihrer Sonntagschule; wie sie beargwohnt werde und die Gemeinde-Prediger sich nichts um die Sonntagschule kümmerten. Es sei Zeit, wenn sie nicht wieder verfallen solle, dass Jemand vor der Gemeinde die Sache vertheidige und aufmuntere. Ich solle als ein fremder Prediger ein freies Wort sprechen. Denke ich: da liegt der Bettel! bist froh, wenn du nur mit deiner Predigt durchkommst und jetzt noch eine extempore Mahn- oder gar Strafpredigt mit einflicken ohne einen Knoten zu haben, wo anknüpfen zu können! Ich antwortete dem Manne, ihm recht gebend und sagte kurz besonnen: *Wir* wollten es vor die Gemeinde bringen und lud es Oberfeld auf, der nach der Predigt eine ernstliche Aufmunterung an die Gemeinde ergehen liess. Wir gingen von Grimms Hause hinauf nach der Kirche. Sobald ich auf der Kanzel war, wurde mir leicht. Oberfeld öffnete den Gottesdienst. Ich verlas meinen ziemlich langen Text Joh. 19, 26. bis Schluss des Capitels mit fester Stimme vor und fing meine Predigt an. Noch ehe ich durch die Einleitung war, hatte ich ganz freie Lungen. Ohne mich zu übereilen und ohne die geringste Angst, sogar mit häufigen Gesten, führte ich meine Predigt durch. Es ging mir viel besser und leichter als manchmal Jahre später. Als ich von der Kanzel herab kam, war Oberfeld sichtlich erfreut. Wohl gelungen! sagte er; ich in meinem Herzen dachte: Gott geholfen! Als nach dem Gottesdienst Oberfeld den Leuten sagte, dies sei meine erste Predigt gewesen, wollten sie es nicht glauben. Mein Herz war voll Dank! * * * * * * Kam ich von meinem Examen mit leichtem Herzen heim, so war es hier noch mehr der Fall. Vater freute sich bei Oberfelds Bericht.

Kommenden Sonntags hatte Oberfeld versprochen für Pfarrer Kohler in Pricetown und Jerusalems Kirche in Rockland zu predigen. Ich begleitete Oberfeld und hielt die Vormittags-Predigt in Pricetown, und abermals mit Erfolg und Anerkennung. Ein Hauptglied lud uns ein zum Mittag. Dieser Mann, dessen Name ich vergessen habe, war ein Neu-

massregel-Mann. Nämlich in Pricetown predigte Pfarrer Miesse, ein siedheisser Neumassregler, und hatte diesen Geist in der Gemeinde ziemlich in Fluss gebracht. Während der Mittagsstunde hatte unser Gastgeber uns viel zu sagen, mit welchen Kämpfen ihr Pfarrer und seine Anhänger zu thun hatten, ehe die gute Sache durchschlug. Wie schwer es hielt, bis sie eine Betstunde durchsetzen konnten und wie sie jetzt in ihren Versammlungen so gesegnet wären. Und dass sie auch jetzt ihre Versammlungen in Abwesenheit ihres Predigers selbst führten, wo ein mancher Sünder zur Busse und Bekehrung gekommen wäre. Unseres Mannes Rede war warm und herzlich und die Sache pries er hoch. Unterwegs, nach dem Nachmittags-Gottesdienste, sprach Oberfeld: Alles Schwärmerei, pure Schwärmerei! Ich war wohl auch nicht ohne meine Zweifel, allein es war auch Manches in des Mannes feuriger Rede, das mit meinem Herzen übereinstimmte, und die Sache selbst, von der ich ja schon so viel gehört, wollte ich keines Falls ohne näher geprüft zu haben über Bord werfen. Ich sollte auch in meiner Amtszeit Gelegenheit genug finden, den Geist genau zu prüfen, um das Gute vom Falschen sondern zu können. Es war freilich kein so leichter Weg und ging nicht ab ohne Püffe. Auf dem Wege aus der Welt zum Reich Gottes geht es über die Kreuzstrasse der Schwärmerei, da heisst es Vorsicht, auf geradem Wege zu bleiben, dass der Teufel einen nicht auf irgend einer öden, trockenen Sandsteppe geistlos verschmachten lässt.

Im Verlauf der Woche kam Vater C. G. Herrman und trug mir an, die Kanzeln seines Sohnes Sassaman zu versehen, da er auf etwa vier Wochen verreisen wolle. Ich sagte zu. Die Gelegenheit, mich vor fremden Gemeinden zu üben, war mir sogar angenehm. Als ein ganz Grüner in Vaters Gemeinden aufzutreten, war mir zuwider. Jeden Sonntag ging es jetzt an die Arbeit. Gewöhnlich begleitete mich Gräf, der am Gottesdienst Theil nahm. So predigte ich in der Dunkels-Kirche in Windsor Township, Berks Co., und in Kutztown; am folgenden Sonntage in St. Peters, angrenzend an die Heimath Gräfs, wo dessen Eltern gegenwärtig waren, und in Coxtown, jetzt Fleetwood; am dritten Sonntage kam die Hufe-Kirch und Mertztown an die Reihe und zuletzt die Siegfrieds-Kirche. Auch in Fogelsville und Lecha musste für Vater Herrman selbst aufgetreten werden. Unterdessen hörten Vaters Gemeinden, dass ich allerwärts predigte, und nun war kein Ausweichen mehr, ich musste auch in Vaters Felde den

Kreis machen. Uebung macht den Meister; wenn nun auch durch meine geringe Uebung noch kein Meister werden konnte, so gewann ich doch so viel, dass ich mich nach und nach auf der Kanzel mehr zu Hause fühlte und in der Saulsrüstung als ein kleiner David nicht mehr erstickte. Auch wurde mir überall ein gross Lob, ich galt bald als ein guter Redner, wessen ich mich mehr schämte als mir etwas darauf zu Gute hielt; denn Niemand wusste besser als ich selbst, wie weit ich noch vom Ziele war, das zu sein, wofür man mich halten wollte. Frantz, vielleicht mein bester Freund, kam mehremal in meine Predigt und dann nach Weissenburg, wo er mir seine Kritik ungefärbt zukommen liess. Schon gut, sagte er, die Anlagen sind sehr versprechend, aber es gilt noch tüchtig zu feilen. Dein Vortrag ist zu eckig und du schreist. Bleibe kühl und sprich langsamer! Well! war die Predigt aber schlecht, Frantz? Ach, mein Lieber, davon ist weniger die Rede. Deine geschriebene und memorirte Predigt ist gut genug. Ihr habt der Belletristik genug geopfert, dass es daran nicht fehlen sollte. Vor Allem bleibe demüthig und bedenke immer, dass du deinen Zuhörern im Namen Jesu etwas zu sagen hast, und dann wird's schon werden.—Wie gut und wahr war dein Wort, alter Freund!

Ein grosser Volksredner zu werden, lag nie in meinem Sinn; oder auch nur das Lob der Zuhörer zu gewinnen, daran dachte ich nicht. Wir wurden darauf gewiesen, eine gute Predigt nach Sprache und Form zu liefern. Ueber die Redekunst wurde vom Lehrer auch nicht ein Wort gesagt; Rhetorik ist überhaupt mehr amerikanische als deutsche Kunst und stund bei uns im Hintergrund. Was mir davon ward, ist angeboren und später nur etwas abgeschliffen. Schindel machte das erste Aufsehen in unserer Gegend; er liess den Kanzelton völlig weg und sprach auf der Kanzel in der gewöhnlichen Conversationsweise.

Der Sommer von 1845 wurde mit Predigen verbracht. Bald jeden Sonntag war ich einmal, wo nicht zweimal auf der Kanzel. Der Herbst kam herbei und Vater wollte, ich solle ordinirt werden. Er berief meine Ordinations-Committee nach der Ebenezer-Kirche bei New Tripoli, Lynn, wo ich die kirchliche Weihe empfangen sollte.

Auf den bestimmten Sonntag (23. September) war die Committee, Dubs, Herrman und Zuilch, gegenwärtig. Die grosse Kirche war gedrängt voll Menschen. Meine Eltern, Oberfeld und Frantz fehlten ebenfalls nicht. Vormittags pre-

digte Dubs und nach der Predigt fand meine Ordination statt. Unmittelbar darauf wurde mir aufgetragen, die Taufe eines Kindes zu vollziehen. Am Nachmittage predigte Herrman. Meine Ordination war mir eine ernste Stunde und ist mir unvergesslich geblieben bis auf heute. Das Herz war voll und mein Vornehmen aufrichtig. Die Frage: bist du zum Amte berufen? lag mir um jene Zeit immer schwer auf dem Herzen. Innerlich in mir fühlte ich keinen Drang dazu; das subjective Gefühl mangelte. Die Einsicht, dass Gott mich berufen, nicht durch mein Gefühl, sondern durch seine Führung ohne Ankündigung in mir — verstund ich damals nicht. Ich konnte kein anderes Resultat ziehen als wie dies: Du hast das Amt nicht gewählt, sondern Gott hat es dir gegeben aus freier Gnade; denn wie sollte es sonst auf mich gekommen sein, da ich es sogar nicht wollte? Ich beruhigte mich damit und fühlte mich glücklich.

So war ich also ordinirt und ins Predigtamt eingetreten. Hinter mir lag also die erste Periode meines Lebens, die zweite begann und wahrlich brachte sie hohe und schwer zu ersteigende Berge mit. Was Vater mir immer sagte, wenn ich von Mercersburg anfing, wohin ich um die Mitte meiner Studienzeit so gern gegangen wäre: "Du sollst, bis du fertig bist, nichts entbehren im Vergleich mit den College-Studenten," war wahr geworden. Ich hatte mehr und Gründlicheres gelernt, als die Studenten von dorther. Andererseits musste ich doch entbehren. Die englische Sprache fehlte mir und eine innere Abneigung wurde mir gegen das Englische eingepflanzt, was mich hinderte, dasselbe zur rechten Zeit nachzuholen. Gleichzeitig blieb ich auch unbekannt mit den Männern meines Alters und meiner Zeit. Als Student in Mercersburg hätte ich deren Bekanntschaft gemacht. Nebstdem liegt es nicht in meiner Art noch Erziehung, mich vorzudrängen.

Eine schwere Leidenszeit kam über unser Haus durch eine langwährende und schmerzliche Krankheit meiner Mutter. Es entwickelte sich bei ihr eine Leberkrankheit, wobei alle Hülfe scheinbar ohne allen Erfolg blieb. Zu bestimmten Zeiten bekam sie Anfälle von Erbrechen, worauf sich ein über den ganzen Körper verbreitendes Jucken und Beissen einfand, das kaum zu ertragen war. Ueberall unter der Haut, besonders an den Händen und Füssen, bildeten sich fühlbare Knoten, von denen das Jucken ausging, und ihre Hautfarbe nahm

eine gelbliche Farbe an. Dabei nahm sie sichtlich ab und wurde von Zeit zu Zeit hinfälliger. Als Vater letzten Sommer (1844) auf die von Herbert angekaufte Bauerei Haus und Scheune bauen liess, ging Mutter eines Tages mit einem schweren Korbe am Arme nach dem Store in Helffrichsville. Unterwegs begegnete ihr ein Halbverrückter, der schon von Ferne anfing, mit seinen Armen gegen sie wilde Geberden zu machen. Mutter bekam Angst und fing an zu laufen. Der Verrückte verfolgte sie, ohne sie einholen zu können. Sie lief quer durch den Wald bis nach unserem Bauernhause, wo sie von der grossen Anstrengung und Hitze des Tages ganz erschöpft niederfiel. Mutter erholte sich nur langsam, wurde aber von da an kränklich und von Zeit zu Zeit mit Uebelkeit befallen. Erst diesen Sommer (1845) bekam die Krankheit bestimmte Form und gestaltete sich zu einem sehr schwierigen Leberleiden. Das Erbrechen trat erst diesen Sommer auf; ihm ging immer ein Tage langes Leiden voran, worauf dann das Jucken und Beissen folgte, und dann eine Wochen lange Besserung erfolgte, um im Verlaufe von einigen Wochen die alte Procedur immer wieder von neuem anzufangen. Mutter hatte unendlich viel damit zu leiden und doch nahm ihr sanftes Gemüth alles mit der grössten Ergebung an und trug die schwere Bürde in christlicher Geduld.

VII.

Nach Reading im Herbst 1845.

Das viele Predigen im Verlaufe dieses Sommers liess für meine Gesundheit schlimme Folgen zurück. Ich war noch zu jung, diesen Sommer erst 18 Jahre geworden; meine Lungen, unentwickelt, entzündeten sich und die Folge war ein Halsleiden, das mir lebenslang manche schwere Stunde brachte. Mit der Spätjahrs-Witterung verschlimmerte sich mein Leiden und Vater liess mich nur selten predigen. Ich feierte nun eine Zeitlang mit Pläne machen, was weiter anzufangen. Oberfeld war ebenfalls im Amte und wollte vom Studium ruhen. Wir sassen auf der Kneipe, schwatzten, disputirten, bauten Luftschlösser oder lasen gemeinschaftlich einen deutschen Classiker. Alles eigentliche Studium bestund in der Ausarbeitung von Predigten. August Herrman, ein Prediger

in Reading und Bruder von C. G. Herrman, besuchte uns im Nachsommer; wir machten Freundschaft. Er lud mich nach Reading ein, und das gab dem Ball seine Richtung. Schon seit meinem Examen erwachte in mir ein Bedürfniss, 'mal vom Hause fort zu kommen, um unter fremden Menschen eine Zeitlang zu leben. Dies Verlangen steigerte sich immer mehr, bis es daheim nicht mehr auszuhalten war. Meine Gedanken wandten sich nach Reading. Ich stellte Vater vor, dass ich ja noch nichts von der Welt gesehen und noch kein fremdes Brod gegessen hätte; es wäre auch für mich Zeit, andere Menschen und ihre Wege kennen zu lernen. Er war ganz mit einverstanden und fügte dem Plane noch die Verordnung bei, in Reading mir einen englischen Lehrer zu suchen, wo ich Stunden nehmen und das "Welsche" lernen könne. Gräf wollte mich begleiten.

So wurden eines Tages die Koffer gepackt und per Stage von Rothrocksville nach Reading gesegelt. Pfarrer Herrman hatte uns einen Boardingplatz ausgesucht, wo wir uns einquartirten. Herrman wohnte Nord 5. Strasse bei Ebelings, einem Hotel, das in früheren Jahren als Mrs. Levans Wirthshaus bekannt war. Gleich über der Strasse hatte eine Wittwe Namens Bartolette ein Privat-Boardinghaus. Dies war unsere Wohnung. Etwa fünf oder sechs andere Personen hatten ebenfalls Kost und Wohnung da. Unter diesen war eine School-Madam, ein Mädchen von etwa 23 Jahren. Mrs. Bartolette hatte noch einen Sohn Tom, der Clerk an der Furnace war, und eine Tochter Amanda, die der Mutter zur Hand ging und so ziemlich durch ihr anmuthiges und gesetztes Wesen die leitende Macht im Hause war. Es war eine sehr ehrenhafte Familie, die aus einer alten Hugenotten-Familie in Oley abstammte. Das Haus war mit all seinen Insassen englisch. Gräf und ich bekamen im zweiten Stock das Frontzimmer und machten uns zu Hause. Hier fühlte ich zum erstenmal den Mangel der englischen Sprache. Und doch war ich so durch und durch deutsch, dass ich meinte, mich mit meinen Hörnern gegen die ganze Welt stellen zu können.

Bald fanden wir auch einen englischen Lehrer in der Person eines lutherischen Predigers namens Herpel. Herpel lehrte die oberen Classen der Freischule in Reading und er wohnte nahe Lauers, des grossen Bierbrauers in Reading. Zu Herpel gingen wir jeden Abend und nahmen Unterricht in englischer Grammatik.

Studiren lag eigentlich gar nicht in meinem Plane, am

wenigsten die englische Sprache; unser Gang nach Herpel war meinerseits nur so mitgemacht. Reading war für mich nur ein Ort, wo ich mit freien Lungen athmen, die Flügel ausbreiten wollte und lernen, ob nicht auch in der prosaischen Welt Poesie zu finden sei. Kurz ich wollte die Welt kennen lernen und sehen, wie sie ausserhalb dem Studirzimmer und den Büchern aussehe. Darum suchte ich Alles und in Allem das Beste, fand Manches schief, was ich mir gerade gedacht, und Manches besser, als ich es mir vorgestellt.

Zuerst zog mich die Stadt und ihre Umgebung an; machte alle Tage Excursionen, um mein Terrain kennen zu lernen, und wahrlich ich fand Reading und seine Umgebung nicht langweilig. Reading liegt recht hübsch zwischen Bergen und Hügeln in einem Thalkessel zur Seite der Schuylkill. Südöstlich von der Stadt bildet der Neversink, wo er in das Thal herab fällt und dessen Fuss von der Schuylkill bespült wird, einen schroffen Felsenvorsprung von bedeutender Höhe. Dies Felsenriff geht unter dem Namen "Lover's Leap". Es sollen sich von dieser Höhe in alter Zeit ein verliebtes Paar, deren Eltern ihrer Verbindung entgegen waren, in die Schuylkill hinab gestürzt haben. Gewiss sehr romantisch! Jetzt ist der Fels in seiner Urschönheit zerstört; die Railroad geht unten vorbei, Menschenhände haben Unfug getrieben. Aber immer ist da noch ein recht schönes Stück Natur, wohin die Jugend Readings Ausflüge macht und wo sie gesellige Stunden verbringt. Ganz nahe dieser Stelle, wo eine grosse Strasse vorüber führt, hat ein Spekulant ein Hotel errichtet, in dem allerlei Erfrischungen zu haben sind.

Die Mineral Springs sind ein anderer und wohl noch mehr besuchter Erholungsort. Die Quellen liegen von Reading östlich, etwa eine Stunde gemächlichen Gehens hinter dem Galgenberge, in einem engen und wilden Thale. Ein Hotel für Badegäste, mit Badeanstalt, Kegelbahn und anderen Einrichtungen macht den Ort gesucht. Ueber der Quelle steht ein Octagon (achteckiges Gebäude), das zum Sitzen und Trinken einladet. Das Wasser der Quelle ist eisenhaltig. Die Strasse dahin führt unten im Thale um den Galgenberg hin, aber ein weit angenehmerer Fusssteig führte über den südlichen Abhang des Galgenberges zwischen Feldern und durch ein Tannenwäldchen, wo ebenfalls Bänke zum Ruhen angebracht waren. Dieses grüne Wäldchen hiess auch "Hessen-Camp". Viele der Hessen, die von ihrem Fürsten an England verkauft waren und im Kriege zu Washington überlie-

fen, waren hier stationirt, und liegen viele derselben, die gefallen, hier begraben.

Der "White Spot" oben am Kamm des Berges auf der nordöstlichen Seite von Reading ist ebenfalls ein Ort, der seiner Aussicht wegen die Mühe des Kletterns belohnt. Ganz oben am Berge, der gegen Reading hin plötzlich abfällt, hat sich Steingerölle abgelöst und die untere Schicht von weisserem Sandstein blossgelegt, woher der Name "White Spot" entstund. Man besteigt diesen Ort gewöhnlich von der hinteren Seite des Berges. Fusspfade, die sich sogar leicht mit Pferden besteigen lassen, führen hinauf. Ich ritt mit einer Partie Damen hinauf bis auf den Rand, ohne dass wir abstiegen. Auf einmal öffnet sich vor dem Auge das schöne Thal. Ein herrlicher Anblick! Weit oben im Norden die Blauen Berge mit dem Abbruch, wo die Schuylkill hereinfliesst, sieht man den Fluss, oft zwischen Hügeln herausbrechend, einem Silberstreif ähnlich, sich hinziehen. Gerade zu den Füssen liegt die Stadt in einem Halbbogen, den der Fluss nach dem Neversink zieht. Der Eindruck ist ziemlich grossartig und sehenswerth.

Gleich bei der Harrisburg Brücke hebt sich ein Felskopf etwa 100 Fuss in die Höhe, der ein hübsches Totalbild von der Stadt gibt. Man hat das Stadtbild dem Auge zugekehrt vor sich, und die Ansicht ist gut.

Die Stadt Reading selbst hat nichts Grossartiges; mit ihrer schönen Lage und der Gemüthlichkeit ihrer Bewohner (wenigstens in der Zeit, da ich dort wohnte) ist das Meiste gesagt. Historisch ist das nordöstliche Eckhaus im Centrum der Stadt — Stichter und McKnight hatten einen Eisen-Store darin. Dies Haus war Conrad Weisers, des alten Indianer-Dolmetschers, Heimath. — Wohl der einzige Ort innerhalb der Stadt mit einem Garten und Hof zum Sitzen war Fred Lauers. Wer in jener Zeit ein Glas gutes Bier oder auch echten deutschen Rheinwein trinken wollte, der ging zu Fred Lauers und er fand, was er wollte. Lauer war ein deutscher Bierbrauer und hat in Reading mit seinem "Lager" sein Schäfchen geschoren. Er brachte es soweit, dass er etwa zehn Jahre später $30,000 auf einen artesischen Brunnen verbohren konnte, ohne dass er zum Fliessen kam oder er selbst scheiterte.

Ich verbrachte meine Zeit mit Lesen und Ausgehen. Die Abende wurden in Gesellschaft verbracht. Unter allen Freunden, die ich gewann, war Pfr. A. Herrman mir der nächste,

er nahm die Stellung eines älteren Bruders gegen mich ein und führte mich in seine Gesellschaft und Bekanntschaft; je und dann auch nach Lauers und Stolzes, wo er gewöhnlich einer Flasche Rheinwein den Hals brach. Die Perlen, wie Frantz sagte, merkte ich bald, waren auch dieses Freundes Gefahr, und in seinen älteren Jahren sein Verderben. Herrman nöthigte mich oft zum Mittrinken; trank ich auch je und dann ein Glas Wein oder Bier mit, so war für mich doch keine Gefahr darin, denn meine Natur sperrte sich dagegen. Ich fand nie Lust oder Verlangen nach spirituösen Getränken. Herrman war ein alter Junggeselle, der wohl schon zehn Jahre seine Braut hatte, aber sich nie zum Heirathen entschliessen konnte. Er kehrte in Reading in die beste Damengesellschaft ein und durch ihn wurde auch mir dieser Zirkel aufgeschlossen. Ich fand das für sehr gut; weibliche Gesellschaft erst verfeinert die Sitten und bricht die rauhen Ecken des Mannes ab. Ich lernte in Reading manche wohlgebildete junge "Lady" kennen; aber bald hatte ich es doch los, dass das keine eigentliche Bildung war, was man so nannte. Es ging meistens Alles auf in einem gewissen Modus, der für den Parlor und die Gesellschaft abrichtete; nicht selten fand ich Geist und Herz entsetzlich leer. Ging man über ein gewöhnliches Gespräch ["low talk"] hinaus, so gab es bald einen stummen Mund oder schreckliche Lücken und doch hatten die meisten Ladies höhere Schulen besucht. Unter allen jungen Damen, die ich in Reading kennen lernte, war Miss Amanda Bartolette, meine Hausgenossin, die würdigste. Ward irgendwo ein Ausflug gemacht, da weibliche Gesellschaft mitgenommen wurde, so war sie meine Gesellschafterin. So ging mir auch die Welt von dieser Seite auf und zwar wurde ich von einer sicheren Hand geführt. Herrman war ein erfahrener Practikus, der mir überall Aufschluss gab, mich warnte und vor Missgriffen bewahrte.

Aber auch recht fein gebildete Männer fand ich in Reading, in deren Umgang nur zu gewinnen war. Obenan stunden Dr. Kessler, der später nach Allentown kam, Pfarrer Geisenhainer, Pfarrer Bucker, Prediger der deutschen reformirten Gemeinde in Reading, und dann deutsche Aerzte: Dr. Bene, Dr. Rodstock, Dr. Quinaudon und Dr. Löwen, die alle auf deutschen Universitäten ihre Bildung erhalten hatten. Dr. Quinaudon war ein sehr gelehrter und weitgereister deutscher Arzt. Er war nach Rom, durch ganz Griechenland, Spanien und Frankreich, und vor einigen Jahren nach Amerika ge-

kommen. Sein Gott war Wein und Bier und seine Grundsätze sehr luftig. Dr. Rodstock war in wissenschaftlicher Beziehung nicht weniger, hatte aber auch eine negative Seite, die kennen zu lernen mir nicht weniger nothwendig war — er war der erste Ungläubige, der mir begegnete. Weil er in jeder andern Weise ein liebenswürdiger Mann war, war er um so gefährlicher für einen Neuling auf diesem Todeswege.

Bald nachdem ich nach Reading kam, verschwand mein Halsleiden, aber gegen die Feiertage hin stellte sich eine Augenentzündung ein, die sich bald als Neuralgie auswies, und in späteren Jahren mir beinahe unausstehliche Schmerzen verursachte. Mein Uebel nahm zu, so dass mir Dr. Rodstock anrieth, nach Hause zu gehen, um mich pflegen und heilen zu lassen. Ich kam nach Weissenburg; die Reise hatte mein Uebel verschlimmert, aber im Verlauf von einigen Wochen war ich ziemlich hergestellt. Ich fand auch meine Mutter von einem ihrer Anfälle sehr krank und hinfällig; Vater selbst zweifelte an ihrem Aufkommen, doch besserte sie sich wieder bis Mitte Januar.

Auf Weihnachten kam auch mein Bruder von Philadelphia über die Ferienwoche heim. Es war dies sein letzter Winter, da er im Medical College studirte. Bis Frühjahr graduirte er. Auf Neujahr hatten Schindel und Oberfeld in der Ziegelkirche ein Fest. Oberfeld brachte Schindel am Abend mit zu uns. Auch Frantz kam und forderte Bericht von meinem Treiben in Reading, alles schien ihm recht, nur Rodstocks Unglaube schien ihm gefährlich. Meide ihn, sagte er, du bist ihm nicht gewachsen; das ist eine gefährliche Klippe, die du noch nicht kennest. Ich sollte es wahrlich noch so finden! Noch ein anderer Besuch quartirte sich bei uns über die Feiertage ein: Herr Zeisler, oder wie er unter dem Volke bei Namen ging, der Hundskrämer. Zeisler war ein Buchhändler — meistens verkaufte er antiquarische Bücher — die er auf einem kleinen Wagen von vier mächtigen Neufundländer Hunden durch drei oder vier Counties hin und her schleppen liess.

Während der Zeit, da ich zu Hause war, predigte ich einigemal für Vater, besuchte Onkel Schantz an der Ceder-Creek und meine Cousine Amanda Schantz. War meistens auf der Strasse hie oder dahin. Es brannte mir unter den Füssen, wieder nach Reading zu kommen.

Als meine Mutter so weit hergestellt war, dass ich fort

konnte, ging es wieder nach Reading. Jetzt nahm ich Pferd und Wagen mit und quartirte sie bei Ebelings ein. Wir hatten noch einige Wochen gute Schlittenbahn, so wurde beinahe jeden Tag Schlitten gefahren; selbst die Abende verbrachten Herrman und ich auf dem Schlitten, in den Strassen Readings hin und her fahrend. Auch Pfr. Sassaman Herrman, ein Sohn C. G. Herrman's, kam mit seinem Gefährte nach Reading und machte mit. Sassaman war damals noch unverheirathet und so etwas von einem Wildfang. Manche Rumors liefen umher über ihn, denen wohl ein gut Theil Wahrheit zu Grunde lag. Er war wild und ausgelassen ohne schlecht zu sein. — Ich fühlte mich erst wieder glücklich nach meiner Rückkehr nach Reading. Hier war ja mein erstes freies Leben und tausend Dinge, die mich anzogen. Was Wunder, dass ein Jüngling im 19. Jahre, schon einen geachteten Beruf betreten, frei von Sorgen jeder Art und eine schöne ebene Lebensbahn vor sich, nicht frohen Herzens sein sollte! Dass diese Flügel nicht zu lange wuchsen, dafür sorgte Gott treulich. Der grossen Gefahr der Verweltlichung des Herzens entzog mich auch hier Gott gnädig.

Seit ich wieder nach Reading zurück kam, predigte ich jetzt öfters für Herrman. Er nahm mich mit in all seine Gemeinden, so predigte ich in Eblers, Gerhards, Spiese, St. John's, Forrest, Allegany und Hamburg. Wir machten auch oft in der Woche Besuche bei seinen Gemeinde-Gliedern, bei denen er auf gutem Fusse stand. Herrman hatte in jener Zeit die Achtung seiner ganzen Stelle und nicht in geringem Grade. In Hamburg, wohin ich ihn öfters begleitete, wenn er Confirmanden-Unterricht hatte, stunden ihm alle Thüren und Herzen offen und wurde mit aller Hochachtung begegnet. Warum musste ein so guter und brauchbarer Mann doch scheitern?

Unter den mancherlei Ausflügen, die Herrman und ich von Reading aus machten, waren auch mehrere nach Philadelphia. Ich hatte noch kein Theater gesehen, war überhaupt, seit ich mit Vater auf der Synode war, nicht mehr in Philadelphia gewesen. Wir bestiegen eines Tages die Cars und flogen nach Philadelphia hinab. Drei Tage lang musterten wir die Stadt und gingen zweimal ins Theater. Die Musik war gut, die Vorstellung aber entsprach nicht dem Begriff, den ich mir von einem deutschen Theater machte. Nur loses Zeug wurde gegeben; ich hörte, dass nur selten etwas Gediegenes geleistet würde. Von einer classischen Oper war da-

mals noch keine Rede; das Volk Amerikas hatte dafür keinen Sinn.

Herrman wollte mich bleibend nach Reading ziehen, und machte hin und her Versuche, eine Stelle für mich zu gewinnen. Er vernahm, die Bethanien Gemeinde bei Ephrata in Lancaster County sei vacant; Vater Herz hatte dort Schwierigkeiten und die Gemeinde aufgegeben. Herrman meinte da wäre ein Anknüpfungspunkt, wir wollten hinüber fahren und ausfindig machen. Eines schönen Frühlingstages machten wir uns früh auf den Weg. Es war ja wieder ein Stück Land und Himmel das ich noch nicht gesehen hatte. Wir fuhren unter allerlei Projecten für die Zukunft, mit dem schönsten Wetter begleitet über die Berge, durch Reamstown und Adamstown unserem Ziele zu. Einige Meilen diesseits Ephrata fährt man eine Anhöhe hinab und kommt an das kleine mit Weiden bewachsene Flüsschen Cocalico; an dessen Ufern, weiter ab von hier, sich Höhlen fanden in denen in alter Zeit Einsiedler wohnten, aus deren Schwärmerei das weit berühmte Ephrata Kloster entstund. In Ephrata stellten wir bei Baumans auf, besuchten dessen Bruder, Fahnestocks und andere und auch während des Nachmittags das Kloster. Das Kloster besteht aus ziemlich weitläufigen Gebäuden und spielte in seiner Zeit eine bedeutende Rolle. Es rückt seinem Verfalle immer mehr entgegen. Als wir es in 1846 besuchten, waren nur noch einzelne Nonnen und Brüder daselbst wohnhaft. Sie schlichen still, wie verlassen, in den einst so belebten Räumen geisterhaft umher. Wo einst an 300 wohnten, sind noch fünf oder sechs vorhanden. Selbst die Gebäude veralten und verfallen. Aber ehrwürdig sieht Alles aus. Die Kapelle mit Thurm und Glocke, die die Insassen so oft zum Gebete gerufen, und die andern Gebäude im Kreise umher, erzählen dem Besucher von vergangenen Tagen, da hier ein viel bewegtes Leben seinen Sitz hatte. Längst sind die alten wunderbaren Gesänge verstummt; die Musik die einst hier gepflegt und Zufluchtsstätte fand, ertönt nicht mehr; die Druckerpressen ruhen, und der Zulauf fremder Besucher aus allen Gegenden hat aufgehört. Die Alten ruhen längst im Friedhof des Klosters und Alles geht seinem Verfalle zu. Wir wurden freundlich aufgenommen und von einem alt betagten Klosterbruder durch alle Räume geführt. Ganz enge Thüren, die an die schmale Pforte erinnern sollten, führen von Zimmer zu Zimmer. Ueberall in den Sälen erblickt der Besucher mit Denksprüchen beschriebene Tafeln, die vom frommen Sinne

der Alten zeugen, die sich hier auf Erden einen Himmel bauen wollten und doch nicht fanden. Nur etwa fünfzig Jahre soll die Blüthezeit der Ephrataer-Mönche gedauert haben.

Die Umgebung Ephratas ist hübsch. Gleich bei Ephrata hebt sich gegen Osten das Land zu einer anmuthigen Höhe. Halb an der Anhöhe wohnt Königmacher. Weiter hinauf hat ein deutscher Arzt Leisenring eine Kaltwasser-Heilanstalt gegründet. Etwa eine Meile weiter steht die Bethanien-Kirche. Wir fuhren vorbei zu Henry Gray, dem Aeltesten der Gemeinde, wo wir freundlich aufgenommen wurden und übernachteten. Unsere Gemeinde ist hier sehr im Verfall. Sie besitzt ein schönes Gemeindegut, eine gute Kirche, aber keine zwanzig Familien mehr, deren einige vier Meilen abwohnen. Die ganze Umgebung besteht aus Wiedertäufern. Die meisten Glieder unserer Kirche haben sich verzogen und sind ausgestorben. Gerade jetzt war die Gemeinde schon wieder geraume Zeit ohne Prediger. Mr. Gray und noch einige Glieder, die wir besuchten, freuten sich als sie hörten, dass ich möglicher Weise die Gemeinde bedienen würde.

Pfarrer Bucher war der Prediger der ersten Reformirten Gemeinde in Reading. Er war verschrieen als ein Neu-Massregel-Mann, war es wohl auch; aber er arbeitete mit grossem Fleiss am Aufbau seiner Gemeinde und hatte sichtlichen Erfolg. Ich besuchte Bucher's Gottesdienste und war sehr zufrieden. Er hatte mich mehrmals eingeladen für ihn zu predigen; keinmal wollte es sich fügen, und Herrman hielt mich davon ab. Er ist ein Schwärmer, sagte er; halte dich fern von ihm. Das leuchtete mir nicht ein, im Gegentheil die Weise wie Bucher zu Werk ging, hatte meinen ganzen Beifall. In diesem Punkte stimmten Herrman und ich niemals überein, ohne dass ich doch zum Predigen kam. Es fiel Bucher auf. Eines Tages kam er zu mir und sagte: Du musst predigen, die Gemeinde spricht davon und will es ebenfalls. Ich sagte willig zu und am Morgen des kommenden Sonntages machte er auf Abends Gottesdienst für mich bekannt. Die Kirche war völlig angefüllt, Bucher und Doktor Kessler ebenfalls gegenwärtig. Die Predigt gelang mir ungewöhnlich gut. Doktor Kessler äusserte sich zufrieden gestellt und munterte mich auf. Nicht weniger empfing ich von Gemeinde-Gliedern unverdientes Lob.

Meine erste Leichenpredigt hielt ich in der Gernands-Kirche. Herrman hatte eine Leiche dort zugesagt und in

Gedanken noch eine andere versprochen. Ihm auszuhelfen musste ich auf. Das erstemal ohne gehörige Vorbereitung. Doch es gelang, obgleich ich die Stand-Rede völlig extempore und das meiste von der Predigt ebenfalls aus dem Aermel schütteln musste.

Im März kam unerwartet mein Bruder in mein Zimmer herein gestürmt. Er war auf seiner Heimreise über Reading gekommen, um mich zu besuchen. Er hatte graduirt, sein Diploma und den Doktorhut erhalten. Jetzt sollte Vater von den homöopathischen Pulvern errettet werden. Hatte mein Bruder auch auf einem allopathischen Collegium graduirt, so galt es doch der Homöopathie, die er bei Doktor Hering nebenbei studirte, weil damals, nach dem Eingehen des Institutes in Allentown, in Amerika noch kein homöopathisches Collegium bestand.

Auch mein Cousin Erasmus auf seiner Heimreise von Mercersburg kam in Gesellschaft mit Wanner, und stattete seinen Besuch ab. Mein Erasmus! wohl war er in Mercersburg gewesen, aber!! ich konnte nicht merken, dass er irgendwie weiser geworden sei. Der " Versteht er mich", wie Oberfeld sagte, war ihm nicht angeboren. Ich geh nicht mehr nach Mercersburg, sagte er; ich bleib bei dir, wenn du nichts aus mir machen kannst, muss ich ein Esel bleiben. Geh heim nach Weissenburg zu deiner Mutter, rieth ich ihm, in paar Wochen komme ich nach, dann wollen wir unser Bestes versuchen. Gut, sagte er: Ich komme nächste Woche und hole dich.

Erasmus kam wirklich und brachte Eichenberg mit, der mir mehrmals geschrieben, er werde mich in Reading besuchen. Eichenberg wollte einen fröhlichen Abend feiern. Ich klopfte meine Freunde zusammen, um einen fröhlichen Abend bei Lauers zu verbringen. Lauer hatte ein grosses Zimmer für geweihte Freunde, das vom öffentlichen Verkehr zum geselligen Umgang völlig abgeschlossen war. Hier sammelten sich oft die ersten Familien Readings. Unser Chor bestand aus Pfarrer A. Geisenheiner, Herrman, Eichenberg, Erasmus, Doktor Rodstock, Doktor Quinandon, Obenhausen ein Musiker (Sohn vom alten Pfarrer Obenhausen), Herrn Schade einem Juwelier von Philadelphia und mir. Auch John Ely, ein alter Bekannter meines Vaters, der nach Lebanon zog und dort Methodist geworden, war ebenfalls mit. Obenhausen, ein fertiger Piano-Spieler, gab uns recht Gutes seiner Kunst zu geniessen. Unterdessen wurde, von Quinandon angeregt, Wein

und Bier gebracht. Die Gemüther wurden heiter und mein Eichenberg, der sich vergass, trank einige Gläser zu viel. Eichenberg wie Quinandon bekamen einen Zopf. Nun blitzte Witz und gute Laune, wie ich es noch selten hörte. Quinandon gab von seinen Reisen und Abenteuern, und selbst Meister Ely stimmte mit vollem Herzen ein.

Reading war mir zu einer lieben Heimath geworden. Die Welt nach aussen schloss sich mir auf. Es war mir hier eine neue Schule gegeben, die eben so nöthig war als mein Studium für das Amt.

Heim nach Weissenburg. Fruehjahr 1846.

Am 15. April kehrte ich wieder nach Weissenburg zurück, mich noch einmal, und zwar zum letztenmal, in der Kneip in Oberfeld's Gesellschaft, hinter den Büchern einzuhausen. Reading lag mir im Sinn. Wäre lieber dort geblieben, aber Vater wollte meine Hülfe in seinen Gemeinden. Er wurde älter und hatte Hülfe nöthig. Dass ich aber selbständig walten lerne, übergab er mir die Ebenezer-Gemeinde bei Tripoli, Lynn, mit der Anweisung: Verwalte alles nach deinem Guthalten. Krankenbesuche, Haustaufen und Leichenpredigten wies mir Vater meistens zu. Auch hatte ich jeden andern Sonntag für ihn zu predigen und auch meistens den Confirmanden-Unterricht zu versehen. So kam ich bald in Zug. Dabei blieb mir aber noch Musse genug, um mit Oberfeld auf der Kneipe dem Studium Zeit zu schenken.

Erasmus kam zu mir, er hatte keine Lust mehr nach Mercersburg zurück zu kehren, wollte sich mir anvertrauen. Vater meinte mit Erasmus sei nichts, er solle ein Handwerk lernen. Da aber mein Cousin ein ganz ernstliches Verlangen zeigte, nahm ich ihn in Schutz. Vater gab nach, bekam sogar Wohlgefallen an ihm, weil er fleissig studirte, und gab ihm Kost und Logis umsonst.

Graef kam zu Doktor Becker bei Kreidersville, Northampton County, wo er sich für das Amt weiter bereiten wollte. Graef war nicht ohne Talent, aber er hatte etwas Abstossendes in seiner Art, das mir unerträglich war. Er liess sich in seinem angebornen Naturell gehen, entwickelte einen dummen Stolz voll Einbildung nnd Selbstüberhebung. Von christlicher Demuth wusste er nichts. Doch war er auch nicht ohne christliche Gefühle. Sein Hauptfehler lag in seiner Selbstleibe, Abgeschlossenheit und Eigendünkel. Er hätte ein

gutes Exemplar zu einem Mönch oder gar zu einem Pabst abgegeben.

Jonas Schulz, der im verflossenen Winter Vorlesungen in Philadelphia hörte, kam auch wieder nach Weissenburg und las bei uns Medizin. Wir hatten auf der Kneip also wieder einen kleinen Gang: Oberfeld, Schulz, Erasmus und ich. Alle waren fleissig und es war in Ordnung, dass ich endlich auch wieder zu den Büchern griff. Leider fehlte mir, was meinem Geiste gut gethan hätte, und so war mein Studium nur periodisch. Ein unruhiger Geist hatte sich meiner bemächtigt. Jede paar Wochen wurden die Bücher weggeworfen und ein Ausflug irgendwohin gemacht. Das Studium auf der Kneip war nur ein bleicher Nachglanz aus früherer Zeit.

Am 3. Mai predigte ich zum ersten Mal in der *Ephrata-Gemeinde*. Einige Tage vorher machte ich mich per Pferd und "Sulky" auf die Reise—denn wahrlich 100 Meilen hin und her mag schon eine Reise heissen. In Reading übernachtete ich, besuchte meine Freunde und kam des folgenden Tages zu Henry Gray (Græs) dem Hauptgliede der Bethanien-Gemeinde. Hier wurde die Gemeinde-Angelegenheit besprochen. Ich hielt am folgenden Morgen, Sonntags, meine Predigt vor etwa dreissig Zuhörern, dieselbe gefiel. Ich sollte in vier Wochen nochmal predigen und eine Wahl bekannt machen. Dies geschah. Die Wahl wurde gehalten und ich nahm die Gemeinde auf ein Jahr in Pflege. Meine Absicht war, auf Herrman's Wunsch, mir eine Pfarrstelle um Reading her zu sammeln, damit ich in Reading wohnen könnte. Die Bethanien-Gemeinde war im Verfall. Nur wenige Familien gehörten noch zu derselben. Die ganze Bevölkerung der Gegend besteht aus Sektenleuten. Das Ephrataer Kloster hatte in früherer Zeit dem Wachsthum unserer Gemeinde im Wege gestanden. Auch waren von unseren Hauptgliedern fort gezogen, so war also nur noch eine Handvoll übrig geblieben. Diese wohnten sehr zerstreut, manche Meilen weit ab. Dreissig bis vierzig Zuhörer und darunter einige Fremde, war bei dem Gottesdienst die ganze Versammlung. Uebrigens hatte die Gemeinde einen werthvollen "Pfarrerplatz", der verrentet wurde, und ein Theil des Geldes, ohne Zulage von den Gliedern, dem Prediger als Lohn bezahlt wurde. Ich predigte jede vier Wochen, machte den Weg per Sulky über Reading, wozu ich jedesmal drei, oft vier Tage brauchte, je nachdem ich in der Gemeinde die Familien besuchte. Etwa drei Meilen am "Turnpike" hinauf wohnte eine Familie. Der alte Vater

war krank und konnte nicht nach der Kirche kommen. Ich predigte in seinem Hause; es war überfüllt von Menschen, aber mit Ausnahme von vier oder fünf unserer Glieder, lauter Fremde, die sich einfanden mehr um Zuschauer zu sein.

Etwa fünf Meilen von der Bethanien-Kirche an diesem Turnpike, kurze Strecke oberhalb dem Hause, wo ich predigte, steht noch eine Kirche. Hier wohnte auf dem Pfarrerplatz Pfarrer Friedrich, den ich aus früherer Zeit persönlich kannte. Er war einige Jahre lutherischer Prediger an der Lecha-Kirche gewesen, von wo aus er meinen Vater öfters besuchte. Friedrich hatte an Vaters Weinberg Interesse genommen. Da einige Jahre her schon Wein gemacht wurde, nahm ich einige Flaschen mit und überbrachte sie Friedrich.

Ich hatte also jetzt zwei Gemeinden, die meiner Pflege und Verantwortung anvertraut waren: Lynn und Ephrata. Aber was wollte oder vielmehr was konnte ich da thun? Lynn lag am Blauen Berg und Ephrata 60 Meilen ab drüben in Lancaster County. Da war nichts Weiteres auszurichten als zu predigen; an Seelsorge war nicht zu denken. Jedoch ich lernte, lernte Menschen kennen und Volkszustände verstehen, und das war für mein späteres Wirken gut.

Die East-Pennsylvanische Classis — unsere Classis — versammelte sich dieses Frühjahr (den 18. Mai) in Hamilton, in Monroe County, jenseits der Wind Gap, in Vater Hoffeditz's Gemeinde. Vater machte die Reise dahin durch die Lecha Gap, Herrman, sein Aeltester und ich über Doktor Beckers, bei Kreidersville, Northampton County, bei dem wir übernachteten. Hier fanden wir Graef fleissig am Studium. (Frau Becker war nicht so gastfreundlich als wie der Doktor selbst. Kein Wunder! wie waren die Pfarrers Weiber aber auch oft mit Gästen überladen. Ich fuhr zuerst in den Hof und Herrman folgte nach. So kam ich auch erst in das Haus. Da hörte ich noch wie die Frau Becker ihrem Herrn Gemahl zurief: Schon Einer hinn und kommen noch zwei nach. Als wir aber beim Abendessen die Hauswirthin zu Gesichte bekamen, war sie die Freundlichkeit selbst.) Einige Meilen diesseits der Wind Gap begegneten wir Bomberger und noch einigen Predigern unserer Classis, die ebenfalls auf dem Wege nach Hamilton waren. Auf der anderen Seite des Berges holten wir auch Vater ein. Wir erreichten Ort und Stelle, wo Doktor Becker als President, mit der Classikal-Predigt, die Versammlung öffnete.

Die gewöhnlichen Classikal-Geschäfte hatten ihren Verlauf. Jeder unparteiische Zuschauer konnte aber leicht wahrnehmen, dass zwei Factionen in der Classis vertreten waren: die Alt-Reformirte Richtung und der Neu-Massregel-Geist. In dieser Classis hatte die erste Faction noch die Herrschaft, nur wenige "New Measure men" waren im Verband derselben. Der Führer der neuen Richtung war Doktor Hoffeditz und nun seit letztem Jahre Bomberger. Der alte Herrman suchte das Heft der Führung in seinen Händen zu halten, die andere Richtung musste die untergeordnete Stellung einnehmen; nicht selten aber kam es zu scharfen Reibungen. Gerade hier in Hamilton fing die neue Richtung an sich fühlbar zu machen. Sie drangen darauf, dass jeder christliche Prediger in seinen Gemeinden auf mehr inneres Leben dringen und Betstunden halten solle. Ich fühlte mich zu ihnen hingezogen, konnte nicht einsehen, warum nicht jeder Prediger Betstunden halten und auf ein lebendigeres und thätigeres Christenthum dringen sollte. Die Kirche war zu kalt und schrecklich verweltlicht. Später äusserte ich meine Ansicht gegen Herrman, fand aber schlechten Anklang und brachte mich bei ihm in Verdacht.

Noch ein anderer Punkt kam an der Classis auf: Ein scharfer Angriff von Doktor Hoffeditz auf meinen Freund Eichenberg. Hoffeditz beschuldigte Eichenberg unredlicher Absichten in Rücksicht auf sein Amt. Ein Jahr vorher an der Classis in der Lecha-Kirche sagte er nichts. Jetzt erhob sich Hoffeditz feindlich gegen ihn und Bomberger fiel Hoffeditz bei. Alles Reden konnte aber nichts gegen Eichenberg beweisen. Zuletzt wurde eine Untersuchungs-Committee ernannt, die bei der nächsten Classikal-Versammlung berichten sollte. Diese Committee berichtete ein Jahr später, bei der Classis in der Union-Kirche, dass sie nichts gegen Eichenberg habe vorfinden können. Diese feindlichen Katzbalgereien, die gewöhnlich in solchen Untersuchungs-Committeen und gewöhnlich in Nichts aufgingen, habe ich in meinen Jahren viele an der Classis erlebt. Beinahe jedesmal waren sie eine Schmach für das Amt, entsprangen aus Neid und hatten unter dem Volke einen bösen Eindruck hinterlassen. Die Classikal-Versammlung machte zuletzt einen ekelhaften Eindruck auf mich.—Eichenberg verehelichte sich später mit einem reichen Mädchen, verliess die Gemeinde, und nahm eine andere Pfarrstelle oberhalb der Lecha Gap an. Hier kaufte er eine Bauerei, fing an zu arbeiten und versauerte zu einem Bauern. Er

wurde ein Haustyrann und Weltmensch, verhöhnte die Classis und wurde endlich, weil er keine Classikal-Versammlung mehr besuchte, von der Namensliste gestrichen. Er starb zuletzt als freier Prediger, der seine Pfarrstelle unabhängig zu halten wusste.

Einige Sonntage nach der Classis war auf Pfingsten ein *Orgelweih-Fest* in der Siegfrieds-Kirche, einer Gemeinde des alten Vater Herrnans. Oberfeld und ich waren ebenfalls eingeladen. Bisher hatten manche Kirchen noch keine Orgeln. Charles Heinzelmann, ein deutscher Orgelbauer, war mit meinem Bruder von Philadelphia zu uns gekommen und fing an Orgeln zu bauen. Jedoch die Orgel der Siegfrieds-Kirche war von Krauss bei Goschenhoppen gebaut.

Am ersten Tage des Festes predigten Bomberger und Jäger. Herrman war nicht Bomberger's Freund, aber er hatte ihn eingeladen, wohl mehr um ihn näher kennen zu lernen. Am zweiten Tage predigten Charles Becker und Oberfeld.

Diese kirchlichen Feste, als Ecksteinlegung, Kircheinweihung, Orgelweihe und um diese Zeit auch die hundertjährigen Jubiläums, sind in Ostpennsylvanien grossartige Volksfeste. Schon Wochen vorher werden sie in den Zeitungen öffentlich durch Anzeigen und Einladungen bekannt gemacht, und in der Nähe und Ferne bereitet sich Alles beizuwohnen. Es ist von den meisten Gemeinden darauf abgesehen, durch reichliche Collecten ein Theil der gemachten Schuld abzutragen; da heisst es denn je grösser die Versammlung desto besser für die Absicht. Das Geld, nicht die Sache ist Zweck. Hand in Hand lief mit diesem Uebel noch ein Anderes: *dic Marketenderei.* Diese Schmarotzer lagerten sich um die Kirchen her mit einer Anmassung ohne Gleichen, und übten einen verweltlichenden und alle Andacht zerstörenden Sinn über die grossen Versammlungen aus. In oft zwei- und dreifachen Kreisen um die Kirche her waren die Marketender-Wagen aufgefahren und eine Wolke von weissen Zelten umgab die Kirche. Unter diesen Zelten stand der Schenktisch mit allerlei Zuckerwerk, Kuchen und Cigarren; die Bierfässer liegen auf dem Wagen, zwischen welchem und dem Zelt der Verkäufer seinen Ort eingenommen hat und durch allerlei Handgriffe die Käufer anzulocken sucht. Da stunden denn in Schaaren unter und um die Zelte und Wagen Alt und Jung, assen "Zuckerstängel", Kuchen und tranken Bier und die durstigen

Schnappsbrüder auch Whisky, der in Flaschen auf den Wagen im Stroh versteckt lag. Lustigkeit und ein weltlicher Geist herrschte; nur bei Wenigen blieb Andacht und Ehrfurcht übrig.—Vormittags, wenn ein anerkannt guter Redner predigte, war die Kirche angehend voll; im Nachmittags-Gottesdienst, wo die Menschen in Massen herbeigekommen, war die Kirche leer, dagegen draussen im Busch um die Kirche schwärmte es aber bei den Marketendern. Dort wurde hin und her promenirt, Bekanntschaft aufgesucht, geschwatzt und gelacht; Sabbath, Kirche und Gottesdienst war vergessen. Ich habe selbst gesehen, dass, während der Predigt die Jugend einander zu winkte, aufstunden und die Kirche in Schwärmen verliessen. Bis zum Schluss des Gottesdienstes war die Hälfte der Zuhörer draussen vor der Kirche. Die Prediger baten um Ruhe und während dem stunden andere auf und verliessen die Kirche. Selten hörte oder sah ich ein gutes, scharfes Elias-Schwert unter diese Baalsanbeter hinein fahren, im Namen Gottes Ruhe und Respect zu schaffen.—Der Eindruck eines solchen Festes war nichts weiter als ein weltliches Gelage, wo der Teufel statt Gott regierte; die Kirche aber sollte den Mantel leihen, die Schmach und Schande zuzudecken.—All diesen Unfug sah ich zum erstenmal bei der Orgelweih in der Siegfrieds-Kirche, wo er in all seiner Fülle vertreten war. Mein Entschluss war: das muss gebrochen werden!

Bei dieser Einweihung spielte Herrman den ersten seiner schuftigen Pläne auf mich. Als ich am ersten Tage des Festes nach der Kirche kam, bat mich der alte Vater Herrman auf morgen für seinen Sohn Sassaman eine Leiche in der Windsor-Kirche zu halten. Ich sagte zu und nahm Erasmus mit mir. Als wir nach dem Leichenhaus kamen, war der Mann an den Blattern gestorben. Die Brüder Herrman hatten mich substituirt, um Sassaman nicht der Ansteckungs-Gefahr auszusetzen. Hätten sie es mir offen gesagt, so wäre ich doch gegangen. Das Gute dabei war, ich lernte die Heuchelei des alten Fuchses kennen, und war in all seinen Unternehmungen gegen mich auf der Hut.

Die C. G. Herrmans Familie ist mit uns verwandt. Herrmann's Schwiegervater, Jacob Sassaman, war ein Bruder meiner Grossmutter Helfrich. Und am 12. Mai dieses Jahres verheirathete sich mein Bruder mit Esther, einer Tochter C. G. Herrman's. Dies riss manche Schranke von früher her ein und sollte in Rücksicht genommen werden. Herrman war kein Freund unseres Hauses. Er war einige Jahre vor meinem

Vater ins Amt getreten und wurde von der Kutztown und De-Langen Kirche zu deren Prediger erwählt. Nun wünschte Herrman auch die Langschwamm und Ziegelkirche zu seiner Stelle zu erhalten; diese Gemeinden aber hatten in Verbindung mit Heidelberg, Lowhill und Lynn eine Pfarrstelle gebildet und warteten unter Diefenbach's Bedienung auf Vater. Herrman meinte Vater aus diesen Gemeinden weg zu halten, oder besser, dieselben ihm weg zu schnappen. Herrman hatte selbst Vater an der Synode verklagt, weil er als Student hier gepredigt und Streit gestiftet hatte. Alles war aber umsonst, Vater wurde erwählt; daher kam seine Feindschaft gegen uns. Nun aber durch Bruders Heirath mit seiner Tochter, die dem Alten freilich nicht zusagte, aber durch seiner Tochter Entschlossenheit durchgesetzt wurde—veränderte sich die Sache. Vater hatte Herrman—der auch früher ein Freisynodler war — alles vergessen und liess sich in herzliche Freundschaft mit ihm ein. Ich aber hatte bald Gelegenheit, den alten Fuchs in seiner Heuchelei und Schelmerei kennen zu lernen. Er glaubte, mich leicht meistern zu können. Meinen Beifall in den Gemeinden konnte er schon nicht ertragen; und nun streckte er seine Fühlhörner aus, meine Neigungen und Grundsätze kennen zu lernen. Ich gestund es ihm unverdeckt ein, dass ich mit dem alten Schlendrian nicht einverstanden sei, sondern für Verbesserung eingehe. Dies setzte uns auf den Kriegsfuss mit einander. Er sagte mir: Wer hier den Schwärmgeist einführe, der breche sich den Hals; er hielt Alles für Schwärmerei was sich gegen seinen Schlendrian auflehnte. Einstweilen blieb noch Alles ruhig, ich hatte damals noch keine Gelegenheit noch Macht Aenderungen vorzunehmen.

Mein Bruder Heinrich war Arzt geworden und brachte nun seine "Hetty" in unsere Familie. Sie lebten mehrere Jahre bei uns unter einem Dach und an einem Tisch, meistens für sich selbst, denn sie liebten sich herzlich. Die Gegenwart Esther's gab unserem Familienwesen sogar ein freundlicheres Aeussere. Schwester hatte ich keine, nie ein Mädchen war in unserem Hause, die weibliche Gesellschaft fehlte uns; so nahm ich Hetty mit vollem Herzen als Schwester auf, in welchem Verhältniss wir auch blieben bis nach meiner Verheirathung. Meine Frau aber konnte Hetty nicht und so wurde sie auch mir zuletzt "krustig".

Am 5. Juli hatte Erasmus seine erste Predigt in Hamburg

für August Herrman von Reading gehalten. Beide kamen am folgenden Tage nach Weissenburg. Herrman und ich hatten einen Ausflug per Pferd und Wagen besprochen, der sollte nun ausgeführt werden. Es war eine Partie ohne Zweck und Ziel, nur fort, fort! neues Land, neue Gegend sehen, das war alles was ich dabei suchte. Nur fort! und wenn ich so auf dem Wagen sass und sah eine schöne Gebirgsgegend oder Thalscene hätte ich vor innerer Lust aufschreien mögen. So ging es auch jetzt ohne weitere Absicht in die Welt hinein. Unser Segel stand der Lecha zu. Unter heiteren Gesprächen und Plänen sassen wir im Wagen und steuerten auf Siegfrieds Brücke zu. Hinter Guthsville, wo eine Reihe Kirschenbäume stunden, auf denen fleissige Kirschenpflücker sassen, hielten wir an, baten um Erlaubniss und kletterten ebenfalls auf die Bäume und liessen uns die Kirschen herrlich schmecken. Noch vor Abend erreichten wir Siegfrieds Brücke. Gleich über der Brücke links am Fluss-Ufer, steht oben, viel Treppen hoch ein Wirthshaus. Wir beschlossen hier zu übernachten. Herrman hätte vorgeschlagen incognito zu reisen. Aber wahrlich das war kein leichtes Ding auszuführen. Die Leute kannten uns nicht, noch wir sie. Nachdem wir im Gastzimmer Posto gefasst, kam der Wirth mit der freundlichsten und neugierigsten Miene, mit der Frage vorgerückt: Well, woher und wohin? Well, wir kumme von drüwe vun der Lecha un sinn do, un wolle weiter ins Land nei. Zuletzt auf die gerade Frage: Well, wann mer frage derf, wie heisst er dann? meinte Herrman: Well, am Name leit nett viel, mer sin ehrliche Leut un wolle nur en Spazierfahrt mache for's Land zu sehne.

Die Hitze war sehr gross, so wollten wir früh am Morgen unsere Reise fortsetzen und in den heissen Mittagsstunden irgendwo ausruhen. Der Morgen war sehr angenehm. Wir fuhren in einem Zug bis nach Bath. Von da ging es nach Nazareth, wo wir die Herrnhuter-Anstalt besuchten und das Städtchen sammt Gottesacker in Ansicht nahmen. Von Nazareth wandten wir uns der Wind Gap zu, machten Kehrt nach der Plainfield Kirche, wo ein Bekannter Herrmann's als Lehrer diente. Von der Kirche steuerten wir dann auf Easton zu. Weil die Hitze sehr drückend wurde, hielten wir in einem Hotel an und ruhten schlafend im Parlour mehrere Stunden. Gegen Abend brachen wir auf und landeten mit dem Dunkel in Easton an.

Hier in Easton führte mich Herrman in den Kreis seiner

Bekannten ein. So wurde ich Fieds und andere Familien bekannt; überall waren Töchter, auf die, wie mir es schien, es mein Freund wesentlich abgesehen hatte. Er wollte mir gar zu gern eine Braut anschaffen, wozu ich noch gar keine Lust hatte. In Easton fand ich auch Lui Wurster, ein Deutscher, der früher bei uns Knecht war, in der Soldaten-Jacke stecken. Thomas Jäger, ein Student aus der Weissenburger Akademie, aus Griellers Zeit, war hier in einem Institut; ich suchte ihn auf und nun bat er sich auf den nächsten Tag Ferien aus, und führte mich in der Stadt umher. Wir kamen auch die vielen Treppen hinauf auf das Collegium, besuchten das Gebäude und bestiegen den Thurm, von wo aus ein herrlicher Rundblick das Auge ergötzte.

Donnerstag frühe verliessen wir Easton. Bethlehem und Allentown wurde nur flüchtig berührt, damit wir bei Schantzes, meinem Oheim an der Cedar Creek, desto länger verweilen konnten. Abends erreichten wir Herrman's, wo wir übernachteten.

Hiermit war die Reise aber nicht fertig. Auf Sonntag hatte ich in Ephrata zu predigen. Von Herrmans eilte ich heim, nahm mein Pferd und Sulky und fuhr mit Herrman nach Reading. Von da des folgenden Tages nach Ephrata, wo ich Sonntags predigte, Glieder besuchte und Abends zu Baumans ging, wo ich übernachtete. Dienstag blieb ich nochmal in Reading, und endlich am Mittwoch kam ich, nachdem ich über 200 Meilen hin und her gereist war, nach Hause. Und hatte ich etwa des Reisens satt? Kein Schatten davon. Vielmehr dachte ich schon auf dem Heimwege, wohin die nächste Reise zu machen.

Mein guter alter Frantz besuchte mich regelmässig. Er hatte schon seit Jahren eine Erfindung gemacht, um geankerte Schiffe im grössten Sturme gegen Zerreissen des Ankertaues zu sichern. Um diese Zeit offenbarte er mir diese Erfindung; er wollte jetzt ein Patent aus der Patentoffice in Washington aufnehmen. Die Idee der Sache war gut genug, aber die practische Ausführung schwerlich in allen Fällen möglich. Die Idee ist leichter zu zeichnen als zu beschreiben. Am Ankertau wird eine Seetonne befestigt, die ein schweres Gewicht trägt, welches mit einem kürzeren Tau an dem Schiff befestigt ist. Treibt nun eine schwere Welle auf das Schiff, so streckt sich das Tau an und hebt das Gewicht in eine schiefe Stellung, welches bei Vorüberzug der Welle das Schiff wieder in seine vorige Stellung kraft seiner Schwere zurück

zieht. Zur Reise nach Washington und der Aufnahme des Patents brauchte Frantz Geld und das fehlte ihm. Wir legten es zusammen und Frantz machte sich auf nach Washington. Wahrscheinlich wurde das Geld in Frantzen's Tasche zu schwer, wenigstens er blieb in Washington sitzen und konnte nicht mehr heim, bis wir eine neue Auflage machten. Als Frantz heim kam, wie schimpfte er über die Spitzbuben in Washington, die wollten ihn um seine Erfindung betrügen! Mit Hülfe eines Lawyers sicherte er sich aber ein Caveat, und hatte nun drei Jahre Zeit zu verbessern.

Frantz hatte auf Oberfeld's Gläubigkeit kein Vertrauen und warnte mich oft auf meiner Hut zu sein. Durch die Patent-Geschichte, die Oberfeld verhöhnte, wurden beide nun völlig entzweit. Ich suchte Frieden zu halten, aber vergebens. Den Warnungen Frantzen's setzte ich entgegen: Oberfeld sei jedenfalls *recht*gläubig aber nicht recht *glaeubig*, und das war auch die Wahrheit. Von Unglauben war nichts in Oberfeld.

Im Monat August war ich von einer Reise nach Reading heimgekehrt. Es war eine entsetzliche Hitze. Gegen Abend wird der Himmel schwarz trübe. Die Wolken kommen von Westen her mit Sturm und Donner, dass die Erde bebte. Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag folgte. Da, krach! fährts vom Himmel herab in unser Haus. Alles zitterte und bebte vor der Gewalt des Donners, der das Haus auseinander zu treiben schien. Doch es war zum Heil, der Blitzableiter nahm die ganze electrische Masse auf und führte das Verderben von uns ab.

Im September dieses Jahres wurde unser Haus vom Typhus heimgesucht. Vater wurde zuerst davon ergriffen, zunächst war ich, dann Oberfeld, ihm nach Jonas Schultz, kurz ein Jedes im Hause, mit Ausnahme meiner Mutter, wurden auf das Krankenbette geworfen. Manche erholten sich schnell wieder, bei mir wurde es sehr langweilig. Wochen lang nahm die Krankheit zu. Erst im Oktober trat Besserung ein, und lange nachher blieb noch eine Betäubung sitzen, die mich erst völlig verliess, als ich nach Ephrata fuhr, um dort zu predigen. Eine böse Folge vom Fieber blieb sitzen, die ich nie mehr verlor, eine nervöse Schwäche. Oft beim geringsten Lärm erschrecke ich zum Erzittern und bin sehr reizbar; nicht selten kommt eine Schwermuth über mich, die mit nichts zu vertreiben ist, und mich dann wieder auf Monate verlässt. Wie habe ich gekämpft, dies Leiden zu überwinden, aber alles vergebens. Kein Glaube, kein Gebet, nichts, ich musste

aushalten. Zuletzt, nach Jahren wurde es mir klar, das sei mein Pfahl im Fleisch, dass ich mich nicht überhebe; so nahm ich es und konnte meine Last leichter tragen.

Im Oktober machten wir einen Ausflug nach dem "Pinikel". Vater meinte, eine Reise in der reinen Luft wäre zu unserer Erholung gut. Vater und Mutter, Heinrich und seine Esther, Schultz und ich machten mit drei Wagen die Strasse langsam dem Berge zu. Die Anstrengung war für mich zu gross, ich hatte neben dem Genuss wenig Nutzen davon. Ich konnte den Berg nicht erklimmen, war aber schon vorher oben gewesen. Der "Pinikel" ist ein gegen Osten ganz steil abfallender Ausläufer der Blauen Berge, etwa acht Meilen östlich von Hamburg, der sich wie ein Arm ganz isolirt von der Bergkette ins Land hinein erstreckt und das sogenannte Eck bildet. Ganz am Fuss des Berges rauscht die Pine-Creek vorüber und gibt vom Thal aus dem Kopf dort oben eine bedeutende und sehr steile Höhe. Vater hatte weit oben, gerade die gegen Osten steil abfallende Seite, etwa 20 Acker, 4 abgeklarte Felder, angekauft zur Anlage eines Weinberges. Er liess ein steinernes Haus nebst Stall und Zugehör dort erbauen und setzte einen deutschen Weingärtner (Landenberger) dahin, der die Anlagen machte. Ein anderer Gärtner (Kessler), dem später die Pflege übergeben wurde, riss die Weinstöcke wieder theilweise aus, verkaufte sie und verschwand. Das Ende vom Weinberg am "Pinikel". Das Erdreich ist gut, die Lage unübertrefflich und ein Weinberg müsste unter rechten Händen jedenfalls mit Erfolg gekrönt werden.

Unten am Berge wohnte ein alter Freund Vaters namens Daniel Ernst, wo wir gewöhnlich aufstellten. Von hier aus beginnt die Ersteigung, die an zwei Stunden in Anspruch nimmt und sehr ermüdend ist. Der Abfall des Berges ist sehr steil und die obere letzte Strecke, der eigentliche Pinikel, aus lauter Felsengerölle bestehend, das im ganzen Sinne des Wortes überklettert werden muss. Manche Felsentrümmer sind acht bis zehn Fuss hoch. Ursprünglich war der eigentliche Kulm eine etwa 150 Fuss hohe senkrechte Steinwand, die durch irgend ein Naturereigniss etwa halb der Breite nach zusammengebrochen wurde und nun den Pass darbietet, auf welchem allein jetzt die östliche Seite erstiegen werden kann. Ist die Ersteigung anstrengend, so ist aber auch die Aussicht belohnend. Es ist dies mit der Aussicht von den Bärenfelsen die schönste in Ostpennsylvanien.

Oben auf dem schmalen Kamme, der aus horizontal liegenden Sandstein-Platten besteht, öffnet sich ein Spalt theilweis verschüttet, der, nach den Sagen der Alten, die Tiefe der ganzen Berghöhe einnehmen soll. Eine Höhle, wie es gewöhnlich geschieht, kann es kaum genannt werden, da alles Gestein flach liegt, folglich in seiner ursprünglichen Lage empor getrieben wurde, während Höhlen häufiger in schiefen und gebogenen Lagen vorkommen. — Die Aussicht zeiget gegen Norden den ganzen Blauen Berg, der sich wie eine Riesenschlange über die Lecha, Delaware, bis nach New Jersey hinzieht. Einige Meilen weiter ab hebt sich die Hügelkette des Schohary mit seinen verschiedenen Häuptern empor, ohne doch so hoch zu steigen, dass sie die Aussicht verwehren. Gerade aus gegen Osten schaut das Auge über Albany, Greenwich, Lynn, Heidelberg, Lowhill, Weissenburg, die Whitehall Townships, kurz über ganz Lehigh und Northampton County hinweg bis in den Jersey Staat hinein. Nach Süden und Südwesten weilt der Blick auf all den Ländereien bis über Reading hinweg. Um Reading hin zieht sich die Schuylkill wie ein Silberstreif und die Vierte Strasse der Stadt Reading ist mit dem Vergrösserungsglas deutlich der Länge nach wahrzunehmen. Das Lecha Gebirge von Easton an bis hinter Reading hinaus entzieht erst den weiteren Blick. Weniges in der Natur ist grossartiger als wie diese herrliche Aussicht.

Oberfeld hatte diesen Herbst in Tamaqua gepredigt, wo Pfarrer George war, und wurde von der Pfarrstelle erwählt. Nun musste er dahin ziehen und unser Haus verlassen. Oberfeld, seine rasche, hitzige Weise abgerechnet, war mir viel geworden — ein unschätzbarer Lehrer und zuletzt ein warmer Freund. Sein Weggang von uns ging mir nahe ans Herz. Aber so ist das Leben; kommen und gehen, gewinnen und verlieren, das ist der Wechsel in dieser "krummbuckeligen" Welt.

Erasmus und ich begleiteten Oberfeld in seine neue Heimath. Es war im Spätherbst 1846. Tamaqua liegt in einem etwa dreiviertel Meilen breiten Thalkessel an der kleinen Schuylkill zwischen hohen Bergen, die alle Kohlenlager mit sich führen. Wir kamen mit der Nacht dahin. Wir stellten auf bei einem sehr gebildeten Deutschen, namens Schneckenberg, den ich recht lieb gewann. Er war in aller Welt umhergereist, selbst in China, Indien und Florida war er gewe-

sen. In erster Zeit nahm Oberfeld bei Herrn Schneckenberg Wohnung. Wir besuchten verschiedene Familien des Ortes, darunter auch mehrere reformirten, wie Stehler u. a.

Tamaqua ist schon ein bedeutendes Städtchen, und doch ist es noch eine ganz junge Ansiedlung. Mr. Mosser von der Lynn Gemeinde hatte alles Land daselbst auf einer Versteigerung für Taxschuld angekauft; musste dasselbe aber später wieder abgeben, da die früheren Besitzer erfuhren, dass auf dem Lande Steinkohlen gefunden wurden. Unser Schulmeister Friedrich Schmidt, an der Lynn Kirche, öffnete die erste Kohlenmine hier. Mosser hatte ihn mit einigen andern Arbeitern dahin gesandt, als noch keine Hütte in dem Thale stund. Mit dem Ränzel auf dem Rücken, gefüllt mit Speck und Brod, hausten sie eine Woche in der Wildniss. Sie spateten vergebens an mehreren Orten, suchten immer weiter, bis sie endlich auf der rechten Seite des Flüsschens, ziemlich am Berge hin, auf Kohlenstaub stiessen und nun in kurzer Zeit ein Haupt-Kohlenlager trafen und blosslegten. Am Samstage machten sie wieder heim, als die ersten Entdecker der Tamaquaer Kohlenlager. Die frohe Kunde sollte Mr. Mosser nicht lange erfreuen. Die ersten Besitzer ergriffen ihr Recht und hielten es auch.—Am folgenden Tage durchstreiften Erasmus und ich Berg und Thal und fuhren auch mit einer Kohlentrain eine weite Strecke in eine Mine ein. Da hängt, liegt und steht denn das schwarze Gold in der Tiefe der Erde, das unser Land neu gestaltet hat. Unsere Rückfahrt hatten wir mit einem Thaler, für den leeren Karch, zu bezahlen.

Oberfeld verlangte von mir, ich solle am Sonntagmorgen für ihn in Tamaqua predigen. Droben, rechts auf der Höhe, stund ein nettes kleines Kirchlein, da traten wir denn ein am Sonntagmorgen und ich hielt die Predigt. Nach dem Gottesdienst trat der reformirte Kirchenrath zusammen — die Kirche war gemeinschaftlich, hatte aber schon geraume Zeit keinen reformirten Prediger mehr — und sprach mit den Gliedern, ohne mein Wissen, in Rücksicht mich als Prediger zu erwählen. Die Wahl wurde ohne weitere Bekanntmachung, als eine vom Aeltesten gegenwärtige Ausrufung, umgehend und einstimmig gehalten. Wir, Oberfeld, Erasmus und ich, waren unmittelbar nach dem Gottesdienst ins Städtchen hinab gegangen. Nun kam Stehler mit noch andern Gliedern nach, brachten uns vom Geschehenen Bericht und baten mich, die Gemeinde zu bedienen. Dies kam mir unerwartet; Oberfeld



First Home of Wm. A. Helffrich in Fogelsville.



Wm. A. Helffrich's last residence in Fogelsville;
the home in which he died.

munterte mich auf zur Annahme, und nothwendig für unsere Kirche war ein reformirter Prediger daselbst. Ich versprach dem Kirchenrath, wenn die Gemeinde mit vierwöchentlichem Gottesdienst von Weissenburg aus zufrieden sei, wolle ich die Gemeinde bedienen, bis sich ein Feld hier gründen liesse oder die Classis anders beschliesse. Die Glieder waren damit ganz einverstanden und ich wurde Pastor in Tamaqua *ad interim*.

Ohne einen Gedanken an eine solche Wendung zu haben, war ich nach Tamaqua gekommen. Ich hatte sogar keine Absicht dort zu predigen, sondern dachte vor Sonntag wieder zu Hause zu sein. Nun kehrte ich heim mit meinem Berufe in der Tasche und einer Gemeinde auf dem Herzen.

VIII.

Zweiter Aufenthalt in Reading, 1846.

Unser Aufenthalt in Weissenburg war jetzt zu leer, ich konnte es nicht länger mehr aushalten. So zog ich denn mit Pferd und Wagen, mit Sack und Pack wieder nach Reading in mein altes Logis zu Madam Bartolette. Eine Woche später folgte Erasmus mir nach und nahm an Gräf's Stelle Wohnung in meinem Zimmer.

Auf den 1. April zog Mrs. Bartolette nach der Bingemans Strasse, hinab gegen die Lancaster Brücke, wir natürlich mit.

Meine Zeit in Reading wurde ähnlich wie letzten Winter verlebt. Ich predigte regelmässig jeden vierten Sonntag in Ephrata, Lynn und Tamaqua. Da gab es zu reisen, und jede Tour war weit genug, um satt zu bekommen. Und doch freute ich mich von Herzen darauf, genoss das Umherfahren mit vollen Zügen. Einmal predigte ich in Tamaqua, nahm erst mein Mittag noch in Tamaqua, dann machte ich mich per Sulky auf den Weg und fuhr über Lewiston und Hamburg noch am selben Tage nach Reading; eine Strecke von etwa 40 Meilen.

Herrman und ich setzten auch unsere gemeinschaftlichen Ausflüge fort. Er predigte eines Sonntags in seiner Forrest-Gemeinde und ich in Ephrata. Am Montag früh kam er nach Ephrata, wo wir unsere Freunde besuchten, und dann wieder mit einander nach Reading machten. Auf dieser Tour hatte

ich das Missgeschick, meiue Sulkyaxe zweimal abzubrechen. Oefters reisten wir miteinander nach Philadelphia und Hamburg, und besonders besuchten wir oft Abends Herrmans Gemeindeglieder, als wie die Familien Fischer, Ebler und Fuchs. Die Fuchs Familie wohnte in den Gabeln der Maiden Creek und Schuylkill. Auf einem dieser Besuche bei Eblers fand ich meinen Mitschüler in der Musik und Generalbass August Joch, ein Sohn unsers Lehrers an der Ziegelkirche, der in dieser Gegend Musiklehrer geworden. Freund August sprach aber der Flasche mehr zu als nöthig. Später studirte er Medizin und prakticirte in Northampton County, wo er sich eines guten Rufes und Erfolges sicherte.

Während den letzten Jahren hatte meine Mutter von Zeit zu Zeit ihre Krankheitsanfälle und mit jedem Anfall wurde es schlimmer. Als ich um Weihnachten nach Hause kam, um in Lynn zu predigen, fand ich sie im Krankenbette und besonders schwer leidend. Vater sagte, es bilde sich ein Geschwür in der Leber, und Leben oder Tod hänge davon ab je nachdem es sich nach innen oder nach aussen öffnen werde. Wir lebten einige Wochen mit bangem Warten, da endlich zeigte sich die Wendung nach aussen, und Mitte Januar wurde das Geschwür geöffnet, wobei eine Unmasse Eiter ausfloss, dessen Geruch Alles austrieb, was im Hause war. Die Gesundheit meiner Mutter fing an sich schnell zu bessern und bis Frühjahr war sie wieder völlig frisch und gesund.

Um diese Zeit fing an die Kunst der Daguerrotypie recht bekannt zu werden. Was das zuerst für ein Aufsehen machte! Manche wollten den kleinen Kasten als ein verkapptes Hexenschloss ansehen; jedenfalls meinten sie, es ginge nicht mit rechten Dingen zu. Ich liess mir ebenfalls mein Bild machen und habe es bis heute bewahrt. Wenn ich nicht irre, kostete das Stück damals $2.50.

Eine wunderbare Erhaltung meines Lebens ist mir diesen Winter geschehen. Es war am 1. Februar, als Erasmus und ich über die Strasse hinüber nach Eblings gingen. Herrman war da und begegnete uns mit dem Ersuchen: Lasst uns an's Kissingers Damm gehen Schlittschuh laufen. Weder ich noch Erasmus verstunden etwas von der Kunst, aber aus Uebermuth fielen wir gleich mit ein. Wir machten per Pedes nach Fischers, die unmittelbar am Ufer der Schuylkill wohnten. Der Fluss war hier aufgedämmt und eine alte niedere

Brücke führte über die Schuylkill hinüber nach Fischers. Wir kehrten bei Fischers ein, um Schlittschuhe zu leihen. Der alte Bauer sah uns bedächtig an und sagte: die "Skates" könnt ihr recht gern haben, aber es ist jetzt mit grosser Gefahr verbunden, auf dem Damm zu skäten, und ihr besser geht nicht auf's Eis. Es war nämlich einige Zeit warm gewesen, das Eis mitten im Strom war fort, und erst vergangene Nacht war es wieder kalt geworden, so dass eine bedeutende Strecke von neuem, noch dünnen Eis überzogen war. Nebstdem war das Wasser sehr tief, so dass bei einem Einbruch grosse Gefahr vorhanden war. Herrman meinte, wir bleiben näher am Ufer auf dem alten Eise, wo kein Einbrechen wahrscheinlich ist. Er wollte uns die Kunst Schlittschuh laufen lehren. Nun wir versuchten es. Am Ufer setzten wir uns, schnallten die Läufer fest, und bei dem ersten Anlauf hatte augenblicklich der obere Körper das Mitgehen vergessen, die Beine waren zu schnell und der Hinterkopf zahlte das Lehrgeld. Vorsichtiger gemachte Versuche liessen uns wohl aufrecht bleibenden Stand halten, aber zu gelingenden Läufen brachten wir es nicht, und fernere Unterrichtsstunden unterblieben.

Herrman war ein guter Schlittschuhläufar. Er wollte uns die Kunst zeigen und flog im leichten Schwunge auf dem Eise hin und her, allerlei Figuren schneidend, dabei entfernte er sich immer mehr vom Ufer, der Mitte des Stromes zu. Erasmus und ich hatten uns eben hingesetzt, die Läufer von den Schuhen abzuschnallen. Ein lauter Schrei! Sieh, dort bricht Herrman in's Eis! Er hatte sich trotz der gegebenen Warnung auf das neue Eis hinaus gewagt und war eingebrochen. Im Augenblick lag er bis unter die Arme im Wasser. Helft, helft mir! Wir auf und hin, um ihm heraus zu helfen. Leider ohne alle Ueberlegung. Ich hatte nicht einmal meinen Mantel abgeworfen, sondern lief fallend und wiederaufstehend auf Herrman zu, der seine Arme mir entgegen streckte. Deine Hand! rief er. Aber kaum hatte er meine Hand ergriffen, als das Eis auch unter mir brach und ich bei ihm lag. Mit dem einen Arm schnellte ich mich um und fasste, mit der Seite am festen Eis lehnend, etwas Halt. Herrman liess meine Hand nicht los. Bei dem Versuch, mich aufs Eis hinauf zu schaffen, brach es mehrmal aufs neue ein, doch jedesmal fasste ich mit dem Arme wieder Halt. Nun sagte ich Erasmus, dem ich bei meinem Einbruch zurief weg zu bleiben, er solle sich auf das Eis niederlegen und mich am Mantel festgreifen. Erasmus kam herangekrochen, fasste

Halt und zog. Ich sah wie das Eis sich unter ihm bog und vom Wasser überflossen wurde, aber es hielt fest. Mit einem Ruck hob ich mich hinauf. Erasmus kroch rückwärts, nur den Zipfel meines Mantels haltend. Ich nahm jetzt ebenfalls Erasmus' Stellung ein, und als Herrman sich auf das Eis heben wollte, brach es aufs neue und ich wäre ohne Erasmus gute Hebe mit dem Kopf voran ins Wasser gestürzt. Ein fester Zug meines Hintermanns aber hielt mich oben. Auf dieser unserer Retirade brach Herrman noch mehrmals das Eis, ehe wir ihn heraus fischten. Endlich, endlich gelang es und nun erst liess er meine Hand los, die er bisher wie in einem Schraubstock eingespannt hatte. Herrman war im Wasser bis an den Hals, ich bis unter den Armen und Erasmus die ganze Frontseite, folglich jeder durchnässt genug in einer Kälte, bei der die Kleider umgehend anfingen zu gefrieren. Gott sei Dank! sagten wir alle drei auf einmal. Herrman sagte, uns fest ins Gesicht schauend: das war Hülfe in der Noth, das vergess ich euch nicht! Ja wahrlich, das war Hülfe in der Noth; denn unter uns rauschte das angeschwollene Wasser über 20 Fuss tief, die Hülfe aber war Gottes Hand, denn heute begreife ich es noch nicht, wie bei dem ganz dünnen Eis für uns drei Rettung möglich war. Der Zug des Wassers unter dem Eise war so stark, dass wir im Wasser mitgezogen wurden und mit dem Verluste meines Haltes am Eise unwiderstehlich unter das Eis gezogen worden wären. Nimmermehr auf's Eis gehen, war mein Ausspruch; hab's auch gehalten. Herrman lachte nur! Wir stunden jetzt am Ufer. Dort, rief er wiederholt, in den Strom zeigend, wo die gebrochenen Eisstücke aufeinander lagen, dort wäre mein Tod gewesen, hättet ihr mir nicht eure Hand gereicht. Wir waren nass, das Wasser triefte von uns, dabei war es kalt. Fischer's mussten den Einbruch gesehen oder Herrman's Ruf gehört haben; denn noch waren wir mit unserem Rath, was jetzt zu thun sei, nicht fertig, siehe da kam der alte Vater in Begleitung noch Anderer mit langen Stangen. Gottlob überflüssig, denn jedenfalls wäre es zu spät gewesen. Fischer's wollten uns mit ins Haus haben, um die nassen Kleider zu trocknen. Allein Herrman sagte: Nein! der Gang nach Reading im nassen Kleid muss die Strafe für meine Dummheit sein. Und nun ging es im Doppel-Schritt der Stadt zu. Wir hatten etwas mehr als eine Meile. Bis wir die Stadt erreichten, waren unsere Kleider am Leibe gefroren. Eine geringe Erkältung nur war die Folge.

Der Frühling von 1847 setzte ungemein schön ein und kam früh. Schon während dem Winter hatte ich mir vorgenommen, einen Abstecher hinüber nach der Stadt Lancaster zu machen, war aber immer noch unterblieben. Nun bot sich unerwartet eine Gelegenheit dazu. Miss Catharine Herrman, eine Nichte Herrmans, wohnte in Lancaster, war nach Reading auf Besuch gekommen und wollte von ihrem Oheim wieder heimgebracht werden. Herrman übertrug mir die Sache. Ich besorgte einen breitsitzigen Wagen, und nahm ebenfalls Amanda Bartolette noch mit. Sonntags fuhren wir nach Ephrata, stellten bei H. Gray auf und Sonntag Morgen predigte ich; am Nachmittage machten wir vollends nach Lancaster, wo wir einige Tage in Anspruch nahmen die Stadt zu sehen, und dann wieder eine angenehme Heimfahrt nach Reading hatten.

Das schöne Frühjahrswetter liess uns ein Vergnügen erleben, das mir aus meiner frühen Jugend nicht fremd, aber doch schon seit Jahren nicht mehr geworden war, nämlich den Flug der wilden Zugtauben. Die Tauben waren auf den südlichen Winterplätzen aufgebrochen und auf ihrem Zuge nach Canada. Da plötzlich änderte sich das Wetter, ein heftiger Schneesturm setzte ein und machte die Tauben auf ihrem weiter westlichen Zuge irre; und nun kamen sie in unzählbaren Truppen in unsere Gegend. Die Stadt war voll, Berg und Thal schwärmte, droben am Galgenberg kommt ein Flug nach dem andern und liess sich nieder, bis wirklich die Bäume beladen waren. Man konnte sagen: Berg und Thal, Feld und Wald, ja die Luft war voll Tauben. Vier Tage lang schwärmte der Besuch im Lande. Das puffte und paffte aber! an allen Ecken und Enden knallten die Flinten. Kein Wunder, dass die armen Tauben bei solchem Empfang, so schnell die Luft rein wurde und sie den Irrthum ihres Weges einsahen, ein solch böses Quartier eilig verliessen. Sie waren verschwunden, wie sie gekommen waren, und suchten besseres Logis. Es war dies das letzte mal, dass ich die Zugtaube in solchen Mengen in Pennsylvanien sah.

Der Frühling war gekommen und ich musste nolens volens wieder heim. So zogen wir, Erasmus und ich, auf den 1. Mai 1847 wieder nach Weissenburg. Ich ahnte, dass dies mein letzter bleibender Aufenthalt in Reading war, und ging mit schwerem Herzen von dort fort. Reading war mir zu ei-

...worden. Wie viel schöne Seiten des ... aufgeschlossen, wie manch frohe ... verlebt! Lebet wohl und fleuget hin, ... jene Freiheit, jener Vollgenuss der ju-... undenheit kam nie wieder! Ernstere Le-...gen kamen schnell und machten ihre Ansprü-... wohl auch manche frohe Stunde im Leben, ... ungetrübten Tage kehrten nie mehr zurück.

Als ich nach Weissenburg kam, war eine grosse Aende-rung eingetreten. Aus meiner lieben alten Kneipe war eine Druckerei geworden. Vater hatte sich eine kleine Drucker-presse angeschafft, diese hatte die Stellung des alten Kathe-ders eingenommen. Vater verlegte mehrere kleine homöopa-thische Flugschriften, einen Theil der alten Pfälzer-Agende, liess Grossvaters Auszug aus dem Heidelberger Katechismus nebst diesem selbst drucken und zuletzt einen Thierarzt, ein ziemlich grosses Buch. Die Arbeit that ein Schweizer namens Fietz, und je und dann half ich mit setzen. So war mein al-tes Sanktum mir entzogen. — Aber droben auf der Höhe oberhalb der Scheune, bei Nachbar Grims, hatte Vater ein Haus über den angelegten Weinkeller gebaut, wo früher Tho-mas Lichtenwallner wohnte. Dies Haus hatte drei ordentli-che Zimmer. Es stund eben leer. So zogen Erasmus und ich hier ein und richteten es uns wohnlich zu. Wir wohn-ten hier und gingen hinab zum Essen. Dieser Wechsel mei-nes Lokals wurde gleichsam vorbedeutend auf meinen Lebens-wechsel. Die Jugendzeit war abgeschlossen. Neue und ern-stere Zeiten kamen.

Auf kommenden Sonntag hatte ich Gottesdienst in Tama-qua. Ende der Woche machte ich mich auf den Weg dahin. Oberfeld hatte eine Gemeinde in der Quakake Valley, eine gute Strecke oberhalb Tamaqua in den Bergen. Diese Ge-meinde war gemeinschaftlich. Da aber die Glieder meistens arm waren, nahmen sie nur einen Prediger in Dienst — jetzt Oberfeld — der den Reformirten Frühjahrs und Spätjahrs ei-nen reformirten Prediger stellen musste, das Abendmahl aus-zutheilen. Ich hatte Oberfeld versprochen, diesen Dienst zu thun. So fuhr ich nach Quakake, hielt Samstag Nachmit-tags die Vorbereitungs-Predigt und Sonntag Morgens das Abendmahl. Die Zuhörer waren recht aufmerksam und die Kirche voll. Ich hatte am Abend vorher recht freundliche Aufnahme und Bewirthung bei einem Gemeindegliede gefun-den. Ei, ei! wie sieht es aber dort oben noch so wild aus,

beides unter den Menschen, wie auch in der Natur. Nach Mittag predigte ich in Tamaqua. Diese Gemeinde macht mir viel Freude. Mit Ausnahme einzelner Pennsylvanisch-Deutschen besteht sie hauptsächlich aus Europäisch-Deutschen, deren einzelne recht würdige und beförderte Glieder sind. Es sind deren einzelne Geschäftsleute, andere Handwerker, die meisten aber Minenarbeiter. Das Predigen vor lauter Europäisch-Deutschen war mir sehr nützlich; ich legte immer Fleiss darauf, eine gut ausgearbeitete Predigt zu liefern, was mich vor dem Schlendrian, dem die meisten Mercersburger Studenten verfielen, bewahrte. Wie oft musste ich von diesen eine schmachvolle Behandlung der deutschen Sprache hören. Freilich, wie sollten die jungen Studenten in Mercersburg auch Deutsch lernen! Oberfeld pflegte oft nach Anhörung solch erbärmlichen Predigens spottweise zu sagen: Der Katz hat die Hund gebiss!

Ich war jetzt in meinem zwanzigsten Jahre. Da ereignete sich eine für mich empfindliche Geschichte. Ich kam einen dieser Sonntage nach der Heidelberger Kirche, wo ich für Vater zu predigen hatte. Als ich vor dem Gottesdienste in die Schulstube trat, war das Zimmer voll Gemeinde-Glieder, wie das im Lande so gebräuchlich ist. Die Leute sassen da und hatten ihr Gerede. Kaum hatte ich mich gesetzt, so kam eine Weibsperson herein, trat auf mich zu, mich scharf anblickend und sagte mit einem unbeschreiblich wilden Blick: "Dei Dadi hot mir versproche Du sollst mich heire, nau will ich wisse wu ich dra bin?" Das war für mich wie ein Blitz aus heiterer Luft. Jung wie ich war, öffentlich vor einem Zimmer voll Menschen mit einer solchen Anrede überfallen werden, ging über meinen Horizont hinaus. Ich guckte meine Fragestellerin an, ob ich auch recht gehört hatte, dann auf meine Umgebung, aber da waren halb lachende Gesichter und kein Mensch regte sich. Ich wusste nicht, sollte ich lachen oder weinen, denn ich fühlte eine entsetzliche Enge über mich hereinbrechen. Da stund vor mir das Gespenst, hässlich wie die Nacht, mit einer Werbung für mich in einer gar unpoetischen Form. Je länger das Schweigen dauerte, desto gespannter wurde die Position; manche konnten nur mit Mühe das Lachen verhalten. Endlich brach meine Heirathslustige Werberin mit kaum verhaltenem Zorne los: Well, wie is es? dei Dadi hot mer's versproche. Endlich konnte ich es so weit

bringen zu erwiedern: Ich denk, Du willst da nur Gespass mache. Etwas dummeres hätte ich nun wohl nicht sagen können. Denn nun ging es los: Jo, gelt du witt mich nett; ich bin der zu alt un zu wüscht. Awer du un dei Dadi sin ah alle zwee vun der rechte Art. Verspreche un lüge, wollt net halte was ihr versprecht. Jetzt endlich erbarmte sich einer der Vorsteher, nahm die ungebetene Freiwerberin am Arm und zerrte sie unter gewaltigem Widerstreben zur Thüre hinaus. Einer der gegenwärtigen Väter sagte: Parre! ihr müsst es nicht ufnehme; es ist die halbnärrische Sally Wehr! Nach einem solchen Ueberfall zu predigen, war keine Kleinigkeit. Noch lange, so oft ich nach Heidelberg ging, lag mir die Geschichte auf den Nerven. Ich fürchtete immer noch eine Wiederholung der Affäre, bis mir einer der Vorsteher sagte: ihr Bruder lasse sie nicht mehr nach der Kirche kommen.

Unsere Classis versammelte sich, wie es damals gebräuchlich war, immer auf Dienstags vor Himmelfahrt. Der Versammlungs-Ort war dies Jahr die Union-Kirche in Nord-Whitehall. Es war dieses die zweite Versammlung der ich beiwohnte. Der Eindruck auf mich war nicht gut. Die zwei Richtungen stunden sich schroff entgegen. Amtsbrüder die ich vor der Kirche miteinander sprechen sah und für Brüder hielt, bissen sich mit gehässigen Worten während den Versammlungen in der Kirche. Als Eichenberg's Committee berichtete und gegen ihn nichts aufzuweisen hatte, ging der Kampf dennoch auf's neue los. Geifer wurde ausgespien und unedle Beschuldigungen ohne vorliegende Beweise ausgestossen, die unter dem Volke nichts als verderbliche Eindrücke hinterliessen.—Der Prediger dem die Erziehungspredigt überwiesen war, war abwesend; man schlug mich vor seine Stelle zu vertreten, und ich musste am folgenden Tage auftreten. Zum Glück hatte ich eine Predigt die dem Gegenstand so ziemlich entsprach. Ich predigte mit Leichtigkeit und zwar mit dem Beifall der Classis. Ich konnte kein Vergnügen bei der Classis finden, und habe es nie gelernt.

Drüben hinter Hamburg oben auf der Höhe des Blauenberg-Zuges steht eine alte Kirche, die Sommerberger-Kirche genannt, wo Vater Mayer predigte. Hier wurde eine neue Kirche erbaut. Vater Mayer lud mich ein bei der Ecksteinlegung zu predigen. Die Feier fand statt auf den 23. Mai (1847). Vater Mayer lud mich ein, nach seinem Hause bei

Orwigsburg zu kommen, von wo wir des Morgens nach der Kirche fahren wollten. Ich reiste über das sogenannte Eck in Albany, kreuzte den Blauenberg und fand Vater Mayer's Wohnung auf der anderen Seite des Gebirges, nicht weit von Orwigsburg. Als ich an seine Wohnung kam, erkannte ich mich an dem Aushängeschild, das an einem Pfosten des kleinen Porticus in Front des Hauses angebracht war, und die Inschrift trug: Mayer, Surveyor. Guckte dies auch nicht sehr pastoralmässig, so wusste ich doch, dass es die Wohnung des Vater Mayer's ansagte. Der alte Vater war zu Hause und erwartete mich. Ich fand in ihm einen recht würdigen Greis, der mit geringem Wissen, wie er mir sagte, angefangen habe, aber im Laufe der Zeit sich ziemlich heraus gearbeitet hatte und an seinem Orte nicht vergebens in der Kirche gearbeitet hat.—Es schien, der alte Vater traute mir nicht recht, mein ganz jugendliches Aussehen führte ihn irre. Er frug so nebenbei: Ob ich schon bei so grossen Versammlungen wie Ecksteinlegungen gepredigt hätte? Ich antwortete ihm: Ich hätte in der grossen Kirche in Reading, bei überfüllter Kirche, gepredigt, und erst letzte Woche bei der Ostpennsylvanischen Classis gepredigt, wo ebenfalls kein Plätzchen mehr leer gewesen wäre. Mayer schien damit zufrieden zu sein. Am Abend fing er an, unter der Form des Gespräches mich über dieses und jenes zu examiniren. Ich gab ihm Aufschluss, bis er zuletzt wohl eine bessere Meinung fasste. Am folgenden Morgen ging es dann hinauf auf den Sommerberg, wo wir eine grosse Menge Menschen fanden. Rings um die Kirche hin waren auch die Marketender-Zelte in grosser Zahl aufgeschlagen. Das Ganze hatte mehr das Ansehen eines Bataillon als eines kirchlichen Festes. Am Morgen predigte Bruder Geisenhainer von Reading und ich am Nachmittage. Während meiner Predigt stieg ein Gewitter auf, die Leute flüchteten in die alte Kirche—wir predigten nämlich über den Fundamenten der neu zu erbauenden Kirche—wir Prediger folgten nach und ich endigte meine Predigt von der Kanzel aus. Bei den vielen Marketendern und der grossen Menschenzahl war die Ordnung besser, als ich es später an vielen andern Orten traf. Die Leute dort oben waren einfach und still und nicht vom Geist der Welt so durchdrungen, wie weiter im Land herab. — Geisenhainer und ich übernachteten in Port Clinton, einem Dorf bei der Schuylkill Gap oberhalb Hamburg, wo wir in der romantischen Gegend einen freundlichen und vergnügten Abend verbrachten.

Von Port Clinton reisten wir miteinander nach Reading. Am folgenden Abend etwa 10 Uhr verliess ich Reading, fuhr heim nach Weissenburg, wo ich ein anderes Pferd einspannte und bis 10 Uhr in Lynn war, eine Leiche nach der Ebenezer-Kirche abholte und die Leichenpredigt hielt. Das war Arbeit wie sie im Leben eines Landpredigers sogar selten vorkommt! Nun, ich konnte ja wieder einige Tage ausruhen und das genügte damals.

Am 6. Juni hatte ich wieder Gottesdienst in Tamaqua. Einige Zeit früher erhielt ich von Vater Balliet, in dem unteren Theil der Mahony Valley, einen Brief, mit der Einladung von Tamaqua aus Nachmittags in der Mahony-Kirche eine Besuchspredigt zu halten. Ich sagte zu. Nach der Predigt drangen die guten Leute in mich, ich solle ihre Gemeinde bedienen — sie hatten nämlich keinen reformirten Prediger. Ich sagte zu, denn ich hatte ohnehin den Weg zu machen und die Gemeinde lag nur einige Meilen abseits. — Ich predigte jetzt jeden vierten Sonntag in Ephrata, Tamaqua und Mahony und Lynn. Nebstdem noch für Vater, je und dann für Herrman oder Zellers; da hatte ich Arbeit die Fülle, und die Strassen die ich fuhr zählten auf zu hunderten von Meilen.

Eines Tages im Juli kam ein Committee von der Indianländer Pfarrstelle, die vacant geworden, zu mir mit der Einladung dort zu predigen und die Stelle zu bedienen. Die Annahme musste ich natürlich ablehnen, denn Vater wollte ruhen und bis nächstes Jahr mir seine ganze Stelle abtreten. Ich machte die Committee auf Erasmus aufmerksam, versprach aber zu predigen und die Erntefeste zu halten.—Erasmus predigte ebenfalls und zwar mit grossem Beifall. Er erhielt ohne Weiteres einen Ruf.

Bei einer Special-Versammlung unserer Classis in Allentown am 26. August, wurde Erasmus examinirt, bekam Licenz und Bestätigung seines Rufes von der Indianländer Pfarrstelle.

Gegen den Herbst hin zog Erasmus Helffrich als wohlbestallter Pfarrer der Indianländer-Charge hinüber hinter die Lehigh Gap, wo er sich bei dem alten Vater Peter Schneider, einem reichen Bauer, einbürgerte. Hier fing mit Erasmus' Glück zugleich auch sein Unglück an. Schneider hatte noch eine ledige Tochter, die, wie mir Erasmus sagte, ihm alle Wege und Stege verlegte, ihn zu ihrem Gatten zu fangen. Ehe lang kam Erasmus zu mir und beichtete mir die Sache in ihrem ganzen Laufe. Ich warnte ihn, und drang darauf,

er solle die Person heirathen; allein dazu hatte er keine Lust. Erst als es zu spät war, als Amor seinen Bund gekrönt, statt Hymen's Band geschlossen wurde, und Sturm und Wetter sein Lebensschifflein zu zertrümmern drohte, machte er Anstalt, sein Uebel durch seine Heirath so viel als möglich wieder gut zu machen; aber leider zu spät.

Am Ende August kam Oberfeld ganz unerwartet zu uns nach Weissenburg. Er brachte seinen einzigen Bruder, der ohne Oberfeld's Wissen vergangene Woche von Europa gekommen war, mit sich. Seinen ersten Besuch in Amerika wollte er dahin machen, wo sein Bruder Heimath und Beruf gefunden hatte. Oberfeld war von einem Orte nahe bei Mannheim, am Rhein. Oberfeld's Bruder war ein Musiklehrer, von guter deutscher Bildung und ein ansprechender Mann. Er gründete sich eine gute Stellung in einer der Kohlen-Städte in Schuylkill County.

Auf die erste Woche im Monat September hatten Herrman, Erasmus und ich eine Tour verabredet, die wir in Gesellschaft von Damen ausführen wollten. Wir beide fuhren mit eigenem Pferd und Wagen nach Reading. Unser Plan war den "Pinikel" zu besteigen. Wir, Herrman und Catharine Fricker Erasmus und Miss C. Issert, eine Dame von Cape May, die in unsere Bekanntschaft von Reading gehörte, Amanda Bartolette und ich, verliessen Reading mit Anbruch des Tages und steuerten den Blaubergen zu. Wir hatten durch Maidencreek und das Hügelland von Greenwich Township eine ungemein schöne Fahrt. Etwas nach Mittag erreichten wir den Fuss des Berges und kehrten bei Ernst ein. Aber welch eine Ueberraschung ward mir da! Ohne mein Wissen und ohne dass Vater wusste, dass wir eine Tour nach dem Pinikel in Absicht hatten, hatte auch er eine gesellschaftliche Reise dahin gemacht. Ein gelehrter deutscher Arzt und Naturforscher, Doktor Pantillion, der sich im Schwenkfelder-Thal, nahe oder in Goschenhoppen, letztes Jahr niedergelassen hatte, kam zu Vater auf Besuch, mit der Absicht, eine Reise ins Gebirge zu machen. Wo anders sollte Vater ihn da hinführen, als wie nach dem Pinikel! So waren Vater und Mutter, Doktor Pantillion und Frau, Bruder Heinrich und Schulz hier etwa drei Stunden vor uns angekommen und schon auf den Berg hinauf. Oben am Felsen-Gerölle begegneten wir ihnen. Meine Eltern waren auf der Meinung, ich hätte mit Miss A. Bartolette ein Verhältniss. Als wir nun von Reading aus mit Damen dort ankamen, so war es natür-

lich, dass sie mein Mädchen für die Person hielten, und ich sah an ihren prüfenden Blicken welch ein Interesse sie an der Person nahmen. Mein Mädchen war dabei sehr ängstlich, behauptete aber, mit der ihr eigenthümlichen Würde, ihre sichere Haltung ganz vortrefflich, und so lief die Begegnung musterhaft ab. Wir bestiegen den Berg und erfreuten uns der herrlichen Aussicht mehrere Stunden lang. Wir glaubten, bis wir den Berg hinab kämen, wären die Andern längst fort. Allein da täuschten wir uns sehr. Sie hatten sich recht gemüthlich eingerichtet und warteten unserer Rückkunft. Vater wollte wohl die Bekanntschaft etwas genauer prüfen. Ernst's waren im Begriff ein Supper zu bereiten und nöthigten uns mit Gewalt zu bleiben. Wir blieben Alle. Erst später wurde die Abreise angetreten, Vater mit seiner Gesllschaft nach Hause und wir nach Kutztown, wo wir spät ankamen und übernachteten. Am Mittage des andern Tages führte uns Herrman nach Barns' Springs in Maidencreek Township, einer herrlichen Quelle, die auf dem Lande des Besitzers dieses Namens quillt und eine kurze Strecke unten in die Maidencreek (Ontelaunee) fliesst. Erasmus und ich verweilten noch einen Tag in Reading.

Als ich nach Weissenburg heim kam war ich Oheim geworden. Mein Bruder war am 4. September von seiner Esther mit einem Töchterlein beschenkt worden. Esther aber wurde sehr krank, sie wurde vom Typhus befallen; niemand im Hause hatte Hoffnung für ihr Aufkommen. Vater sandte nach Doktor Pantillion. Mit Gottes Hülfe gelang ihre Heilung. Aber Esther war am Rande des Grabes vorüber gegangen.

Um diese Zeit kam ein junger Deutscher namens Fenkner aus Hamburg, Europa, nach unserem Hause. Er suchte einstweilen eine deutsche Schule. Von Haus aus war er Kaufmann. Wir sandten ihn durch Vaters Gemeinden; er machte die Runde und kam zurück mit dem Bescheid: Höchstens Nichts! Die Leute fingen eben an so englisch zu werden, dass niemand mehr deutsche Schule wollte. Fenkner meinte, wenn er nur die Mittel hätte, eine kleine Chocolate-Factory anzulegen, welches Geschäft er verstünde, so könnte er sich leicht zu einem Erwerb verhelfen. Vater liess sich von Fenkner eine Darstellung der Sache machen, sah die Durchführung ein, und baute ihm hinten im Hofe die gewünschte Einrichtung, die in einer ziemlich complicirten Maschinerie bestund. Fenkner fing sein Geschäft an, und es

ging eine geraume Zeit mit gutem Erfolg vorwärts. Später, nachdem Fenkner zu etwas Gelde gekommen, verlegte er sein Geschäft nach Neu-Schmidsville, eine Meile ab, und liess Vaters Auslagen unbezahlt. Mein Oheim, Daniel Helffrich, kam zu uns und nahm das Geschäft für sich auf, bis sein Sohn Charles ihn zu sich rief. So schlief die Chocolate-Factory ein.

Während dieses Sommers und Herbstes unterrichtete ich meine erste Confirmandenklasse. Vater übergab mir die Klasse in der Ziegelkirche. Levi K. Derr, jetzt reformirter Prediger, war in derselben und damals Knecht bei einem unserer Nachbarn. Mit all meinem kindlichen Glauben und Eifer unterrichtete ich diese Klasse und hing mit meiner ersten innigen Amtsliebe an den Confirmanden. Wir versammelten uns in der Kirche, zuerst einmal in der Woche, bald zweimal und zuletzt drei- und viermal. Ich erklärte den Kindern den ganzen Katechismus mit einer Wärme des Herezns, wie ich es selbst fühlte, und war recht glücklich dabei. Die Confirmanden nahmen mein Wort auf, schenkten mir alle Aufmerksamkeit und wurden mir von ganzem Herzen zugeneigt. Dabei lernten sie, mit wenig Ausnahmen, so gut, dass es eine Freude war zu unterrichten. Die Kinder erzählten davon zu Hause und bald hatten wir Eltern und Andere als Zuhörer. Meine Kinder nahmen alles mit Hunger auf was ich ihnen sagte, und ich glaube, dass ich nie eine Klasse confirmirte, die ihren Heiland herzlicher suchte als wie diese. Der Confirmations- und Abendmahls-Tag war eine erweckende Feier für die ganze Gemeinde.

IX.

Heinrich Brunner.

Vom Herbst 1847 bis zum Herbst 1848.

Mit dieser Zeit fängt ein neuer Abschnitt meines Lebens an. Die Kinder-Schuhe waren ausgetreten, ich sollte eines Mannes Stellung annehmen, und dazu war mir eine schwere Prüfung vorbehalten. Ich glaubte von ganzem Herzen, aber mein Glaube war ein Kindes-Glaube, der sollte reifen und stark werden. Ich hatte manches Wissen gesammelt, aber

ich sollte erkennen, dass mein theologisches Wissen eitel nichts sei, damit ich mir ein besseres erringe. Es erging mir gleich Hiob; Satan durfte mich versuchen, und er trat mich an mit all seiner List und Schlauheit. Zuerst war er darauf aus meinen Verstand zu überstürzen. Er wollte mich durch falsche Demonstrationen zur Ueberzeugung bringen, der Unglaube sei Wahrheit. Und wahrlich, ich glaubte eine kurze Zeit ich sei ungläubig, ohne dass es wirklich wahr war. Als ihm dies nicht gelang, war sein Versuch dahin gerichtet, mein Gemüth zu bearbeiten, um mich in Verzweiflung oder Wahnsinn zu stürzen. Die schwärzeste Schwermuth überfiel mich. Ich konnte in Wahrheit sagen: Satan hat mich wie mit Fäusten geschlagen. Ich habe seine Persönlichkeit gleichsam fühlbar empfunden. Seine Anläufe waren desperat. Ich hörte buchstäblich Stimmen, die sprachen, schrien, lachten, höhnten und lästerten Gottes Namen, dass ich mich umwandte zu sehen, ob Satan nicht hinter mir stund und mir in die Ohren schrie. Das ist keine Täuschung; heute, nach 30 Jahren, bin ich noch fest davon überzeugt. Der Mensch hat ein inneres Seelen-Ohr — einen geistigen sowohl als natürlichen Leib — dass wir in der Hinkehr zur Geistes-Welt ebensowohl wahrnehmen und empfinden als wie der natürlichen Welt zu.— Und als auch diese Versuchungen ihm nicht gelangen, musste er mich verlassen. Mein Glaube wurde niemals mehr nach dieser Zeit versucht. O, noch manche schwere Faustschläge musste ich empfinden in Versuchungen auf das Fleischesleben, als Zagen, Kleinmuth, Schwermuth, Angst und Feindschaft —aber von Glaubens-Zweifel ward ich erlöst und blieb frei! Gott sei ewig Dank!

Es war am 19. November, als ich oben auf der Höhe, in meinem Hause, allein in meinem Studio sass, und im Lesen vertieft war, da ward angeklopft und auf mein Herein! trat ein junger Mann von kleiner, schmächtiger Statur zur Thür herein. Er war von gefälligem Aeusseren, sein Gesicht vollkommen rund, bräunlich, ohne viel Ausspruch, und trug eine Brille; sein Anzug war der eines Geistlichen. Er schien müde und unter dem Einfluss eines beklommenen Herzens befangen zu sein. Mein Besucher überreichte mir einen Empfehlungsbrief von Doktor Bene in Reading und stellte sich mir vor als Heinrich Brunner, aus Gutenberg, Europa, seines Berufes ein reformirter Prediger. Ich knüpfte ein freundliches Gespräch an seinen Empfehlungsbrief und seine Reise an, und kamen bald nach Europa, auf die deutschen Universi-

täten. Ich hatte es bald los, dass ich es mit einem wohlgebildeten deutschen Gelehrten zu thun hatte, der vor einigen Jahren die Universität Marburg verlassen, und wie sein Schein auswies, ein glänzendes Staatsexamen gemacht und seinem Vater, Pastor in Gutenberg, als Gehülfe adjungirt war. Wie Brunner mir damals sagte, war er nach Amerika gekommen sein Glück hier zu versuchen. Er suchte zuerst nur ein Unterkommen für den Winter als Gehülfe eines Pastors; Schule zu halten lag ihm nicht an. Er hörte von Doktor Bene, dass er wahrscheinlich den Winter über bei mir Unterkunft erhalten könne, wofür er sich recht gerne mit Hülfe auf der Kanzel bereit erweisen wolle.

Das kam mir nun gerade recht. Ich hatte mich kurz vorher schwer erkältet, die Erkältung war mir in Augen-Neuralgie übergegangen, und sollte jedenfalls im Hause bleiben. So sagte ich Brunner: er sei bei mir ein willkommener Gast. Ich zeigte ihm meine Hauseinrichtung in ihrem "Drunter und Drüber" und sagte ihm: Niemand als wir beide und solche die wir einladen, haben hier Zugang; wenn ihm die Einrichtung gefalle, könne er einschlagen. Er betrachtete Alles mit sichtlichem Wohlgefallen und war unendlich mehr damit zufrieden, als er sich damals äusserte.

Brunner hatte weiter nichts mitgebracht als sein Ränzel, seine übrigen Sachen lagen noch in New York. Manches, wie Mantel, hatte er, wie ich später erfuhr, in Philadelphia verpumpt. Ich ging zu Nachbar Grimm's, hundert Schritte von meinem Hause, und sorgte für Kost. Grimm's nahmen Brunner um ein Billiges auf, und so war Alles schnell in Ordnung gebracht. Brunner machte sich schnell und mit leichtem Herzen zu Hause; wir waren in wenig Stunden Bekannte. In meinem Zimmer lagen überall Bücher, auf Tisch, Stühlen, Betten und Boden umher, darunter E. Sue's, Al. Dumas' Werke in deutscher Uebersetzung. Die Bibliothek stand noch auf der Kneipe, von wo ich mir holte was ich las und brauchte. Brunner griff in die Bücher, und eine seiner ersten Aeusserungen war: O Bücher! wie lange hab ich keine mehr gesehen. Manches wurde mir an Brunner bald auffällig; in seinen Gesprächen kam mir Manches quer vor und schien nicht immer consequent zu sein. Allein ich schenkte ihm volles Vertrauen und fand mich in ihm, abgesehen von seinem wilden Studentenleben, Unglauben und den nothwendigen Folgen davon, auch nicht betrogen. Er war ein aufrichtig und ehrliches deutsches Herz, viel besser als wie er seinem

Standpunkt nach hätte beurtheilt werden müssen.

Auf Sonntags predigte ich in der Ziegelkirche und kommenden Sonntag darauf Erasmus für mich in Ephrata. Brunner studirte unterdessen einige Predigten, mit denen er auftreten wollte. Nach Besserung meiner Augen machte ich mit meiner Mutter eine Reise nach Philadelphia, zu unseren Verwandten, Schmidt's und andern. Von dieser Reise kam ich wieder krank nach Hause. Brunner übernahm nun meine Arbeit. Er predigte in Tamaqua, Mahony, Lynn und auf Weihnachten in Ephrata.

Sobald Brunner sich seinen Grund in Rücksicht auf mich klar gemacht hatte, fing er an mit seiner Farbe hervorzurücken. Er meinte zuerst, wir hier in Amerika schienen noch alle am mittelalterlichen Glauben fest zu halten. Das sei in Deutschland ganz anders geworden in der Neuzeit. Die exacte Wissenschaft habe diesen Standpunkt überwunden, und unter dem Lichte der Vernunft einer rationellen Anschauung Raum geschaffen. Die grossen Männer der Wissenschaft bewegten alle Gebiete des Erkennens. Wie in der Naturwissenschaft durch die neue Forschung neue Bahnen gebrochen seien, so habe sich auch auf dem Gebiete der Religion das Denken und Erkennen aus dem alten Schutt erhoben, und neue Bahnen geöffnet. Ich erwiderte Brunner, das sei mir alles nicht neu; ich kenne den Rationalismus, fände aber in ihm eine geistlose Leere, die dem Herzen alles raube, was ihm theuer wäre. — Ich hätte sagen sollen, ich wisse dass es einen Rationalismus gebe; denn dass ich ihn kannte, war nicht wahr.—Brunner lachte mir nur ins Gesicht. Das Herz oder Gemüth—wie er sich ausdrückte—sagte er, hat mit der Wissenschaft gar nichts zu thun, die sei nur mit dem Verstande zu behandeln. Das wusste ich freilich auch, konnte ihm aber nicht Gescheidtes entgegen stellen, weil — ich nichts wusste. Da kam die erste Erschütterung und sie war nicht klein. Ich sperrte mich zwar mit aller Gewalt, focht von meinem Glauben aus mit aller Kraft, das half aber Alles nichts. Was die Vernunft als unwahr erkennt, muss falsch sein, denn sie ist ja das einzige Licht in uns mit dem der Mensch erkennen muss. Dass diese Vernunft selbst nur ein gar dunkles Licht und dass es noch mehr Kategorien gibt als diese Naturwelt, war mir nicht fremd, hatte es aber damals noch nicht begriffen es anzuwenden; und dass die Vernunft nicht über das Gebiet ihrer Grenze hinaus gehen und die Gesetze der Geisteswelt meistern könne, wurde mir zurückgewiesen mit der Er-



Homestead of Johann Heinrich Helffrich, Grandfather of Wm. A. Helffrich. The home he built and in which he died; also the birthplace of Johannes Helffrich.



Johannes Helffrich's Home and Birthplace of Wm. A. Helffrich in Weissenburg.

widerung, dass das Bestehen der Geisteswelt erst zu *erweisen* sei. Ich fühlte in meinem Geiste als hätte mich jemand mir selbst geraubt. Ich dachte und dachte, und lernte gar bald dass ich vor einer verschlossenen Thüre stund. Es wurde mir recht ordentlich Angst. Ich dachte und suchte recht ernstlich nach Licht, und kam darauf zurück: Warum denn die christliche Lehre nicht vernunftgemäss sein solle? Ja, da kamen wir ans Seciren und ich meinte selbst allenthalben auf Ecken und Höcker zu stossen, wo es nicht geheuer sei. Ich sollte beweisen wie Christus Gott und Mensch zugleich sein könne, und dann, wenn eine Erlösung denkbar, wie solche auf jemand anderes übertragen, angerechnet und wirklichen Werth erhalten könne. Da gab es Nüsse zu knacken. Hätte ich nur den einen Satz gefasst, dass die Vernunft nicht Gott, sondern ebenfalls ein untergeordnetes Verhältniss im Dasein einnehme, kein Richteramt, sondern nur Urtheilskraft, und das nur sehr beschränkt besitze, so hätte ich mich besser halten können. Nach der Auffassung, wie der Rationalismus selbst der Vernunft Stellung anwies, kam ich in so tiefes Wasser, dass ich mich dem Erkennen nach als ertrunken gab. Brunner demonstrirte mir die Sache so klar, dass ich zuletzt durch seine Brille sah, ohne dass ich von Herzen ihm nur ein einzigesmal beigestimmt hätte. Ich hielt mich mit Zittern für einen Rationalisten, ohne dass ich es war.

Wochen und Monate wurden so discutirt. Wir secirten Musina, Reinhard u. A., und Brunner wies mir nach, dass diese Männer nichts anderes lehrten. Diese Werke sind jedes subjectiven Geistes bar. In der letzten Zeit aber habe die Wissenschaft mehr durchgeschlagen. Und nun kam er nach und nach auf die Hauptsache. Er sagte: Gott ist, Gott ist Sein, so ist Sein Gott, das ist alles eins. Wo wir demnach von dem persönlichen Gott des Christenthums reden, bleibt nichts als ein Phantom. Die Existenz ist Gott. Da hatten wir also die Weisheit in einer Nussschale: Pantheismus, Atheismus oder Materialismus, wie man es nennen will.—Ob ich solche neue Mähre glaubte? Gewiss nicht! Aber wo die rationelle Anschauung zur Herrschaft kommt, da ist Christus schon über Bord geworfen, und mit ihm geht alles höhere Gottesbewusstsein dahin. Die Vernunft erkennt nur durch die Sinne, sie sind die Thür und Pforte der Vernunft, und da stecken wir ja schon im krassesten Materialismus.—O, welch ein Abgrund öffnete sich da vor meinen Füssen! Ich erschrack, dass meine Seele zitterte. Aber wusste ich davon

früher noch nichts? Gewiss, aber—wie an anderem Orte gesagt—ich liess Wissenschaft und Religion als zwei verschiedene Dinge von einander getrennt stehen, nun aber wurden sie auf einen Punkt zusammen gebracht, und da wollte es nicht mehr klappen. Ich erwiderte Brunner auf seine Schlussfolgerungen: Da wären wir ja weiter nichts als ein Vieh. Ja, aber ein vernünftiges, sagte er. Was hilft aber das? lieber ein unvernünftiges Vieh! Das Alles hilft nichts, sagte er; es ist die Frage was Wahrheit ist. Die Wahrheit mag sich gestalten wie sie will, es muss ihr ins Angesicht geschaut werden. Wohl, frug ich ihn, sind das wissenschaftliche Hypothesen oder glaubst du, dass die sichtbare Existenz das ganze All einschliesst? Er sagte: Höchst wahrscheinlich, es sei denn, dass die Wissenschaft noch etwas Anderes finde. Ich hielt ihm die heilige Geschichte vor, aber da lachte er mich nur aus. Sage mir, ist es wahr, was dort geschrieben ist? Das sind Sagen, wie sie unter den alten Persern und andern Völkern eben so schön vorkommen. Seit Christo sind 1900 Jahre hin, worauf gründest du deinen Glauben? auf veraltete Mythen. Du sagst, Gott hat sich offenbaret. War es damals nothwendig, dann ist es noch. Warum offenbaret er sich nicht, so er ist? Ein einziges wohlverbürgtes Zeichen würde seine Existenz darthun. Sind wir Menschen nicht berechtigt, solches zu fordern? Und doch ist keine Stimme am Himmel oder auf Erden, alles nur Natur. Wer und was ist der Bibelgott? So griff Brunner eine Feste des Glaubens nach der andern an und rüttelte und schüttelte daran. Es war mir als fiele es wie Schuppen von den Augen und als risse mir Jemand ein Stück nach dem andern vom Herzen weg. Da stund ich und starrte dem Gespenst in die Augen und war trotz meines Glaubens, den ich nicht fallen liess, unvermögend etwas zu widerlegen. Von einer Geisteswelt konnte ich nichts beweisen, und von einer Geistleiblichkeit, oder dass die Geisteswelt nicht weniger eine Körperwelt — wenn auch eine andere als wie diese — sei, davon wusste ich nichts und so blieb ich im Dreck stecken. Und doch ohne dass ich es wusste, hielt ich am Glauben nur desto fester. Ich wollte der Vernunft einstweilen alles einräumen und hoffte, sie werde schon eine Erwiederung finden.

Das Jahr 1848 kam herbei. Ich war nicht in einer Gemüthsstimmung zu predigen. Brunner predigte und zwar Moral, so geschah wenigstens kein positiver Schaden. Ephrata kündigte ich auf im Februar. Meine Gesundheit war

sehr mangelhaft. Am 27. Februar predigte ich seit Anfangs October zum erstenmal in Tamaqua und Mahony. Zur selbigen Zeit besuchte ich Erasmus bei Schneiders. Seine Lage war desperat geworden. Da war an allen Ecken und Enden der Teufel los! und er machte ein gar grimmes Gesicht.—Wo aber blieb Frantz? der doch hätte rathen oder trösten können? O, der kam manchmal! und was sagte er? der sagte lachend: Ich sah es ja kommen! Ihr waret Belletristiker, eure Theologie stinkt und sie wird sich abklären, dann wird's besser werden. Ich habe es auch durchgemacht. Brunner's Kommen ist kein Zufall, wenn er auch schon ein Teufelsapostel ist; ohne Teufel gibt es keinen Christus; die Beize reiniget vom Schmutz. Das war Frantzens Logik!

Wie Brunner mehr Vertrauen in mich setzte, schloss er seine Lage auch mehr auf vor mir. Er war als Ungläubiger von Marburg nach Hause gekommen, hatte aber Theologie studirt und sollte nun predigen. Brunner's Vater, obwohl Rationalist, wollte mit seines Sohnes Ideen nicht übereinstimmen, und so verschlugen sie sich und Heinrich ging nach Amerika. Nach seiner Ankunft bei mir schrieb Brunner an seinen Vater. Er erhielt eine väterliche Antwort, worin er ihn ernstlich mahnte, seinen Unglauben zu lassen und nach Europa zurück zu kommen. Er wies ihm in New York ein Haus an, wo er Gelder für seine Heimkehr ziehen könne. Eine kurze Zeit war der Eindruck dieses Briefes recht sichtbar bei ihm, allein ehe eine Woche verging war alles fort. Brunner blieb, er wollte Amerikas Freiheit geniessen.

Gegen das Frühjahr (im März) kam ein Bekannter Brunner's, der ebenfalls in Marburg studirte, Doktor Lange, zu uns nach Weissenburg. Er hatte Brunner's Aufenthalt von Doktor Otto in New York, einem andern Mitstudenten Brunner's, erfahren und wollte irgendwo hier eine Praxis gründen. Doktor Lange war nun gar ein Pietist. Brunner begrüsste ihn freundlich, nannte ihn aber nur seinen Mucker. Nun, da hiess es: man muss kalt und warm ertragen können! An Schwartzes, einem Store und Hotel, etwa 8 Meilen diesseits Tamaqua, fand Doktor Lange eine gelegene Stelle, wo er nicht ohne Erfolg die Leute kurirte.

Brunner hätte gern Philadelphia besucht, wo einer seiner Mitstudenten, sein intimster Freund, namens Krug, Beschäftigung gefunden hatte. In der ersten Woche April machten wir fort. Brunner ging mit meinem Vetter Ch. Helffrich und ich über Reading nach der Stadt. Ich fand Brunner bei sei-

nem Freunde Krug, wie wir abgesprochen. Es war ein deutsches Kosthaus; ich logirte mich ebenfalls da ein. Es waren lauter Deutsche da und alle schienen mir mehr vom Bier zu leben als wie von Speise; meinem Urtheil nach war ihre wöchentliche Bier-Bill weit grösser als ihr Kostgeld. Das deutsche Leben hier war mir etwas zu grob und rauh; nicht besser fand ich es in den Bierlokalen, deren wir viele besuchten—ich wollte das deutsche Leben sehen—ich äusserte mich so gegen Brunner. Er erwiderte: Alles nur gemeine Arbeiter. Freilich war es so. Dagegen fand ich in Krug einen aussergewöhnlichen Menschen, einen Mann von seltenem Wissen und ein blitzender Geist. Er gab sich keinem Berufe hin, und war ein Socialist vom reinsten Wasser, der die Welt auf den Kopf stellen wollte. Er war ein 47er und nach Amerika geflüchtet; bei der nächsten Gelegenheit war er wieder in Deutschland und hielt es aus bis hinter die Barricaden bei Frankfurt, wo er einer der Wenigen war, der durchwischte und Amerika wieder erreichte. Natürlich war Krug Atheist. Brunner brachte das Thema auf — sich zu verstärken — und Krug legte los noch umfassender und klarer als sein Freund. Ich bekam eine Auftischung — wie ich später erfuhr — Moleschott'scher Suppe, die furchtbares Kollern und Poltern im Magen verursachte, aber schlechterdings nicht zu assimiliren war. Ich trieb mich elf Tage mit Brunner, Krug und andern Deutschen derselben Farbe in Philadelphia's Bierlokalen umher, halb mit Ekel und doch mit Verlangen, diese Klasse der Deutschen besser kennen zu lernen. Wahrlich es deckten sich neue Seiten des Deutschthums vor mir auf. Obgleich in den Männern, die ich damals, und später im Sommer im Westen, kennen lernte, eine gewisse Moral noch vorhanden war, so dass ich keine sittlich schlechte Aeusserungen oder Thaten vernahm, so war doch der Grund des heutigen Nihilismus mit all seiner grundsätzlichen Schlechtigkeit vorhanden. Alles was mir damals auffiel war der grosse Bierdurst, die grenzenlose Leichtlebigkeit und völlige Sorglosigkeit und Unbekümmertheit, wo den nächsten Thaler herzunehmen. Alles ging ihnen in ihrem Unglauben auf, und ihr ganzes Bestreben war darauf gerichtet, Bier zu trinken und Deutschland von Fürsten und Pfaffen frei zu machen. Freilich, die erstere Aufgabe war leichter für diese kleinen Titanen als die letztere.

Wir kamen nach Weissenburg zurück. Ich hielt mit schwerem Herzen das Abendmahl in Tamaqua; Brunner pre-

digte mehrmals, dann machten wir uns abermals los auf einige Zeit, um New York zu besuchen. Ich wollte auch die Deutschen New Yorks kennen lernen und überhaupt die grosse Metropolis der neuen Welt sehen.—Wir machten unsere Reise über Philadelphia. Von Philadelphia läuft die Riegelbahn über den Staat New Jersey, von Camden über Trenton, Burlington nach South Amboy an der Raritan Bay. Alles ist eben und langweilig. . Kurz vor Amboy öffnet sich eine Aussicht aufs Meer. In Amboy nahmen wir den Steamer, liessen Staten Island rechts liegen und fuhren durch den Sund in die New York Bay. Drüben, quer über der Bay, weit ab, liegt die grosse Weltstadt. Das Häusermeer sieht das Auge eben nicht, wegen den vielen Masten der Schiffe, die sich als hölzerne Mauern um dieses Athen der Neuen Welt lagern.

Unser Steamer lief in die Werfte ein. Aber welch ein Höllenlärm geht jetzt los. An der Brüstung der Werft steht es gedrängt voller Menschen, die den Ankömmlingen ihre Dienste aufdrängen wollen; jeder will prellen, und jeder wird um sein Geld geprellt, der seine Augen nicht offen hat. Aber das Schreien übersteigt alles was ich noch gehört. Aus 100 Kehlen heult's wahrhaft betäubend: Want a carriage! Omnibus, Bus! here for the Metropolitan House, Astor House! Your trunk carried! Take a ride! Und fest gehalten wird man! ja, die wollen sich begreiflich machen. Ich habe es später nicht mehr gefunden. Der Unfug wurde gesetzlich verboten.

In New York stellten wir in einem deutschen Hotel auf und Brunner suchte und fand seine Freunde, Doktor Quentel und Doktor Otto, beide Mitstudenten Brunner's. Ich fand in beiden Männer derselben Art und mir schien der Eine ein ziemlich verderbtes Subject. Die Stadt wurde nach allen Seiten durchlaufen. Leider hatten wir Niemand, der uns in das eigentliche New York einführen konnte. Ich sah nur die äussere Seite der Stadt und das Deutschthum, und das nur von einer Seite. Dies fand ich noch bierseliger als in Philadelphia. Wenige nur nahmen regen Antheil am alten Vaterland. New York ist ein grosser Weltmarkt, wo jeder auf sich selbst sieht und alles Andere sich selbst überlässt.

Nachdem wir die Stadt angesehen hatten, wollte ich auch das Meer schauen. Wir suchten einen Dampfer, der nach der Küste einer der Inseln draussen fuhr. Nun ging es an Governor's Island vorbei, durch die Narrows hinaus ins Meer. Rechts und links liegt dort Fort Richmond und Hamilton,

weiter draussen im Meere Coney Island, einer der Haupt-Ausflugs-Orte New Yorks. Hier stiegen wir ab, um den Tag zu verbummeln.

Die ganze Insel ist eine Sandsteppe, ohne irgend etwas Anziehendes ausser dem Meere. Eine ziemliche Strecke von der Werfte steht ein Hotel, das kümmerte uns nichts. Ich wollte den Meeres-Strand sehen nnd geniessen, und so zogen wir dem Strande entlang. Es war ein wunderschöner Frühlingstag. Aber welch ein Anblick ist das Meer! Die Sonne schien strahlend herab auf die Wogen. Die Wellen rollten sich sanft gegen das Ufer her, dort aus der weiten Fluth kamen sie bis zu unsern Füssen und warfen Massen von kleinen Krabben ans Ufer, die sich blitzschnell in den weissen Silbersand einbohrten. Ein dumpfes Rauschen der Wogen die sich am Ufer brechen, versetzt einen unter ganz neue Gefühle. Die Macht der Natur macht sich fühlbar. Der Anblick des Oceans ist aber gerade überwältigend. Da liegt das Meer, diese wild bewegte Wasserwelt, in ihrer ganzen Grossartigkeit. Die Gedanken schweifen hinaus in die endlose Weite, hinaus in diese ruhelose, bodenlose und brausende Wasser-Oede. Welche Majestät! da fühlt man sich wie ein Wurm im Staube. Weit drunten an Staten Island liegt Raritan Bay, gerade aus am Horizont Sandy Hook, und hinaus über den Ocean blickt das Auge bis Himmel und Wasser sich berühren. In weiter Ferne tauchen Segel auf und einzelne Rauchsäulen der Steamers, die nach dem Hafen New Yorks zusteuern, um den Weltverkehr zu vermitteln. Brunner und ich strumpften den ganzen Tag am Strande hin, bis der letzte Steamer uns zur Heimkehr mahnte.

Ich hatte satt an New York, Brunner aber wollte noch länger verweilen, so gab ich ihm Geld und Taschenuhr, und nahm die Riegelbahn bis nach Sommerville, wo die Bahn damals endete. Am folgenden Morgen ging es per Stage nach Easton. Mechanicsville, White House, Pottertown, Clinton, Bloomsbury und Hill Valley wurden auf einer Wegstrecke von nahe an 40 Meilen passirt. Von Easton wieder Stage nach Allentown. Hier fand ich meinen Cousin Doktor Tilghman Schantz recht krank. Es war Sonntag. Ich entschied, per Pedes die 14 Meilen bis nach Hause noch zu überwinden. Ein junger Freund Ferd. Berkemayer gab mir drei Meilen Gesellschaft. Bei Schindels an der Jordan-Kirche nahm ich Supper und stiefelte dann noch vollends nach Weissenburg in der Nacht. Fenkner schlief im Hause und liess mich ein.

Am andern Morgen schlief ich lange. Fenkner hatte meine Rückkehr gemeldet. Und nun kam Vater herauf und weckte mich mit der Anrede: "Wer eine Reise thut, der kann was erzählen". Ich antwortete: Das New York ist ein Dreck-nest! und die Deutschen New Yorks sind verluderte Biersäufer. Doch nicht alle, meinte er, und mit diesen haben wir nichts zu thun. In die bessere Klasse war ich leider nicht gekommen. Mein Bericht war mager.

Von New York zurückgekommen war Doktor Pantillion hier. Er wollte nach Hamburg, wo er gedachte sich ansässig zu machen. Ich sollte ihn dorthin begleiten. Wir machten die Reise in Pantillion's Wagen. Unterwegs machte der Doktor einen Bekehrungs-Versuch auf mich. Er war ein Wiedertäufer und Erzschwärmer, dabei aber ein tüchtiger Gelehrter, der mit seiner Familie schon in aller Welt umher gereist war als Naturforscher und Arzt. Also aus dem wilden Atheismus ins heisse Wasser der Schwärmerei. Welche Gegensätze! Und doch ward mir wohl in seiner Umgebung. Er gab mir seine Lebensgeschichte und Bekehrung zum Besten, in wahrhaft romantischer Ausführung. Ich gestehe es that mir gut zu hören, dass auch Gelehrte noch am Namen Christi festhielten. Damals war für mich keine Grenzlinie innerhalb dem Christenthum selbst, sondern nur zwischen Christenthum und Unglaube. Und so war mir Doktor Pantillion's Auseinandersetzung über die bewusste, innere, erfahrene Gnaden-Gewissheit recht willkommen. Ich hatte dies ja selbst erfahren und geglaubt. Weil ich ihm nun da beistimmte, dachte er, er habe mich gewonnen und es fehle nur noch die Vollziehung der Taufe. Ich hörte dies später von Jonas Schulz, der in letzter Zeit bei ihm Medizin las. Pantillion wohnte bei Schulzes.

Dieselbe Woche brachte Herrman den Missionär Heyer, der auf Besuch von Asien nach Amerika heimgekommen war, nach unserem Hause. Heyer war ein Glied der deutschen Gesellschaft in Philadelphia gewesen als Vater studirte, dort waren sie Freunde geworden. Er war sehr mittheilsam, und gab uns viel Aufschluss über das Morgenland.

Am 27. Juni kam Brunner von New York zurück. Er brachte einen deutschen Maler mit, namens Robert Hoffman, einen Mann von etwa 40 Jahren, der wirklich ein grosser Künstler war. Hoffman hatte sich in New York verheirathet,

konnte sich aber mit seiner Frau nicht vertragen, da wollte er ausreissen. Mit Brunner war er nur zufällig zusammen getroffen und kam mit ihm unter dem Namen Herr Robert nach Weissenburg. Ein zweites Exemplar, ihm gleich, habe ich nie kennen lernen. Ein Sonderling sonder Gleichen, hypochondrisch im höchsten Grade, war er die meiste Zeit halb verrückt. Die halbe Welt war von ihm durchstreift worden; in Rom, Constantinopel, Spanien übte er seine Studien, wie er sich ausdrückte. Was seinen Ton anbetraf, habe ich seines Gleichen nie angetroffen und dennoch war er die Selbstsucht personificirt. Hoffmann machte sich mit Vater gut Freund, und blieb wohl ein Jahr bei uns, Herrmans und Trexlers in Langschwamm, wo er überall malte. Er malte Vaters und Mutters Bild, auch mein Bild mit dem Denkstein, nach meiner Rückkunft von meiner westlichen Reise, womit der Abschluss meiner Vergangenheit ausgesprochen ist. Zuletzt kam Hoffmann nach Reading, wo er dann wieder verduftete. Er hatte eine Masse Geld verdient, das er wie mit vollen Händen zur Thüre hinaus warf. Mit Jedem bekam er Streit und blieb nicht lange an einem Orte.

Am 16. Juli predigte ich zum letztenmal in Tamaqua und Mahony. Ich verwies die Gemeinden an Gräf. Von Mahony kehrte ich zu Dr. Lange nach Schwarze's zurück, und wir beide fuhren nach Mauch Chunk, wohin Brunner mit Erasmus gekommen war, um Abends dort zu predigen und Doktor Flentje zu besuchen. Dr. Flentje war ebenfalls ein Studien-Genosse Brunners. Er hatte sich hier niedergelassen, sich bald eine gute Praxis erworben und lebte lange Zeit als der deutsche Doktor und starb als reicher Mann in den achtziger Jahren. Flentje war ein lieber Kerl; war er auch ein Atheist, so schwieg er doch ganz still davon, lebte seiner Kunst und liess alles Andere liegen. Er besuchte mich später in Weissenburg. Noch zwei Aerzte aus Brunners Bekanntschaft habe ich später kennen lernen: Dr. Kraul in New Tripoli und Dr. Salomon, der meinen Beinbruch am Pokono Berg setzte und heilte. Beide waren ebenfalls Atheisten. Marburg war ein rechtes Brutnest der Hölle.

Reise nach dem Westen.

Schon seit einem Jahre reifte ein Plan, eine grössere Reise zu machen, immer aber wurde es verschoben, auch konnte ich mich auf keine bestimmte Richtung entscheiden. Meine Ge-

sundheit forderte einen Wechsel des Klimas, und der Richtung wohin gab Dr. Pantillion den Ausschlag. Pantillion hatte sich entschlossen, das Schwenkfelder-Thal zu verlassen und nach Milwaukee überzusiedeln. Er lud mich ein, meine beabsichtigte Reise nach dem Westen zu machen, und da Brunner ebenfalls den Westen in Absicht hatte, so wurde festgestellt, nach dem Westen zu reisen.

Auf der Reise ist nichts widriger als Gepäck. Man muss luftig und leicht die ganze Habe in der Hand tragen können, soll das Reisen entsprechen. Ich schaffte mir ein "Satchel" an, verpackte dahinein etwas Wäsche und war reisefertig. — Ich machte eine Woche früher nach Reading, wo mich Pantillion treffen sollte; Brunner ging direkt nach New York, wo wir ihn aufsuchen wollten. So war Alles vorbereitet.

Am 22. Juli 1848 ging es mit leichtem Herzen in die weite Welt hinaus. Wie freute ich mich, so viel fremdes Land sehen, auf den grossen Seen und Flüssen fahren, die Prairien und Urwälder des Westens mit der Flinte in der Hand durchwandeln zu können.

In Reading eine ganze Woche auf Dr. Pantillion wartend, machte mir selbst Reading langweilig. Ein *Memento mori!*

Die Ruhe Readings wurde auf den 29. Juli durch eine bedeutende Aufregung unterbrochen. Die Soldaten, die den mexikanischen Krieg durchgemacht, kamen nach Reading zurück. Reading nämlich hatte eine Compagnie Soldaten gestellt. Ich war damals in Reading zu Hause und nun traf ich auch deren Rückkunft. Ganz Reading war im höchsten Gala. Schon früh morgens verkündete droben am Galgenberge Kanonendonner die Festlichkeit des Tages. Eine ungeheure Menschenmenge war nach Reading gekommen. Um 10 Uhr, als der Zug von Philadelphia erwartet wurde, drängte sich Alles nach dem Depot; und als drunten am Neversink die Locomotive durch ihren grellen Pfiff die Ankunft der Heimkehrenden ankündigte, brach der Donner der Kanonen aufs neue los und die Aufregung der grossen Menge stieg ins Wilde. Nur langsam konnte sich der Zug durch die Massen hindurchdrängen, bis er endlich stille hielt. Da aber drang Alles hinein, was fassen konnte, selbst weit davon ab auf den Pavements wurde man noch geschoben. Zuletzt durch wiederholte Signale der Locomotive kam eine Bewegung nach aussen. Ein Soldat nach dem andern kam heraus, wurde von einer Bürger-Committee mit grünen Winden und Blumen bekränzt und vom Militär der Stadt in Empfang genommen und

nun durch die Strassen der Stadt in einem grossartigen Aufzug unter Ehrenbogen hin geleitet. Es war ein grossartiger Anblick, wie das kleine übriggebliebene Häuflein Soldaten, von der ungeheuren Menschenmenge begleitet, die Main Strasse hinabzog. Voran schritt eine Brassband und eine Compagnie Infanterie, dann kam ein einzelner Soldat der Heimkehrenden, darauf folgte Cavallerie, dann wieder ein Soldat und so fort, bis die 13 Heimkehrenden alle mit Militär gedeckt waren. Der Capitain der Compagnie und noch ein paar Soldaten konnten mit dem Morgenzug nicht abkommen, sandten aber Ansage, sie würden mit dem zwei Uhr Zug nachkommen, wo eine Wiederholung der Festlichkeit stattfand.

Dr. Pantillion ging mit dem Abendzug nach Philadelphia, wo er den Sonntag verbringen wollte, ich blieb in Reading, um Abends die Feuerwerke zu sehen, die auch in grosser Pracht stattfanden.

Am Montag Morgen nahm ich den Frühzug nach Philadelphia, fand Pantillion in einem deutschen Hotel. Da sass er mit einer Masse von Kisten, Boxen, Koffern und Zeug und sogar einem Papagei im Käfig. Das sollte Alles mitgenommen werden. Der vielen Dinge wegen wollten wir erst am nächsten Tage abgehen. Der Morgen endlich kam. Wir suchten einen Karren, um die vielen Dinge nach dem Depot zu bringen, und als wir dahin kommen, war der Steamer schon lange fort. Da blieb nichts als sich auf seine Lorbeeren setzen und drei Stunden zu warten. Ein hübscher Anfang! Endlich mit dem Mittagszug ging es ab und in Zeit waren wir in New York. Unterwegs schon dachte ich, wie wird es uns bei der Ankunft an der Werfte mit unsern vielen Bündeln ergehen? Und schlimm genug kam es. Ein wahrer Höllenlärm brach los: "want a help?!" Einer packte dies Stück, ein Anderer ein anderes Stück. Der Doktor riss es ihnen aus den Händen, setzte das Ganze auf einen Haufen und mich als Wächter oben darauf, und lief fort. Ich vertheidigte mit Wort und Blick das mir anvertraute Gut, bis mein Doktor bald wieder kam und freudig ausrief: Eureka! Ich rief: Was? Einen sicheren Port vor diesen Löwen, war seine Antwort. Er hatte ein deutsches Kosthaus quer über der Strasse, No. 10 West Strasse, gefunden und einen Karrenmann mit sich gebracht, der seine Sachen dahin fahren sollte. Nun, der verstund es, die Zudringlichen los zu werden; bald war der ganze Rappel in No. 10 sicher untergebracht.

Also jetzt in New York; aber wo nun Brunner finden in

dieser grossen Allerwelts-Stadt? Ich ging nach seinem früheren Logis. Kein Brunner hier, vor drei Tagen war er dort gewesen. Ich machte nach Dr. Quentel; nicht mehr da, hiess es, hat seine Office gewechselt; nach Dr. Otte, der ist aus der Stadt, war die Antwort. Was jetzt? Umkehren.

Ich schlief die Nacht bei Pantillion. Fand aber ein hundsmiserabel schlechtes Emigranten-Haus. Gott bewahre mich vor solchem Schlafen! Wanzen und Flöhe in solcher Menge, als hätte Egypten einen tausendjährigen Vorrath da ausgeleert. Ich hätte gerne das vermaledeite Nest in Flammen aufgehen sehen. Eine liebe, ganze, lange Nacht kratzen, kratzen, kratzen! das war mehr als dass es ein Esel aushalten konnte.

Am folgenden Morgen ging es wieder auf die Suche, aber auch wieder umsonst. Pantillion und ich machten dann einen Ausflug hinaus nach Coney Island aufs Meer, wo der Doktor naturalisirte, und wir nach einem erfrischenden Seebad in unsere Hölle No. 10 zurückkehrten. — Wir wollten kommenden Tag fort. Aber Brunner musste erst gefunden werden. Nun rannte ich an alle Orte, wo wir früher gewesen; endlich im Shakespeare Haus erhielt ich Spur. Dr. Quentel war nach der dritten Avenue gezogen. Jedenfalls musste Brunner bei ihm sein. Ich bestieg einen Omnibus und fand Quentels Office. War aber nicht zu Haus. Man wies mich nach einem nahen Bierhaus und richtig, da waren sie bei einander hinter dem Bierglas. Brunner fliegt mir um den Hals und Quentel dahinter drein. Ich konnte nur einige Worte mit Quentel sprechen; Brunner fasste mich und zog mich hinaus auf die Strasse. Er eilte mit mir fort, was er konnte, um Quentel zu entkommen. Er wollte Brunner in Geschäfte ziehen, die selbst Brunner nicht liebte. O, sagte er, dieser Doktor ist ein Taugenichts. Wir liefen kreuz und quer, bis wir bis Mittags wieder in des Teufels Garküche kamen, No. 10.

Jetzt aber wurden Billets nach Buffalo gekauft und des Doktors viele, viele Sachen eilend auf den Steamer Oregon gebracht, der am Abend nach Albany fuhr. Durch Brunners Effekten wurde ich am Ende doch noch genöthigt, einen Koffer mir auf den Hals zu laden. Endlich brachten wir uns selbst auf das Verdeck des Steamers, wo wir uns bis zur Abfahrt das Drängen und Treiben in diesem Welthafen anschauten. Welch ein Menschengewühl und Gedränge geht da voran!

Um 6 Uhr Abends fing das Ungethüm an zu schnauben.

Wir fuhren aus dem Pier hinaus in den Hudson, den amerikanischen Rhein hinein und Albany zu. Nichts ist schöner als eine Fahrt den Hudson hinauf. Etwa 20 Meilen weit ist das rechte Flussufer mit den schönsten Anlagen und Villen bebaut; da liegt im verschiedensten Baustil und Geschmack eine Cottage an der andern. Wie nach und nach dieses Paradies aufhört, wird das Auge auf der linken Seite des Flussufers von allmälig ansteigenden Höhen angezogen; und dort erscheinen die grotesken Pallisaden in ihren wunderlichen Fcrmen wie riesige Orgelpfeifen hingepflanzt. Sie ziehen sich eine bedeutende Strecke längs dem Ufer hin.

Brunner und ich sassen bis tief in die Nacht oben auf dem Verdeck, und so lange das Tageslicht leuchtete, schauten wir uns die Herrlichkeiten an. Die Narrows ist eins der schönsten Flussstücke Amerikas; auch Westchester, ehe man nach Iona Insel kommt, liegt schön, gleichwie Westpoint, die Militär-Schule. Von New York nach Albany sind es 163 Meilen.—Mit Tagesgrauen erwachte ich und machte mich wieder aufs Verdeck. Dort lag Albany in der Ferne, um 4 Uhr erreichten wir die Stadt. Hier ging es besser als in New York, die vielen Boxen, Kisten, Papagei und kleiner Hund wurden mit mehr Ruhe transportirt. Aber eben dieser Dinge wegen kamen wir doch wieder in ein Emigranten-Haus, in das des Herrn Pfaff, das nicht viel besser war als No. 10 in New York. Albany sahen wir nur flüchtig. Das Capitol mit Park wurde besucht. Während wir den Park durchwandelten, verlor Dr. Pantillion seinen kleinen Hund. Das drückte ihn und verdarb ihm seine ganze Freude. Als wir den Hügel herab kamen, fiel mir die Episode aus Coopers Satans Toe ein, wie dem Dominie Worden mitgespielt wurde und die jungen Herrn mit dem Handschlitten vor ihre Mädchen hin Purzelbaum schlugen. Unwillkürlich stund die ganze Scene vor meinen Augen. Wer musste da nicht lachen? — Wir kehrten nach unserem Hotel zurück. Siehe da! da liegt des Doktors kleiner Racker und hütet den Plunder.

Um 2 Uhr Nachmittags verliessen wir Albany, setzten uns in die Karren der Riegelbahn und flogen Buffalo entgegen. Von Albany bis nach Schenectady war ich kaum auf etwas aufmerksam; nun aber bogen wir ein in das Thal des Mohawk-Flusses, wo Geschichtliches mich fesselte. Es ist dies das Gebiet der ersten deutschen Einwanderer, die vom Governör Hunter so schändlich und niederträchtig behandelt worden sind, dass sie die Gegend wieder verliessen und eine Zahl un-

ter Conrad Weiser nach Tulpehocken in Pennsylvanien übersiedelten. Die Bahn führt bei Schenectady über den Mohawk auf die andere Seite des Flusses. Von da an geht es dem Westen zu; bald durch schöne liebliche Gegenden, bald über Ràvinen hin, die von Seitenflüsschen, die den Mohawk suchen, ausgewaschen sind; bald geht es über Brücken, Wiesen, durch Wälder und an Dörfern und Städtchen vorbei. Gegen Abend erhebt sich in der Ferne ein Gebirge. Immer näher rücken wir darauf los, bis wir es erreicht und von demselben umgeben sind. Der Mohawk bricht sich Bahn durch das Gebirge und bildet eine gar romantische Gebirgs-Scene. Little Falls, ein kleines Nest, liegt mitten in den Bergen und ist von recht wildem Aussehen. Schwarze Sandstein-Felsen thürmen sich hoch auf; die ganze Erde nichts als Felsen. Kleine Jungen verkaufen hier Bergkristall, das aus den Felsen herausgeklopft wird und von dem klarsten Wasser und sehr schön gestaltet ist. In Little Falls wurde angehalten, um Erfrischungen einzunehmen.

Mit Eintritt der Nacht kamen wir durchs Gebirge. Unser Coupe war nicht überfüllt. Wir legten uns und schliefen. Wir mussten während der Nacht mehrere Stunden entweder in Utica oder in Rome stille gelegen haben, denn mit Tagesanbruch waren wir erst in Syracuse; etwa die Hälfte des Weges von Albany nach Buffalo.

Mit dem Morgen waren die Berge verschwunden, der ebene Theil des Staates war erreicht, wo die kleinen Landseen lagen. Auburn, Seneca Falls, Waterloo und Canandaigua liegen in diesem Gebiete. Waterloo gerade am Kopf des schönen Seneca-Sees liegt hübsch. Canandaigua, am See gleichen Namens, ist eine der schönst gebauten Städte unseres Landes. Im Ganzen ist alles zu eben, die Romantik fehlt. So auch Rochester, eine der bedeutendsten Städte am ganzen Wege. Erst bei Lockport wechselt das Monotone. Die Bahn hat sich auf ein Hochland hinauf gewunden und man hat eine der herrlichsten Fernsichten, die das Auge nur schauen mag.

Um 2 Uhr erreichten wir Buffalo nach einer schrecklich langsamen Fahrt. In unserem Plane lag es, von Buffalo nach den Niagara.Fällen zu reisen. Aber ermüdet, wie wir waren, und durch den Umstand, dass Dr. Pantillion sein Geld verlor und nun auf mich verwiesen war, dachte ich, wir möchten aufs Trockene kommen, ehe wir Milwaukee erreichten, wohin mir Vater weitere Wechsel nachsandte. Die Niagara-Fälle wurden für diesmal aufgegeben. Buffalo wurde in Augen-

schein genommen, ohne besondere Befriedigung zu finden; waren auch zu müde, die Stadt zu geniessen.

Samstag gegen Abend, den 5. August, schifften wir uns ein auf der Louisiana, einem grossen Dampfer, der uns nach Milwaukee bringen sollte, wo wir unser erstes Reiseziel gesetzt hatten. Pantillion hatte sein Ziel dort und auch Brunner entschied sich nachher, dort zu bleiben.

Die Dampfer, welche die grossen Seen befahren, sind stark wie Ozeandampfer gebaut. Die Stürme sollen hier ebenso heftige Wirkung wie auf dem Weltmeere hervorbringen. Die Einrichtung und der Bau dieser Dampfer ist ein ganz anderer und überhaupt auch die Fahrt, als wie auf den Flüssen. Ich sollte dies noch erfahren, ehe wir nach Milwaukee kamen. Wir legten uns Abends frühe zu Bette, den Sonnenaufgang nicht zu verschlafen; allein die Sonne war lange auf vor uns. Die Louisiana lief den ganzen Morgen längs der Küste hin. Die Küste Ohio's ist zu eben, einen Eindruck zu machen. Der Erie aber ist belebt mit kleinen und grossen Segeln, mit Schiffen aller Art und verleiht der Fahrt ein reges Interesse. Wir hatten auch ein gutes Piano an Bord, worauf ich spielte, und mir bald Bekannte machte. Um 1 Uhr des Mittags passirten wir Cleveland, das schön auf höherem Ufer liegt und von dem See aus einen gemüthlichen Eindruck macht.

Gegen Abend sassen wir Drei beieinander auf dem Verdeck, wir fuhren gerade über den See der Mündung des Huron zu, alles Land war aus Sicht gekommen. Die Sonne, die eben zum Untergang sich neigte, schien direkt auf unsere Bahn und auf eine spiegelglatte See; in optischer Täuschung schien die See ein grosses Thal vor uns zu bilden, in das wir ganz allmälig hinab fuhren. Zuletzt stund die Sonne das Wasser berührend, sank hinein und versank völlig. Jede Sekunde wechselte in ein anderes Licht; der Anblick war majestätisch. Wir blieben sitzen bis in die späte Nacht. Dr. Pantillion eröffnete einen neuen Bekehrungsversuch, besonders auf Brunner. An seinem Herzen freilich prallte Alles ab, wie an einem eisernen Panzer. Es schien mir, er war über alle möglichen Eindrücke hinweg.

Am nächsten Morgen fuhren wir in den Detroit River ein; er bildet mit dem kleinen St. Clair See die Verbindung mit dem Huron. Die Stadt Detroit liegt an der Mündung des St. Clair. Wir passirten eine Menge kleiner Inseln, die mit Waldung und grünem Gestrüpp bewachsen, das Wasser wie mit einem grünen Rahmen einfassen.—Um Mittag erreichten wir

den Huron. Die beiden Ufer, das von Canada wie auch das von Michigan, sind niedrig und sumpfig. Todte Bäume starren im Walde nach allen Richtungen, und scheinen vieler Orten die Zahl der grünen Tannen und Föhren weit zu übertreffen. Der halb erstorbene Wald lässt einen unfreundlichen Eindruck im Gemüthe zurück. Die gestrige Windstille schlägt, seit wir den Huron erreichten, in einen starken Wind um. Wie der Wind stärker wurde, stach unser Dampfer mehr vom Lande ab, in die See hinein. Gegen Abend hin nennen es die Schiffsleute ein kleines Stürmchen, das noch mit leeren Backen blase; ich meinte, wie es im Takelwerk heulte und die Wellen kamen, es müsse ein tüchtiger Sturm sein; denn mir schien es, der Wind blase mit vollem Maule und die Wellen schlügen hoch. Den Sonnen-Aufgang wieder versäumt. Durch die ganze Nacht hat es fort geblasen, auch war die Luft nicht klar.—Gegen Mittag erreichten wir Mackinaw, am oberen Ende des Huron. Bei dem Auswerfen des Taues flog auch mein Hut mit hinaus; glücklich, dass ich einen leihen konnte bis nach Milwaukee. Nach Aufnahme einiger Fracht nahm die Louisiana ihre Fahrt wieder auf und stach mitten in die See hinaus. Der Wind wurde immer stärker. Gegen Abend war Alles seekrank. Ich wurde entsetzlich krank, ohne dass ich mich erbrechen konnte; auch Dr. Pantillions Rath, mich quer zu legen, so dass ich der Seite nach mit dem Rollen der Wellen lag, half nichts. Die Nacht ging hin unter Seufzen und Stöhnen; am Morgen legten sich Wind und Wellen und bald war ich wieder im Zug. Um 3 Uhr legte unser Dampfer vor Milwaukee an, und niemand war froher als ich, wieder festen Grund unter den Füssen zu haben. Wir brauchten vier Tage von Buffalo nach Milwaukee.

In Milwaukee waren wir durch Doktor Pantillion's Briefe erwartet. Doktor Logauer, ein Schüler und Glaubensgenosse Pantillions, war am Pier nnd begrüsste uns aufs freundlichste. Doktor Logauer war noch in Europa von Doktor Pantillion bekehrt und getauft worden und aus einem Juden ein Christ geworden. Doktor Logauer führte uns zu Madam Ochelmann, einer Wittwe mit einem schönen Töchterlein, die ein Kosthaus hielt, wo auch Logauer in Kost war. Hier hatte er Zimmer für uns bestellt und wir richteten uns ein, einige Wochen zu bleiben.

Milwaukee liegt im Winkel des kleinen Flusses gleichen Namens, ist schön angelegt, vielversprechend für die Zukunft und zählt jetzt schon 20,000 Einwohner. Ich fand hier Ver-

wandte, die Helfenstein's Familie. Der Vater mit seiner ganzen Familie war vor sechs Jahren von Philadelphia hierher gezogen, und treibt nun hier eines der grössten Storegeschäfte in der Stadt. Die Familie zählt zu den Angesehensten die hier wohnen. Nachdem wir die Stadt in Augenschein genommen, machten wir einen Ausflug von 10 Meilen in das Land. Im Hintergrund der Stadt hebt sich das Land, auf der andern Seite liegt Wald auf niederer sumpfiger Unterlage, bestehend aus Tamarinden mit dichtem Hasselnuss-Gestrüpp verwachsen. Der Boden ist überall ausserordentlich fruchtbar. Wenn auch weiter in das Land hin schon ziemlich dicht angesiedelt ist, so sieht doch Alles noch gar neu aus. Das wohnhafte Aussehen Pennsylvaniens fehlt noch gänzlich.

Während meines Aufenthalts in Milwaukee machten wir manche Jagdpartie. Die erste war in der Nähe der Stadt auf Enten. Zwei Deutsche, Pauli, Jacobi, und ich verquälten uns mehrere Stunden in Sumpf und Hecken, und das ganze Ergebniss war eine einzige Ente. Wir versuchten uns dann an den Prairiehühnern. Dazu mussten wir aber hinaus—mehrere Meilen—auf die Prairie, wo derselben immer noch viele sind; aber durch die vielen Jäger sind sie so scheu, dass ihnen schwer beizukommen ist. Auch war das Gras der Prairie um diese Jahreszeit zu hoch, um viel Glück zu haben. Nach langem Jagen hatten wir einzelne erlegt, um wenigstens doch das Wild zu betrachten und kennen zu lernen. Das Prairiehuhn ist weiter nichts als eine grössere Fasan als die pennsylvanischen Arten sind. Meine Ansicht von der hochgepriesenen westlichen Jagd sank gewaltig; sollte aber bald eines Besseren belehrt werden. Unterhalb der Stadt liegt eine vier Meilen grosse low prairie, mit niedrigem Gras bewachsen und überall mit einigen Zoll Wasser bedeckt; dahin richteten wir eines Tages unsern Gang mit Doppelflinten, Riemen und juchtenledernen Stiefeln bis über die Knien. Ja, wahrlich! da war noch Jagd. Es wimmelte förmlich mit Enten, Schnepfen und Becassinen. Mancher Schuss brachte aus einem Fluge drei Enten herab. Innerhalb zwei Stunden hatten wir gejägert, was wir an den Riemen tragen konnten. Unsere Wirthin machte uns ein freundliches Gesicht.

Auch mehrere Wasserpartien wurden ausgeführt. Eine auf dem Fluss hinaus aus der Stadt nach einer Bierkneipe, wo eine Gesellschaft aus der Stadt einen fröhlichen Abend mit Bier und Musik verkneipte. Eine andere Partie wurde hinaus auf den See gemacht. Drüben von der Stadt etwa

vier Meilen, auf einem Landvorsprung, liegt das Stadt-Hospital Buena Vista, wo Logauer der angestellte Arzt war. Dahin hatte er seinen Besuch abzustatten, den wollte er unsertwegen über die See machen. Er bekam eine kleine Jolle mit Mast und Segel. Wir fuhren den Fluss hinab in die See, Doktor Logauer, Pantillion, Brunner, Jacobi und ich. Pantillion's kleiner Hund, der mit uns Milwaukee sicher erreicht hatte, war auch mit. Als wir in die See kamen, gingen die Wellen ziemlich hoch. Doktor Pantillion hatte den Deckel seiner kleinen Taschen-Apotheke im Boote aufgeklappt liegen lassen. Wir waren kaum eine viertel Meile in die Wellen hinaus gesteuert, als mein Magen auch schon seinen Widerstreit mit den Wellen begann; aber nicht nur ich, sondern auch Pantillion's kleiner Hund nahm rasch eine gekrümmte Stellung ein, und ehe der Doktor es merkte, hatte der kleine Schelm den Inhalt seines Magens in des Doktors Apotheke ausgeleert. Nebstdem wären wir noch beinahe von einem Steamer überfahren worden. Ich war herzlich froh als wir landeten. Im Hospital fanden wir einen von den Blattern Erkrankten, der mit unserem Steamer in Milwaukee ohne unser Wissen angekommen war. Ich machte die vier Meilen per Pedes nach der Stadt zurück, und liess die Seefahrt den andern. Jedenfalls hatte ich mehr Vergnügen dabei, denn der Weg längs dem Ufer nach der Stadt zurück lässt den See in seiner ganzen Pracht vor dem Auge offen liegen.

Die Deutschen Milwaukee's gleichen denen von Philadelphia und New York auf ein Haar; dort wie hier sind sie meistens Ungläubige; ich fand nur Einzelne die Kirchenglieder waren. Jacobi und Pauli waren die zwei hervorragendsten, die ich kennen lernte, beide im grössesten Unglauben befangen und weit von ihren Namens-Vettern entfernt. Eine ihrer Hauptkünste ist Biertrinken, das sie aus dem FF verstehen und treiben.—Ich lernte auch hier Doktor Mühlmeier kennen. Er colportirte damals in Milwaukee und war im Begriff, eine reformirte Gemeinde zu gründen.

Auf den ersten September — ein Gedächtnisstag für mich — ging ich allein aus der Stadt hinaus und setzte mich auf das ziemlich hohe Ufer des Sees, meinen Gedanken und Empfindungen lebend. Vor mir lag der See, auf dem viele kleine und grosse Schiffe mit ihren Segeln hin und her zogen. Ueber den See her kamen Tausende von wilden Tauben. Zug auf Zug flog über mein Haupt dahin und setzte sich ermattet auf Baum und Gestrüpp nieder. Ich schaute hinaus über die

Wasser des Michigan und dachte. Mein Leben hinter mir mit Freud und Leid und manchen Erfahrungen tauchte vor mir auf, flog im raschen Flug an mir vorüber; ich fand mich im Schmutz des Unglaubens befangen, aber — und das ward mir auf einmal klar—tapfer ringend, mich aus demselben heraus zu winden. Ernstlich rang und bat ich, Gott möge mich doch auf festen Boden stellen, und mir gnädig über das Meer des Lebens hinweg helfen. Es wurde mir recht wehmüthig ums Herz, und doch empfand ich, seit Monaten wieder zum erstenmal, ein Gefühl der Ergebung und Hoffnung, dass ja Gott Sturm und Schifflein lenkt und sicher führen wird. Ich verbrachte Stunde auf Stunde in meinem Sinnen und lichter und heller wurde es in meinem Herzen. Eine Stimme in mir sprach: "Mache dich frei aus deiner Umgebung und fange frisch und neu an!" So kam ich zu dem Beschluss: "Morgen gehst du fort!" Dazu war mein Weg offen. Brunner hatte beschlossen, in Milwaukee zu bleiben und Homöopathie zu treiben. Jacobi und Pauli hatten ihn angezogen. Er konnte sich hier leicht ein Feld des Auskommens erringen, und so entschied er sich zu bleiben. In meinem Plane lag, noch St. Louis, den Missouri, Mississippi und Herrman zu sehen; so beschloss ich, morgen weiter westlich zu reisen und dann mich auf den Heimweg zu machen.

Samstag den 2. September nahm ich Abschied von Brunner und Pantillion. Ich überliess Brunner, der ziemlich ausgerissen war, meine entbehrliche Kleidung und Wäsche bis auf zwei Hemden, und nun ging es fort mit leichterem Herzen. Früh am Morgen kam der Niagara, auf seiner Fahrt von Buffalo, und nahm mich mit nach Chicago. Der Dampfer fuhr den ganzen Weg längs der Küste hin, die ohne viel Wechsel eben und monoton daliegt. Um drei Uhr Nachmittags legte er an der Werfte von Chicago an. Diese Stadt wird ein zweites New York werden. Viele grosse Gebäude zählt die Stadt, und die schönsten Villas sind um die Stadt her errichtet. Ein längerer Aufenthalt lag nicht in meiner Absicht, so machte ich bald wieder fort.

Am folgenden Tag verliess ich Chicago mit dem Packetboot nach Peru, wo der Illinois schiffbar wird. Etwa drei Meilen von der Stadt—welche Strecke als Schiffscanal ausgegraben war—fängt der Canal erst an, in den mit grossen Maschinen das Wasser eingepumpt wird. Eine Schleusse bringt das Boot auf ein ziemlich hohes Revier und nun gehts mit vorgespannten Pferden Peru entgegen. Nach einer guten

Nachtruhe und mit Tagesanbruch war das Boot bloss 25 Meilen von Chicago entfernt. Schleussen und andere Hindernisse hatten uns aufgehalten. Bei dem Erwachen waren wir im Lande der Prairien. Die ersten waren Low Prairien. Je weiter man in den Staat kommt desto mehr merden sie "rolling" und fruchtbarer, und mit Farmen überzogen. Alles Land ist baumlos, so weit das Auge reicht; man sieht Himmel, Gras, zerstreute Viehheerden und hin und her Gebäude. Gegen Osten zieht sich eine kleine Hügelkette, hinter welcher sich ebenfalls wieder Low Prairien befinden sollen. Im Verlaufe des Tages verwandelt sich die Flur in eine wilde Sumpfgegend mit Gestrüpp und etwas Wald; eine Menge wilder Vögel, als Enten, Schnepfen und Reiher, bevölkern das Terrain. Der grosse schneeweisse Reiher fand sich in grosser Menge hier vor. Der Canal biegt sich um einen Hügel hin und ein kleiner Fluss kommt in Sicht, der sich gegen Abend mit einem andern verbindet und nun den Illinois bildet. Einige Stunden vor Nacht wendet sich der Canal abermal um einen Hügel und legt auf einmal eine der schönsten Landscenen dem Auge bloss. Es soll eine der schönsten Prairien im Staate sein. Ganz am fernen Horizont wird sie mit Wald bekränzt, und gegen Süden hin erreicht das Auge kein Ende. Eben wie das Meer liegt die weite Grasebene vor dem Auge, ein Weideplatz für hunderte von Viehheerden. Nach einigen Stunden verliert sich die Aussicht, der Canal zieht sich mitten in die Prairie hinein und erst bis zum andern Morgen war ihr Ende erreicht. Morris und noch einige andere kleine Ansiedlungen befinden sich innerhalb ihrem Kreise am Canal.

Mit dem Morgen des nächsten Tages kamen wir in eine niedere Prairie, die weniger schön als die gestrige ist. Aber der Anbau wird häufiger und mehr Viehheerden werden sichtbar. Auf der rechten Seite des Canals begegnet man bald dem "Devil's Pillow", einem Felsen von 50 bis 60 Fuss Höhe. "Buffalo Rock" ist eine andere Felskuppe, die bald nach der ersten zum Vorschein kommt, und enthält Steinkohlen. Noch etwas weiter steht "South Rock", an dessen Fusse eine reichhaltige Schwefelquelle fliesst, die weissen Schwefel absetzt.— Spät am Abend erreichte unser Boot La Salle. Durch eine hohe Schleuse wurde es in den Illinois hinabgelassen und brachte uns hinüber nach Peru, einem versprechenden Städtchen, das auf der rechten Seite des Flusses liegt.

Viele der Reisenden sind oft Meilen weit auf der Reise, besonders bei Schleusen, zu Fusse gegangen; und bei den

Felsen Partien, die der Betrachtung unterworfen wurden. Die Reise von Chicago nach Peru war sehr langsam, aber angenehm, da wir gute Kost und angenehmes Quartier hatten.

In Peru verblieb ich einen Tag. Zur Seite des Städtchens erhebt sich ein Hügel, der eine hübsche Rundschau gibt. Der Illinois zieht sich Meilen weit dahin. Gleich oben links liegt La Salle. Eine Bergkette—besser Hügelreihe—von Ost nach West bildet ein Thal, einige Meilen breit, das sehr fruchtbar ist. Getreidefelder reihen sich aneinander und Viehheerden grasen. Das Ganze ist ein mildes, erquickendes Landschaftsbild.

Am 6. September fuhr ich mit dem Dampfer St. Louis Pack den Illinois hinab bis nach Havana. Der Illinois hat wenig Anziehendes. Die Ufer, mit wenig Ausnahme, sind mit Weiden und verschiedenen andern Holzarten bewachsen. Der Anblick wird, sich überall gleichbleibend, zu monoton. Ich machte die Bekanntschaft eines jungen vielgereisten Mannes: McEwen, der auch in Mexico war. Um 10 Uhr Abends Havana. Ich stieg hier ab, einen Pennsylvanier, aus Northampton County, zu besuchen. Er hiess Jacobi und war schon vor Jahren nach dem Westen gezogen. Wir hatten schon längere Zeit im Briefwechsel gestanden, ohne dass ich Jacobi persönlich kannte. War ein Glied unserer Kirche. Jacobi wohnte einige Meilen von Havana ab; ich blieb daher im Städtchen, im Hotel. wo mir ein Zimmer angewiesen wurde, in dem ein Fieberkranker lag, der die ganze Nacht hindurch seufzte. Nebstdem machten auch die Msoquitos desperate Angriffe, die hier viel schlimmer sind als wie in Wisconsin. An Schlaf und Ruhe war nicht zu denken.

Früh am Morgen suchte ich Jacobi auf. Das war aber kein kleines Stück. Keine Fenze, kein Baum oder anderes Erkennungszeichen, das dem Wanderer Richtung gäbe; man hat auf die Spuren zu achten, wie der Indianer. Die waren hier nur wenige, hat man die verloren, so ist man verloren. Die Ansiedlung war noch sehr dünn. Ich folgte meinen Wagenspuren als Strasse, kreuzte ein paarmal, kam an ganze Strecken wilden Cactus, und merkte bald, dass ich auf falscher Fährte sein müsse. Endlich sah ich ein Haus und steuerte in gerader Richtung darauf los. Ein deutscher Bauer namens Needler wohnte da. Er sagte mir, ich hätte Jacobi weit verfehlt. Nachdem ich mich Needler vorgestellt und eine Weile gesprochen, bot er mir ein Pferd an, mit dem ich Jacobi bald erreichte. Von Jacobi wurde ich gar herzlich aufgenommen;

ich sollte den Winter oder doch einen Monat bei ihm bleiben, allein daran war nicht zu denken. Er erkundigte sich nach Pennsylvanien und erzählte mir viel von Illinois und seiner Ansiedelung. Die Weise wie die Bauern hier zu Werke gehen, wollte mir nicht einleuchten. Das Stroh wird verbrannt, dass es aus dem Wege kommt. Der Boden ist so reich, dass er keinen Dünger braucht; ja, ehe Weizen gezogen werden kann, pflanzt man einige Jahre Welschkorn, um der Uebernährung des Bodens los zu werden. Einmal das Prairie-Gras umgepflügt, wächst es nicht mehr nach. Alle Nachcultur am Welschkorn, Kartoffeln, fällt hier weg. Im Mangel von Dreschtennen wird die Frucht auf dem Boden von Pferden ausgetreten, wie es in erster Zeit auch in Pennsylvanien geschehen ist.

In Havana nahm ich den Steamer Pekin nach St. Louis. Als der Porter die Planke auswarf—ein schwarzer Dolpatsch—stürzte er ins Wasser; nass und triefend herausgezogen und vom Hohn der Andern geärgert, rief er: "and all for two dollars!" so wusste ich auch zugleich was die Reise von Havana nach St. Louis kostete, und es hielt richtig aus. Der Fluss bleibt sich gleich, alles monoton. Den grössten Theil der Reise verbrachte ich oben vor dem Pilothause auf einem Lager, wo ich in die Welt hinaus schaute, aber leider wenig sah ausser dem Strom und die überall bewachsenen Ufer desselben.

Eines Morgens, als ich erwachte, lag der Dampfer vor dem Levee von St. Louis. Ich schaute über den Strom, und dachte: Ei, ei! ist das der Mississippi, der Vater der Ströme? Wie hatte ich mich getäuscht! Der Strom schien kaum so breit als wie der Delaware bei Philadelphia. In St. Louis stellte ich an einem englischen Hause, "Doniphon House", auf; ich hatte satt von einer Seite, wollte nun eine Weile auf der andern Seite liegen. Die Einrichtung dieses Hotels war ganz anders, als wie die deutschen und auch amerikanischen Hotels des Ostens, alles trägt den südlichen Typus; wie überhaupt St. Louis zu den Sclaven-Staaten gehört. — Nachdem ich vergebens nach einem Jugendfreund, Knoske, einem Sohn Pfarrer Knoskes von Kutztown, der hier eine öffentliche Anstellung hat, gesucht — er war in obrigkeitlichen Aufträgen abwesend — durchstreifte ich die Stadt und fand mehr Festes und Gesetztes als in irgend einer bisher getroffenen Stadt des Westens. Im Hintergrund der Stadt liegt ein grosser Teich, auf dessen Ufer eine Allee verschiedener Arten von Bäumen mit Bänken zum Sitzen sind. Ich setzte mich zum Ausruhen.

Da kam ein Nigger mit drei Pferden heren gejagt; der Leichtsinn, nach echter Niggerart, wies sich in seinem ganzen Aufzug. Dem einen Pferd hing der Zügel herab, ohngeachtet dessen ritt er ins Wasser. Bei einer Seitenwendung des Kopfes schnellte der Zügel rückwärts und das Pferd trat mit dem Hinterfuss in den Zügel. Damit zerrte sich das arme Thier den Kopf herab und sprang tiefer ins Wasser; sich den Kopf jetzt unter das Wasser ziehend, ertrank es. — Gleich darauf kommen kleine Mädchen, spielen und kosen miteinander. Eines derselben fällt und zwar so unglücklich, dass ich glaubte sie bekomme einen Blutsturz. Ich nahm sie ans Wasser und wusch sie, um das heftige Bluten zu stillen, aber vergebens. Die andern brachten sie nach Hause. Am Abend noch ein Mordanfall auf einen Policemann ganz nahe an meinem Hotel und den Aufzug mit ansehend, liess mir St. Louis als Unglücksort für mich erscheinen.

Müde und unwohl fühlend begab ich mich des folgenden Tages auf den Steamer Barkland, um nach Herrman, der deutschen Ansiedelung am Mississippi, zu reisen. Ich setzte mich aufs Verdeck und konnte einige Stnnden dem Treiben auf dem Levee—dem Wharf, von dem Hafen-Damm in New Orleans nachahmungsweise so genannt—zu sehen. Hunderte von Karren sind beständig auf dem Marsche, hin und her. Die verschiedensten Artikel liegen auf grossen Haufen abgeladen, um auf andere Boote wieder eingeladen oder weggefahren zu werden. Man sieht nichts als Säcke, Boxen, allerlei Waaren, Pferde, Wagen und Menschen. Es waltet ein Gedränge und Getreibe wie es grossartiger kaum in New York statt hat.—Gegen Abend fuhren wir in das gelbe Wasser des Mississippi und wandten uns aufwärts dem Missouri zu. Die Mündung des Missouri zieren drei schöne Inseln. Man sieht da wie sich das gelbe Wasser des Missouri mit dem klaren und hellen des Mississippi mischet. Der Missouri ist sehr reissend und die Fahrt nicht ohne Gefahr, da viele vom Ufer losgerissene Bäume—Snags—vom Flusse fortgeführt werden. Die Fahrt auf dem Missouri ist viel angenehmer als auf dem Illinois, da die Ufer einen angenehmen Wechsel von Wald und Hügel haben.

Am Abend spät kamen wir nach Herrman. Ich stellte im einzigen Hotel auf, das eine deutsche Wittwe hielt. Mein erster Besuch war zu Mühl, einem Zeitungs-Herausgeber, der sich bei Vater in Weissenburg eine Zeitlang aufgehalten und einer derer war, der die Ansiedelung Herrman planen und

ausführen half. Vater hielt noch seine Lotten-Certificate, die er aber nie aufgenommen hatte. Ich sollte sie jetzt lociren, oder wenn ich dachte besser zu thun, verkaufen. Mühl wusste dies durch einen Brief Vaters. So sagte er mir, die besseren Lotten seien alle aufgenommen und ich thäte besser, meine Loose zu verkaufen. Er stellte sich gleichzeitig—aus Gefälligkeit—als Käufer, und bot den Ankaufspreis mir auszuzahlen. Die Sache wurde abgemacht. Als ich nächsten Tages bei andern Bürgern über meinen Verkauf ausgefragt wurde, stellte es sich heraus, dass der ehrliche Mann mich gerade um die Hälfte des Geldes betrogen hatte, denn der festgesetzte Preis der noch einzukaufenden Loose war um die Hälfte höher, und mehrere erboten sich den Preis zu zahlen. Allein fort war fort, ich hatte auf Treu und Glauben gehandelt. Ich fühlte niedergeschlagen, nicht über den Verlust des Geldes, aber dass ein Mann, dem Vater so vollkommen traute und von ihm so freundlich und zuvorkommend behandelt worden war, sich umwendete und seinen Wohlthäter betrog. Mühl war ebenfalls ein Uugläubiger, der sich aber in Pennsylvanien als Christ ausgegeben hatte.

Bekannte hatte ich hier keine, so war mein Plan, ohne Weiteres Herrman zu verlassen. Jedoch wollte ich noch einen Brief, den mir Lauer von Reading an einen gewissen Täubner von Herrman anvertraute, übergeben. Ich suchte Täubner auf und fand einen ungewöhnlichen, freundlichen Empfang. Ja, das war ein deutsches Ehrenhaus. Er brachte, nach deut. scher Sitte, Wein, seine Frau setzte sich zu uns und ich war wie daheim. Ich durfte nicht fort, sondern musste zum Mittag bleiben. Tänbner war wohl der hervorragendste Mann in Herrman, auch war er Friedensrichter des Ortes. Er redete mir zu, nicht so bald den Ort zu verlassen, sondern erst mich umzuschauen; dazu lud er mich ein bei ihm zu bleiben, und er wolle am folgenden Tage mir Herrman und Umgegend zeigen. Wir machten die Runde per Wagen und Nachmittags per Pedes; ich fand Herrman wirklich sehr versprechend, schöne Lage, recht ausgewählte Bürger und eine deutsche Gemeinde mit eigenem Pastor, leider einem Rationalisten, der nicht vielversprechend war. Gegen Abend führte mich Täubner zu einem Herrn Leopold, einem andern Bürger der Stadt, der aber etwas abseits wohnte. Hier verbrachten wir den Abend in freundlicher Unterhaltung, bis spät. Diese Familie ist ein Abbild Täubners. Beide ein Muster feingesitteter deutscher Familie, wie ich sie mir vorzutstellen pflegte.

Niemand konnte anders als sich bei solchen Menschen glücklich zu fühlen. Eine der Frauen—leider vergass ich in meinem Tagebuch anzumerken welche — war eine Schwägerin Doktor Herings in Philadelphia; mein Gemüths-Eindruck ruht auf Mrs. Leopold. — Am Sonntag Morgen kam ich abermals zu Täubners. Mr. Täubner, der nie in Pennsylvanien sich aufgehalten, sondern von Europa aus sich hierher wandte, hob ein Gespräch an voller Fragen auf das pennsylvanische Deutschthum. Mrs. Täubner wohnte dem Gespräch bei und hatte wohl von ihr seinen Ausgang. Es wurde gefragt über den Bildungsgrad, Lebensweise und Familienzustände der Pennsylvanier. Dies schien nicht zum Zweck zu führen. Nun kam man auf den geselligen Verkehr der jungen Leute, wie sie ihren Umgang pflegten, über ihre Sitten und Leben. Ich merkte jetzt wohl, wo es hinaus sollte, und gab über Alles Aufschluss. Endlich kam Mr. Täubner auf das Verhältniss des Predigers zu seinen Gemeinde-Gliedern, und des Pfarrers Besuch und Stellung bei und in den Familien. Ich gab über Alles und sogar spezielle Auskunft. Das aber genügte auch noch nicht, es war noch eine andere Frage im Hinterrgund und weil ich nicht darauf kam, da ich sie nicht ahnen konnte, wurde sie direct gestellt. Ich vertheidigte meine Pennsylvanier gegen solche ungerechte Beschuldigungen und belehrte sie, dass die Sitten der Pennsylvanier ja deutschen Ursprungs seien und in sittlicher Beziehung sich ziemlich rein erhalten hätten.—Am Sonntag Nachmittag hörten wir eine rationalistische Predigt.

Leopold lud mich zu Gast, wo ich auf die freundlichste Weise empfangen wurde. Leopold beredete mich über das Weinfest, das auf den 22. September stattfinden solle, hier zu bleiben. Er gab mir auf folgenden Tag eine Empfehlung an einen seiner Freunde, etwa vier Meilen abseits wohnend, der mich auf die Jagd nach wilden Truthühnern begleiten solle. Mr. Hutterang empfing mich ebenfalls sehr zuvorkommend. Da es aber anfing zu regnen, verschoben wir die Jagd auf den folgenden Tag. Ein Sohn des Hauses, der auf der Jagd war, kam gegen Abend heim und brachte sechs Turkeys mit, die ihm zu schleppen gaben, dass er ächzte. Der neue Morgen brachte klar Wetter und nun machten wir uns in den Wald. Die Jagd auf Truthühner ist angenehm und leicht. Ein kleiner Fuchshund treibt die Flüge auf — es ist immer eine Brut beieinander — und nun kreisen die dummen Kerls im Zirkel etwa Baumhöhe wo der Hund sie auftreibt, um zu

sehen was sie störte; da ist es dann keine Kunst, den Augenblick abzuwarten, wo sie über des Schützen Haupt hinziehen, und einen oder den andern aus dem Fluge herunter zu holen. Wir erwischten einige und auch eins der grossen rothen westlichen "Fox squirrels". Ich brachte einen Turkey mit nach Herrman, der in Mrs. Täubner's Küche zu einem herrlichen Braten bereitet und beim fröhlichen Mahle verzehrt wurde.

Freitag der 22. September kam herbei und Herrmans Weinfest mit. Da die Procession, mit der das Fest begann, erst gegen Abend stattfand, veranstaltete Täubner Vormittags einen Ausflug nach einem Weingarten, der etwa drei Meilen von der Stadt ablag. Es waren elf Personen, Damen mit uns, zu Pferd; wir ritten Berg auf, Berg ab, an einer Stelle so steil, dass wir absteigen mussten. Es war der best gepflegte Weingarten bei Herrman, von vollkommenem Erfolge. Ueberhaupt gedeihen die Trauben hier besser als in Pennsylvanien, sie sind süsser und reifen aus bis zum Kern.—Gegen Abend begann der Aufzug zum Feste. In einer langen Procession schritten die Bürger Herrmans und Umgegend durch die Strassen einher. Voran zog ein Wagen mit vier Pferden, darauf lag ein langes Fass, auf dem Bacchus sass mit grünen Kränzen, Weinreben und Blumen bekränzt, der, den Becher in der Hand, den Betrunkenen spielte. Musik folgte dem Bacchuswagen, und dann der Bürgerzug. Vor der Gesellschafts-Halle, einem kleinen Theater, kam die Procession zum Halt, und wurden Reden gehalten, Wein und Bier getrunken. Am Abend fand eine Vorstellung statt und nach dem Theater ein Ball im deutschen Styl, an dem sich die guten Bürger Herrmans ganz meisterhaft gaudirten. Ich machte noch einen Besuch bei Leopolds, wo ich auch dessen Schwiegereltern, Doktor Baus, die auf das Fest gekommen waren, kennen lernte. Den folgenden Abend war nochmal Ball und Wein und Bier im Theater als Fortsetzung des Weinfestes.

Endlich musste ich weiter. Ich bestieg den Dampfer Sacramento, der mich nach St. Louis zurückbrachte. In St. Louis nahm ich den Oswego nach Louisville in Kentucky. Ich lernte gleich am ersten Tage einen deutschen Juristen: Herrn Wedel, von St. Joseph, kennen, der mit seinem Sohne eine Reise nach Washington machte. So hatte ich also wieder gute Gesellschaft; denn Vater und Sohn erwiesen sich sehr freundlich und als aus bester Gesellschaft kommend.—Das Boot fuhr rasch den Mississippi hinab. Auf dem rechten

Ufer des Flusses unterhalb der Stadt befinden sich schöne Wohnungen in den anmuthigsten Anlagen; von da an bleibt sich der Strom ziemlich gleich. Am 26. September Morgens frühe erreichten wir die Mündung des Ohio. Beide Ströme in ihrer Vereinigung breiten sich seeartig aus. Der Ohio ist so breit als der Mississippi, sein Wasser aber ist klar und hell. Die Ufer Kentuckys sind meistens angebaut und schöner als die der andern westlichen Ströme. Der Wasserstand des Ohio war bei unserer Fahrt sehr niedrig. Gegen Abend kamen wir an einen fünf bis sechs Fuss hohen Wasserfall, der bei gewöhnlichem Wasserstand kaum bemerkt wird, aber jetzt für ein einzelnes Boot unpassirbar war. Die Oswego lag still die ganze Nacht und wartete bis ein anderes Boot nachkam. Beide Dampfer brachten nun ihren Dampf zum höchsten Grad. Unser Boot nahm das fremde in Front, schob es in den Fall hinein und richtig, es steigt mit dem Schnabel empor und vollends hinauf. Das fremde Boot aber, am starken Tau, zieht uns nach. In Union there is strength!—Kurze Strecke oberhalb den Fällen erreichten wir die Flint Inseln, wo das Wasser so seicht war, dass die Passagiere auf Nebenboote gebracht wurden, um das Schiff flott zu halten. Bis wir nach Louisville kamen wird der Ohio immer schmäler. Das Boot musste bei Louisville, wegen dem niedrigen Wasserstand, den Canal befahren, was sehr langsam vorwärts ging. Es wurde Nacht, ehe das Boot durch die Schleusen kam. Abgestiegen waren wir, nach der Stadt spazirt und hatten Umschau genommen.

Am 30. September kaltes Wetter. Abends erreichten wir Cincinnati. Wir blieben einen Tag in der Stadt. Herr Wedel, Sohn und ich machten unsere Gänge durch die Stadt, die recht hübsch liegt. Die Stadt ist im Hintergrund von einer Hügelreihe im Halbmond eingefasst. Jeder Stein ist ein Petrifact von Muscheln und Seethieren. Auch hier in Cincinnati wohnte ein alter Bekannter meines Vaters: Doktor Bauer. Ich besuchte ihn. Als ich mich ihm als Sohn Pfarrer Helffrichs von Weissenburg vorstellte, wusste er nicht ob er freundlich oder ärgerlich sein wolle. Doktor Bauer war als vielversprechender junger Mann von Europa nach Amerika gekommen. Er wandte sich der Homöopathie zu, und Vater setzte ihn auf in New Tripoli, Lynn, Lehigh County. Vater lieh ihm ebenfalls Geld. Später verliess er Pennsylvanien, um hierher nach Cincinnati zu übersiedeln, und wurde hier reich. Als ich mich ihm vorstellte, dachte er wohl an seine Schuld,

denn in den langen Jahren hatte er nichts auf seine Schuld bezahlt. Auf kühle Aufnahme machte ich bald Kehrt und frug ihn, ob er in der Lage sei, seine Noten, an Vater gegeben, einzulösen. Er liess sich dieselben zeigen und sagte: Er wisse wohl, dass er Vater noch schulde. Er nahm die Noten schrieb zehn Thaler auf eine, und reichte sie mir mit dem Gelde zurück. Niemals zahlte er einen Cent mehr und starb Jahre nachher mit einem Vermögen von mehr als hundert tausend Thaler als Nachlass. Das ist Ehrlichkeit!

Am 1. Oktober nahmen Wedel, John und ich Passage auf dem Steamer Caledonia nach Pittsburg. Ein anderer Steamer machte denselben Weg und fuhr voran. Der unsrige wollte jenem den Rang ablaufen und fing an zu heizen. Wir kamen bald nach; dieweil wird auf jenem aber auch gefeuert und beide Boote hielten sich gleich. Da bekam ich nun mit Augen zu sehen und das Leben preisgegeben einer Hetzjagd auf den westlichen Flüssen, von welchen ich schon manchmal gelesen hatte. Theerfässer und alles Brennbare wurde unter den Kessel geschoben. Die Maschine fing an zu schnauben und die Räder schlugen in das Wasser, dass mit jeder Wendung das Schiff bebte. Da konnte ein Unglück nicht ausbleiben. Bei aller Gewalt, die in Anwendung gebracht wurde, kamen wir doch dem andern Boote nicht vor, wie ungeheuer die Fahrt auch vorwärts ging; denn auf dem anderen Boote wurde ebenfalls zum Kesselplatzen eingefeuert. Einige Meilen ging das so fort; da auf einmal knallt es, als ob unser Schiff auseinander fahren wollte. Das Boot war augenblicklich voll Dampf und ein erschütterndes Brausen tönte im untern Raume. Es war das Verbindungsrohr, das aus dem Kessel in die Maschine führte, auseinander gerissen. Gottlob, riefen wir nach überstandener Angst, dass es nicht die Kessel waren! Bald war der Schaden wieder geheilt und das andere Boot fort, und nun konnten wir ohne Lebensgefahr weiter fahren. Ein zweites Unglück in der Nacht ging vorüber, ohne dass die Passagiere etwas davon erfuhren, bis die Gefahr vorüber war. Nämlich das Schiff war in Brand gerathen, der untere Raum stund in Flammen, wurde aber glücklich gelöscht.—Von Cincinnati an werden die Ufer des Ohio, je weiter man aufwärts kommt, immer desto hügeliger und romantischer. Wir passirten Wheeling, Steubenville und andere Städte, berühmt wegen ihren Eisenfabriken, und kamen bis Abends nach Pittsburg. Pittsburg schenkten wir einen Tag. Die Stadt ist wohl im Eisenbetrieb die grösste unseres Lan-

des. Viele Eisenfabriken, russige Häuser und sonst wenig Anziehendes ist zu sehen. Ich lief durch die Stadt und guckte; das war etwa Alles, was ich sah.

Früh am 5. Oktober begaben wir uns abermals auf einen Steamer, die Mary McLain, und fuhren den Monongahela hinauf bis nach Brownsville. Der Fluss ist bis dahin, 63 Meilen weit, durch Schleusen schiffbar gemacht. Es war gegen Abend, als wir uns bei Brownsville auf die "Stage" setzten und nach Union, am Fusse der Alleghenies, fuhren, wo wir unser Supper einnahmen. Von Union an ging es nun die ganze Nacht über die Allegheny Mountains, bis wir mit Tagesgrauen Cumberland am Potomac erreichten. Nicht weniger als 25 Stages laufen die Route, um die Verbindung der zwei Orte zu erhalten. Diese Reise bei sehr günstigem Wetter, obgleich in der Nacht, war eine der angenehmsten Passagen auf meiner ganzen Tour. — Am Morgen verliessen wir Cumberland mit der Riegelbahn, um etwa Mittags Baltimore zu erreichen. Die Reise ist sehr angenehm; es geht längs oder vielmehr gekrümmt dem Potomac nach, bald in Maryland, bald in Virginien, bis nach Point of Rocks, wo die Bahn quer durch Maryland auf Baltimore zuläuft. Die Fahrt ist sehr romantisch und hat manche der schönsten Partien. Ich widmete Baltimore einen halben Tag. Sehr leid that es mir, Wedel und Sohn zu verlassen. Niemals mehr hörte oder sah ich etwas von ihnen. Aber das ist der Lauf der Welt. So weit ich diese Menschen kennen lernte, gehörten sie zu den Alleredelsten. Der Vater wohl 45 Jahre alt, der Sohn etwa 21, nahmen mich so herzlich in ihre Liebe auf, als gehörte ich zu ihnen. Unser Abschied war warm und herzlich.

Abends nahm ich die Karren nach Philadelphia, wo ich in der Nacht ankam, und vom Baltimore Depot, der damals über der Schuylkill drüben lag, nach dem Eagle House in der Dritten Strasse lief und hundemüde ankam.

In Philadelphia hatte ich nichts zu suchen, so setzte ich mich in die Karren und fuhr nach Norristown, wo ich die Stage nach Fogelsville in Beschlag nahm. Als die Kutsche in Hanover anhielt und der Postsack wieder aufgeworfen wird, öffnet sich die Thüre und wer kommt herein gestiegen, als Jonas Schulz, der im Begriff ist, nach unserem Hause nach Weissenburg zu reisen. Ho! ho! Du hier? riefen wir beide zugleich. Auf dem Wege konnte ich schon einen Theil meiner Reiseneuigkeiten los werden. Mit Vergnügen stiefelten wir die vier Meilen von Fogelsville nach Weissenburg quer

über Feld und Wald, Hügel auf und ab, heim und kamen in der Nacht nach Hause.

Es war Samstag, den 7. Oktober. Meine Reise hatte 87 Tage in Anspruch genommen. Die Reise hatte meiner geschwächten Gesundheit wohl gethan und mein Geist war um manche Erfahrung reicher. Nun, etwa satt vom Reisen? gewiss nicht. Aber nun sollte gearbeitet werden. Da gab es ja auch Reisen, wenn auch nur Missionsreisen im grossen Arbeitsfeld, das mir nun meistens zufiel.

X.

Neuer Anfang.

1848 bis 1851.

Bei meiner Ankunft zu Hause fand ich Alle wohl mit Ausnahme meiner Grossmutter Schantz, die auf dem Sterbebette lag. Meine Mutter war zu ihr, nach den Quellen der Ceder-Creek, wo sie ihre eigene Wohnung hatte, und pflegte sie. Ich fuhr dahin und brachte meine Mutter mit nach Hause. Grossmutter starb Montags, den 16. Oktober 1848, und wurde Mittwochs, den 18., auf dem alten Gottesacker der Jordan-Gemeinde beerdigt. Dr. Dubs hielt die Leichenpredigt. Sie starb im Alter von 82 Jahren, 1 Monat und 18 Tagen.

Grossvater Jacob Schantz starb jung, etliche 50 Jahre alt, am 10. Juni 1816. Er wohnte an der Ceder-Creek, welches Gut sammt Mühle und noch vieles Land in der Nachbarschaft ihm zugehörte. Er war mit seinem Vater, noch nicht aufgewachsen, von Stuttgart nach Amerika gekommen, und zwar arm. Alle seine Güter hatte er durch seine Gattin Anna Maria Bortz geerbt. Sie war eine Tochter von Heinrich Bortz und dessen Ehefrau Lydia Reinsheimer. Der alte Vater Bortz wohnte in und eignete das jetzige Wescosville. Die Urgrosseltern liegen an der Lecha-Kirche beerdigt. Grossvaters Sohn Jacob erbte die Mühle und Bauerei, und starb ebenfalls jung. Von ihm ging das Gut an dessen ältesten Sohn Hiram über. Grossmutter Maria Schantz hatte ihr eigenes Haus, wo wir sie oft besuchten. Auch kam sie je und dann zu uns nach Weissenburg, blieb Wochen lang bei uns. Einmal sogar einen ganzen Winter. Sie war eine Frau von besondern Geistesan-

lagen und ungetrübter Würdigkeit, weit über das gewöhnliche Revier hinaus ragend. Von ihr mehr als von Vater Schantz kommen die Talente der Schantz Familie her.

Etwa zwei Wochen nach meiner Heimkunft starb ein Töchterlein von Ph. Ziegler an der Ruhr. Die Familie wünschte, ich solle die Leichenpredigt halten. Ich sagte zu und auf Sonntag, den 22. Oktober, hielt ich die Predigt in der Ziegelkirche vor einer gedrängt vollen Kirche. Es war meine erste Predigt nach langer Zeit. Eine Woche später beerdigte ich die greise Mutter Färber in Heidelberg; und auf den 4. November, ebenfalls auf Verlangen der Familie, hielt ich die Leichenpredigt Vater Salomon Ziegler's in der Ziegelkirche. Es war der Vater des Ehrw. Am. Ziegler und Grossvater von Ehrw. James Mabry.

Obige drei Predigten waren die einzigen, die ich bis zum Jahresschluss gehalten habe. Mein Gemüth war nicht in der Stimmung predigen zu können. Ehe ich predigte, wollte ich erst mit mir selbst ins Reine kommen. — Als ich in Milwaukee fortging und Brunner, den ich wirklich als Freund liebte, hinter mir liess, war es mir, als wäre eine Last von mir gefallen; ich athmete frisch auf. Er übte über meinen Verstand gleichsam einen Bann aus, den ich nicht vermögend war abzuschütteln. In meinem Herzen war ich vom Unglauben frei geworden, aber im Verstande rumorte der Teufel fort; so fing ich an zweispurig zu laufen. Das war oft schrecklich. Nie wird mir jene Zeit vergessen. Ich weiss, dass ich im Herzen glaubte. Mein alter Glaube war trotz aller Versuchung nicht gescheitert; ich empfand es in meinem Gemüthe. Sobald aber die Frage kam: Ist dein Glaube wahr? ist das Christenthum nicht Täuschung? da flammte die Teufelswirthschaft wieder auf. Und der Teufel sorgte, dass die Frage recht oft kam. Oft tönte es in meinen Ohren, als wenn Jemand mir zurüfe: du bauest auf ein Phantom; die Wissenschaft hat ja das Christenthum über die Seite gesetzt. Was ist dein Glauben? Und mein Herz antwortete: die einzige Lebenshoffnung. Da ward ich von zwei Seiten angelaufen, bekämpft, ja bombardirt, dass mir angst wurde. Oft stund ich auf, lief wo anders hin, als ob ich meinen Gedanken entlaufen könnte.—Ich wohnte wie früher oben auf der Anhöhe in meinem Hause allein; niemand störte mich. Nur Fenkner schlief des Nachts im Hause. An Zeit und Stille zum

Nachdenken fehlte es nicht; Tag nach Tag sass, forschte und dachte ich. Ich las eine Anzeige, dass in Reading Stilling's sämmtliche Werke zu haben seien; ich liess sie mir — 12 Bände — umgehend kommen. Ich verschlang Stilling mit Heisshunger. Von seiner eigenen Lebens-Geschichte bis zum grauen Mann, fand ich die Fülle die für mich passte und auf Seite meines Herzens fiel. Ich fühlte mich stärker. Ja, aber doch nur im Glauben! Der Feind ward auch stärker. Alles, sagte er, ist ja kein Beweis. Es schien mir als wolle Satan mein Gemüth zerreissen. Es hohnlachte, lästerte und fluchte um mich, ich hörte wilde Schreie und musste unwillkürlich zittern! Ich selbst war mir nicht klar was es sei. Krankheit? Nervenschwäche? du Thor, hiess es in mir. O, nein! so nervös war ich nicht. Es war nicht von mir, noch aus mir; es kam von ausserhalb meinem Wesen. — Lange konnte das nicht fortgehen oder ich wäre verrückt geworden, dies fühlte ich. Ich bat Gott von ganzer Seele, dass er mich aus dieser Lage erretten wolle. Ich wusste, dass es Satans Anläufe seien, glaubte auch fest, dass sie von Gott als Prüfung zugelassen seien; aber was sollte aus mir werden? Sündenangst fühlte ich keine; es war ein Kampf in mir um die Frage: Ist Christus oder ist mein Glaube Betrug? Ist Christus wahrhaftig, so war meine Seele ruhig, das fühlte ich. Darum wollte Satan mir meinen Hoffnungsgrund rauben und schlug mich im Verstande. O, welche Thorheit: gerade diese Anläufe hätten ja genügender Beweis sein müssen! denn gibt es einen Satan, so ist Christi Dasein schon erwiesen.

Am 8. November kam ein Deutscher, namens Freitag, aus Weissenburg in Frankreich zu uns. Er wollte ein Geschäft begründen, suchte sich Logis bei Grimm und war die meiste Zeit bei mir. Ich lernte ihn als Pietist kennen. Ohne dass ich ihm meinen Gemüthszustand offenbarte—niemand ausser Frantz wusste davon—kamen wir oft auf Religionsgespräche. Ich beneidete ihn um seine Herzensruhe.

Frantz kam öfters, ihm legte ich meine ganze Lage vor. Aber er hatte mir wenig zu sagen; eher als Rath für mich, lachte er mich noch aus. Sieh! sagte er: Das sind Sachen der Erfahrung! Die Erfahrung des Herzens ist mehr werth, als ein Wagen voll Beweise der Vernunft. Alle Vernunft-Beweise taugen nichts. Würde die Vernunft uns das Christenthum demonstriren können, so gäbe es ja keinen Glauben mehr. Dein Glaube wird sich abklären, wie guter Wein.

So ging es fort bis zum December. Am 10. stellte sich

meine Augen-Neuralgie wieder ein; und nun gab es nach Seele und Leib zu leiden. Meine Schmerzen, bohrend bis ins Gehirn, dazu meine Schwermuth, die sich ebenfalls mit unverhülltem Gewande einfand, brachte mich so weit, dass ich meinte die Wände des Hauses müssten auseinander fahren. Das war ein Satansfeuer! er heizte den Schmelztiegel zum Zerspringen. Bei allem konnte ich dennoch, wie reizbar meine Nerven waren, Geduld fassen und tragen; aber meine Seele schrie: Herr, erlöse mich aus diesen Fallstricken Satans! und gib meiner Seele Ruhe und Frieden! Meine Augen wurden auch bald besser; der Wendepunkt war gekommen.

Am Abend vom 24. December legte ich mich nieder und träumte, ohne dass ich meinte eingeschlafen zu sein. Ich sass und meinte mein gewöhnliches Gefühl zu haben. Unwillkürlich blickte ich um mich und merkte, dass alles dicht um mich voll Menschen sass. Je weiter ich sah, desto mehr Menschen merkte ich. Nun sah ich, dass sie alle in Kreisen sassen. Mein Auge verfolgte die Kreise und siehe, sie zogen sich in weiten Bogen bis zur andern Seite, wo ich sass. Ich blickte rückwärts hinter mich, und vorwärts in den Halbbogen jenseits vor mir, und nun fing ich an zu staunen, denn überall Mensch an Mensch, Kreise an Kreise schliessend, allmälig höher und weiter steigend, und so weit mein Auge reichte, immer Kreis an Kreis, Mensch an Mensch, und so ging es fort, wie mir schien, in einen ewigen Raum hinaus. Und alles angefüllt von Billionen von Menschen; vor mir, hinter mir, neben mir, wohin das Auge fiel, Kreis an Kreis, alles voll Menschen. Der Gedanke war mir auf einmal klar: Die ganze Menschheit in einem Amphitheater! Und nun, wenige Kreise unter mir war ein Raum, mit einer Abbrustung eingeschlossen, und bis zum Rande mit Wolken angefüllt. Hier, in diesen Wolkenraum, blickten die Augen aller der unzählbaren Menschenmenge. Ich sah nicht, dass auch nur ein Auge sich von dem Wolkenraum abgewandt hätte. Aber Alle schauten dorthin mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit, wartend auf etwas das dort geschehen müsse. Und siehe! aus den Wolken heraus taucht ein mit Dornen gekröntes Haupt herauf und dort stand Jesus Christus in seiner göttlichen Glorie, die Dornen Krone auf seinem Haupte, als König der erlösten Menschheit. Und, sagte eine Stimme in mir: Du willst nicht Ruhe finden im Glauben an diesen König der erlösten Menschheit? Und über dem Haupte Christi stund eine Schrift mit goldenen Buchstaben, die las: "In Trübsal

und Versuchung sind Gaben von Gott!" Die innere Aufregung war so gross in mir, dass ich auf einmal hell wach war. Zweifel, Unruhe, Angst, alles war fort mit einem Schlage. Und nun wusste ich auch, dass es eine zugelassene Versuchung zur Prüfung meines Glaubens war. Heute, 34 Jahre später, kann ich mit frohem Herzen zeugen, dass mich in all diesen Jahren kein Zweifel, oder nur Anregung des Unglaubens, überfallen hat. Hat mich Satan noch manchmal versucht, in mancherlei Wegen, und bis aufs Blut geschlagen; die Ruhe meines Herzens, als auf den Glauben an Christum gebaut, hat er nicht mehr erschüttern können. Es mag mich Jemand fragen: Ob ich diesen Traum für eine Offenbarung halte? Es is mir höchst gleichgiltig was alle Welt davon denken mag. Bis heute wussten nur drei Personen davon. Auch vermesse ich mich nicht, dass Gott mir armem Wurm eine Offenbarung gegeben hätte. Aber ich weiss, die Frucht des Traumes an meinem Herzen und jene wunderbare Empfindungen, im Anblick der Erscheinung, sind noch heute so frisch als wie damals.

Im Anfang des Monats December kam eine Committee der Plainfielder Gemeinde in Northampton County zu mir und brachte einen Ruf vom Kirchenrath unterschrieben, dort zu predigen mit der Absicht die Gemeinde anzunehmen. Ich versprach zu predigen, wies aber den Ruf von vornherein ab, da ich unter keiner Bedingung eine andere Pfarrstelle annehmen würde, dieweil ich Vater nicht allein lassen könne. Als der bestimmte Tag kam, war ich krank. Ich schrieb einen Brief und verwies die Gemeinde auf Erasmus. Er bekam eine Einladung, predigte, wurde erwählt, nahm die Gemeinde in Dienst und zog später nach Bath.

Das Jahr 1849.

Mit dem Anfang des neuen Jahres fing ich auch meine Arbeit wieder an. Es liess mir nicht mehr länger Ruhe. Meine Gesundheit war besser geworden und mein Herz war voll zum Ueberlaufen; es wollte heraus, und so trat ich mit Freuden meine Arbeit wieder an.

Ich hatte mir eine ernste Arbeit, mit voller Absicht eine gewisse Reform von unsern pennsylvanischen Untugenden, ein bewusstes Christenthum zu bezwecken, vorgenommen.

Dazu wollte ich meine Arbeit im Anfange nur auf eine Gemeinde verwenden und hatte mir die Ziegel-Gemeinde, gerade meine unmittelbare Umgebung, meine Nachbarschaft, unter der ich aufgewachsen war, ausersehen. Ich sprach mit Vater und es war ihm ganz recht. Er selbst wusste besser als ich, wie verderbend viele Sünden und Missbräuche auf die Sitten des Volkes einwirkten.

Anstatt jede vier Wochen Gottesdienst zu haben, bestellte ich, ohne mit dem Kirchenrath oder der Gemeinde Absprache zu halten, oder ein Wort in Rücksicht auf Lohn zu sprechen, jeden andern Sonntag Gottesdienst; die Leute sollten sehen und fühlen, dass es mir an der Sache und nicht am Gelde lag. Meine Predigten richtete ich auf ein bewusstes Christenthum. Ich machte die Leute aufmerksam, und zwar mit directen Fragen, worauf sie ihre Lebenshoffnung und Sterbensfreudigkeit bauten. Und kam als Antwort auf den einzigen Grund den die Schrift angibt: Busse und Bekehrung, und den lebendigen Glauben an Christum, der nicht bloss im Wissen, sondern in der Herzenserfahrung, dass man Christum auch ergriffen hat, bestehe. So setzte ich das Heilswerk einfach, klar und verständlich auseinander.—Die Leute wurden aufmerksam und viele fingen an nachzudenken.—Zur Lehre liess ich auch bald den Tadel und Angriff folgen. Ich strafte die Laster und unchristlichen Sitten und Gebräuche, die in der Gemeinde im Gange waren, um auf das hinkende Christenthum aufmerksam zu machen, mit dem die Glieder sich trösteten. Ich frug: Wo ist Christus und das Christenthum, bei so schmachvollen Lastern als wie die allgemeine Sonntagsentheiligung, die Shooting Matches — " Schuttelmätsches" — mit ihren verwilderten Saufereien und Raufereien; die schamlosen "Frolics", wo unter Rauchen, Fluchen, Saufen und schmutzigen Reden, die Mädchen mit rohen Buben unter dem verweltlichsten Einfluss tanzen und unsittliche Gesellschaft machen? Wo bleiben da die Sitten, und wo ein reines und unschuldiges Herz, das Jesum lieben kann?—Es schlug ein. Die Glieder fingen an zu reden und nahmen Antheil, manche fielen mir zu, die meisten waren unentschieden. Damit aber Ernst in die Sache käme und ein Schub dahinter wäre, sagte ich meinen Confirmanden, die ich vor etwa zwei Jahren confirmirt hatte: Alle, die ferner auf die Frolic gingen, würden beim Abendmahl zurückgestellt werden. Nun hiess es: vorwärts! die Sache war angegriffen und Kirchenstrafe, etwas Fremdes, zugesagt. Rückwärts gehen, kam nie in meine Gedanken,

und so musste der Kampf beginnen. Alles Predigen hätten sich die Leute gefallen lassen, aber Kirchenstrafe, das schien Gewalt; manche sagten: das sei die Freiheit genommen.

Die Leute aber kamen in die Kirche bei Schaaren, selbst von fremden Gemeinden. Die Ziegel-Kirche war Sonntag nach Sonntag überfüllt. Glieder kamen zu mir, frugen und besprachen sich mit mir; manche aus guter Absicht, andere nur um zu forschen, was meine Pläne wären. Der alte Vater Lorenz Klein sagte mir: Du machst's gut! 's ist recht! aber Du bist zu jung, der alte Schindel muss dir helfen, noh geht's! Ich will mit ihm sprechen. Und er that es, und auch Schindel fiel mir öffentlich auf der Kanzel zu. Einige redeten mit Vater und Vater sagte ihnen: Lass ihn machen, es ist ja Alles in Ordnung, oder meint ihr die Frolics, Saufen, Fluchen und Sonntagsentheiligung sei christlich?! das half gegen den ersten Anlauf. Die Spannung nahm aber doch zu.

So kam das Frühjahrs-Abendmahl herbei. Schon Sonntags vorher hielt ich eine Vorbereitungs-Predigt. Nach der Predigt verkündigte ich von der Kanzel, dass mir von meinen Confirmanden angezeigt seien, auf der Frolic gewesen zu sein, und dass solche, ohne ein Gespräch mit mir und Versprechen der Besserung, zurück gestellt seien. Das trieb die Glieder, besonders die Betheiligten, aus ihrer Ruhe, sie meinten ihre Freiheit sei angegriffen, und dazu hätte ich kein Recht. Das sei von Alters her so und die Leute wollten nicht gezwungen sein!—Im Verlaufe der Woche kamen sechs Confirmanden zu mir und gestanden zu, sie hätten Unrecht gethan und wären nicht aus Verlangen, sondern auf Anregung ihrer Eltern gegangen; sie versprachen, nie mehr auf die Frolic zu gehen, und hielten in Zukunft ihr Versprechen, ja, wurden von meinen besten Gliedern.

Bei dem Vorbereitungs-Gottesdienst war die Kirche überfüllt. Ich hielt eine Busspredigt und zwar die Busse als eine Forderung Gottes. Dabei ging ich ein auf den Begriff der Leute, den sie sich von Freiheit machten, und stellte vor: dass jeder Freiheit habe zu thun was er wolle, Gott zwinge niemand; aber jeder versage Gott den Gehorsam, auf die Gefahr hin, aus Gottes Reich ausgestossen zu werden; denn wenn die Menschen die Freiheit haben zu sündigen, so habe doch Gott auch Freiheit, solche nicht in seinem Reiche dulden zu müssen, und stürze sie deshalb aus. In Gottes Reich herrsche Gottes Wille, Recht und Ordnung, und jede Seele habe sich zu unterwerfen.—Glieder warfen mir nach dem Gottes-

dienst ein: ich habe unrecht gethan, denn wenn es unrecht sei für die Confirmanden auf die Frolic zu gehen, sei es auch unrecht für alle Andere. Scharf und gut! dachte ich; ihr sollt es haben. Bei der Abendmahls-Predigt brachte ich den Einwand öffentlich auf die Kanzel, lobte ihn und machte die Suspension auf Frolic-Besuch allgemein, mit dem festen Vorsatz die gestellte Regel durchzuführen.—Die Zahl der Abendmahls-Gäste war kleiner, die Aufregung in der Gemeinde aber gross. Ich glaube nicht, dass ein Haus in der Gemeinde war, wo nicht darüber gesprochen wurde. Einzelne wenige Familien kamen entschieden auf meine Seite und sprachen für meine Stellung, die ich eingenommen hatte; unter diesen waren: Gorenflos, Ch. Ziegler, Jonas Knerr, Ab. Hoch, Esq., J. Helffrich, Sem Grimm, Lorenz, Jonathan und Charles Klein, Gebhards, J. Hellers, die alte Mutter Gertruth u. A. Die grosse Mehrheit war unentschieden, sie wollten zusehen und warten, ob nicht bald die "Strablerei" zum Vorschein komme. Viele wussten vom Schwarmgeiste, waren auf Campmeetings gewesen und meinten die Gnadenbank bleibe nicht lange aus. Dafür sollten sie freilich lange warten. Den Gegenstand liess ich aber vorerst ganz unberührt; ich hatte keine Ursache Religion mit Schwärmerei zu vergleichen, oder eine solche Anschuldigung abzuweisen. Wenige nur traten mir bisher wirklich feindlich entgegen. — Unsere Abendmahlsfeier war nicht ohne Segen vorübergegangen; der Eindruck war bei Vielen sichtbar.

Durch den ganzen Sommer predigte ich Busse und Glauben.

In 1849 hielt ich nur zwei Leichenpredigten. In den andern Gemeinden Vaters predigte ich nur gelegentlich, obgleich öfters die Bitte zu mir kam, auch bei ihnen zu predigen. Meine Gesundheit war nicht stark genug; Magenleiden machten mich oft ganz hinfällig. Wo ich aber predigte waren es dieselben Vorträge, die ich in der Ziegel-Kirche gehalten hatte, und überall war die Buss- und Glaubenspredigt nicht ohne Eindruck. Die Kirchen waren immer gefüllt. Ich hatte also immer noch viel Zeit für mich. Diese verwandte ich nun auf gründliches Studium, mein theologisches Wissen auszubilden. Ich liess mir von Deutschland Böckel's Bekenntniss-Schriften der reformirten Kirche kommen. Da bekam ich doch wenigstens einmal einen sicheren Grund im eigenen Hause. Auch las ich Dr. Schaff's Kirchenfreund nach und fand manchen sicheren Fingerdeut. Aber über Alles gefielen mir Stier's Re-

den Jesu, sechs Bände, die im letzten Jahre erschienen waren. Ja, da war Speise, nährend und erquickend.

Im Verlaufe des Jahres machte ich auch manche Amtserfahrungen, die mir nützlich waren; lernte manche Zustände mit klarem Blicke zu beurtheilen, sah die Nothwendigkeit, vorwärts zu gehen, deutlicher ein, denn gar Manches war noch weit zurück.

So wurde ich eines Tages nach einer Familie (Schaller) gerufen, ein krankes Kind zu taufen. Die Familie wohnte gegen Wesnersville, in einer Thalschlucht, in einem Blockhaus. Als ich hinkam, waren zerlumpte Kinder im Hofe, die scheu vor mir flohen. Der Vater kam mir entgegen und sagte: er habe noch drei Kinder die nicht getauft seien und sie sollten doch auch getauft werden, darum sollte ich sie heute mit dem kranken Kinde taufen. Zwei derselben waren unter den im Hofe umherlaufenden gewesen. Ich sprach mit der Familie und munterte sie auf zum Kirchengang, sie sagten zu und meinten es wäre Pflicht, mehr für die Kirche zu thun. Für das kranke Kind hatten sie Gevatterleute, der andern zwei nahm jedes der Eltern eins und stellte es vor sich, um sie in Ordnung zu halten, was wohl Noth gethan hatte. Ich liess meine Agende im Sack stecken, hielt eine Ansprache über die christliche Familie mit ihren Pflichten, wo Jesus wohnen müsse, in die Herzen einkehren, solle das Haus gedeihen; und taufte die drei Kinder mit sichtlicher Rührung der Eltern und Pathen.

Auch liessen mich einzelne Familien in ihr Haus rufen. Sie wollten ein rechtes Leben anfangen. Da sassen wir beieinander; sie frugen, und ich erklärte, was Glaube sei, wie die Bekehrung geschehen müsse und die Frucht der Gnade sich im Herzen offenbare. Ich betete mit den Familien, wenn ich sah, dass es nothwendig war oder dazu aufgefordert wurde; im allgemeinen aber hielt ich dafür, und noch jetzt, dass der Prediger mehr Rathgeber sei, und jeder seine Bekehrung selbst im Gebet und Glauben schaffen müsse. Das Amt steht nicht zwischen dem Sünder und Christo. Ein Jeder muss selbst zu Christo.

In meiner ersten Zeit hatte ich noch einzelne Gelegenheiten, Leichenbegängnissen in Form der alten Zeit mitzumachen. Jedoch auch in jener Zeit waren die Leichen selten, wo die Flasche kreiste und Betrunkene vorkamen. Ein Beispiel hier:

Ich hatte eine Leiche zu halten am Blauen Berge. Eine

nur selten befahrene Strasse führte zwischen einer pennsylvanischen "Stakenfenz", dem abliegenden Gehöfte zu. Erst musste man an der Scheuer und andern kleinen Gebäuden vorbei, alles aus rohen Blöcken zusammen gefügt. Das Haus stund in einer Wiese, nahe einer Quelle, und war ebenfalls ein altes betagtes Blockhaus. Ein kleines viereckiges Fenster auf jeder Seite der Thüre; die Thüre in der Mitte des Hauses, aus rauhen Brettern zusammen genagelt, war die ganze nackte Erscheinung des Hauses, und zwar von einem sehr unheimathlichen Eindruck. Kein Baum oder Pflanze stund im Hofe, wenn man einen mit einer "Stakenfenz" eingefriedigten Raum einen Hof nennen kann. Die Thüre führte iu einen zehn bis zwölf Fuss breiten Raum, quer durch das Haus laufend, wo hinten wieder eine Thüre hinaus führte. Dieser Raum, in der Mitte des Hauses, war die Küche, und hatte zur Seite den grossen Rauchfang, in dem in Kesseln und stehenden Pfannen gekocht und gebraten wurde. Links und rechts, auf jeder Seite, war noch ein grosses, nacktes Zimmer; bei andern Zeiten stund in jedem Zimmer noch ein Bett, denn die Eltern schlafen im Wohnzimmer. Oben, im zweiten Stock, mit einer Kniewand einige Fuss hoch, waren noch verschiedene Räume als Schlafzimmer eingerichtet. Abgesondert lebten die Leute, ohne etwas zu sehen oder zu hören von dem was in der Welt vorging, und blieben so in ihrem Althergebrachten sitzen. — Ich kam um die bestellte Zeit nach dem Hause. Es waren schon Leute gekommen, die um das Haus herstunden und schwatzten. In das Zimmer eintretend, stund mitten im Raume ein aus gewöhnlichen Brettern bereiteter Sarg, mit gebrochenen, zurückgelegten, dachförmigen Deckeln, worin der Todte, bis zur Brust sichtbar, lag. Ein weisses Todtenkleid, wie ein Hemd gemacht, war ihm angezogen, und die ganze Erscheinung, der offene Mund, die flache Lage des Hauptes, ohne Gefühl und Pietät. Ein höchst unangenehmer Todtengeruch erfüllte das Zimmer. Ich sah mich um nach den Familiengliedern, und auf die Frage, wo die Angehörigen wären, hiess es: Oben, sind noch nicht fertig? Ich bat, dass man sie in das Zimmer versammeln möge, dass ich zu ihnen reden könne. Endlich geschah es, und ich hielt eine kurze Anrede, die aber wegen übertriebenem Weinen und Jammern kaum verständlich zu machen war. Das Personal geschrieben, wollte ich die Standrede halten, um nach der Kirche zu kommen, die Meilen weit entfernt lag. Da aber hiess es: "Ach Parre, des is noch viel zu früh! Die

Leut sind noch nett da, und Niemand hat noch gegessen; Ihr müsst noch verziehe!" Nun kamen ein paar Aufwärter, jeder hatte eine Flasche "Apple Jack" in der Hand. Jedem Besucher wurde die Flasche hingereicht. Man setzte die Flasche ohne weiteres an den Hals und liess ein paar Schluck hinunter gluckern. Der Rundgang und bei Einzelnen die Aufnöthigung, denn das Entkommen vom Trinken war kaum zu denken, nahm schon eine gute Weile in Anspruch. Nach dem Trinken hiess es: "Das Essen ist fertig!" Drüben im andern Zimmer war ein langer Tisch gesetzt, und zweimal wurde aufgetragen, bis Niemand mehr an den Tisch zu nöthigen war. Nach jedem Tische der abgespeist hatte, kreiste die Flasche wieder. Manche wussten es zu machen, dass die Flasche ihnen mehrmals begegnete, und diese hatten sich dann schon vor der Leiche ein kleines Räuschel angesoffen.—Jetzt endlich wurde der Sarg vor die Hausthüre getragen und auf zwei Stühle gestellt; die Leute schlossen einen Kreis um denselben. Der Vorsinger, der Organist an der Kirche, singt ein paar Verse, die der Prediger vorliest, und nun hatte ich Gelegenheit, meine Standrede anzubringen, wobei aber wieder ein so lautes Weinen ausbricht, dass ich schreien musste, um gehört zu werden. Nach der Standrede wurde noch ein Vers gesungen; dann fuhr ein grosser Wagen mit weisser Decke vor, auf den der Sarg auf Stroh, mit einer Anzahl Stühle, gestellt wird, auf welchen die Angehörigen Sitz nahmen. Zwei Pferde ziehen die Gesellschaft im langsamsten Zuge der Kirche zu. Am Gottesacker wird vor dem Thore noch ein Vers gesungen und nun findet die Beerdigung statt. Der Sarg sinkt unter lautem Schreien in das nackte Grab, und nach der Einsegnung wird derselbe unmittelbar mit Erde zugedeckt.—Nach der Predigt geht die Verwandtschaft und Nachbarschaft, auf spezielle Einladung von der Kanzel, mit der Trauerfamilie wieder nach dem Leichenhause zurück und nun geht die Esserei, oder besser die Fresserei, erst recht los. Angestellte Nachbarn haben, während dem Gang nach der Kirche, gekocht, gebraten, gebacken und zugerüstet. Oft wird in zwei und drei Zimmern aufgetischt, und sind viele Leute zugegen, so gehen Stunden darauf, bis die Fresserei abgemacht ist. In alter Zeit, wenn auch nicht allgemein, so doch in einzelnen Fällen, trieb die Flasche die Runde mit. Bis der Abend kam, war es nicht beim Räuschel geblieben, sondern ein tüchtiger Zopf hatte manche unter den Tisch gezogen, oder in der Scheune ins Heu oder Stroh gebettet. War

die Sauferei auch selten bei Leichen, so kam es doch vor und unser Gemeindewesen war verantwortlich dafür.

Dass ich meine Amtserfahrungen und solche traurige Zustände in meine Sonntagspredigten mit einflocht, war Pflicht. Allein auch dies schien Manchen neu und war ihnen zuwider. Sie schimpften auf mich und sagten: Ich solle mein Evangelium predigen und die Leute in Ruhe lassen; aber bei weitem der grössere Theil der Glieder zollten mir Beifall.

Unterdessen ging der Sommer hin und das Spätjahrs-Abendmahl in der Ziegel-Kirche kam herbei. Es schien in der Gemeinde ziemlich ruhig. Die Wirthe hielten ihre Frolics; ein grosser Theil der jungen Leute blieb aber weg; und die Eltern sahen Gewinn darin und fingen an gegen die Frolics zu sprechen. Mehrere Predigten, die auf die Feier Bezug hatten, hielt ich Sonntage vorher und die Gemeinde war vorbereitet. Als ich Samstags die eigentliche Vorbereitungs-Predigt hielt, predigte ich wohl zu viel auf das Gefühl, denn ich merkte eine allgemeine Bewegung unter den Leuten. Nach der Vorbereitungsform, die ich frei hielt, kommt eine Frau (Mrs. T - D - - - - -) in den Raum, wo der Altar stund, herein zu mir, und bittet: Ich solle ihr helfen, sie wolle sich bekehren. Die Leute in der Kirche stunden auf und alles war Aug und Ohr. Da galt schnelles Gefasstsein. Ich sagte der Frau einfach, vor der ganzen Gemeinde, dass wir in unserer Kirche mit der Bekehrung keinen öffentlichen Aufzug machen. Ihr Vorhaben sei vor Gott wohlgefällig und schon angenommen; gehöre aber in den Kirchenstuhl, oder besser, in das Kämmerlein, nicht an den Altar, als öffentlichen Akt über die Confirmation hinaus; und wir Prediger könnten Niemand bekehren, wir seien nur Wegweiser; die Bekehrung sei ein Werk zwischen dem Sünder und seinem Heilande, das jeder selbst schaffen müsse. Ich sagte der Frau aber, ich würde nach dem Gottesdienst nach ihrem Hause kommen; die Frau war und die Gemeinde schien damit zufrieden zu sein.—Wie ich dann von der Frau hörte, war ihre Meinung, sie wolle vorkommen — Gnadenbank — und sich bekehren; mehrere ihrer Geschwister waren bei den Evangelischen, und da hatte sie ihre Idee aufgenommen. Hätte ich dort in der Kirche mit ihr gebetet, so wäre sie "happy" geworden, wo wäre aber ich mit meinem neuen und kleinen Anfang in der Gemeinde hingekommen? Mehrere Glieder sagten mir nachher, sie wären ebenfalls aufgestanden um vorzukommen, und wenn ich eingewilligt hätte, so wären mehr als zwanzig vor-

getreten. So hatte uns Gott gnädig an diesem Felsen vor dem Schiffbruch bewahrt. — Mein Plan war weit ab von Schwärmerei, ob ich gleich damals noch nicht im Klaren war. Ein ernstes, lebendiges Christenthum, nichts weniger, nichts mehr lag in meiner Absicht; und war fest überzeugt, solches in der Kirche ohne Schwärmerei finden zu können.

Ich hatte diesen Herbst mit dem Abendmahl eine Confirmanden-Klasse von 24 Confirmanden; diese Classe war abermal gut, sie lernten fleissig, nahmen ein grosses Interesse und waren wohl alle aufrichtig ihrem Heiland von Herzen zugethan. Zurückstellung hatte ich keine. Meine andere Classe war von den Frolics zurückgeblieben und bei der gegenwärtigen war dies ohnehin aus Frage. Andere Glieder die dort waren, meldeten sich nicht zum Abendmahl, so blieb diese Reibung weg. Unsere Sache konnte sich im Frieden stärken, bis später durch die Wirthe, die merkten, dass ihre Frolics in Abnahme kamen, der Kampf auf's neue begann.

Unser Abendmahl war mit Gottes Segen begleitet. Viele kamen in Busse und mit Hunger. Jedoch fehlte es auch nicht an Gliedern, die sich auflehnten. Das Vorkommen der Frau, ob ich sie gleich zurückwies, liess die "Strablerei" ahnen. Mein Nachbar im Amte hörte davon, gab den Leuten Vorsichtsrath, redete sogar mit Vater und drohte mir. Vater sagte zu mir: Fahre fort! Er war selbst im Gottesdienste gewesen, hatte alles mit angesehen und war zufrieden.

Noch ein Ereigniss in meinem Leben gehört hierher, das mir, allem Verstand zum Trotz, wichtig wurde. Nämlich, Frantz besuchte mich regelmässig und übernachtete bei mir. Er war froh, dass ich meinen Unglauben über Bord geworfen hatte. Als er aber hörte von der Reform, die in der Ziegel-Kirche anfing und selbst in meine Gottesdienste kam, da lachte er wieder und sagte mir: Eiskalt und siedewarm seien zwei Extreme, die sich berührten! Doch war er dem Subjectivismus nicht so feind als wie dem Unglauben; besser zu warm als zu kalt, sagte er. Er brachte mir öfters Berichte, was unter den Leuten vorging; er war um diese Zeit Hauslehrer bei einem Bauern oben im Levansthal, in der Grenze der Ziegelgemeinde. — Es war schon spät im Herbste als er einmal wieder kam. Wir sassen oben in meinem neuen Studio beim warmen Ofen. Frantz war schwermüthig; er dachte ans Sterben und war satt der Welt und seines mühe-

vollen Weges. Nun fing er an, ich habe zwei Bitten an dich, von denen ich will, dass du mir versprichst sie zu erfüllen; und ehe er weiter ging, musste ich ihm die Hand darauf geben. Die erste war: wenn ich sterbe innerhalb 50 Meilen von dir, dann musst Du kommen, mich sehen und mir eine Kugel durch den Kopf schiessen. Frantz hatte nämlich die fixe Idee, er würde lebendig begraben. Ich sagte: Ja, Frantz! und wenn Sie 100 Meilen entfernt von mir sterben, so werde ich kommen. Er solle nur Anordnung treffen, mich benachrichtigen zu lassen, bei einem etwas schnell eintretenden Falle. Mit der Kugel aber müsse er mich freisprechen, ich wolle aber nicht leichtsinnig verfahren, sondern die Besichtigung ganz gewissenhaft vornehmen, und im Falle des Zweifels jeder frühen Beerdigung vorbeugen. Frantz war zufrieden gestellt und sichtlich beruhigt. — Nun kam die zweite Bitte, nämlich: Wer von uns zwei erst stirbt, muss dem andern erscheinen und den Beweis bringen vom Fortleben des Geistes und der Wahrheit unseres Glaubens. Im Augenblick war mir dies ganz recht. Ich sagte: Frantz, das ist schön, so soll es sein! Allein, wie ich weiter dachte, schien mir die Sache doch verdächtig. Ich frug: Liegt so etwas im Plane Gottes, wenn nicht, kann es geschehen? und wenn es nicht geschieht, würde der Teufel nicht daran Anlass nehmen Dich oder mich nachher wieder tüchtig zu schütteln? Oder auch, was würde eine wahrhaftige Geister-Erscheinung für einen Eindruck machen auf den andern? Ich wollte doch auch dem Versprechen nicht ausweichen, und wir schränkten es ein unter folgende Form: Vorausgesetzt, dass es nicht wider Gottes Ordnung ist und auf eine Weise geschehen kann, die uns keinen Schaden bringt. So wurde es festgestellt und noch manchmal erinnerte mich Frantz daran.

Im Nachsommer dieses Jahres hatte mein Bruder ein neues Haus über den Weinkeller gebaut und es im Herbst bezogen. So musste ich mein Haus auf dem Berge aufgeben. Ich zog wieder herab und machte mein Studio in das Zimmer im zweiten Stocke, oberhalb Vaters Stube, wo der Wissenschaft mit neuem Fleiss gehuldigt wurde. Doch auch jetzt kam ich noch zu keinem fertigen System. In Stier fand ich klare Darstellung, das System aber sollte bald nachfolgen.

Meine Besuche nach Reading unterblieben auch nicht völlig. Durch meinen Freund Herrman, in Reading, wurde

ich veranlasst dem Freimaurer-Orden beizutreten. Die Grade der Blue Lodge und des Chapters wurden genommen; kam aber bald zur Ueberzeugung, dass die Brüder die Sache mehr als Mummerei als der Grundsätze wegen betrieben. Nach Jahren zog ich meine Karte, um mich in Fogelsville einer zu gründenden Loge anzuschliessen. Weil ich aber die beitretenden Glieder (vom schlechtesten Material) unmöglich als Brüder anerkennen konnte, liess ich die Sache liegen.

Von Brunner erhielt ich im Laufe des Jahres mehrere Briefe. Er erwarb sich in Milwaukee eine Praxis als Homöopath. Auf einmal hören seine Briefe auf. In seinem letzten Briefe schrieb er von einer Liebes-Affaire und zugleich auch von einem dunklen Geschicke, das ihm bevorstünde. Später hörte ich von Mühlmeier, er sei auf einmal von Milwaukee verschwunden und niemand habe mehr etwas von ihm gehört. Etwa ein Jahr später empfing ich einen Brief von Brunner's Vater von Europa, mit der Bitte, etwas von seinem Sohne zu hören, von dem er seit Jahresfrist keinen Brief mehr erhalten hatte.—Sein plötzliches und geheimnissvolles Verschwinden brachte mich zur Ueberzeugung, dass er sich im Milwaukee River oder im See ertränkt hat; Selbstmord ist ja immer, wenn das Wasser an die Seele geht, des Unglaubens Ende! Armer, armer Freund! musstest Du also enden?

Das Jahr 1850.

Der Winter von 1849 auf '50 liess unser Werk weiter vorwärts schreiten. Ich predigte auf dem angefangenen Wege fort, fügte aber zur Busspredigt noch Lehrpredigten im besonderen Sinne. Unser Volk kennt die christliche Lehre im Allgemeinen recht wohl, aber der klar entwickelte Begriff der Bekehrung und Wiedergeburt fehlt beinahe gänzlich; nicht nur ist unser Volk denkfaul in christlicher Beziehung, sondern auch die Lehre von einer völligen Erneuerung des Herzens ist der menschlichen Natur zuwider, und da that es noth gründlich und fasslich zu sein, um seine Zuhörer mit sich zu ziehen.—Wir gründeten auch eine kleine Lesebibliothek, die in der alten Kirche unter der Kanzel stund. Ein jedes Gemeindeglied wurde eingeladen, ein Buch auf vier Wochen mit nach Hause zu nehmen, und es dann wieder mit einem andern auszutauschen. Manche Glieder kamen dadurch zum Lesen. Nichts geht unsern Pennsylvaniern mehr ab als

[illegible] versucht [illegible] Wir bekamen [illegible] Fremdwörter [illegible] der Feder [illegible] war [illegible]

[illegible] den andern [illegible] Platz [illegible] der Ziege [illegible] aber

[illegible] eigentlichen [illegible] New [illegible] wurde [illegible] nicht [illegible] Lasters [illegible] jetzt [illegible] Wirk- [illegible] Sie [illegible] hinter gar [illegible] Aufruhr [illegible] zum Zahl- [illegible] Auftrag im [illegible]

[illegible] 4. und 5. [illegible] Nathan Zimmer- [illegible] gezählt wurde. [illegible] seiner Familie neu-

tral. Bei der Leiche hörte ich, dass von unsern Gegnern ein Plan gelegt sei, konnte aber nicht auf die Sache kommen. Die Zahl der Leute bei der Vorbereitung und bei dem Abendmahl war so gross, dass die Kirche sie nicht fassen konnte. Bei der Vorbereitung kam kein Anstoss vor und ich glaubte, es würde alles gut ablaufen. Allein es war auf Sonntags, auf die Feier selbst abgesehen; man wollte mich überlisten.—Ein Gemeindeglied (D—— K—— Jr.) sollte mich gegen meine eigene Worte handeln machen. Dieser D—— K—— war ein Bruder von J—— K——, welcher letzterer eins unserer thätigsten Glieder war. D—— war ein Marketender, hielt ein Bierhaus, wo er gleich den Wirthen auf Samstag Abend Bierfrolics bestellte und ein wildes Leben statt hatte. Vier Wochen vor dem Abendmahl machte ich beim Gottesdienst die Gemeinde auf unsere aufgestellten Regeln aufmerksam und warnte nochmals, dass alle Frolic-Besucher die nicht Besserung versprechen, zurückgestellt seien. K—— war in dem Gottesdienste. Bei der Vorbereitung blieb er weg, damit ich keine Gelegenheit hätte, mit ihm zu sprechen. Am Sonntage aber sah ich ihn in der Kirche sitzen. Nach der Predigt liess ich nochmal die Mahnung an die Gemeinde ergehen. K—— lässt sich aber nicht abschrecken; er war von Andern aufgehetzt, um mich zu nichte zu machen. Niemand dachte, dass ein Prediger jemand in versammelter Gemeinde vor dem Altar zurückweisen würde oder dürfte. Und als nun die Gäste zum Altare kamen, kommt K—— ebenfalls mit vor, als wenn Alles in bester Ordnung wäre. Wir haben den Gebrauch, etwa vierzig Glieder in einem Kreise um den Altar zu stellen. Jedes empfängt das Brod beim Eintritt in den Altarsraum und dann den Kelch, den der Prediger im Kreise umher reichet und zum Schluss eine Anrede an jeden Tisch voll Gäste hält. Der zweite Tisch war etwa halb gefüllt. Ich hielt inne mit der Austheilung des Brodes und frug K——, warum er nicht in der Vorbereitung gewesen, und wie er es wagen könne, bei absichtlichem Uebertritt der Gebote Gottes und Auflehnung gegen göttliche Ordnung, zum Sacramente zu kommen? Er gab keine Antwort, darauf war er nicht gefasst. Ich sagte ihm: ich dürfe ihm das Abendmahl nicht reichen und winkte dem hinter ihm Stehenden. K—— wandte sich um und ging zur Kirche hinaus, wo er entsetzlich über mich fluchte. Nach der Austheilung des Abendmahls brachte ich die Sache in einer Schlussrede vor die Gemeinde. Ich gründete die Abweisung auf Gottes Recht, dem wir uns zu un-

terwerfen hätten. Nicht wir Menschen, sondern Christus hat seiner Kirche die Ordnung vorgeschrieben; Christi Wille gelte als Gesetz und nicht Menschenmeinung. Die Besseren waren mit mir, aber auch Viele wollten mir das Recht absprechen, so handeln zu dürfen. Diese Handlung ging durch die ganze Gegend und machte viel Aufsehen. Meine Feinde forschten nach, ob sie mich nicht verklagen könnten; Andere fingen an nachzudenken und sahen, dass die Kirche auch ihre Rechte hat und die Nachwirkung war gut.—Ich wusste wohl, dass meine Stellung zur Kirchenzucht nicht ganz nach dem Buchstaben des Gesetzes war, ich hätte die Aeltesten der Gemeinde mit in den Rath ziehen sollen; allein hätte ich das gethan, so wäre nichts geschehen und mir Hände und Füsse gebunden gewesen. Der alte Schlendrian hätte gesiegt. Ich nahm die Verantwortung auf mich, und mein Gewissen sagt mir ich habe recht gethan.

Ich hielt auch dies Frühjahr das Abendmahl für Vater in der Lowhill-Gemeinde. Noch stund die alte Kirche. Sie war zum letzten Sitz angefüllt und viele Leute stunden ausserhalb der Thüren und hörten zu. Es war auf Ostern.

Auf Ostermontag wurde Mrs. Wm. Mink von Schindel und mir in der Ziegel-Kirche beerdigt. Ich hatte das Personal geschrieben und zu verlesen. Als ich es nach der Predigt suchte, konnte ich es in meiner Tasche nicht finden und hatte schon gesagt: ich würde es beim nächsten Gottesdienst verlesen. Da sagte Schindel laut durch die Kirche: Ach was! Du hast's dort in die andere Tasche gesteckt; guck nur! Und siehe, dort steckte es richtig.

Früh im Frühling wurden die Sonntagsschulen, die schon Jahre her in der Ziegel-Gemeinde, wie auch in den andern Gemeinden Vaters, im Zug waren, wieder angefangen. Es war im Lande überall der Gebrauch gewesen, dass, durch den Winter, wenn die Wochenschulen anfingen, die Sonntagsschulen ausgesetzt wurden. Da war denn Frühjahrs, durch Wahl eines Superintendenten, ein neuer Anfang nöthig. Zu der Schule an der Kirche wurde noch eine zweite von meinem Cousin, Harry Helffrich, der im oberen Theil der Gemeinde wohnte, am Center Schulhaus gegründet. Er gab sich alle Mühe für die Sache, und hielt sonntäglich Anreden an die Lehrer und Schüler und führte eine Art Erbauungs-Gottesdienst mit ein. Bei der Eröffnung war ich gegenwärtig und hielt im Schulhaus eine Predigt über die Sonntagsschule.

Schon früher hatte ich einen Anfang mit der Missions-

sache gemacht; ich predigte über Mission und machte die Gemeinde aufmerksam auf ihre Pflicht, die Kirche weiter auszubreiten. Bei meiner Erntepredigt dieses Jahr legte ich noch mehr Nachdruck auf die Mission. Aber da war wieder ein neuer Knoten aufzulösen; das Vorurtheil der Glieder ist gross; man sagt: Das Geld kommt nicht an den Platz, oder, lass die Gemeinde sich selbst helfen. Dass die bestehenden Gemeinden Missionsgemeinden gründen müssen, Missionäre aussenden das Werk zu thun, das wollten sie nicht begreifen. Da hiess es erklären und mit grosser Geduld den verkehrten Ansichten entgegen treten. Bei der Erntepredigt kam die erste vorbereitete Collecte ab; als wir zählten, waren $20 gefallen. Die Leute meinten, das sei gut; aber es waren wohl 1000 Menschen in und vor der Kirche. Was war das von so Vielen? Jedoch früher fiel etwa fünf Thaler. Nun, es war doch vorwärts, wie klein die Gabe auch war. Ueberhaupt ist die Mission in den pennsylvanisch-deutschen Gemeinden eine der grössten Schwierigkeiten; mit aller Mühe geht es nur langsam vorwärts.

Eines Tages wurde ich nach Langschwamm gerufen, einen Sterbenden zu besuchen und ihm das Abendmahl zu reichen. Als ich nach dem Hause kam, hatte der Mann das Delirium Tremens; er war ein roher Trunkenbold, der sich um keine Kirche kümmerte, wollte aber jetzt das Sacrament empfangen. Ich konnte bei ihm keine Spur von Busse finden, er suchte im Sacramente eine magische Kraft, die ihm helfen sollte. Ich konnte ihm natürlich das Sacrament nicht geben; betete aber mit der Familie und dem Kranken. Es war ein Haus voll Elend und Jammer; die Gattin vom Elend gedemüthigt war der Gnade nicht fern. Ich verliess das Haus, ohne etwas weiteres thun zu können.—Bald hörte ich von Einzelnen sagen: Wozu hat man denn einen Prediger, wenn er den Leuten das Abendmahl nicht mehr reichen will, wenn er dazu gerufen wird? O, da waren noch Abgründe der Verweltlichung! Wann sollte das besser werden? Arbeit! Arbeit! hiess es.

Kurz nachher wurde ich an ein anderes Krankenbett gerufen. Eine Mrs. Litzenberger, auf der Seite Fogelsvilles nach Allentown—kein Glied meiner Gemeinde—hatte sich durch Heben eines schweren Korbes das Netz zersprengt und war in Familienumständen. Als ich an das Haus kam, waren drei Aerzte da. Ich wartete bis die Aerzte, die eben gekommen waren, ihrer Pflicht nachgekommen waren; dann liess ich die

Familie an das Krankenbett kommen, redete zu ihnen und gab der so plötzlich vom Tode angetretenen Mutter, auf ihr Verlangen, das Abendmahl. Ein paar Tage darauf war sie eine Leiche! Mitten im Leben sind wir vom Tode umfangen!

Im März hatte Jonas Schulz sein Examen in Philadelphia gemacht und war nun Doktor. Er kam unmittelbar darauf zu uns nach Weissenburg auf Besuch und wir konnten ihm gratuliren. Schulz war ein begabter junger Mann, der einer unserer besten Aerzte abgegeben hätte, hätte er sich nicht in religiöse Umtriebe verwickeln lassen und seinen Beruf versäumt. Schon Doktor Pantillion hatte auf ihn eingewirkt; nun kam noch einer unserer reformirten Prediger, Long, der aber ebenfalls nur aus einer andern Kirche in unsere Synode übergetreten war, und zog Schulz an sich. Sie richteten ein grosses Tabernakel aus Leinwand her und zogen damit von Ort zu Ort und hielten wochenlang tägliche Gottesdienste.—Ich erwiderte Schulzes Besuch. Am 7. Mai, einem lieblichen Tage, fuhr ich über Emaus nach dem Lechaberg. Oben auf dem Berge wohnte ein Freund Vaters, Doktor Böhlert, er practicirte aber nicht, weil er sich durch die Kaltwassercur völlig zum Krüppel curirt hatte. Hier kehrte ich in Geschäften Vaters ein. Böhlert bewohnte ein kleines Landgut hier, das eine wundervolle Lage hat. Keine schönere und mildere Aussicht lässt sich denken.—Von Böhlert reiste ich zu Schulz im Schwenkfelder-Thal, wo mir eine brüderliche Aufnahme ward. Schulz fuhr mit mir, oder eigentlich er brachte mich zu Pfarrer Waage, einem lutherischen Prediger in jener Gegend. Da wollte mir der Teufel nochmal eine Charybdis stellen; aber ich hörte ihn, wie Hans Ehrlich, mit den Hörnern aufs Pflaster klappen, dass es knallte. Der Teufel ist doch je und dann mal auch ein recht dummer Teufel!

Auch mein Cousin, Doktor Tilgh. Schantz, hielt Freundschaft und Besuch auf. Er hatte vor Jahren den Typhus und seither war er auszehrend. Ein frühes Grab war ihm bestimmt. Doktor Schantz brachte eines Tages Doktor Wm. Detweiler, einen meiner Mitstudenten aus Griebler's Zeit, mit sich. Ich hatte Detweiler nicht mehr gesehen, seit er uns damals verlassen.—Auch Pfarrer Reubelt, einer meiner früheren Lehrer, der reformirter Prediger geworden, jetzt Professor am Kingston Seminar bei Wilkes-Barre war, besuchte uns; er verkaufte seine Naturgeschichte. Für Vater hielt er bei

seinem Besuche das Abendmahl in Weissenburg, wohin ich ihn begleitete und eine gediegene, gute Predigt hörte.

Es war im Mai als Oberfeld unerwartet bei uns vorsprach. Er sagte, es habe ihn getrieben seine alte Heimath zu besuchen, er hätte keine Ruhe mehr gehabt. Oberfeld war aufgelebt und munter, und doch nicht wie sonst. Mir schien damals eine wesentliche Veränderung in seinem Gemüth vorzuherrschen. Als er am andern Tage wieder heimkehrte, schien es als könnte er nicht abkommen. Es war das letztemal dass er bei uns war.

Erasmus, mein Cousin, war jetzt von seinem Schwiegervater hinter der Lecha-Kaft nach Bath gezogen. Seine Mutter, eine treue Seele, wohnte noch immer in ihrem kleinen Häuschen in Helffrichsville. Sie wünschte ihren Sohn in Bath zu besuchen; und ich brachte sie eines Tages dahin. Er wohnte schön und seine Mutter war über sein äusseres Aufkommen recht erbaut. Erasmus und ich fuhren des andern Tages nach Bath und besuchten Doktor Hoffeditz.

Im Juni machte ich auf eine Woche einen Ausflug nach Reading. Es war von Port Clinton, oberhalb Hamburg, eine Zweigbahn nach Tamaqua gebaut worden, die ich noch nicht befahren hatte; so nahm ich die "Train" in Reading, fuhr nach Tamaqua, besuchte meine Freunde dort und kehrte folgenden Tages wieder nach Reading zurück. Es war das letztemal, dass ich Oberfeld sah. Herrman und ich fuhren nach Sinking Spring und erfreuten uns eines Besuches bei einer seiner Familien. Ueber Sonntag blieb ich in Reading, wo nun auch meine Cousine, Am. Schantz, wohnte. Sie war zu Pfarrer Aaron Leinbach verehelicht, der als Prediger der ersten reformirten Gemeinde in Reading an Bucher's Stelle erwählt war. Es war eine angenehme Erholung, Reading wieder zu geniessen.

Auf Samstag den letzten August, Sonntags, und Montags den 1. und 2. September, trat ein Regenwetter ein, wie ich noch keins erlebt hatte. Montags, den 1. September, beerdigte ich die Gattin von Geo. Muthhard in der Ziegel-Kirche. Es war beinahe unmöglich nach der Kirche zu kommen, so strömte der Regen aus den Wolken herab. Alle Rinnen und kleine Bächlein waren zu Strömen geworden.—Auf den 3. September kommt ein Bote von Tamaqua mit der Nachricht, Oberfeld sei ertrunken. Er hatte Sonntags in Lynn gepredigt und war mit Gefahr nach Hause gekommen. Das Wasser war schon so hoch gestiegen, dass es das Haus, wo er

wohnte, umfloss. Die Familie die bei ihm wohnte, hatte es schon verlassen. Er aber ritt nach dem Hause, packte noch Manches auf, bestieg sein Pferd wieder und war auf dem Wege sich zu retten. Eine kleine Brücke, über die er musste, war schon überfluthet. Er ritt darauf zu, das Pferd aber verfehlte die Brücke und stürzte mit Oberfeld ins Wasser. Oberfeld machte sich noch aus dem Sattel los, liess aber los vom Pferde und wurde von der Strömung fortgerissen. Das Pferd schwamm ans Ufer, Oberfeld aber ertrank. Es war Sonntag, am 1. September. Am folgenden Morgen wurde sein Leichnam unterhalb Tamaqua am Flussufer gefunden. Bei Oberfeld's Reise nach Amerika war sein Schiff bei New Foundland gescheitert, und er an einem Seile gerettet worden; jetzt aber muss er seinen Tod doch noch im Wasser finden. Schlafe sanft in deinem Grabe, ich danke dir viel und werde es nie vergessen!—Die Fluth längs der Schuylkill und Lecha war gross. An beiden Flüssen sind alle Brücken fort und die meisten nahe gelegenen Häuser. Der Verlust an Eigenthum und Menschenleben ist sehr gross. An 200 Menschen verloren ihr Leben in den Wogen.

Am 8. October machten Thomas Lichtenwallner, Mrs. Ab. Stehler in Tamaqua war seine Schwester, und ich eine Reise nach Tamaqua, um die Spuren der grossen Ueberschwemmung zu sehen. Unterhalb Tamaqua war die Strasse durch das Gebirge längs der kleinen Schuylkill hingebaut und vieler Orten weggeschwemmt und nur zur Noth wieder hergestellt. In Tamaqua war die ganze Häuserreihe am Flusse weggerissen. Pfarrer Zuilch der eines der grössten Häuser dort eignete, hatte einen schweren Verlust zu tragen. Von Tamaqua fuhren wir sechs Meilen nördlich in die Berge nach Roundtop Mountain und nach dem Springberg. Fünf hundert Fuss am Berg oben sprang das Wasser, 30 Fuss im Durchmesser, mit solcher Gewalt aus dem Berg hervor, dass es die Erde mit Felsen und Bäumen vor sich hinweg drückte und alle Bäume unterhalb der Oeffnung aus der Wurzel ausriss und vor sich her den Berg hinabschwemmte und eine aus den Felsen heraus gewaschene Rinne zurück liess, bis an den Fuss des Berges. Es schwemmte Felsen vor sich her, die vier Pferde nicht vermögend sind weg zu ziehen. Die Riegelbahn, die unten am Fusse des Berges hinlief, wurde ganze Strecken weit hinweggeschwemmt. Oben auf der Anhöhe war eine eingesenkte Ebene, ohne Abfluss, wo sich das Wasser sammelte und sich einen Abfluss durch den Berg brach.

Bei einem Besuch meiner Tante Höhn, die auch meine "Goth" war, erhielt ich von ihr diesen Herbst eine goldene Taschenuhr zum Andenken.

Auf den 19. und 20. October war Orgelweihe in der Ebenezer-Kirche in Lynn. Endlich bekam die Kirche wieder eine Orgel. In ganz alter Zeit führte die Kirche den Namen Orgelkirche, weil ein kleines Orgelchen in der Kirche gestanden hatte. Die Gemeinde liess sich diesen Sommer von Charles Hanzelmann eine neue Orgel bauen. Am ersten Tage des Festes predigten Dubs und Schindel. Schindel und ich blieben bei John Mossers über Nacht. Wir schliefen in einem Zimmer; der Wind heulte, die Fenster klapperten und Bruder Schindel schnarchte, vor Halbnacht in einfachem, und nach Halbnacht in doppeltem Bass, dass an Schlafen nicht zu denken war. Warum denken Menschen nicht soweit, mit einem Stückchen Kork die Fenster fest zu machen, was doch mit einem einzigen Druck geschehen könnte; freilich, Bruder Schindel's Blasbalg wäre nicht leicht zuzustopfen gewesen, und so hätte es in diesem Falle doch wenig geholfen.—Am zweiten Tage predigten Grimm und ich. Das schon früher beschriebene Marketender-Wesen hatte hier seinen Verlauf auf grossartige Weise. Während ich predigte stunden Leute auf, um aus der Kirche zu gehen. Ich bat sie, sie möchten doch bleiben, bis der Gottesdienst vorbei wäre. Die aber liessen sich nicht stören, sondern polterten weiter. Nun hielt ich an und sagte zur Gemeinde, sie solle sich die Leute recht anschauen, ich wolle derweil mit meiner Predigt anhalten bis die predigtmüden Leute aus der Kirche hinaus gestolpert wären. Die ganze Gemeinde guckte jetzt auf die Ruhestörer und alles war still bis der letzte Kloppfuss zur Thüre hinaus war. Nun frug ich die Gemeinde, ob das nicht eine rohe Unverschämtheit wäre, eine ganze Gemeinde zu stören?! Das waren die Letzten, die hinaus gingen vor dem Schluss des Gottesdienstes.

Unser Spätjahrs-Abendmahl fand statt auf den 16. und 17. November. Alle Gemüther waren gespannt. Anklagefälle waren keine da; die Frolics waren so gut als gebrochen. Die Wirthe bestellten zwar ihre Frolics, aber es kamen Wenige, manchmal gar keine zum Saufen und Tanzen. War insofern Alles gut, so waren aber unsere Gegner desto verbitterter.—Bei unserer Vorbereitung forderte ich die Gemeinde

zum erstenmal zum knieenden Gebet auf. Es war hier niemals üblich gewesen, aber als die Glieder sahen, dass ich mich niederknieete, folgte die ganze Gemeinde nach. Unsere Freunde wurden mehr und wärmer, unsere Feinde bitterer. Das Abendmahl aber war für die Gemeinde mit Segen, ohne Störung vorüber gegangen.

Als die Gegner bei dem Abendmahl das knieende Gebet sahen, meinten sie einen neuen Anhalt zu finden, aber da konnten sie nichts heraus klopfen. Auch die Gleichgültigen sagten: "Des schad niemand nix!" Nun, so versuchten sie es auf eine andere Weise, wobei sie abermals abprallten. Nämlich den vorletzten Kirchenrath hatte ich ebenfalls sich knieen lassen zur Einsegnung. Nun wurden Männer in den Kirchenrath gewählt, die mehr zu meinen Gegnern als Freunden gehörten, und besonders einer (Appel) der ein Mann von Einfluss und Friedensrichter von Weissenburg war. Dieser Appel hatte sich erklärt, er würde sich nicht knieen, um als Vorsteher eingesegnet zu werden. Ich hörte dies, glaubte es aber nicht, da er mir als ein Mann von besserem Urtheil bekannt war. Als nun zwei Wochen nach dem Abendmahl die Einsegnung stattfinden sollte, kam er zu mir und sagte in Gegenwart des austretenden Kirchenraths: Ich solle ihn einsegnen, wie es hier immer Gebrauch gewesen wäre, er thäte sich nicht knieen; das wären Neuerungen. Nun denn, antwortete ich ihm, kannst Du gar nicht eingesegnet werden; Leute die sich bei Uebernahme und Einsegnung eines kirchlichen Amtes nicht knieen wollen, können wir nicht brauchen; und wenn das hier nicht Gebrauch war, so ist es desto mehr unsere Pflicht es einzuführen, weil es die Ordnung unserer Kirche ist.—Nach der Predigt sagte ich es der Gemeinde und machte eine neue Wahl bekannt für einen andern Vorsteher. Viele Glieder kamen, stimmten, und der neuerwählte Mann wurde mit den andern eingesetzt.

Erasmus, mein Cousin, kam am 25. November zu mir nach Weissenburg. Seine traurige Lage war reif geworden; er hatte vier oder fünf Monate zu spät geheirathet. Seine Frau beschenkte ihn mit einem Söhnlein, und das schrie in die Welt und machte einen solchen Lärm, der bis vor die East Pennsylvania Classis kam. Die Classis hatte um desswillen eine Specialversammlung nach Easton gerufen, vor der Erasmus erscheinen musste. Ich ging mit Erasmus nach Bath,

wohin auch Abends Eichenberg kam, der das Kind taufte und ich Pathenstelle vertrat. Am folgenden Tage fand die Versammlung der Classis statt. Die Klage gegen Erasmus wurde eingereicht und von Erasmus zugestanden. Er nahm, und wohl ohne Heuchelei, eine bussfertige Stellung an; mit einer vierwöchentlichen Suspension war die Sache abgemacht. Die Verhandlung der Classis war viel zu oberflächlich, während Verhältnisse, wie die von Eichenberg und andern, mit offenbarer Bosheit abgethan wurden. Unsere Classical-Verhandlungen mangeln an Würde und christlichem Geiste; ich wurde immer mehr davon überzeugt.—Erasmus nahm mich in seinem Wagen wieder mit nach seinem Hause und brachte mich des andern Tages nach Allentown, wo ich mit Rev. S. K. Brobst, meinem früheren Studiengenossen, einen Tag im Plänemachen verbrachte. Brobst war jetzt Gründer eines lutherischen Jugendblattes geworden und war voller Ernst und unermüdlich thätig.

Tante John Scheimer in Scheimersville, Schwester meiner Mutter, starb am 19. December. Mutter und ich hatten sie während ihrer Krankheit besucht, und hatten alle Hoffnung, dass sie im Frieden heimgegangen ist. Abends vor dem Leichentage fuhren Mutter und ich nach Onkel Charles Scheimer, der ebenfalls eine Schwester meiner Mutter als Gattin hatte, und blieben da über Nacht. Die Beerdigung fand am Morgen des 22. December statt, wo Dechant und German fungirten. Ersterer hielt eine recht herzliche Predigt.

Abends vor Weihnachten hatten Schindel und ich eine Christfeier in der Ziegel-Kirche. Wir hielten Reden auf das Christfest. Es war der erste Abendgottesdienst in der Gemeinde. Die Kirche war überfüllt und der Eindruck nicht ohne Folgen.—Auf den letzten Jahrestag hatte auch Schindel drüben am Jordan ein Fest auf Abends veranstaltet, wozu er mich einlud. Ich hielt die Predigt und Schindel folgte mit einer Rede. Es war der Abschluss der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Schindel's Student, Martin Sondhaus, war ebenfalls gegenwärtig.

XI.

Vater krank. Bediene die Stelle.

Von 1851 bis 1852.

Mit dem Neujahr fing ich, zum zweiwöchentlichen Gottesdienste, nun auch regelmässigen Abendgottesdienst in der Ziegel-Kirche an. Wir kauften einen Kronleuchter, denselben der jetzt noch in der neuen Kirche hängt, und setzten noch zwei grosse Leuchter auf die Kanzel, und hatten dem zu Folge eine hell erleuchtete Kirche. Unsere Abendgottesdienste waren gut besucht; jeden Abend war die Kirche, bei günstiger Witterung, überfüllt. Nicht weniger blieben auch die Sonntags-Gottesdienste mit vollen Kirchen besucht. Es war ein lebendiger Hunger nach dem Worte erwacht, und selbst die Feinde waren regelmässig gegenwärtig. Bis auf den heutigen Tag ist der Kirchengang in der Ziegel-Kirche besser als in irgend einer andern Gemeinde der Umgegend. Es ist eine Lust da zu predigen, wenn alle Stühle angefüllt sind.

An der Arbeit nahmen auch die Glieder regen Antheil. Eine der thätigsten war die alte Mutter Gertrnde, sie wurde ein rechter Apostel. Sie hiess eigentlich Gertrude Eisenhard, geborne Leiby. Sie hatte drei Männer gehabt, war aber jetzt Wittwe. In ihren jüngeren Jahren spielte sie wild auf; schon seit Jahren ist sie in sich gegangen und nahm jetzt den wärmsten Antheil an unserem kirchlichen Aufbau; wo sie hinkam, und sie war viel auf dem Wege, redete sie zu den Leuten von Religion und vertheidigte meine Schritte.

Endlich bekam ich auch Lectüre, wie sie mir nützlich war, und mein Geist schon lange darnach hungerte. Dr. Ebrards Kritik der Evangelischen Geschichte war letztes Jahr erschienen. Dies herrliche Werk war gegen die negative Kritik von Strauss und andere gerichtet und that sein Werk vollkommen. Ich verschlang es mit wahrem Heisshunger. Ja wahrlich, das war Speise! wie schrumpft da das elende Gewächse des Unglaubens zusammen! wem Ebrards Kritik den Nebel nicht vor den Augen wegfegt, der ist und bleibt blind!

Auch Dr. Dorner kommt mit seiner Christologie angerückt. Dies Werk bringt System in die Lehre von der Person

Christi; es ist eine Geschichte der Lehre von der Person Christi durch die Jahrhunderte bis auf uns. Da war genug zu denken und zu forschen für den ganzen Winter und jeder Gedanke eine Bestätigung dessen, was das Herz so gern glaubte und der Teufel mir hatte rauben wollen.

Wir verloren diesen Winter eine unserer Hauptstützen in der Ziegel-Gemeinde, die mir von Anfang an eine treue Hülfe war. Vater Abraham Stettler, ein frommer, gläubiger Christ, der schon Jahre als einer der Stillen im Lande wartete, wurde krank; er bekam die Brustwassersucht. Ich besuchte ihn, betete mit ihm und reichte ihm das Abendmahl. Er sass ganz ergeben auf seinem Krankenstuhle und sagte mir, wie schrecklich auch diese Krankheit sei, so freue er sich doch, denn er wisse wohin sein Weg gehe. Ja, er wurde ein Mahner für mich und sagte: Bleibe nur treu und lass nicht ab von Gottes Werk und du wirst viel Frucht schaffen! Der Heiland nahm ihn bald zu sich, er starb auf den 26. März in Frieden. Vater und ich hielten seinen Leichengottesdienst in der Ziegel-Kirche. Vater hielt die Standrede und ich die Predigt vor einer grossen Zahl die seinem Sarge gefolgt war.

Am folgenden Tage beerdigte ich, ebenfalls nach der Ziegel-Kirche, Mutter Böger. Dies war ein verweltlichtes Haus. Die Mutter lebte verwittwet bei ihrem Sohne, der sie schlecht pflegte und manchmal roh behandelte. Es war die Ernte der Saat, die sie selbst in ihrem Hause gesäet hatte.

Vater wünschte, ich solle dies Frühjahr die Abendmahle in all den Gemeinden halten. Ich that es, und wie ich glaubte, nicht ohne Segen. Bei jeder Vorbereitung hielt ich eine Busspredigt, und führte überall bei den Vorbereitungen das knieende Gebet ein, und die Austheilung des Abendmahls tischweis, wo ich 40 bis 50 Gliedern, die im Kreise um den Altar stunden, das Brod und den Kelch reichte und dann mit einer Anrede schloss. In zwei Gemeinden, Heidelberg und Weissenburg, waren Confirmanden-Klassen, die ich ebenfalls öfters unterrichtet hatte.

Auf Charfreitag war unsere Vorbereitung in der Ziegel-Kirche und auf Ostern das Abendmahl. Unsere Feinde hatten durch den Winter tüchtig gearbeitet um "Schuttelmatches", Frolics und Opposition aufzubringen, aber ohne Erfolg. Unser Abendmahl war stärker als jemals und Vielen eine Festfeier. Zur öffentlichen Reibung, woraus sie hätten Capital schlagen können, ist nichts aufgetaucht. Die Jugend hielt sich gut. Wo eine Frolic mit drei oder vier Mädchen und

einem halb Dutzend roher Buben gehalten wurde, waren solche meistens von aussen her gekommen. Einzelne Töchter meiner Gegner, die unter meinen Confirmanden waren, gingen trotz der Ermahnung ihrer Eltern doch nicht mehr auf die Frolic und waren mir herzlich und freundlich zugethan.

Mutter Gertrude war dies Frühjahr kränklich; sie liess mich rufen. Als ich zu ihr kam, sagte sie: Da sitze ich und kann nicht zur Kirche, jetzt musst du zu mir kommen; bald wird mich Gott heim holen. Das kam jedoch noch nicht so bald. Anstatt die Liturgie zu gebrauchen, hielt ich eine freie Ansprache, legte ihr den Schatz der Gnade Gottes in Christo vor und tröstete sie. Als ich die Einsegnungs-Worte gesprochen, beginnt sie das Sündenbekenntniss laut und andächtig selbst zu beten, worauf sie das Sacrament empfing und Thränen über ihr Angesicht herab flossen.

Auch einem meiner früheren Confirmanden hatte ich das Abendmahl auf dem Sterbebette zu reichen. Jacob Lembach, ältester Sohn unseres Weingärtners, der von Jugend auf an der Krücke hinkte, war auf seinem Sterbebett; wie jung er aber noch war, war er doch ergeben. Er starb auch bald und auf den 10. Mai hatte ich seine Leichenpredigt zu halten. Seine Mitconfirmanden wohnten der Leiche bei, wo ich die Gelegenheit benutzte diesen ernsten Todesruf ihnen ans Herz zu legen.

Die Gattin von Ehrw. C. G. Herrman erkrankte diesen Winter. Ihre Zeit war gekommen, im Mai starb sie. Auf den 27. Mai wurde sie nach dem Familien-Begräbnissplatz beerdigt, wo Vater Dubs die Leichenpredigt hielt. Mrs. Herrman war eine Tochter von Jacob Sassamanshausen und eine Cousine Vaters. Sie war eine recht ordentliche Frau, hatte ihrem Hause wohl vorgestanden, und wäre es nach ihrem Sinne gegangen, so hätte es manche Reibung nicht gegeben, welche so die Herzen trennte.

Vaters Krankheit.

In der letzten Woche im Mai wurde Vater von einem Schlaganfall leicht gerührt. Ohne dass er wusste wann oder wo es geschehen war, stellte sich innerhalb einigen Tagen eine Lähmung auf seiner rechten Seite ein und zeigte sich als Folge eines Schlagflusses. Die Lähmung liess bald nach, ausser im Gesicht, Zunge und Sprache. Er stotterte während

dem Sprechen und konnte folglich nicht mehr predigen. Er sagte uns lange vorher, Schlaganfall werde sein Tod sein, nur erwartete er denselben nicht in so frühem Alter. Er ergab sich mit Ruhe hin und erwartete was kommen möge.

Von nun an fiel die Arbeit der ganzen Pfarrstelle auf mich, und wirklich sie war genug. Durch die vermehrte Arbeit, die ich selbst begonnen, und nicht daran denken konnte sie wieder fallen zu lassen, hatte ich mehr zu thun als meine schwache Gesundheit tragen konnte. Oft wundere ich wie es möglich war, dass mein schwacher Körper 36 Jahre eine solche Last tragen konnte. Ich predigte jeden Sonntag zweimal und hatte zwischen den Gottesdiensten von Lynnville nach Mertztown und von der Lecha-Kirche nach Lowhill zu fahren, Entfernungen von acht und neun Meilen. Im Winter hielt ich jede Woche am Abend, oft zwei Abende, Gottesdienst oder Betstunden, und hatte auf die Woche ein und zwei Leichenpredigten, nebst Krankenbesuchen und Haustaufen. Oft kam ich heim, dass ich vor Anstrengung zitterte, in meinem Kopfe sauste und in der ganzen Nacht keine Stunde schlafen konnte.—Im Anfange versah ich den Dienst für Vater; eine eigene Uebernahme der Pfarrstelle durch Wahl der Gemeinden, wie einige wollten, wies ich zurück. Ich war von der Classis als Gehülfe Vaters beigeordnet und das genügte. Niemand machte Einwendung, selbst meine Ziegel-Kircher Gegner nicht; persönlich hatten sie nichts wider mich, sie waren nur, wie sie sagten, gegen mein "gradzu Predigen" und meinten, wenn ich die Leute gehen liesse, wollten sie sich keinen andern Prediger wünschen.—So blieb die Lage einstweilen; ich versah den Dienst und Alles ging seinen Gang. Zuweilen begleitete mich Vater und die Leute waren froh ihn nur sehen zu können. Er hatte die ungetrübte Liebe seiner ganzen Stelle.

Schindel, Vater und ich planten die 100jährigen Jubiläums für unsere Gemeinden; die Kirchenbücher wiesen nach, dass die meisten Gemeinden schon über ein Jahrhundert bestunden, und da war eine grosse Feier in der Ordnung. Es wurde beschlossen, in der Ziegel-Kirche anzufangen, und das Fest auf den 8. und 9. Juni bestellt. Einige Tage vorher luden wir Glieder ein um die Kirche zu schmücken. Wir holten Immergrün-" Spruce" aus dem Wald und Buchs aus den Gärten, banden es in lange Winden an Stricke, mit denen die Wände, die Emporkirche und Säulen der Kirche ausgeschmückt wur-

den. Blumenkränze wurden allseits angebracht und die Kirche bekam ein recht festliches Aussehen. Die Tage des Festes kamen herbei und mit denselben eine ungeheure Menschenmenge, aus allen Gegenden strömten die Leute herbei. Schindel hielt die erste Predigt. Nachmittags am ersten Tage predigte C. G. Herrman auf Einladung Vaters. Es war dem Alten recht, eine Gelegenheit zu haben sich "an meiner Schwärmerei", wie er sich ausdrückte, reiben zu können. Er hob die Gründung der Gemeinden im reinen Glauben hervor und warnte tüchtig vor allen Neuerungen, die den alten Gottesbau zu zerstören drohen. Nun freilich da fand er einige recht willige Ohren, die ihm zuhörten, und auch einige Herzen die ihm zustimmten. Am zweiten Tage kam die erste Predigt an mich, und ich ging aus mit demselben Anfang den Herrman machte; zeigte wie die Väter alles opferten aus Liebe zu ihrer Kirche und in ihrem Glauben auch die Ziegel-Gemeinde gründeten. Dann aber ging ich über zu deren Nachkommen und zeigte wie die Kinder der frommen Väter im Laufe des Jahrhunderts lau und kalt geworden; durch Mangel an Schulen und Büchern und Gottesdienst, wegen der kleinen Zahl Prediger die im Lande waren, und später durch allzugrosse Sparsamkeit der Glieder, die nichts für Gottes Sache zu opfern bereit waren — immer mehr in Erstarrung versanken, bis die Kirche bald nur eine äussere Form war. Und wie es nun endlich Zeit sei, wieder zum Anfang, dem einfachen Glauben der Väter, ihrer herzlichen Liebe zu Jesu und einem bewussten christlichen Leben zurückzukehren. Und dass dies ebensowenig Neuerungen seien, als wie die Predigt Johannis, der da predigte: Thut Busse und bekehret euch; oder als wie Christus sprach: Es sei denn, dass Jemand von neuem geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht sehen.—Am Nachmittage schloss Schindel mit einer Dankpredigt für den empfangenen Segen durch die Kirche. Das Fest wäre ein recht liebliches gewesen, allein die gottlose Hucksterei hängte einen grauen Mantel darüber. Der ganze Wald um die Kirche her war voll Marketender-Wagen; da wurde gekauft und verkauft und auf und ab promenirt, die Leute, besonders die fremde Jugend, führten ihr verweltlichtes Gespräch und es war fröhlich und lustig unter dem Deckmantel der Kirche, dass sich der Teufel darüber freute. Ich machte unsere Glieder darauf aufmerksam und sagte wie viel besser es wäre, wenn wir diesen Unfug ganz über Bord werfen könnten.

Auf Sonntag den 13. Juli wurde das 100jährige Jubiläum auch drüben am Jordan bei Schindel gehalten. Am Morgen predigte ich und am Nachmittage Christian Kessler, Sohn vom alten Dr. Kessler; Vater und Sohn hatten das Seminar gegründet, aus dem später Mühlenberg-Collegium entstund. Die Kirche war ebenfalls festlich geschmückt und von einer Menschenzahl besucht, die der bei dem Ziegel-Kircher Feste nichts nachgab. Auch hier waren die Marketender mit ihrem verweltlichenden Einfluss in grosser Zahl versammelt. Es schien mir jedes Marketender-Zelt spreche mir Hohn.

Beech Woods.

Auf Montag nach dem Jordan Feste, den 14. Juli, hatten Mary Schindel, älteste Tochter von Pfarrer Schindel, und ich eine Reise per Pferd und Wagen nach den Beech Woods, in den Bergen von Luzerne County, verabredet, und dazu andere Partien eingeladen. An Schindel's war unser Ausgangs-Ort bestellt. Die einzelnen Partien waren: Joseph Eisenhard und seine Braut Mary Schindel; G. Schneider und Martha Schindel, Schwester von Mary, ebenfalls Braut und Bräutigam; Elias B. Kramlich, später lutherischer Prediger, und Amanda H. Fogel; Daniel Clader und Louisa Grimm, und ich und Isabella Grimm, beide Töchter von Sem Grimm, und Erasmus Helffrich und Frau, als Ehrenwächter, weil wir andere alle ledige Personen waren.

Von Schindels gingen die sechs Wagen ab. Mary Schindel trug einen weissen Schleier, die Leute auf die Meinung zu bringen die ganze Partie sei eine Hochzeit. Wir fuhren über Guthsville nach Catasauqua zu, wo wir im Hotel Mittag nahmen und einen Rundgang in dem Ort und Furnace machten. Von Catasauqua ging es über Bath nach Nazareth. In Nazareth wurde Nachtquartier gehalten, ich kehrte nach Bath zurück, um Erasmus abzuholen. Von Nazareth fuhren wir nach der Windkaft, über Hamilton nach dem Pocono Mountain, und kamen gegen Abend nach Case's, einem grossen Hotel, das an den Fällen der Lehigh tief in den Beech Woods liegt. Warum der Name Beech Woods verstehe ich nicht, da vorwaltend Tannen- und Pine-Waldung steht. Die Lecha ist da oben ein kleiner Bach wie etwa der Jordan. Aber die wilde Natur ist dort in ihrer Glorie: ein Urwald stund damals noch, wie ich ihn seither nirgends herrlicher und romantischer

gesehen habe. Wir fanden eine gute Aufnahme und Bewirthnng. Da oben gab es noch Forellen und so wurde gefischt; aber weil die Fischer es nicht verstunden Forellen zu fangen war das Ergebniss klein. Nur eine Person, Am. H. Fogel, fing einen Fisch. Die Gesellschaft wollte das bedeutsam machen. Wenn nur keine Angel dabei gewesen wäre!—Der Abend wurde im Parlor, auf dem langen Portico des Hotels und im Vollgenuss der Romantik der Gegend verbracht.

Von Case's kehrten wir über Tannersville zurück und wurden von einem schweren Gewitter nnterwegs überfallen. Abends erreichten wir Stroudsburg und mussten uns mit einem mageren Supper begnügen. Stroudsburg ist das Capitol von Monroe Connty, oberhalb der Delaware Kaft gelegen. Wir besichtigten die Stadt und fuhren bis Mittags nach der Delaware Gap, wo ein grosses Hotel für Sommergäste eingerichtet ist. Hier bestellten wir Mittag und erstiegen den Berg zur Seite des Hotels, der in Pfade, Anlagen, Ruhe- und Sitz-Orte mit schönen Aussichten eingerichtet ist. Oben angekommen zerstreute sich die Gesellschaft, und ohne dass ich es suchte, waren Amanda Fogel und ich allein und einander zur Gesellschaft zugewiesen. Sie war ein aus der Schule Bethlehems wohl erzogenes Mädchen von heiterem, ja ausgelassenem Gemüthe, das mit ziemlich fester Haltung eine bessere Stellung als Viele behaupten konnte. Ihr Wesen fiel mir auf und zog meine Aufmerksamkeit auf sie.—Im Hotel war ein Piano. Beinahe jede der Damen spielte etwas auf dem Piano. Man brachte auch mich ans Spielen und ich spielte einige von meinen "Rheinländern", die ich von Europa hatte kommen lassen.—Wir verliessen den Ort um halb Nachmittag und suchten Nazareth wieder zur Nachtherberge. Unterwegs, wo wir an einem Hotel anhielten, fand es sich, dass ehe ich an meinen Wagen kam, Elias Kramlich davon Besitz genommen hatte und mir nun sein Wagen verblieb. So kam ich mit Am. Fogel zu fahren, und wir lernten einander näher kennen. In Nazareth, wo wir übernachteten, wurde die Gesellschaft zuletzt lustiger als mir angenehm war, doch blieb alles in Schranken der Ordnung. Wir streiften durch die Stadt und verliessen des andern Morgens, um in Bethlehem Mittag zu halten und Abends in Zeit heimzukehren. Wir hatten fünf Tage zur Tour gebraucht.—Meine Feinde nahmen die Geschichte auf, allein sie fanden geringen Anklang. Der eigentliche Ausgang der Sache war Mrs. Charles Gorenflo, sie war eine grosse Freundin von Sem Grimm und

hätte mir gar gerne eine der Töchter Grimms als Braut angeschafft. Das aber musste fehlschlagen.

Bei meinen Erntepredigten legte ich mehr Gewicht auf die Missionssache. In der Ziegel-, Heidelberg- und Langschwamm-Gemeinde fing es an langsam besser zu werden. In der ganzen Stelle collectirte ich etwa $90, wo früher etwa $20 gegeben wurden. Nichts hält schwerer als unsern Gliedern einen Begriff von der Wichtigkeit der Missionssache beizubringen. Obgleich ich durch alle fünf Gemeinden kurz vor dem Erntefest Missionspredigten hielt, will es doch nur langsam vorwärts schreiten.

Auf den 7. September feierten wir das 100jährige Jubiläum in der Heidelberger-Gemeinde. Die Gemeinde hatte einige Zeit vorher eine grosse, backsteinerne Kirche erbaut. Mary Schindel und ich übernahmen die Ausschmückung der Kirche unter Mithülfe des Kirchenraths. Vormittags predigte S. K. Brobst, und ich Nachmittags. Die Marketender, zur Entheiligung des Sabbaths und zur Störung des Gottesdienstes, waren natürlich in Unzahl vorhanden. Wo Gott einen Tempel baut, stellt natürlich der Teufel sein Kapellchen daneben. Die Menschenzahl war gross. Es war unmöglich, ein Gefühl der Andacht und Erbauung unter den Leuten anzuregen. Alles bewegte sich, Schwatzen und rohes Lachen war wie bei einem Bataillon.

Zwei Wochen später, den 21. September, 1851, fand das 100jährige Fest auch in der Weissenburger-Gemeinde statt. Auch hier mussten Mary Schindel und ich die Ausschmückung der Kirche übernehmen, sollte etwas daraus werden. Sonntag Morgens predigte Schindel und ich Nachmittags. Vater war auf beide Feste mitgegangen. Hier sah ich Amanda Fogel zum erstenmal wieder seit der Tour nach den Beech Woods; sie war in Gesellschaft von Mary Schindel und andern aus Fogelsville gekommen. Die Menschenzahl und die Hucksterei war grossartig. Ich sprach mit Schindel, ob diese Teufelswirthschaft nicht abgethan werden könne!

Donnerstag den 2. October machte ich einen Besuch bei Schindels und auf dem Heimwege über Fogelsville kehrte ich bei Fogels ein, meine gemachte Bekanntschaft aufzuhalten.

Durch den Monat October hielt ich die Abendmahle in den Gemeinden. In der Ziegel-Kirche hatte ich wieder eine

Confirmandenklasse, und zwar von 40 Kindern. Die Kinder lernten mit allem Fleisse. Wir versammelten uns jede Woche mehrmal durch den ganzen Sommer, und in den letzten Wochen jeden Tag. Mit Freuden sah ich wie die Kinder den Unterricht zu Herzen nahmen und sich mit Liebe der Sache hingaben. Unsere Confirmation, Vorbereitung und Abendmahl war sichtbar mit Gottes Segen begleitet.

Hat Satan mit den Frolics uns nichts mehr anhaben können, so versuchte er nun einen andern Anlauf.—Nämlich, es war unter den Pennsylvaniern eine längst gebräuchliche Sitte Latwerg- und Welschkorn-Matches zu halten. Im Herbste wird Latwerge gekocht; ist es ein ergiebiges Apfeljahr, so kommt die Kocherei auf jedem Bauernhofe zwei- und dreimal vor. Weil die Sache aber ein langweilig Geschäft ist, kommen sich die Nachbarn zu Hülfe, die Nachbarn laden sich gegenseitig ein und besonders die jungen Leute. Am Tage wird Cider gemacht. Die Aepfel werden zu einem Nachbar gefahren, der eine Apfelmühle und Ciderpresse hat, wo der Cider bis Abends fertig ist und heimgebracht wird. Nun kommen die jungen Leute, Mädchen und Jungen, setzen sich in der Küche, oder wo sie Platz finden, und das Apfelschälen geht los. Unter allerlei leichtem Geschwätz und Scherz wird tapfer drauf los geschält. Sind alle Aepfel zu "Schnitzen" für den Kessel, wo der Cider unter Schürers Hand lustig kocht, geschält, so wurde von der Jugend gespielt und manchmal ein Spielmann bestellt und getanzt.—Aehnlich war es mit den Welschkorn-Matches. Die Bauern fuhren ihr Welschkorn mit dem Bast in die Dreschtenne; ist nun alles an Ort und Stelle, so werden die Nachbarn, besonders die jungen Leute, zum Basten eingeladen. In der Tenne hängen Lampen; die Buben setzen sich zu ihren Mädchen und die Tenne war oft voll. Das Bast wird von den Kolben abgezogen und die Kolben fliegen lustig im Bogen über die Köpfe weg nach einer Stelle hin, wo sich der Haufen schnell vergrössert. So geht es fort unter lustigem Geplauder bis 10 oder 11 Uhr, wo dann noch einige Stunden geplumsackt, oder auch je und dann getanzt wird.—Nun, diesen Herbst, durch einige die noch den Frolicteufel im Herzen sitzen hatten, angeregt, wurden diese Latwerg- und Welschkorn-Matches zu richtigen Frolics umgeschaffen, wo es ebenso roh und wild herging als wie auf den Sauffrolics der Wirthe. Eine Anzahl der Confirmanden liessen sich da einigemal fangen, sahen aber die Pläne durch und blieben dann von allen Matches weg. Die Bauern

die die Frolics geduldet hatten, konnten künftig ihre Arbeit allein schaffen.

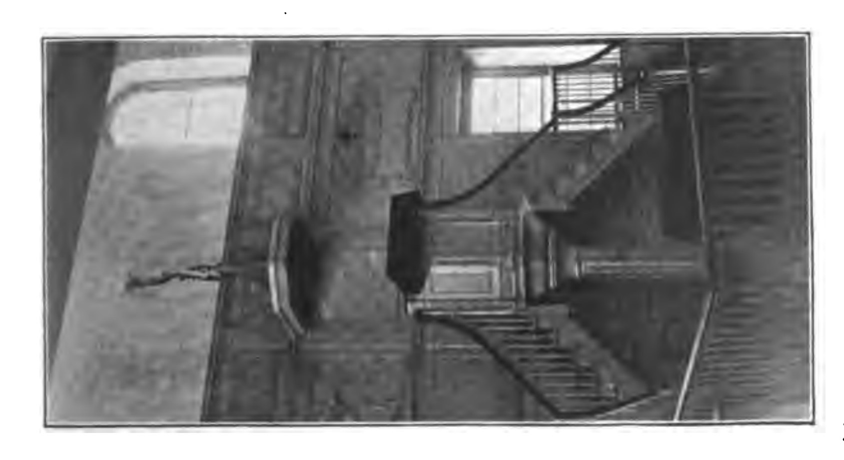
Erste Anfechtungen mit dem Schwarmgeist.

Eine meiner traurigsten Amtserfahrungen musste ich diesen Herbst in der Ziegel-Gemeinde durchmachen. Abraham Hochs, eine der ersten Familien, die mir zufielen und an der Arbeit Theil nahmen, fielen ab und wurden Schwärmer. Sobald die Evangelische Gemeinschaft (hier unter den Leuten "Strabler" genannt) hörten, dass in der Ziegel-Gemeinde eine Erweckung stattfand, suchten sie sich einzumischen; bald wollten sie bei diesem, bald bei einem andern Gliede Versammlung halten. Selbst bei Gorenflos hatten sie Versuche gemacht. Sie wollten uns helfen, sagten sie. Ohne sie noch zu kennen, schien mir ihre Hülfe nicht absonderlich gewünscht. Ich sagte meinen Leuten: Sie haben andere Wege und Lehre als wir, wir brauchen ihre Hülfe nicht; und jedenfalls würde eine Mischung mit ihnen das Vorurtheil vieler unserer Glieder gegen uns setzen. So hielt ich den fremden Geist eine Zeit lang ab. Aber bei Hochs gelang es mir nicht. Evangelische Prediger bekamen dort Zugang, fanden Anhalt und bald waren Hochs bei ihren Versammlungen. Mrs. Hoch, eine Millers Tochter, bekehrte sich dann auch an ihrer Gnadenbank; auch Hoch versuchte es, aber er war zu hart oder zu ehrlich um "dnrchzukommen". Abend nach Abend versuchte er es, ohne dass es gelingen wollte. Endlich erklärten sie ihn für fertig, ohne dass er die Prozedur durchmachen konnte. Bald nachdem Mrs. Hoch durchgekommen war, besuchte ich die Familie. Sie sahen mich scheu an als ich kam. Mrs. Hoch begann aber bald von ihrer Bekehrung zu reden. Alles was sie sagen konnte, beruhte auf dem wie sie gefühlt hatte. Ich sagte ihr: Das sei keine Bekehrung noch Wiedergeburt, sondern einfach Fleisch vom Fleische geboren. Die Bekehrung sei Umkehrung von der Sünde und Welt zu Gott, was sie schon vordem gethan hätten. Ja, erwiderte sie, sie habe aber kein Zeugniss gehabt, das habe sie jetzt erfahren und gefühlt. Ich frug sie, worin ihr Zeugniss denn jetzt bestehe? Ei, jetzt habe sie den heiligen Geist; der heilige Geist wäre über sie gekommen, dass sie entzückt worden wäre und seither schon oft. Ich bewies ihnen, dass dies Fleischeswirkung sei, da sich der Geist Gottes im Herzen, als Liebe,

Friede und Freude in Gott erweise, nicht aber im Hüpfen, Springen und "Happy" werden. Und als ich ihr sagte, dass ich an ihre Bekehrung nicht glauben könne, da sprang sie auf wurde gleich vor mir "happy" und sprang in die Höhe, bis sie im Zimmer niederfiel. Da war die Vorstellung für mich abgemacht und Mr. Hoch sagte: Jo, sie ist bekehrt! Ich sah, dass ich da nichts mehr zu thun hatte, und ging mit schwerem Herzen fort.—Hochs hielten regelmässig Versammlung in ihrem Hause. Ich mahnte meine Glieder unbedingt wegzubleiben, wenn wir nicht unendliche Schwierigkeiten über uns bringen wollten. Die Meisten besahen sich die Sache einigemal und blieben dann weg. Allein bei unsern Gegnern waren wir doch verantwortlich für die Sache, denn Hochs hielten ja zu uns; sie sagten: da seht ihr, wo die Sache endet! — Alle Welt lief nach Hochs, den Spektakel mit anzusehen; die Welt war dort versammelt, aber unsere erweckten Glieder folgten mir und blieben daheim. Das wollten Hochs nicht begreifen. Bald aber merkten sie, wo es fehle. Und nun wurden sie entschlossen, mehr in die Mitte der Gemeinde zu kommen. Sie wohnten nahe ans Herrmans, ganz aus dem Bezirk der Gemeinde. Bei Seipsville hatte Hoch eine Lotte Wald, da wurden im Frühjahr Bänke zurecht gemacht und Versammlung gehalten. Ihr Auftreten war Heuchelei; sie gaben vor, sie wollten "dem jungen Parre" im Werke Gottes nur helfen! Mir blieb nun nichts übrig, als den Gegenstand auf die Kanzel zu bringen. Ich wies ihre Hülfe zurück und zeigte der Gemeinde die Schwärmerei in ihrer Heuchelei und Gefährlichkeit, und rieth allen ab hinzugehen. Das half aber nichts, gerade die, die am ärgsten über die Strabler schimpften, waren in grosser Zahl dort. Die Schwärmer besuchten meine Glieder in ihren Häusern, redeten ihnen zu, nur zu kommen, fingen an gegen mich zu operiren und sagten ihnen, sie seien nicht recht bekehrt. Gott gebe ihnen jetzt Gelegenheit und sie sollten sie nicht versäumen. Manche brachten sie in Zweifel, diese schickten oder kamen selbst zu mir. Da hiess es jetzt laufen, reden, lehren und wachen, dass der Wolf die Heerde nicht zertreue. Den ersten Anprall haben wir glücklich ausgehalten; niemand schloss sich ihnen an. Die Schwarmgeister hatten Wochen lang allabendlich Versammlung gehalten. Die Weltmenschen liefen hin und schimpften und wollten mich für all diesen Unsinn verantwortlich machen. Ich nahm auf der Kanzel meine Stellung und zog die Linie so scharf ich konnte zwischen echtem Christenthum



The Old Lynntown Ebenezer Church, where four generations of Helffrichs preached, covering a period of 130 odd years.



The Pulpit and Chancel of the Old Lynntown Ebenezer Church.

und dem wilden Strohfeuer des Schwarmgeistes. Die Schreier aber, sowohl die in Seipsville als wie die in der Gemeinde, konnte ich nicht stille machen. Es hiess Kampf und er dauerte lange und war manchmal sehr heftig. Ich hatte immer zwischen zwei Feuern zu laufen, Welt und Schwärmerei, und von beiden wurde auf mich geschossen.

Letztes Frühjahr lernte ich bei Esq. Schubert in Langschwamm einen Deutschen namens Ph. Braes kennen. Braes hatte in Langschwamm Schule gehalten, war öfters in meinem Gottesdienst, wo ich ihn dann bei Schubert traf. Er wollte Prediger werden und kam nach Weissenburg zu uns, wo er für sich selbst Theologie las, um im kommenden Frühjahr sich an die lutherische Synode anzuschliessen. Ich beobachtete ihn genau und fand wenig an ihm. Er hatte einen verschlossenen und verbissenen Charakter. Ein Jahr später nöthigte er mich, ihm eine Empfehlung an die Synode zu geben. Er schrieb sie selbst; eine solche Empfehlung konnte ich ihm nicht geben; dagegen schrieb ich ihm ein Zeugniss wie mein Gewissen es erlaubte. Er ging nach der Synode und wurde abgewiesen, wie es auch recht war. Einen selbstsüchtigeren Menschen habe ich nie kennen lernen.

Auf den 14. Oktober kam ein anderer Deutscher, Friedrich Schmidt, mit einem Empfehlungsbrief von Reading. Schmidt gab sich aus als ein Schüler des Philosophen Fr. Schelling, dessen Vorlesungen über seine positive Philosophie, die noch nicht gedruckt seien, er selbst gehört habe.—Wir hatten eine Unterredung bis spät in die Nacht und ich merkte wohl, dass Schmidt kein Aufschneider war. Ich lud ihn ein, durch den Winter bei mir zu bleiben und verschaffte ihm oben bei meinem Bruder Zimmer und Kost. — Nun ging es nochmal über die Philosophie her. Ich hatte Kant, Hegel und Fichte durchgeochst und Chalibäus' Geschichte der Philosophie gründlich durchstudirt. Aber bei Schmidt fand ich mehr. Er gab uns, Braes und mir, tägliche Vorlesungen. Er zeigte zuerst die Mängel der verschiedenen Systeme und kam dann auf Schelling, der den positiven Punkt, das Sein Gottes zum Grunde legte und die Materie als aus Gott kommend; nicht die Materie hinstellte, um vom äusseren Dasein auf das Sein Gottes zu schliessen. Schmidt blieb bei mir bis Ende April und ich habe nicht umsonst die Zeit verbracht. Er war für mich ein grosser Gewinn. Den geträumten Pantheismus

Schellings kann ich bis heute nicht finden. In kurzem Satze besteht er darin, dass Schelling lehrt: Die Schöpfung ist die äussere Erscheinung Gottes, die Gottes Offenbarung nach aussen, gleichsam die Natur, das Gewand Gottes. Wer will dem Satz widersprechen? Ein bewusstes Glaubensleben fand ich keins bei Schmidt, aber ich fand was meinen Verstand dem Unglauben gegenüber völlig berechtigte.

Die alte Mutter Haupt, die Mutter von Heinrich Haupt, unserem nächsten Nachbar, litt schon das letzte Jahr an Altersschwäche, sie war im 84sten Jahre. Diesen Sommer sank sie aufs Krankenbett. Ich besuchte sie alltäglich wenn ich zu Hause war. Sie starb in den letzten Tagen des Jahres.

Das Jahr 1851 war das Jahr der Wiederkunft der 17-jährigen Cicade. Die deutschen Naturforscher lachten über die Idee, dass eine Cicade 17 Jahre brauche zu ihrer Transformation, und erklärten die Sache für ungenaue Beobachtung und eine amerikanische Aufschneiderei. Da erweist sich wie manchmal der deutsche Michel und wie auch die Gelehrsamkeit kindisch sein kann. Ende Mai kam die Larve aus der Erde hervorgekrochen, mancher Orten so dicht, dass die Erde von kleinen Löchern wie punktirt war. Die Larve liegt 17 Jahre in der Erde, wo sie langsam wächst und unter Frosttiefe hinabkriecht; schon ein Jahr früher kann man die Larven finden wenn man etwas tief in die Erde gräbt. Wie die Larve aus dem Boden kommt, kriecht sie an Baumstämme, Hecken oder was sie findet, sitzt einige Tage, springt auf dem Rücken auf und fliegt als Cicade davon. Sie ist in Form, Grösse und Farbe ganz verschieden von der gewöhnlichen schwarzen Cicade, die man jährlich aber nie häufig findet. Diese Cicade kommt nicht in allen Staaten auf dasselbe Jahr. Das Blaue Gebirge ist die Grenzlinie. Nördlich kommen sie fünf oder sechs Jahre eher. Die Cicade sticht mit ihrer Legesäge in das junge Holz und legt die Eier hinein. Alle angestochenen Aeste sterben ab, dass der Wald ganz dürr aussieht. Die Sage, dass die Cicade steche und ihr Stich gefährlich sei, ist unwahr; und doch ist sie nicht ohne Gefahr. Wer sich während der Zeit des Legens an der Legesäge durch Anstossen verwundet, kann eine recht gefährliche Wunde erhalten, wie solches dieses Jahr öfters vorgekommen ist. Die Cicade war dies Jahr in ungeheurer Zahl vorhanden.

XII.

Das Jahr 1852.

Jahres-Anfang — Des Winters Studium — Geisterklopfen — Tod der Mrs. Busse — Vaters Tod — Meine Wahl — Langschwammer Kirchbau — Classis — $15,000-Fond — Meine Verheirathung — Special-Classis — Ein Frevel — Mein Bruder unter Herrmans Einfluss — Herman Jacobi — Louis Reimer.

Auf den ersten Jahrestag hatte ich Vormittags, bei einer vollen Kirche, Gottesdienst in Langschwamm, und Abends in der Ziegelkirche. Mit Dank, Freude und Hoffnuug fing ich trotz Anfechtung und Schwarmgeist das neue Jahr an. Es sollte für mich ein Jahr grosser Wechsel, trauriger und froher Erlebnisse werden. O, wie liegt die Zukunft doch so dunkel und verschlossen vor uns! Könnte man in seinen Lauf voraus schauen, wie würde man manches anders machen; und doch, wer weiss, ob besser. Gott führt ja und er allein weiss, was uns gut ist; was wir für böse und verfehlt halten, ist in seinem Rathe das einzig Gute. Oft müssen wir um Anderer willen ein gross Mass von Trübsal tragen; denn wir sind ja nicht um unseretwillen auf Erden. Und so heisst es ja: Was Gott thut ist wohlgethan. Am Abend muss es licht werden.

Mein *Studium* setzte ich besonders durch diesen Winter fort. Schon seit Herbst hörte ich beinahe täglich eine Stunde Schelling. Schmidt demonstrirte klar und scharf, nach Schellings eigenen Worten: "Wer etwas hat zu sagen, braucht nicht ängstlich nach Worten jagen." Auf Schmidts Anweisung hatte ich mir noch folgende Werke kommen lassen und studirte sie nach: Dr. Fr. Ast, Grundlinien der Philosophie, Beleuchtung der Schelling'schen Lehre von Alexis Schmidt, Die Gottheiten von Samothrace von Schelling selbst, Das Verhältniss der Naturphilosophie zur verbesserten Fichtischen Lehre von Schelling, Fr. H. Jacobi von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung, Protestantismus und Philosophie von einem jüngeren Schelling. Ich gewann eine neue Ansicht in der Philosophie. Hatte ich von Brunner wider Willen die negative Seite des Denkens mir aufdrängen lassen, so

kam mir nun die positive Seite zu gute. Ich lernte, was meinen Verstand wenigstens beruhigte und zugleich aber auch, wie unzuverlässig das menschliche Denken ist. Weit über alles Denken hinaus gehen die realen Erfahrungen und wesentlich die von innen kommen. Das Denken, respective Vernunft und im letzten Glied Verstand, muss verarbeiten was es vorfindet. Der Mensch kann nicht erkennen was er will und wozu er etwa ein Bedürfniss fühlt; er muss durch die Sinnenwelt wahrnehmen, sein Feld ist ihm angewiesen. Das unendliche Sehnen des Geistes hat hier Schranken, welche kein Denken überspringen kann. Das Leben hier ist eingeschränkt, ein Untergeordnetes. Aber gerade diese Eingeschränktheit ist wieder ein Beweis eines über ihm liegenden unendlich höheren Lebenskreises. Da kommt denn der gründliche Denker von selbst wieder zurück auf eine Offenbarung Gottes. Das Sein Gottes ist erwiesen im eigenen Ich, welches Letztere sein Verständniss nur in einem höchst vollkommenen Ich finden kann. Und wo auf Erden unter der Zeitform rein nichts Zuverlässiges zu finden ist, da muss ja in der Schöpfung eine Offenbarung sein, wie könnte sonst der Geist befriedigt und der durch die Sünde kommende Widerspruch gelösst werden? Der Ausspruch des Unglaubens: "Das Leben ist nicht werth gelebt zu werden," ist bei der unendlichen Fülle des Lebens unter der Zeitform sogar ein Ausdruck, der an einen dem Narrenhause Entlaufenen denken lässt. Alles Gute ist Gottes Werk, das Verkehrte aber der Menschen Schuld.

Der *Spiritualismus*, *das Geisterklopfen* und Tischrücken, eine Erscheinung des 19. Jahrhunderts, wo der Satan alle Reserve loslässt, dringt allgemach auch unter das Volk ein. Ich wusste anfangs nicht, was daraus zu machen. Ich las von den Blättern der Spiritualisten, hörte von Medien und von ihren Wundern. Es schien mir, nicht Alles könne Humbug sein; fand aber keine Gelegenheit prüfen zu können. Endlich höre ich, im Februar dieses Jahres, es wäre eine Partie Geisterklopfer in Allentown. Schmidt und ich fuhren hin zu sehen und zu prüfen. Wir bekamen aber nur ein Mädchen, namens Susan Cairy, zu sehen, die Andern waren gerade abwesend; jedoch diese Miss Cairy war das Hauptmedium der Partie. Die Person war von kränklichem Aussehen und wie wir dann im Hause (Hotel) hörten, hysterisch. Wir wurden in ihr Zimmer gewiesen, das nichts als einige Stühle und in der Mitte einen ganz einfachen Tisch, ohne Schubla-

den und Flügel, enthielt. Bald trat die Person ins Zimmer, warf einen prüfenden Blick auf uns und frug nach unserem Verlangen. Ich sagte: Wir möchten gerne von ihrer Kunst sehen. Ich treibe keine Kunst, sagte sie, ich bin ein Medium mit der Geisterwelt, und wenn ihr Fragen an die Geister stellen wollt, will ich sehen, ob sie euch antworten wollen.—Sie setzte sich an den Tisch, lud uns ein, auf der andern Seite Platz zu nehmen. Nun legte sie ihre Hand mit der Fläche auf den Tisch und forderte uns auf dasselbe zu thun. In einigen Sekunden hörten wir einen eigenthümlichen klopfenden Ton; ähnlich dem wenn eine Spirale schnell aufgezogen und dann fahren gelassen auf Holz schlüge. Der Ton hatte etwas Wirbelndes in sich. Sie sagte uns, das sei die Antwort der Geister, die bereit wären, uns zu antworten. An dem Tisch war rein nichts von Mechanik, die auf Betrug schliessen liess. Wir untersuchten ihn genau. Wir setzten uns wieder und Miss Cairy sagte, wenn wir fragen wollten, so sollten wir unsere Hände flach wie vorhin auf den Tisch legen, was sie ebenfalls that, und unsere Fragen in Gedanken stellen; ein Klopf hiesse ja und zwei Klopfe nein. — Schmidt that so und gleich hörten wir den wirbelnd rasch klopfenden Ton. Er stellte drei oder vier Fragen und einmal hiess es nein. Was Schmidt gefragt, sagte er mir nicht, aber er war zufrieden mit den Antworten.—Nun stellte ich ebenfalls Fragen und erhielt die Antworten rasch und befriedigend. Das Klopfen war Alles was wir erfahren konnten. Darüber war nun nicht viel zu sagen, als dass das Klopfen wirklich stattfand und scheinbar kein Betrug war. Das Tischrücken hatte auch seine Richtigkeit, das Alles konnte aber leicht seinen natürlichen Lauf haben. Die grösseren Leistungen der Medien, wie Entfesselung aus Banden und Spielen der verschiedensten Instrumente in verschlossenen Räumen, hat sich oft als Betrug erwiesen; aber doch bleibt Manches dunkel und mag Uebernatürliches mit einfliessen. Ist Letzteres aber der Fall, so ist es gewiss Satanswerk.

Auf den 5. April beerdigten Schindel und ich Mrs. Elisabeth Busse, Gattin von Heinrich Busse, der lange Jahre Lehrer an der Weissenburger Kirche war. Sie war wie eine Mutter zu den Predigern der Gemeinde. Wie oft hatte sie uns ein kräftiges Mittagessen bereitet, das schon auf dem Tische unser wartete, wenn wir ermattet aus der Kirche kamen! Nach guter deutscher Sitte war das Mittagessen immer gemüthlich. Schulmeisters assen immer mit uns. War abge-

speist, so wurde nicht vom Tische gelaufen, sondern nun kam die Pfeife oder eine gute Cigarre, die wir präsentirten, und mit dem Rauchen noch eine Tasse Kaffee getrunken unter freundlichem Gespräche. Frau Busse war mit ihrem Gatten, einem gebildeten, deutschen Schullehrer von Europa, im Dienste an der Weissenburger Kirche alt und betagt geworden.

Vaters Tod.

Es war Mittwoch, den 7. April, als ich Abends von Lynn, wo ich zwei Tage nach einander Confirmanden-Unterricht gehalten, heimkehrte. Nach dem Abendessen redeten wir eine Weile, wo ich dann auf mein Zimmer ging und studirte. Um halb 11 etwa legte ich mich schlafen. Ich war kaum recht eingeschlafen, als mir Mutter rief: Komm schnell herab! Eine Ahnung durchflog mich und ich war im Augenblick in Vaters Kammer. Da lag Vater wieder vom Schlag gerührt, mit einem wehmüthigen und doch ergebenen Blick auf mich. Zuerst meinte ich, er habe seinen Magenkrampf, von dem er je und dann befallen wurde; er sagte: "Nein, Schlag!" und war völlig bewusst. Ich lief schnell den Berg hinauf und holte meinen Bruder. Bis wir herab kamen, konnte Vater schon nicht mehr reden und sank schnell in Bewusstlosigkeit. Er lag ruhig mit geschlossenen Augen, athmete aber sichtlich schwer und wurde von Stunde zu Stunde schwächer. Gegen Morgen öffnete er die Augen, die den glasigen Todesglanz annahmen, und um etwa 8 Uhr des Morgens, den 8. April, (1852) war er eine Leiche. Das war meine erste bittere Todeserfahrung. Meine Mutter wusste sich kaum zu fassen. Und doch warnm? das Gefühl fordert sein Recht, der Glaube im Herzen aber sprach: *Requiescat in pace!*—Vater war kaum gestorben, als der alte Herrman zur Thüre herein kam. Er sagte, er sei oben die Strasse, auf dem Wege nach der Vorbereitung, gefahren, da sei es ihm auf einmal klar geworden, dass Vater gestorben sei, und er habe unmöglich vorbei fahren können, sondern habe einkehren müssen, um zu sehen, ob sein Gefühl wahr sei. Es war Grüner Donnerstag. Ich hatte ebenfalls Confirmation und Vorbereitung in Lynn bestellt. Herrman übernahm es, den Bericht dorthin zu senden.

Die Beerdigung von Vaters Ueberresten fand statt auf Dienstag nach Ostern, den 13. April. Es war ein schöner

Frühjahrstag und eine grosse Menschenzahl fand sich ein. Viele Glieder aus jeder von Vaters Gemeinden waren gekommen, ihm die letzte Ehre zu erweisen. Vater Knoske von Kutztown redete am Hause über die Worte: "Das Gedächtniss des Gerechten bleibt im Segen"; und wandte die Worte an auf das Werk, das Vater gethan, und im zweiten Sinn auf mich als Vaters Nachfolger im Amte. Von unserem Hause ging der Leichenzug nach der Ziegelkirche, wo Vater in seinem Sarge im Altarraum ausgestellt wurde. Bruder J. Becker von Kreidersville hielt die Leichenpredigt über Joh. 12, 26. Nach dem Gottesdienste ging der Zug nach dem Familienbegräbniss in Maxatawny, wo G. Jäger und S. K. Brobst die Einsegnung vollzogen. Es waren 15 Prediger gegenwärtig. Durch Herrmans Einfluss über meinen Bruder wurde Vater auf jenen Gottesacker, der brach im Felde liegt, bestattet. Vater hatte öfters gesagt, er wünsche nach dem Begräbnissort der Ziegelkirche begraben zu werden, da die Instandhaltung des Begräbnisses in Maxatawny nicht möglich sei. Schon damals nahm ich mir vor, eine Versetzung später auszuführen. Aber erst 24 Jahre später, auf den 19. Juni 1876, sollte es möglich werden. Als das neue Cemetery an der Ziegelkirche angelegt wurde, kaufte ich zwei Lotten, als Begräbnissstätte für meine Grosseltern, Eltern und meine Familie. Die Tante Schmidt, das einzige noch lebende Kind von Grossvater Helffrich, übernahm die Versetzung der Grosseltern und ich die Versetzung Vaters. Auf den 19. Juni 1876 geschah dies. Wir fanden noch die Gebeine der Grosseltern, legten sie in neu bereitete Särge und setzten die Denksteine wieder, genau wie sie ursprünglich waren, über die Gräber. Vaters Sarg war noch ganz erhalten. Auch versetzten wir unsers Christians Grab auf demselben Tag von dem alten Gottesacker der Ziegelkirche nach unserer Lotte.

Bald nach Vaters Tod entschieden die Kirchenräthe eine *Wahl* für mich zu halten. Ich hatte keine Einwendung, es war jetzt in Ordnung und mein Plan war selbstverständlich, keine andere Stelle anzunehmen. In allen Gemeinden wurde die Wahl bestellt und gehalten. In keiner der Gemeinden, ausserhalb der Ziegelkirche, war die Rede von einer Opposition. In der Ziegel war es natürlich anders, ich hatte da eine starke Strömung gegen mich, aber auch eine weit stärkere für mich; und doch waren die Gegner nicht persönlich gegen mich, sondern nur gegen mein Predigen und die neuen Wege, wie sie sagten. Schindel machte im Auftrag des Kirchen-

raths die Wahl in der Ziegelkirche bekannt. Zum Schluss sagte er auf seine eindringliche Weise: Er wolle nun den guten Freunden Helffrichs einen Rath geben. Wisst ihr welchen? frug er dann. Es ist der: Wer von euch nicht den jungen Helffrich stimmen kann oder will, der bleibe daheim und lasse sein Gesicht hier nicht sehen! Alle andern Gemeinden werden ihn einstimmig erwählen; und wenn die Ziegel-Gemeinde nicht auch so thut, dann wird sie sich später nur schämen, dass sie den alten Stamm hier ausrotten wollte. — Und richtig hat Schindel den Nagel auf den Kopf getroffen; denn als die Wahl vorüber war, war ich in allen Gemeinden, selbst in der Ziegelkirche, einstimmig erwählt. Die guten Freunde, wie sie Schindel nannte, waren nicht zur Wahl gekommen.

In der Langschwamm-Gemeinde kam der Gedanke auf *eine neue Kirche* zu bauen. Es waren bisher nur wenige Glieder, aber glücklicher Weise die reichen, die den Plan in Anregung brachten. Sie legten mir das Projekt vor und frugen mich um Rath, wie es anzugreifen, dass sie zum Ziele kämen, da wenigstens zwei Glieder gegen den Bau wären zu einem für denselben. Mir lag eine neue zeitgemässe Kirche ebenfalls an. Ich gab den Rath: Sie, die reichen Glieder, sollten eine Subscriptionsliste aufstellen und das zum Kirchbau nöthige Geld schreiben, dann wäre nachher bei einer Wahl der Erfolg ausser Frage, weil jedes Glied lieber in eine neue als alte Kirche ginge. Mein Plan wurde angenommen, man stellte aber an mich das Verlangen, die Subscriptionen zu sammeln. Ich willigte ein, weil mir das auch Gelegenheit gab, mit allen Familien bekannt zu werden. Ich ging erst zu den Gliedern die für den Bau waren, und bekam eine hübsche Summe, genug für eine ordinäre Kirche zu bauen; dachte aber, wenn die andern Glieder auch zum Schreiben zu bringen wären, so könnten wir eine schönere Kirche bauen. Nun ging ich auch zu den übrigen Gliedern und nur Wenige waren es, die ich nicht zum Geben veranlassen konnte. Ich verbrachte neun Tage in der Gemeinde und hatte genügend Unterschriften eine recht schöne Kirche zu bauen. Und als nun die Rede auf die Wahl kam, meinten die Glieder: wozu eine Wahl? wir haben ja Geld genug. Die Wahl aber wurde gehalten und keine Stimme fiel gegen den Kirchenbau.

Unmittelbar nach der Wahl wurden Anstalten getroffen diesen Sommer noch die Kirche aufzuführen. Man wählte die Baucommittee und setzte auch Schindel und mich dazu.

Die alte Kirche musste niedergerissen werden; da bestimmten Schindel und ich den 4. und 5. Mai als Tage zum letzten Gottesdienst in der alten Kirche, und zwar zu einer gemeinschaftlichen Abendmahlsfeier für beide Gemeinden, reformirt wie lutherisch.—Auf Samstag Nachmittag hatten wir unsere Vorbereitnng. Schindel predigte und ich hielt den liturgischen Gottesdienst am Altare. Es war feierlich, wie sich die ganze Gemeinde zum letztenmal in der alten Kirche niederknieete. Nach der Einsegnung hielt ich noch eine Rede im Rückblick auf den vielen und reichen Segen, den Gott in diesem Hause über die da draussen auf dem Gottesacker schlafende und die hier zum letztenmal versammelte Gemeinde ausgegossen hatte; und wie nun hier unser letzter Gottesdienst und Abendmahlsfeier gehalten würde. Wenige Augen waren trocken.—Am Sonntag Morgen hielt ich die Predigt und nach der Predigt Schindel den Altargottesdienst. Dann nahmen wir das Abendmahl, ich reichte es Schindel und Schindel mir, worauf die Gemeindeglieder kamen und Antheil nahmen. Mehr als 400 Glieder genossen das Mahl.—O, wie fühlte ich damals die Trennung der beiden Kirchen! Warum ist diese Spaltung? Warum nicht eine Kirche so weit die deutsche Zunge klingt? Und die ganze Gemeinde fühlte so. Viele sprachen es aus zu uns nach dem Gottesdienst. Schindel antwortete: Wenn es an Bruder Helffrich und an mir läge, dann wäre es gewiss anders.

Als der Eckstein aus der alten Kirche genommen wurde, war ein grosser Theil der Gemeinde zugegen. Alle eingelegten Papiere, als Bibel, Katechismus, Urkunde, waren völlig verwittert und fielen auseinander; die Feuchtigkeit hatte alles zerstört. Wir glaubten, einige Münzen der Jahrzahl des Kirchenbaues zu finden, aber die alten Väter brauchten damals ihre Münzen zu andern Zwecken.

Die Ecksteinlegung zur neuen Kirche fand auf den 9. Mai statt. Schindel, Aug. Dechant und ich predigten. Es war ein lieblicher Tag; da die Witterung sehr günstig war, war die Zahl der Beiwohnenden ausserordentlich gross. Und die Marketender? Ja, an denen fehlte es nicht. Sie verkauften fort und fort, selbst während dem Gottesdienst liessen sie sich nicht stören. In der Predigt appellirte ich an die Versammlung und frug: Was seid ihr gekommen zu sehen? Gottesdienst? nun dann blickt um euch, ist das Gottesdienst oder ein recht verweltlichtes Battaillon? Wo kommen wir hin, wenn das so fortgeht? Ich bat die Marketender, sie sollten

künftig nicht mehr kommen mit ihrer Marketenderei um den Gottesdienst zu stören, zu verweltlichen und den Sonntag zu brechen. Es war mein erster Angriff gegen diese Schändlichkeit.

Der Bau der Kirche nahm den ganzen Sommer in Anspruch. Wir predigten durch den Sommer an der Quelle unter den Bäumen, wo die Kanzel aus der alten Kirche an einen Baum befestigt war. Erst bis zu Weihnachten wurde die Kirche zur Einweihung fertig. Auf den 25. und 26. December, Samstags und Sonntags, wurde sie eingeweiht. Auf den ersten Tag predigte Hinterleitner und Erasmus, den zweiten Tag Brobst und Schindel. Die Kirche war damals die schönste im Lande. Ich dachte auf Christtag, wo Frost und Schnee die Erde deckte, würden die Marketender wegbleiben—aber, o nein! wenn auch nicht in so grosser Zahl, so hatte sie der Teufel doch herbei geführt. Dort stunden sie, hinter ihren "Lebkuchen und Zuckerstängeln", hinkten hin und her und zogen das Halsgenick ein vor Frost, und gebrauchten alle Künste Käufer anzulocken. Ja, da mussten andere Wege ergriffen werden, um diese Pest auszurotten.

Unsere Classis versammelte sich dies Jahr auf Dienstag vor Himmelfahrt, den 18. Mai, in der Ziegel-Kirche. Doktor Bomberger wurde zum Präsident und ich zum Secretär erwählt. Die Eröffnungspredigt hielt C. G. Eichenberg, in Abwesenheit des letztjährigen Präsidenten. Louis Reimer, ein Licentiat vom letzten Jahr, predigte Abends. Die Vorbereitungspredigt hielt Cyrus Becker und die Abendmahlspredigt Dr. Bomberger.

Alfred Herrman, ein Sohn des alten C. G. Herrman, wurde in unsere Classis aufgenommen. Sein Vater, früher ein Freisynodler, hatte Alfred nach einer kürzlich erst unter Stühle entstandenen freien Synode—die wir die Räuber-Synode des neunzehnten Jahrhunderts nannten — gesandt und ihn dort examiniren und ordiniren lassen. Herrman hatte Angst sein Sohn würde von der East Pennsylvania Classis zurückgewiesen werden, da sandte er ihn dorthin, mit dem Plane ihn dann doch als fertig in unsere Classis einzuschmuggeln. Es gibt ja Menschen, die statt der Löwenhaut, je nachdem es passt, den Fuchspelz tragen. So hier. Die Classis bestimmte ein Committee, mit Alfred ein Colloquium zu halten, und setzte mich als Vorsitzer darauf. Wir besprachen uns mit Alfred, und hauptsächlich über die Lehre ven der Kirche. Alfred Herrman hatte gänzlich unter dem Einfluss seines Vaters

gehandelt und wünschte ein Glied unserer Classis zu sein. Die Committee berichtete demgemäss und schlug ihn zur Ordination vor. Nach der Vorbereitungspredigt wurde er mit seinem künftigen Schwager, D. F. Brendle, ordinirt.

Bei der Vorbereitung, wo Dr. Dubs den liturgischen Gottesdienst führte, knieete die Gemeinde und alle Prediger mit, nur der alte Vater Herrman blieb auf seinem Stuhle sitzen wie ein Klotz. Er war in einer bösen "Fix". Hätte er sich mitgeknieet, so hätte er sich selbst verurtheilt, denn er schimpfte tüchtig auf unsere Schwärmerei und neue Wege die wir einführten. Die Gemeinde aber sah wie alle andern Prediger sich niederknieeten, da machten sie selbst den Schluss, dass alle andern Prediger es für recht ansahen, und Herrman verlor statt zu gewinnen.—Bei dem Abendmahl auf Himmelfahrt war ich, mit Entschuldigung der Classis, abwesend. Mein Cousin, Dr. Schantz in Allentown, wurde beerdigt, welcher Feier ich beiwohnte.

Das Hauptgeschäft der Classis war die Vertheilung des $15,000-Fonds, womit der Antheil der Lutheraner am Franklin Collegium, in Lancaster, ausbezahlt werden sollte. Meine Pfarrstelle hatte $400—später noch $100 mehr, weil viele Brüder nichts thaten—zu collectiren. Die von der Classis bestimmte Committee zur Verwaltung der Sache war Bomberger und ich.

Ich schrieb die Verhandlungen der Classis in das Protocoll und machte eine Abschrift davon für die Synode. Dieses Copy übergab ich bei einer Special-Versammlung an Rütenik, der es Bomberger übergeben sollte, um es nach der Synode mitzunehmen. Der gute Bruder Rütenik aber verbüffelte es, liess die Verhandlungen in seinem Sacke stecken, und an der Synode fehlten, zum Erstaunen Aller, die Verhandlungen der East Pennsylvania Classis.

Etwa fünf Wochen nachdem Doktor Schantz beerdigt wurde, wurde sein jüngerer Bruder Llewellyn begraben. Er war auf einer Omnibus nach der Spring mitgefahren, das Gefährt stürzte den Berg hinab und er brach das Genick. Die Leiche fand auf den 30. Juni statt.

Gleich nach der Classis machte ich mich an meine Arbeit, die mir auferlegten $400 für den $15,000-Fond zu collectiren. Ich fing in der Lynn Gemeinde an und ging von Haus zu Haus; so auch in Heidelberg, Lowhill und Ziegel-Gemeinde. Es war mir eine saure Arbeit, denn gerade diese Art Arbeit liegt nicht in meiner Natur. Aber geschehen musste es und

griff ich frisch zu um es los zu werden. Auch hatte ich den grossen Nutzen davon, überall meine Glieder besser kennen zu lernen. Ich brachte die Summe zusammen, aber o, wie gibt es da doch verkehrte Ansichten!

Verheirathung.

Amanda H. Fogel, eine Tochter von Salomon Fogel, Esq., von Fogelsville, war im Verlaufe des letzten Winters meine Braut geworden. Wir liessen uns von Dr. Demme in Philadelphia trauen, und zwar auf den 1. August 1852. Mein Bruder und seine Frau begleiteten uns auf unserer Hochzeitsreise. Von Philadelphia reisten wir per Steamer nach Cape May, nach Philadelphia zurück; von wo mein Bruder wieder heimkehrte. Wir aber reisten nach New York, den Hudson hinauf nach Albany, wieder zurück nach New York, Coney Island, und über Easton nach Fogelsville heim.—Bruder S. K. Brobst und ich hatten eine Verabredung, uns gleichzeitig in einer Kirche in Allentown trauen zu lassen. Brobst aber wurde nicht bereit, gemäss unserer Verabredung; seine Trauung fand später statt.

Am 7. October hatte unsere Classis eine Special-Versammlung bei Kreidersville. Die Assessments des $15,000-Fonds beriefen die Classis zusammen, desgleichen eine Klage Bruder Beckers gegen Erasmus wegen einer gehaltenen Wahl für Erasmus in einer Gemeinde und einer Streitigkeit zwischen Charles Becker und Alfred Dubs. Hier wurden mir die Classical-Versammlungen förmlich zum Ekel. Die Selbstsucht kam hier öffentlich ans Tageslicht, und es wurde mir klar, dass Gerechtigkeit ganz ausser Frage war. Wer Einfluss hat thut was er will, und man treibt Machinationen, um seine Pläne auszuführen. Zur Mission thaten die Wenigsten etwas, aber ihre Interessen zu decken, hatten sie ein grosses Maul. Das eigene Ich, aber nicht Christus, regiert. Bewahre Gott die Kirche vor solchen Gerichten.

Diesen Herbst ereignete sich ein Frevel in der Ziegel-Gemeinde, wie man selten etwas unter unsern Leuten hört. In einem Wirthshause in der Gemeinde hatte sich eine Zahl rohen Gesindels und Trunkenbolde eingefunden. Als sie halb betrunken waren, feierten sie das Abendmahl in einem Saufgelage, einander das Branntwein-Glas, mit den Einsetzungsworten gesprochen, hingebend, und meinten, das sei ebensogut

wie "der Parre ihres". Was thut doch der Satan! Alle jene sind schon im Grabe. Einer war aus der Tenne vom Vorschuss hinab gestürzt und brach den Hals; ein anderer starb im Delirium Tremens; ein anderer verkümmerte in einer elenden Hütte. An jedem hatte sich Gottes Gericht erfüllt. Gott lässt sich nicht spotten!

Mein Bruder nimmt, durch Herrman's Einfluss, gegen mich eine unbrüderliche Stellung ein. Ehe Vater starb, war es ein Verständniss, dass ich das Haus wo Vater wohnte, als Erbe haben sollte, und Heinrich, mein Bruder, das behalten das er sich oben auf der Höhe erbaut hatte. Da aber Vater ohne ein Testament hinterlassend starb, fiel meinem Bruder die erste Wahl zu und durch Herrman veranlasst, nahm er dasselbe bei dem Appraisement an. Ueberhaupt merkte ich bald auf mancherlei Weise, wie Herrman's Einfluss meinen Bruder gegen mich brachte. Er liess sich von seinem Schwiegervater völlig lenken. Dies war überhaupt der erste Antrieb, dass ich nach Fogelsville zog. Nach Vaters Tode hatte ich keinen Bruder mehr; dies wenigstens hatte der alte Fuchs in Maxatawny erreicht, wenn auch in allem Anderen seine Anschläge erlagen.

Herrman Jacobi, ein edler Geist, kam vor einigen Jahren von Europa und im Verlaufe dieses Jahres in diese Gegend. Das Unglück hatte ihn nach Amerika verschlagen. Jacobi war aus Weimar, wo er Richter war; er hatte Göthe noch gekannt und war eine Blume aus Weimars Kranz. Er war dort verehelicht und lebte in hohem Ansehen. Da schlich der Teufel in sein Haus, sein Weib wurde schlecht und Jacobi liess Alles im Stich und wanderte aus. Sein Gemüth war zerrissen. Er hielt ein Weile Schule, war bei Holbens in Heidelberg Hauslehrer, kehrte sich aber um nichts und brütete nur über sein Schicksal. Oefters suchte ich ihn aufzumuntern und zu einer Beschäftigung zu verhelfen. Er fühlte sich desswegen zu mir geneigt, legte mir sein ganzes Schicksal offen dar, aber wies Alles zurück mit dem Worte: Ich tauge zu nichts mehr! Er kam ins Lumpen, Saufen, Kartenschlagen, und starb im Armenhause. Welch eine Perle verdarb in ihm!

Louis Reimer, der letztes Jahr von unserer Classis licensirt wurde, und den ich an der Classis kennen lernte, wurde einer meiner wärmsten Freunde. Er suchte eine Pfarrstelle ohne sie zu finden. Obgleich Reimer von Herzen fromm war und von Deutschland aus eine gute Bildung hatte, schien es doch

als ob das Amt nicht sein Beruf wäre. Er war verehelicht und hatte eine liebe Familie. Später zog er nach Philadelphia, kehrte nach Deutschland zurück und kam abermal nach Philadelphia, widmete sich der Musik und besuchte uns öfters mit seiner Familie in Fogelsville auf Wochen lang. In späteren Jahren kam er mit den Adventisten in Berührung, predigte für die Gemeinschaft, gab eine Zeitung heraus und eine Zahl kleiner Pamphlete.—Was aus ihm später geworden ist mir fremd geblieben. Sein Herz war fromm und gut.

Dieses Jahr war ein sehr thätiges für mich. Allerwege war ich in Anspruch genommen. Gegen den Herbst brach die rothe Ruhr aus und ich hatte ungewöhnlich viele Leichen. Auf den letzten Jahrestag hatte ich Vorbereitung und Confirmation in der neuen Kirche in Langschwamm.

XIII.

Das Jahr 1853.

Des Jahres Anfang — Langschwammer Erfolge — Ebrard — Nach Fogelsville gezogen — Amtserlebnisse — Frantzens Tod — Leschers Kohlenland-Speculation — Frantzens Versprechen.

Das Jahr 1853 fing an mit einem Samstag; auf diesen ersten Jahrestag feierten wir das Abendmahl in der Langschwamm-Gemeinde. Auf Freitag den letzten December war Vorbereitung und Confirmation. Im Herbste, um die Zeit der Abendmahlsfeier, war die Kirche nicht fertig, so wurde die Feier verschoben bis nach der Einweihung. Es waren dankbare Herzen, die zum ersten Mal in der ueuen Kirche communicirten. War die Zahl der Gäste klein, nur 73, so war die Feier aber herzlich und mit Segen begleitet.

Ueberhaupt war damals die Langschwamm-Gemeinde noch klein, sie zählte etwas über 100 Glieder, und war wie heute noch auf einen kleinen Bezirk eingeschränkt. — Gleich im Anfang des Jahres kaufte die Gemeinde Lampen und ich fing Abendgottesdienst an wie in der Ziegel-Kirche. Es war nothwendig die Leute zum Kirchgang zu bringen; denn niemals war ein guter Kirchgang dort gewesen. Einzelne Familien kamen regelmässig; in dieser Gemeinde waren es, als gute Ausnahme, die reichen Glieder. Dass die Reichen die christ-

lichen Glieder waren, half der Gemeinde überhaupt schneller auf, als wo es umgekehrt ist. Ernste Busspredigten und unsere Abendgottesdienste erzeugten Hunger nach Gottes Wort und brachten den Kirchgang bald in Zug. Ehe lang war auch diese Kirche mit Zuhörern angefüllt, wie droben in der Ziegel. Ich verfolgte denselben Plan in meinen Predigten, wie ich es früher in der Ziegel gethan. Eine manche Familie wurde aufgeweckt. Die Frolics wurden ohne Kampf ausgerottet. Die drei Haupt-Wirthshäuser der Gemeinde waren immer gut gehalten; Christian Dankel der Wirth an Trexler's Store, Richard Wirz unten an der Kirche und Nathan Trexler in Mertztown, alle drei dankten mir, dass ich "dies Luderleben stoppte", wie sie sich ausdrückten; nur je und dann hatten sie auf Zudringen der Jugend eine Frolic erlaubt. Noch einige mehr abgelegene Nester versuchten es die Schweinereien im Zuge zu halten, allein die Eltern stimmten mir bei, und die Sache hörte auf, ohne dass sich eine Spannung in der Gemeinde erhoben hatte.

Endlich kam ich auch zum Hauptwerke der neueren christlichen Wissenschaft, oder besser, das Werk kam zu mir. Im Verlaufe des letzten Jahres hat *Dr. Ebrard seine Christliche Dogmatik* herausgegeben. Der Ruf dieses Werkes kam rasch herüber nach Amerika und in kürzester Zeit auch das Werk in zwei Bänden. Ich las es, ja ich überflog es. Das Buch zu studiren war mir unmöglich, ich verschlang es vielmehr, so entsprach es meinen Gedanken und Gefühlen; dann erst nahm ich mir Zeit es zu studiren und zu verdauen.—Dr. Ebrard hat in seiner Dogmatik durch seine wissenschaftliche Begründung des subjectiv-christlichen Lebens — des Erfahrungs-Christenthums — nicht nur die rationalistische Moral, sondern auch den Schwarmgeist rein, ohne Ueberbleibsel, todt geschlagen. Er bringt evangelisch-christliches Dogma und hat dasselbe in ein folgerichtiges System gebracht. Was die Philosophie Wahres gebracht hat, ist hier der Dogmatik dienstbar gemacht. Die Philosophie als selbstständige Disciplin ist nicht zwecklos in ihrem Werke gewesen; mag sie immer als ausserkirchlich dem Christenthum feindlich sein, so wird sie doch in Allem, was sie Wahres leistet als Wissenschaft, der Kirche wieder dienstbar, gerade wie die Künste im Allgemeinen und die Musik im Besonderen. Ebrard hat dies in seiner Dogmatik bewiesen; mit Recht kann sein Werk eine philosophisch-christliche Dogmatik genannt werden, denn viele wahre Gedanken, die aus jener Disciplin sich bewährt haben,

sind darin verwerthet. Unstreitig ist Ebrards Dogmatik, unter allen die von der neuen Zeit ausgehen, wie Dr. Langes, Martensens, Schmids und andern, das Beste was deutsches Christenthum und deutsche Wissenschaft geleistet hat.—Das Studium dieses herrlichen Werkes war mir mehr als alles Andere das ich bisher noch studirt hatte. Das was manche unserer amerikanischen Theologen, selbst in der reformirten Kirche, gegen Ebrard einwenden, wie z. B. sein Capitel von der pleromatischen Menschheit Christi, ist nichtig. Ebrards Idee ist dem Denken gemäss und entspricht der Sache, und so alles durch sein ganzes Werk. Wie herrlich ist seine Einleitung; wie schlagend der Punkt, dass er alle Beweise für das Dasein Gottes fallen lässt und nur den einen *Nachweis* — die Erfahrung der Wahrheit des Christenthums — gelten lässt; und wie befriedigend für Herz und Verstand seine Prädestinationslehre.—Ich habe Ebrard mit meinen zwei Schülern, Rev. L. R. Derr und E. J. Fogel, gründlich mit Erklärungen durchgegangen und die schönsten Früchte gefunden.

Im Verlaufe des Winters kaufte ich mir ein *Haus und Lotte in Fogelsville.* Dass mein Bruder das Haus das mir zugedacht war mir wegnahm, sah ich als einen Wink an mich nicht in Weissenburg einzuwohnen. Fogelsville war in jeder Beziehung schicklicher; Post, Store, Schule und jeder Verkehr war vorzuziehen und auch die Lage für mich wie für die Gemeinden bequemer. So kaufte ich mir, auf Verlangen meines Schwiegervaters, das Haus nächst dem Hotel. Dieser Ankauf war unklug, das Haus war nicht recht gelegen für mich und dazu eine alte Baracke, die einer tüchtigen Ausbesserung bedurfte.

Eines Abends waren wir nach Fogelsville auf Besuch — meine Frau war durch den Winter bei mir in Weissenburg — und stellten bei Schwager Erdman, der das Hotel hielt, auf. Einige Fogelsviller sassen in der Bar-Room und spielten Karten, wahrscheinlich absichtlich, während Erdmans Familie und wir in einem anderen Zimmer sassen und sprachen. In kurzer Zeit ging ein Rumor durch meine Gemeinden, ich hätte in Fogelsville im Wirthshaus gesessen und Karten gespielt. Ich hätte daraus merken können, was mich noch alles in Fogelsville erwartete; noch ehe ich dahin zog, waren dort drei Einwohner meine Feinde bis einer mir nur freundlich gesinnt war. Fogelsville war eins der versumpftesten kleinen Nester das leicht zu finden war, und das rohe Gesindel dort hatte es darauf abgesehen, mir die Hölle heiss zu machen.



The New Lynntown Ebenezer Church.

Ben. Fogel, seine Söhne und die Rupps waren reich, führten die Herrschaft in Fogelsville, auch waren sie mit Herrman verschwägert und Fogelsville war Herrmans Gemeinde; gleich oben steht die Ziegel-Kirche, alle Vorgänge dort waren ihnen bekannt und Herrman hatte gegen meine Bestrebungen als Schwärmerei aufgehetzt — da konnten Reibungen nicht ausbleiben, um so mehr, da ich in keinem Stücke nachgab und Manches, das ich täglich in meiner Umgebung sehen musste, auf meiner Ziegelkircher Kanzel beleuchtete. Da gab es dann freilich aufblitzende Funken die heiss waren. Nebstdem war ich als Republikaner bekannt und ganz Fogelsville war demokratisch, das bis Dato noch für General Jackson stimmte. Was blieb da zu erwarten als öfters blaue Nase und Augen zu bekommen?

Im Frühjahr zogen wir nach Fogelsville und wohnten zuerst bei meinen Schwiegereltern. Zuerst liess ich mein angekauftes Haus ganz neu umbauen: Thüren, Fenster, Läden und alles Holzwerk wurde neu gemacht nach Cottage Weise; alle Pflästerung wurde abgerissen und aussen mit Cement neu belegt. Diese Neuerung kostete mehr als ein neues Haus bedingt hätte; bis alles fertig war waren meine Auslagen $2850. Das war meine erste grosse Dummheit in Fogelsville. Ich musste Geld leihen und wusste damals noch nicht was das meinte; es war der Anfang einer manchen schweren Stunde die folgen musste. Während unser Haus im Bau war, gingen wir, Frau und ich, nach Philadelphia und kauften neuen Hausrath. War das auch nothwendig und wir Mass hielten, so war es doch Schuld auf Schuld gehäuft und folglich unweislich gehandelt.—Endlich wurde alles fertig und die Einrichtung war angenehm, ohne im geringsten übertrieben zu sein; allein ich hatte eine Schuld auf dem Halse und Geldangelegenheiten waren mir fremd. Mein Gemüth leidend, zu freigebig, ja leichtsinnig im Geldverbrauch und Jedem trauend, fing für mich eine bittere Schule an in der ich lernen sollte; diese Schule aber war nothwendig, wie bitter sie auch war: ich lernte die Welt, mich selbst und Gott kennen und auch Gott vertrauen, der mir jedesmal aushalf wenn die rechte Stunde kam, so dass ich manchmal Ursache hatte an Wunder zu glauben.—Auf den 16. August zogen wir in unser Haus und assen froh und dankbar unser erstes Mahl hinten in der kleinen Küche. Der Tisch stund am Fenster, war sauber und rein gedeckt, alles neu, die Speise dampfte einladend und neben uns stund die Wiege, wo unser kleiner Sohn in den

Kissen lag—er war uns noch drüben im Hause der Schwiegereltern geboren—kein Wunder, wenn da ein heimathliches Gefühl das Herz überfiel. Ja, wir fühlten uns glücklich und doch wie viel Sorge und Leid sollte in jenem Hause getragen werden!

Amtserlebnisse.

Auf den 31. Januar hatte ich eine Leiche in Lowhill wobei ich kaum wusste wie mich zu verhalten. Es wohnte dort eine taubstumme Familie, namens Nathan Georg. Beide Eltern waren taubstumm; wie kann man sich da verständlich machen? Ich hatte im Hause früher mehrere Kinder getauft, da hatten sie aber Pathen; nun war der Tod eingezogen und hatte ihnen, kurz nacheinander, zwei Kinder weggenommen. Ich stund am Sarge sollte sie trösten, und ihr Schmerz war gross, und wusste nicht wie. Ich nahm die neben dem Sarge auf einem Tischlein liegende Bibel und schlug meinen Text auf. Beide Eltern lasen ihn und schienen sich daran zu erquicken. Meine Predigt war zur Gemeinde: von den verborgenen Wegen Gottes. Später zog die Familie nach Bethlehem, wo eine Tochter sich zu Marsteller verehelichte, der während dem Bürgerkriege Soldat wurde, nach Florida kam und später sich in der Nähe von Bronson niederliess. Auf meiner ersten Reise nach Florida besuchte ich die Familie dort, fand die alte Mutter Georg bei ihrem Schwiegersohne, die mich augenblicklich erkannte.

Kurz nach der Leiche von Georg's Kindern wurde ich zu einer sterbenden jungen Frau nach Lowhill gerufen; es war die Frau von Levinus Schmidt. Sie war vollkommen bewusst und früher fleissig in unserer Kirche. Ihre Krankheit war zum Tode, sie wusste es. — Sie wollte sich bekehren. Ich merkte gleich, dass sie unter Bekehrung die methodistische Weise verstund. Ich redete ihr die Sache aus uud beruhigte sie. Sie starb im Frieden. Ihr Mann nahm es sehr zu Herzen, wurde ein warmer und aufrichtiger Christ und war noch Jahre ein ernstes Glied der Gemeinde. Später zog er über den Blauen Berg, fand dort keinen Anklang in seiner Gemeinde und ging über zu den Evangelischen.—Später erzählte er mir die Kirche drüben sei ganz todt und jeder der recht leben und in seinem Hause bete, der würde verlacht, da habe er nicht bestehen können; aber er liebe seine reformirte Kirche noch so herzlich wie jemals. Wie oft kommt dieselbe Geschichte

vor, manchmal auf Wahrheit gegründet, andermal als Vorwand!

Unser Abendmahl in der Ziegel-Kirche auf den 2. und 3. April ging ruhig und mit Segen vorüber; so auch in den andern Gemeinden. In Lowhill und Heidelberg hatte ich Confirmandenklassen.

Nach der Classis kam ich dies Jahr nicht. Sie versammelte sich auf den 4. Mai; nun hatte ich gedankenlos auf den 4. und 5. Abendmahl in Weissenburg und auf den 7. und 8. in Langschwamm bestellt. Ueberhaupt lag mir an der Classis wenig; ich hatte herzlich satt an den Katzbalgereien die dort herrschten. Wenigen nur schien das Wohl der Kirche am Herzen zu liegen, die meisten hatten sich selbst im Auge.

Im Juni predigte ich auf Verlangen in der St. Peters Kirche, einige Meilen rechts von Scheimersville. Die Gemeinde war predigerlos und wünschte, ich sollte ihr von Langschwamm aus Nachmittags predigen. Ich sagte den Dienst zu und predigte dort etwa ein Jahr, bis sie in eine andere Stelle aufgenommeu werden konnte.

Auf den 11. und 12. Juni wurde unsere verbesserte Orgel in Langschwamm auch wieder eiugeweiht. Ich hatte die erste Predigt zu halten, Vogelbach von Allentown predigte Nachmittags und am zweiten Tage Schindel und Dechant. Ich hatte mit dem Kirchenrathe ein Uebereinkommen getroffen, dass die Marketender nicht verkaufen dürften während den Stunden des Gottesdienstes. Der Kirchenrath war fest und die Marketender mussten nachgeben, was sie nur im Zorn thaten. Man denke sich nur, diese Satansbrut meinte: das sei ihnen ihre Freiheit genommen.

Bei unserem Abendmahl im Herbste hielt ich in der Ziegel- und Langschwamm-Kirche in der Woche vorher Abendgottesdienste, und zwar Busspredigten. In Langschwamm kam, als das Chor noch vor dem liturgischen Gottesdienste sang, ein Mann von der Emporkirche herab zu mir an den Altar getreten und sagte: O, Parre, betet für mich! Ich frug ihn: Warum er dies hier wünsche? das sei nicht die Weise unserer Kirche, wir würden dabei nur der Sache schaden. Ich frug ihn: Ob er keinen Frieden im Herzen empfinde? O, ja, sagte er, aber sein Herz sei zum Ueberlaufen voll. Nun dann so setze dich, meistere deine Gefühle und komm nachher mit zum Abendmahle und Gott wird dein Herz stillen. Er that so; bei der Austheilung aber merkte ich, dass er sich Gewalt that, um ruhig zu bleiben. Ach! die Armen suchen

das Christenthum im Gefühle ihres Herzens und meinen das sei der Heilige Geist. Auch dieser Mann war auf falscher Fährte. Der Schwarmgeist war ihm eingeimpft und er liess sich später von ihm weiter führen als er aus der Gemeinde kam.—In der Ziegelkirche hatte ich eine Confirmandenklasse, die alle Zeichen herzlicher Liebe gegen Jesum offenbarten. Die Feinde waren stumm, aber manche Laue waren wärmer geworden.

Der Agent der Amerikanischen Tractat-Gesellschaft, Rev. E. M. Long, collectirte in der Ziegelgemeinde und die Gemeinde machte mich durch Zahlung von $50 zu einem Life-Director.

Auf den 27. September war die Hochzeit meiner Frau Schwester, Mathilda Fogel, mit Ed. Mickly bestellt. Schindel vollzog die Trauung. Abends vorher empfing ich einen Brief von Bruder Schulz, vom Schwenkfelder-Thal, *Frantz sei plœtzlich gestorben*, und er habe Frantz schon lange versprochen mir in solchem Falle zu schreiben, dass ich ihn noch einmal sehen solle, ehe er begraben würde. Frantz hatte mich noch immer fleissig besucht. Vor drei Jahren etwa hatte ihm Bruder Schulz eine deutsche Schule in seiner Gemeinschaft verschafft und er hatte eine rechte gute Stellung dort. Von dort aus hatte mich Frantz auch schon in Fogelsville besucht und eine ganze Woche bei mir verweilt. Ich spannte früh am Morgen ein, liess die Hochzeit im Stich und fuhr hinab nach dem Schwenkfelder-Thal zu Bruder Schulz, um mein gegebenes Versprechen an Frantz zu erfüllen. Ich erzählte Schulz die Sache und bat ihn mit zu gehen. Frantz hatte bei einem reichen Bauern gewohnt und war recht anständig in einem grossen Zimmer ausgelegt. Bruder Schulz und ich untersuchten seine Leiche ganz genau und der Doktor sagte mir: Du kannst ganz ruhig sein, Frantz wird nicht mehr wach, bis ihn Gottes Stimme von den Todten ruft; er ist todt! Freilich alle Zeichen waren da und ich war davon selbst überzeugt. So war es also nur eine fixe Idee mit seiner Angst vor dem lebendig begraben werden, mit der ihn Satan blos necken wollte. Frantz war am Herzschlag gestorben, obwohl er auszehrend war, und sein Tod war plötzlich erfolgt. — Es that mir im Herzen leid diesen Freund zu verlieren. Frantz war viel für mich, mehr als Jemand ahnte. Ueber seinen Heimgang im Frieden war ich ganz ruhig. Er liegt

begraben auf dem Gottesacker der Schwenkfelder-Gemeinde. —Als ich von ihm Abschied nahm und den letzten Blick auf sein fahles Angesicht warf, dachte ich an das andere Versprechen. Ich wusste nicht, sollte ich mich darüber freuen oder betrüben. Es war mir nun doch nicht recht wohl darauf und hätte recht gern auf die zu erwartende Offenbarung verzichtet. Meiner Frau hatte ich früher unser gegenseitig gegebenes Versprechen erzählt, und als ich Abends heim kam sagte ich zu ihr: Nun gib Acht, Frantz stattet uns einen Besuch ab. Da aber in den nächsten Monaten weder Frantz mir erschien, noch irgend ein Zeichen sich meldete, so gab ich die Erscheinung völlig auf. Ich war überzeugt, die Ewigkeit soll uns Sterblichen verschlossen bleiben, bis wir sie selbst betreten.

Rev. I. Lescher, ein Prediger unserer Classis, der etwa ein Jahr oder länger in die Classis aufgenommen ward, hatte eine Missionsstelle in Wilkes-Barre. Im Jahre 1852 kam er in meine Pfarrstelle und collectirte zum Bau einer Kirche in Wilkes-Barre. Damals lernte ich ihn näher kennen. Um dieselbe Zeit collectirte er auch in Erasmus' Stelle. Unterdessen baute er eine grosse backsteinerne Kirche und zugleich ein Pfarrhaus und führte alles in einem grossartigen Style auf; Kirche und Pfarrhaus waren so weit fertig, dass sie bewohnbar waren.—Diesen Herbst nun kam Lescher zu Erasmus, und Erasmus brachte Lescher zu mir nach Fogelsville. Lescher hatte eine grossartige Speculation im Kopfe. Nämlich: er konnte eine Kohlenmine, die dort geöffnet war, ohne noch Einrichtungen zu haben, billig kaufen; nun suchte er Theilnehmer und hatte Erasmus und mich dazu ausersehen. Die Kohlenmine sollte in Stocks ausverkauft und eine Company gegründet werden, wobei so ein Hunderttausendchen für uns abspringen sollte. Das Ding guckte wunderschön, aber mir schien die grosse Ankaufssumme auch schon gewässert zu sein und eine innere Stimme warnte mich. Ich gab kein Versprechen und schützte meine Schuld vor, in die ich mich schon gesteckt hatte. Allein es wurde doch eine Reise nach Wilkes-Barre beschlossen um die Sache anzusehen.—Im December fand die Reise statt. Ich fuhr zu Erasmus nach Bath und wollte ihn in meinem Wagen mitnehmen; Erasmus aber hatte eine Bestellung und wollte mit der Stage nachkommen und dann mit mir heimfahren. So fuhr ich am andern Morgen denn von Bath ab, durch die Wind Gap nach Broadheadsville, Meerwines, den Pocono hinauf, über die Tunkhannock, Tobyhanna, eine ziemlich öde Wegstrecke, meistens Wald für

Meilen weit, von wenig Gebäuden unterbrochen, bis nach Stoddardsville an der Lecha, wo ich übernachtete. Des andern Tages gegen Mittag kam ich in Wilkes-Barre, im Wyoming-Thale an, 100 Meilen von Fogelsville entfernt.—Lescher war erfreut über meinen Besuch, und als ich ihm sagte, morgen käme auch Erasmus, war er entzückt. Er fuhr mich durch die Stadt, hinauf nach Pittston, zeigte die Einrichtungen der Kohlenminen, fuhr bei Pittston über die Brücke, nach dem Monument, das den in den Indianer-Metzeleien Gefallenen errichtet war, längs dem Strome die 100 Fuss breite Strasse hinab bis nach Kingston und wieder zurück nach der Stadt. Das war freilich ein Hochgenuss, denn das Thal ist eine Pracht, etwa drei Meilen breit, auf beiden Seiten hohe Berge und in der Mitte der schöne Strom, die Susquehanna. Die Ansiedlung ist alt und die Kohlen haben einen grossen Reichthum dahin gebracht, da sind denn Prachtwohnungen errichtet und Anlagen bereitet, die einen anlachen.—Am folgenden Tage kam Erasmus nach und nun ging es nach der Kohlenmine, die einige Meilen im Thale hinab lag, und wegen ihrem Kohlenwerth ausser aller Frage war, das schwarze Gold lag vor Augen. Die Speculation wurde von Lescher als ein ganz gewisser Erfolg demonstrirt und ins Grossartige ausgesponnen. Dass das alles möglich war, lag auf flacher Hand. Erasmus war ganz davon eingenommen, allein in mein Herz wollte es nicht, ich konnte nichts dagegen einwenden, nur hiess es in mir: das ist nicht für dich! und so sagte ich ab, ohne einen vernünftigen Grund angeben zu können. Lescher gab mir einige Wochen Bedenkzeit und erwartete eine günstige Antwort. Erasmus und ich fuhren nach Bath zurück. Unterwegs klagte er mir, wie sich seine Ehe in der letzten Zeit als sehr unglücklich gestaltet habe. Ich sah das Unglück kommen, das sich über diesem Hause zusammen zog; der einzige Rath, im Glauben zu tragen, fand keinen Grund, und der Rath der friedlichen Liebe auf der andern Seite wurde weniger angenommen als wie Wasser das Oel. Nichts blieb als das Elend musste reif werden. Auf einen Brief Leschers, in den Ankauf der Kohlenmine einzugehen und Theilnehmer zu werden, antwortete ich mit einem runden Nein.—Nun kauften Lescher und Erasmus allein, bekamen einen "Charter" und gründeten die Northampton Coal Company. Sie verkauften in Northampton und anderwärts genügenden Stock um die Sache in Gang zu setzen. Alles schien richtig zu gehen und wäre wohl auch, wären sachverständige Männer als Führer

unter den Directoren gewesen. Und doch fühlte ich leicht, dass ich von der Geschichte frei war.

Es war Ende December, als ich mich eines Abends niederlegte. Mein Gemüth war ruhig und frei von Sorgen. Ich lag eine Weile auf dem Bette, ob ich einschlief oder nicht, war mir unklar. Mir schien, ich sei wach! Da sah ich auf einmal, wie vor mir ganz in der Nähe eine Grenze war. Das war ganz eigenthümlich. Bis an die Grenze war alles natürlich, aber dort hörte Raum und Zeit auf, und doch war auch über der Grenze drüben Raum, aber es war ganz anders. Es war dort so still wie der Tod, ohne alle Bewegung; alles schien luftig und leicht als könnte man leben ohne zu athmen; es schien mir eine Geisteswelt zu sein. Den Unterschied zwischen drüben über der Grenze und hüben konnte ich sehen und auch empfinden, ihn zu beschreiben aber haben wir keine Worte in der Sprache, die Erfahrungen fehlen einen Begriff zu bilden. Meine Empfindung war: Das ist Ewigkeit. Es war ähnlich dem was ich in meinem Traume gesehen hatte vor Jahren; nur war der Raum leer. Ich blickte in die Unendlichkeit hinaus und sah nichts, aber ich schaute doch so weit das Auge reichte und ich meinte es reiche in Ewigkeit fort, und ob alles still und leer war wie der Tod, so war es doch Raum, denn ich sah es ja. Ja, sprach ich zu mir: Das ist die Ewigkeit, so muss sie sein: endloses Dasein und doch kein Raum. Ich schaute und blickte in diese Unermesslichkeit und ein unnennbares Gefühl erquickte mich. — Da auf einmal merkte ich in weitester Ferne, und doch wie vor den Augen, wie eine Bewegung entstund und zwei Wesen erschienen, die in Blitzes-Schnelle auf mich zu kamen. Vor mir stunden sie. Wer aber kann meine Empfindung denken: Es war Frantz und mein Vater! Da stunden oder vielmehr schwebten sie vor mir, und welch eine Seligkeit leuchtete von ihrem Angesicht! Freude und Glück ruhte in ihnen. Wir brauchten nicht zu reden; ich durchschaute sie, begriff ihren herrlichen Zustand, wusste was in ihnen war und verstand ihre Sprache ohne Worte. Friedlich selig ruhte ihr Angesicht auf mir. Da erst wird mir das Versprechen Frantzens bewusst. Also, Du bist gekommen dein Versprechen zu erfüllen! sprach meine Seele zu Frantz; und selig lächelten beide. Ich empfand dass es doppelt erfüllt war. — Aber nun flog mir der Gedanke blitzartig durch die Seele: frage Vater—er war

ja auch Arzt — was gut ist für deine Gesundheit? — Ich hatte nämlich im Herbste einen schweren Anfall von Nervenleiden, so dass ich in Langschwamm auf die erste gemachte Bestellung das Abendmahl nicht halten konnte. Wie der Gedanke in mir wach geworden, da reckte Vater seinen Arm aus und zeigte mit seinem Finger neben mich, und als ich hinsah, da stund dort ein kleiner Tisch, der Tisch war mit einer wundervoll geschmückten Decke bedeckt, und auf derselben lag ein Buch, das mit geisterhaften Blumen in solcher Herrlichkeit verziert war, wie noch nichts in meine Empfindungen gekommen war. Als ich das Buch endlich näher betrachten konnte, las ich auf dem Buche das Wort in lauter Rosen geschrieben: Bibel. Auf dies Buch zeigte Vaters Finger und sagte, ohne dass er redete: Dies ist die einzige Medizin im Himmel und auf Erden. Meine ganze Seele und Empfindung stimmte damit überein. Da wandten sich Vater und Frantz und wie mit einem Schlage war die Erscheinung verschwunden und ich lag hell wach in meinem Bette. Mein ganzes Innere sprach: O, warum muss das verschwinden? — Ich weckte augenblicklich meine Frau und sagte: Frantz war da und Vater mit, und erzählte ihr die Erscheinung so gut ich konnte. —Was ich davon dachte? was anders, als dass Frantz sein Versprechen erfüllt hat und wollte und durfte Vater mitbringen um meine Freude zu erhöhen. Heute noch denke ich nicht anders davon. Es war eine Erscheinung, wie? das weiss ich nicht, ob im Traum oder nicht? weiss ich auch nicht. Denn als die Erscheinung fort war, war ich wach und fühlte nicht wie sonst, wenn man aus einem Traume aufwacht.

XIV.

Das Jahr 1854.

Meine haeusliche Einrichtung — Aufnahme in Fogelsville — Foundry — Classis — Weltausstellung in New York — Herrman — Amtserlebnisse.

Unser Haus in Fogelsville war genügend eingerichtet. Wir hatten fünf Zimmer unten und vier oben. Alle Zimmer hatte ich selbst tapezirt und waren mit genügendem Möbel ausgestattet. So war unsere Einrichtung für uns zufrieden-

stellend. Mein Studio aber hatte ich mir ganz gemüthlich zugerichtet. Hier wurde nun fleissig studirt. Humboldts Kosmos, der ein Jahr später auch in Philadelphia nachgedruckt wurde, kam an die Reihe. Ist dies auch ein Christo feindliches Werk, so enthält es doch Schätze der Wissenschaft die kein Gebildeter umgehen kann; das Christo Feindliche ist Humboldt, die Schätze der Wissenschaft sind der Honig in der Giftblume. Ausser meinem Schwager Troxel und Erdman und meinem Schwiegervater, der täglich in mein Zimmer kam, hatte ich Niemand mit dem ich gesellschaftlichen Verkehr hätte pflegen können; so war mein Studium, mein Piano, meine Familie und die Arbeit im Hofe zur Einrichtung einer gemüthlichen Heimath, meine ganze Erholung. Bewegung hatte ich in meinem Amte mehr als ich brauchte.

Meine *Aufnahme in Fogelsville* war eine feindliche, kein Nachbar war mir freundlich gesinnt. Die Fogels und Rupps waren die Führer. Durch ihren Einfluss erlebte ich manchen Schabernack.—Eines Morgens als ich in mein Studio kam liegt ein Brief, unter der Thüre herein geschoben, auf dem Boden; als ich ihn öffnete enthielt er eine schmutzige Karte, mit der Inschrift, ich solle sie waschen, dann wollten sie noch viele schicken, die noch schmutziger wären. Mein Schwiegervater dem ich die Schrift zeigte, sagte wessen die Schrift war. An einem andern Morgen als ich in meinen Stall kam, war dem Pferde der Schweif unten abgeschnitten. Einen andern erwischte ich als er in der Nacht meine Birnen stahl. Dieser aber schämte sich recht tüchtig. Als ich mich an die Teufeleien nicht kehrte, nichts sagte, merkten sie, dass sie mich mit ihrer Schwarzkunst nicht ärgern konnten, und liessen wenigstens ihre Handgreiflichkeiten.

Mein neuer Schwager, Edwin Mickley, war ein Maschinist. Er hatte die Profession in Catasauqua erlernt, wo seine Schwester an Sam Thomas, einen Sohn von David Thomas, dem Präsidenten der Catasauqua Eisenwerke, verheirathet war. Salomon Fogel, unser Schwiegervater, wünschte dass Mickley ihm *seine Foundry*, die er hier in Fogelsville angefangen hatte, abnehme und betreibe. Mickley willigte ein und brachte einen jungen Mann namens Jones als Partner mit. Beide fingen das Geschäft mit einander an und es schien versprechend zu werden. Zu einem solchen Geschäft braucht man aber viel Geld und gerade dies fehlte beiden. Jones merkte bald dass er nicht mitmachen konnte. Nun drang er in Fogel: er solle ihm sein Antheil wieder abnehmen. Fogel

kam zu mir und verlangte ich solle Jones' Antheil ankaufen, Edwin Mickley wolle seinen Bruder Ephraim noch als dritten Partner einnehmen und so wäre die Sache für uns leicht.— Ich verstund nichts vom Geschäft, achtete aber den Rath meines Schwiegervaters und willigte ein. Also ein weltliches Geschäft mit einem Diener Christi als Partner, dessen Herz, Verstand, Arbeit und Wille mehr als genug in seinem Amte zu thun hat, wird Partner in einer Fonndry! Das war meine zweite grosse Dummheit in Fogelsville, und wahrlich sie hatte Ellen lange Eselsohren!

Kaum war die neue Partnership begründet, so hiess es auch: die mit der Foundry verbundene Steam-Mühle gehöre zum Geschäft, und es war keine Ruhe bis auch diese angekauft und mit der Foundry aufs neue verbunden wurde. Schritt um Schritt ging es weiter, Mickley wollte neue und bessere Maschinen, die aber kosteten eine nach der anderen zwei-, drei- und vierhundert Thaler. Da wurde mein Erbe, das jetzt einkam, statt meine beim Hausbau gemachten Schulden zu bezahlen, von der Foundry verschlungen und es hiess noch weiter Geld leihen. Wir schafften alles an und das Geschäft ging "bully". Eine Dampfmaschine nach der andern wurde gebaut und nach den Erzminen verkauft, so auch grosse mächtige Pumpen. Unsere Kohlen kauften wir droben an der Lecha. Die Arbeit ging prächtig; es knurrte, brummte, schwirrte und klirrte in der Werkstätte dass es eine Lust war. Am Verkauf fehlte es auch nicht, wir arbeiteten nur auf Bestellung.—Mickley zog zu mir ins Haus, und da wurde nun geplant und gerechnet. Dass ich auf einer falschen Fährte war, merkte ich gar bald: mein Inneres war getheilt, Foundry und "Business" ging im Kopf und Herz herum und griff mir überall in mein Amt ein. Ich frug mich: ob dies aushalten könne? und die Antwort war deutlich. O, wie hätte ich damals so gern Keehrt gemacht, aber ich war fest. An der Charybdis der Kohlenspeculation war ich glücklich vorübergekommen, aber an der Scylla Foundry sollte ich scheitern.— Vorerst zwar ging alles gut. Credit hatte ich die Fülle, konnte Geld leihen so viel ich wollte, und so ging es glatt, wie geschmiert, den Berg hinab, und zwar ohne dass ich es merkte.

Unsere Classis versammelte sich im Mai in Bath, Northampton County. C. G. Herrman war letztjähriger Präsident, nun wurde Vater Dubs erwählt. Die Spannung der Gemüther zwischen den Predigern dauern fort. Selbst das Streben Hof-

feditz's, dem Schlendrian Schranken zu setzen, geht in Excesse; er wurde oft recht spitzig und man merkte recht deutlich den Genuss des Herrschens. Die Reibungen traten oft so grell auf, dass sie unter den Gemeindegliedern eine zerstörende Wirkung hinterliessen.

Noch im Monat Mai machte ich mit Frau und Schwiegermutter eine Reise nach New York, *die Weltausstellung im Krystall-Palast* zu besuchen. Das war wahrhaft grossartig, genug das Gemüth zu erheben. Die Kunsterzeugnisse die hier ausgestellt waren, classificirten die Völker; man konnte an den Erzeugnissen die Stufe der Cultur abmessen. Die Ausstellung zeigte den Fortschritt des neunzehnten Jahrhunderts über die vergangenen Zeiten.

Seit Vaters Tod meinte der alte *Vater Herrman*, er könne mich zwingen mit in sein Horn zu blasen, und weil er es nicht konnte, suchte er Gewalt zu üben, wie es geschehen durch seinen Einfluss über meinen Bruder und in letzter Zeit durch entschiedene Angriffe auf mich unter meinen Gliedern. Wo er mir schaden konnte that er so.—Diesen Herbst hatte ich eine Leiche in der Ziegelkirche, wo Herrman gegenwärtig war. Nach dem Gottesdienst kam ein Bote von einem meiner Gegner zu mir, von dem ich gehört, dass er nach der Siegfrieds-Kirche abgegangen sei, und forderte mich auf nach seinem Hause zu kommen sein Kind zu taufen. Herrman stund dabei. Ich frug ihn ob er das Kind nicht taufen wolle, da die Familie nach der Siegfrieds-Kirche halte. Herrman willigte ein und ging. Am Hause erzählte er die Sache, der Mann läugnete, bekannte sich zur Ziegelkirche und so sass ich in der Patsche.—Nun schrieb mir Herrman einen scharfen Brief und wollte eine Lüge auf mich binden. Ich antwortete ihm: ich hätte schon lange gemerkt an seinen Reden unter meinen Gliedern, dass er mir etwas am Kleide flicken wolle und versicherte ihn dass seine Nadel nicht spitz genug sei; er solle mich in Ruhe lassen oder ich würde mich vertheidigen.—Es blieb dabei; der alte Fuchs merkte, dass "bange machen" nicht galt.

Amtserlebnisse.

Oberhalb Holbens Damm in der Ziegel-Gemeinde wohnte Daniel Schmidt. Ich hatte in meiner letzten Confirmanden-Classe zwei seiner Söhne confirmirt. Einer dieser erkrankte an St. Veitstanz und ich wurde gerufen, ihm das Abendmahl

zu reichen. Es war noch im Winter und ich fuhr mit dem Schlitten hin. Nahe zum Hause gekommen, steht Jemand in der Strasse, hält mich an und nimmt die Schellen vom Pferde mit der Bemerkung, der Lärm mache dem Kranken Krämpfe, der geringste Lärm mache die heftigsten Eindrücke auf ihn. Im Hause setzte ich mich an den Ofen. Der Kranke spazirte in einem hüpfenden Gange ohne einzuhalten im Zimmer hin und her; die Hosen steckten in den Stiefeln, im Munde hatte er die Pfeife und rauchte beständig drauf los, sein Bruder sass an einem kleinen Tische und stopfte die Pfeife wieder wie sie leer wurde. — Er klagte mir sein Elend und wünschte, ich solle für ihn beten und das Abendmahl ihm reichen; alldieweil er zu mir sprach, setzte er seinen tanzenden Gang fort. Er war einer der besten in der Classe gewesen. Ich sprach eine Weile mit ihm, in der Meinung, er solle ruhig werden; als das nicht geschah, bat ich ihn, er solle sich setzen. O, ich kann nicht! sagte er. Nun stund ich auf und trat an den Tisch, wo Brod und Wein zum Abendmahle stund; da kommt er auf mich zu, fasst meine Hände, hebt sie hoch empor, dabei immer von einem Fusse auf den andern die tanzend gehende Bewegung fortsetzend, während ich mit ihm rede. Alle im Zimmer weinen und ich musste mir Gewalt thun, um in der sonderbaren Stellung reden zu können.

Auf Charfreitag war Confirmation und Abendmahl in Lynn. Das Osterfest, wo ebenfalls Abendmahl bestellt war, ging ohne Gottesdienst vorüber. Am Tage vorher fiel der tiefste Schnee des ganzen Winters und alle Strassen waren zugeblasen.

Eine gar traurige Leiche hatte ich im Monat März in Langschwamm zu halten. Ein gewisser Weber, ein Erztrunkenbold, war auf einem Saufgelage. Abends spät ging er im Rausche fort, blieb auf der Strasse liegen, und wurde am kommenden Morgen todt gefunden. Die Kirche war gedrängt voll Menschen. Ich predigte den Trunkenbolden, deren die ganze Sippe in der Kirche war. Sie nahmen es ohne Hass auf. Aber was half es? Satan führte diese Sklaven an eisernen Ketten auf die Schlachtbank, wie der Metzger sein Schwein. Da hilft kein noch so fester Vorsatz, nichts als Gottes Hülfe und ernstliche Busse kann retten. Diese Hülfe aber suchen Wenige.

Den Jahresschluss feierte ich in der Lynn Gemeinde, gleichwie auch dort der erste Tag des Jahres mit Gottesdienst begangen wurde. Diese Ebenezer-Gemeinde hat ein eigen-

thümlich Volk. Die Gemeinde ist weiter zurück als irgend eine andere meiner Pfarrstelle. Es ist kaum möglich einen Eindruck zu machen. Es sind einzelne recht warme Glieder da, leider zu wenige; alles Predigen scheint ohne Eindruck vorüber zu gehen; dabei ist auch ein schlechter Kirchengang. Sind sie gegenwärtig, so hören sie aufmerksam zu, gehen aber wie sie kommen. Predigten, die in meinen andern Gemeinden entweder zum Guten oder zum Zorn reizten, liessen in Lynn scheinbar wenig Eindruck zurück. Auf die schärfsten Angriffe hat kaum Jemand etwas zu sagen; höchstens heisst es: "Heut hot ers'n aber mol wieder gewe!" Niemand aber will es auf sich nehmen.

XV.

Die Jahre 1855 und 1856.

Studium und Musik — L. K. Derr — Niagara — David Urffer — Pokono — Foundry-Schluss — Amtserlebnisse — Grossmutter Fogel — Jacob Holben — Wilkes-Barre.

Im Winter 1855 widmete ich auch neben meinem Studium der Musik viel Zeit. Als Studium trieb ich Kurz's heilige Geschichte und ebenfalls seine Kirchengeschichte. Wie gut die Werke sind, so steht es doch fest, dass ein echter Lutheraner, wo es auf die confessionelle Frage kommt, ebenso wenig der Wahrheit treu sein kann, als wie ein Engländer in der Geschichte, wo es sich um Napoleon handelt. Ist das nicht ein Winden und Drehen, die Wahrheit krumm und die Unwahrheit gerade zu machen! Da möchte man drein fahren und schreien: Du Mückensäuger und Kameeleverschlucker! Doch besser, lass den Kindern ihr Spiel, dass sie nicht weinen und schreien.—Mit grösster Befriedigung studirte ich Ebrards praktische Theologie. Ja, das ist wieder ein Werk, das sich gewaschen hat!—Als einzige Erholung hatte ich mein Piano; ich stellte es in mein Studio und spielte viel. Kaum ertönten die Klänge, so humpelte unser kleiner Johnny herbei und lauschte und schnitt Gesichter. Etwa ein Jahr später wurde zum erstenmal in seiner Gegenwart eine Violine in unserm Hause gespielt. Die Töne brachten ihn ganz ausser sich, er hüpfte und tanzte und war ganz entzückt. Seine Mutter sagte

zu ihm, das ist eine Geige. Geig! sagte er nach, und das war sein erstes Wort, das er sprach.

Ich hatte den Plan gefasst, *ein kleines Orchester zu gruenden* und redete mit meinen Schwägern, Benner—Schullehrer an der Weissenburger Kirche—und noch einigen Andern und die Sache kam in Gang. Wir engagirten Fritz Benkhard von Allentown, einen tüchtigen Musiklehrer und Direktor, und das Orchester kam bald ins Leben. Wir hatten zwei erste Violinen, zwei zweite, ein Violincello, ein Contrabass, Flute, Klarinette, zwei Altohörner und zwei Posaunen. Kaum aber waren wir im Strich, als William und John Lichtenwallner, die gleich im Anfang eine Brassband wollten, anfingen zu machiniren und das Orchester wieder aufbrachen. Eine schreiende, klappernde Blechmusik ist rohen Ohren viel angreifender und so kam es, dass bald die Brassband den Sieg trug. Es wurden dann Instrumente gekauft, ein grosser Bandwagen angeschafft und alles darauf eingerichtet zum Ausfahren. Da hatte der Alte schon wieder eine gute Absicht in seine Hände genommen und zum Bösen umgewandelt. Ich trat aus, liess die Sache fahren und begnügte mich mit meinem Piano.

Im Frühjahr von 1855 kam *L. R. Derr* zu mir, um Theologie zu studiren. Derr war in meiner ersten Confirmanden-Classe in der Ziegelkirche und war ein frommer und demüthiger Jüngling. Sein Vater war ein Schuhmacher, hatte früher ein eigenes Gut, kam aber zurück und wurde arm. Levi diente als Knecht zur Zeit als er confirmirt wurde. Nach seiner Confirmation munterte ich ihn auf, und mahnte ihn fleissig zu lernen, es müsse etwas aus ihm werden. — Nun dachte er: er könne es vielleicht zum Schulmeister bringen. Nicht lange dauerte es und er hielt Schule und zwar mit grosser Zufriedenheit der Leute. — Als ich sah, dass er in allem Erfolg hatte, lernte und an seiner Demuth festhielt, sagte ich ihm, er müsse Prediger werden. Das aber erschreckte ihn eher, als dass es ihn erfreut hätte. Bald aber fühlte er dies als seinen Beruf. Er kam zu Kessler nach Allentown in das Seminar und lernte recht fleissig. Dazwischen hielt er Schule und schwang sich rasch in seinem Studium auf. So ging es einige Jahre fort. Endlich liess ich ihn zu mir kommen auf Bruder Kesslers Rath und fing mit ihm Theologie an. — In erster Zeit gab ich ihm Kurzes heilige Geschichte, Kirchengeschichte und Psychologie. Ueber letztes Fach machte ich ihm gründliche Erklärungen und er fasste gut auf. Bald fin-

gen wir auch Dogmatik an, natürlich Ebrard. Wir nahmen Paragraph nach Paragraph auf, über jeden Punkt demonstrirte ich in der Form einer Vorlesung; dann musste er selbst nachlesen und in der nächsten Stunde examinirte ich. War etwas nicht völlig begriffen, so holte ich nach und Derr musste fragen. Derr's Unterricht war mir selbst viel werth. Ich studirte jede Lection voraus und wurde selbst Meister im Fach.

Im Sommer von 1855 machte ich in Gesellschaft meines Schwagers Troxell eine Reise nach den *Niagara-Fælen*. Unsere Tour ging über Hamburg, Tamaqua nach Williamsport. Von da machten wir einen Abstecher längs der Westbranch der Susquehanna nach Lockhaven und wieder zurück. Das Thal der Westbranch ist wunderschön nnd Lockhaven damals einer der grössten Lumbering-Orte in Pennsylvanien. Von Williamsport nahm uns die Bahn nach Canandaigua, einem der schönst angelegten Orte, die ich noch sah. Von Canandaigua, wo wir übernachtet hatten, fuhren wir über Lockport nach den Fällen. Nicht umsonst sind die Niagara-Fälle unter die Naturwunder der Welt gezählt. Als ich dort war stund noch der kleine Thurm auf der Felsplatte, von dem man in den Horseshoefall hinein schauen konnte. Wir hatten ihn erstiegen und genossen den grossartigen Anblick. Unsere Heimreise machten wir durch das Mohawk Thal nach Albany, den Hudson herab nach New York und heim. Das war 'mal wieder eine Spritztour, aber sie hat mir gut gethan.

Durch unsere Foundry kam ein junger Mann, namens *David Urffer*, in meine Bekanntschaft. Er war ein Maschinist und nicht nur ein sehr guter Arbeiter, sondern auch ein sehr ordentlicher junger Mann. Er machte die Bekanntschaft meiner Frau Schwester Clarissa und heirathete sie später.

Im Herbste von 1855 machte ich noch einen kleinen Ausflug per Pferd und Wagen. Ich sehnte mich, eine Woche in recht wilder Natur fern von Menschen zu verbringen. So spannte ich an, nahm David Urffer mit mir und nun ging's den Bergen zu durch die Lechakaft über Meerwins *auf den Pokono.* Eine Meile oben auf dem Berge fort steht ein Hotel, hier stellten wir auf und machten einige Tage nach verschiedenen Richtungen hin Ausflüge. Eine hübsche Partie ist rechts ab oberhalb dem Hotel, wo man 3 oder 4 Meilen ab, an einen schönen Waldsee kommt. Wir spannten da an einer Hütte aus, nahmen ein Boot und verbrachten fischend den grössten Theil des Tages auf dem Lake.

Während dem Jahre 1855 glich *unsere Foundry* vollkommen der Auszehrung in ihrer zweiten Stufe: aussen rothe Wangen und innen Frass und Tod. Die Arbeit ging lustig fort und am Verkauf fehlte es nicht; aber es hiess Geld, Geld und wieder Geld! Alles Geld, das ich einnahm, ging in die Foundry, und jeden Augenblick musste frisch geliehen werden.—Im Frühjahr von 1856, wo wieder eine neue Geldaufnahme nöthig war, merkte ich, dass irgendwo eine Schraube los sein müsse. Ich drang darauf, eine Haupt-Revue zu machen; und wir fanden, dass die Ausgaben grösser als wie die Einnahmen waren, und dass für die Schulden kein äquivalenter Werth in Stock vorhanden war. Es ergab sich ein Deficit von grosser Tiefe. Da war also etwas quer! Und gar leicht fand ich wo der Frass sass: Mickley verstund die Arbeit zu machen, und zwar aus dem FF, niemals war etwas missglückt; aber er verstund nicht den Ueberschlag der Kosten zu machen, wir verkauften unter dem Werth und da ging der Einsatz in der Arbeit auf. Auch verschlang die Steam-Mühle grosse Summen und bezahlte nicht, und drittens, es war ein Diener Christi, ein Prediger, mit im Geschäft und die Gefahr war gross, dass der Teufel ihn aus dem Predigtamt hinaus zerren würde — was war da in Aussicht als ein grossartiger Bankerott. Den aber wollten wir öffentlich verhüten; so beschlossen wir unser Material aufzuarbeiten, unsere Gelder einzukassiren und die Thüren zu schliessen; und ein Jeder sein Mass von Schulden auf sich nehmen und zu bezahlen. — Gegen den Herbst von 1856 war dies geschehen. Wir entliessen unsere Arbeiter und übergaben Ephraim Mickley die ganze Sache: Einnahme der Gelder und Abzahlen der Schulden. Siehe, da war die Suppe gar! Ich allein hatte etwa $5000 Schulden und geliehenes Geld zu vertreten. Wie das aber zu überwinden, war für mich eine Frage, die ich mit Entsetzen anstarrte. Und doch fühlte ich leicht, als ich wieder aus dem Satanskarren ausgespannt war.—Gott will nicht, dass seine Amtsdiener Spekulanten sein sollen, unmöglich kann beides mit einander bestehen, aus ganz natürlichen Gründen verdirbt schon Eins das Andere.

Mit neuem Eifer gab ich mich mit allen Kräften meinem Amtsdienste hin und Gott war mir nach Jahren schwerer Prüfung auch in meinen Geldangelegenheiten gnädig. — Als wir unser Geschäft aufgaben, wusste Niemand wie wir stunden. Ich hatte immer noch Credit; aber die Sorge war da, und die Noth kam nach und wurde schlimmer als ich mir vorstellen

konnte. Meine Feinde in Fogelsville freuten sich auf meinen Verlust in der Foundry; dass wir verloren hatten, das sahen sie wohl, ohne dass sie unsere Lage durchschauen konnten, weil wir keinen öffentlichen Bankerott machten, sondern alle unsere Schulden bezahlten. Der Druck lag nicht in den schwebenden Schulden, sondern im geliehenen Gelde und das war meine einzige Rettung; denn alles Geld hatte ich von warmen Freunden geliehen. Aber geliehen war es und bezahlt musste es werden; dabei litt mein Gemüth unter steten Sorgen, wie es kaum auszusprechen ist, bis ich auch in dieser entsetzlichen Lage den sichern Ausweg fand.

Auf den 4. Mai 1855 wurde uns unser Nevin geboren.

Amtserlebnisse.

In meinem Amte hatte ich allen Erfolg. Oft gab es Anstösse; die Welt lehnte sich auf gegen meine Wege, die ich verfolgte, aber ich siegte immer und oft musste ich staunen, wie es möglich war. Gott half, niemals bekamen die Gegner die Gewalt. Und nach und nach war auch die grosse Mehrheit der Glieder auf meiner Seite, ohne dass diese gerade alle Christen waren.

Am 9. Februar 1855 beerdigte ich Salomon Rupp nach der Weissenburger Kirche. Rupp war der Vater von Rev. William Rupp; er war nach Allentown gefahren, um Kohlen zu holen. Es war hart gefroren und die Kohlen wurden unter der gefrorenen Rinde heraus geladen. Als er am Aufladen war, brach die Rinde zusammen und erschlug ihn.

Eine andere gar traurige Leiche hatte ich im Herbste von 1855 in der Ziegel-Kirche. Ein Töchterlein von Salomon Ziegler, etwa zehn Jahre alt, wurde vor zwei Jahren von einem tollen Hunde gebissen. Etwa fünf Tage vor dessen Tode brach die Wasserscheu aus. Das Kind bekam heftige Kopfschmerzen und Fieber, aber erst in den zwei letzten Tagen Convulsionen. In diesem Falle zeigte sich die Krankheit mehr als Feuer- als wie Wasserscheu. Ich besuchte die Familie am vierten Tage der Krankheit; das Kind selbst hatte meinen Besuch verlangt. Als ich in das Krankenzimmer trat, lag es frei auf dem Bette und erkannte mich augenblicklich. Es winkte mir und als ich ans Bett trat, griff es meine Hand rasch und hielt sie fest. Sein Blick war unbeschreiblich wild und seine Bewegung wie elektrisch, aber dabei bei vollem Bewusstsein. Das Kind selbst forderte mich auf für

es zu beten. Am nächsten Morgen war es eine Leiche. Die Mutter war eine Walberts Tochter, unsere Nachbarn. Meine Eltern waren ihre Pathen. Das Leichenbegängniss fand statt unter einer grossen Menschenmenge.

Um dieselbe Zeit beerdigte ich in Langschwamm die alte Mutter Hillegass, Schwiegermutter von William Weiler. Sie war ein Gemeindeglied von Dr. Weiser, Sen. Dr. Weiser war eingeladen und hielt die Leichenpredigt. Hier war es, wo ich Vater Weiser persönlich kennen lernte.

Am 2. Februar 1856 beerdigte ich Mrs. Schubert, die Gattin unseres Organisten an der Langschwamm Kirche.

Am 2. und 7. Mai wurden die Zwillinge meines Bruders von Pfarrer Schindel nach dem Familienbegräbniss in Maxatawny beerdigt.

Im August dieses Jahres hatte ich den ersten Selbstmord-Fall in meiner Pfarrstelle. Eine Wittwe, Catharine Benigkoff, erhängte sich in ihrem Hofe an einem Baume. Sie war milzkrank. Ich predigte nach dem natürlichen Gefühle, den Fall mehr entschuldigend als strafend. Es war ein Fehler, wie ich später lernte. Niemals, unter keinen Umständen dürfen wir den Selbstmord mild behandeln. Das kann Gott thun, aber wir Prediger nicht. Gerade die Melancholie nimmt das auf und sucht in der Entschuldigung einen Vorschub für sich. Nicht lange darnach kam wieder ein Fall vor. Ich machte es dann besser und hatte lange Ruhe.

Im selbigen Monat ertrank in einer Gerbersgrube ein Kind von Stephan Werly. Es wurde nach der Weissenburg-Kirche begraben. Die Eltern machten sich grosse Sorgen. Ich predigte ihnen: "Ist auch ein Unglück im Lande, das der Herr nicht thut?"

Am 13. Oktober hatte ich wieder einen Unglücksfall, jetzt in der Ziegel-Gemeinde. Ein Sohn von John Gernert ritt einen Ochsen und band sich das Leitseil um den Leib. Der Ochse wurde scheu, warf den Jungen ab und schleifte ihn zu Tode. Ich predigte über Tobias 12, 17.: "Seid getrost und fürchtet euch nicht, denn Gott hat es so haben wollen."

Am 3. Dezember beerdigten Schindel und ich Ferdinand Berkemeier, unseren Lehrer an der Heidelberger Kirche. Er war ein tüchtiger Schulmann von Deutschland aus. Leider machte das viele Sitzen ihn manchmal trocken! Sein Sohn Ferdinand wurde lutherischer Prediger und war mein warmer Freund.

Um die Erntezeit 1856 *starb Grossmutter Fogel*, die Witt-

we von Judge John Fogel. Sie war lange Jahre Wittwe und wohnte zur Seite ihres einzigen Sohnes, meines Schwiegervaters. Mutter Fogel war eine geborne Stettler und eine Frau von aussergewöhnlicher Art. Ich habe wenige Menschen kennen lernen von so ruhigem und überlegtem Gemüthe. Ihr Sterben war ein Muster für einen jeden Christen. Sie starb an Herzwassersucht und war still und ergeben bis zu ihrem letzten Athemzuge. Schindel und Herrman hielten ihre Leichenpredigt.

Eine widerliche Geschichte ereignete sich diesen Sommer in der Heidelberger Gemeinde. *Jacob Holben*, später Sheriff von Lehigh County, ein luftiger Charakter, hatte Holbensville angebaut, musste es aber später verkaufen. Als nun der neue Wirth einzog, wobei es ordentlich herging, wurde dem Orte ein neuer Name, "Pleasant Corner," gegeben. Ein Nachbar hatte gesagt: "Das Nest musst umgetauft werden," der Name Holben war nicht populär. Dies ärgerte Holben. Und nun schrieb er einen Schmähartikel in die Zeitung und beschuldigte die Nachbarn, sie hätten das Taufsakrament bei der Einziehung missbraucht. Da von den Hauptgliedern der Heidelberger Gemeinde dabei waren, forderten diese vom Kirchenrath eine Untersuchung der Sache. Ich verordnete eine Kirchenraths-Versammlung und lud beide Theile ein. — Holben erschien nicht. Wir hörten Zeugen ab und es stellte sich heraus, dass die Beschuldigungen Bosheit und Lügen waren. Nichts als das Wort "umtaufen" war vorgekommen. Wir schrieben die Verhandlungen in's Kirchenbuch und sandten eine Erklärung nach der Zeitung, die Holbens Artikel veröffentlicht hatte. Sie wurde willig aufgenommen und veröffentlicht. — Jetzt aber griff Holben auch mich an und schmähte mich in mehreren Artikeln mit schändlichen Lügen. Es erfolgten, ohne mein Wissen und Willen, Antworten im "Patriot" und die Sache ging immer weiter, bis ich selbst meinem Freund Holben in einem Artikel den Kümmel rieb.

Im Frühjahr 1856 zogen meine Schwäger Troxel und Erdman nach *Wilkes-Barre*. Im Oktober machten *Urffer und ich ihnen einen Besuch*. Beide hatten sich droben gut eingerichtet in einem bösen Geschäft, nämlich Liquor-Store. Ich glaube nicht, dass noch eine andere Gegend in der Welt ist, wo so viel Whisky getrunken wird, als wie in Wilkes-Barre. Von dort aus begleiteten uns meine Schwäger und ein Deutscher namens Burtel nach der Bear-Creek auf die Hirschjagd.

Wir stellten auf bei Williams, einem Wälschen, der in der Wildniss wohnte.—Wir jagten einen Tag in der Nähe seiner Wohnung. Es war eine Treibjagd. Williams stellte uns auf den Anstand und trieb mit seinen Hunden die Hirsche. Der Schelm aber ging bis er uns sicher aus den Augen war und setzte sich ganz ruhig mit seinen Hunden in ein Dickicht hin, liess uns Stunden lang stehen und warten; als es ihm lange genug däuchte, kam er polternd herbei mit der höchst unnöthigen Frage: Nothing? Die Hirsche in der Nähe seines Hauses wollte er sich nicht wegschiessen lassen; und er hatte auch ganz recht. Der Witz lag darin, dass wir zum Besten gehalten wurden. Er trieb das Spiel auf zwei Treibjagden mit uns.—Am folgenden Tage führte er uns Meilen weit von seinem Hause ab, nach der "Mud Pond". Dort hatten wir gleich Gelegenheit Hirsche zu sehen. Glücklicher Weise liefen die guten Thiere den schlechten Schützen in den Lauf und kamen unversehrt durch. Die Mud Pond ist ein ganz kleiner Waldsee. Warum er diesen Namen erhielt, kann ich nicht denken, denn er hat das schönste, klarste Wasser. Wir blieben am untern Ende des Sees, mitten in der Wildniss, über Nacht. Speise hatten wir mitgenommen. Abends schlugen wir ein Zelt auf, aus lauter Spruce-Aesten, deckten es von allen Seiten und füllten es mit Laub und zugeschnittenen kleinen Pine-Aesten. Zu den Füssen machten wir ein tüchtiges Feuer, wo die Hunde zu unseren Füssen lagen und Schildwachdienste führten. — Mitten in der Nacht fuhren unsere Schildwachen mit einem Zetermordio auf; wir natürlich mit, und auf Williams' Aufruf zum Angriff, liessen seine Hunde lieber den Schwanz hängen und muckten nicht. Da ist was los, meinte Burtel, und freilich war es. Mr. Petz kam und wollte sehen, was die Eindringlinge in seinem Quartier suchten; er trollte sich, als er Lunten roch. Eine Salutation aus unsern Flinten und aus weit geöffnetem Munde gab ihm das Geleite, woraus Mr. Petz leicht hätte merken können, dass es mit dem Muth der Vertheidigungs-Wehr nicht weit her war. — Früh am nächsten Morgen wollte uns Williams auf einen neuen Anstand noch weiter in der Wildniss stellen. Unser Führer aber verlor die Richtung und wir kamen in solche Wildniss von Bäumen und Laurel-Gestrüpp, dass es kaum mehr möglich war durchzukommen. Endlich als wir Stunden lang gewandert waren und nicht mehr weiter konnten, gestand unser Führer ein, er habe sich verloren. In der Nähe stund eine ungeheuer grosse Tanne. Williams bestieg die-

selbe einen Lugaus zu machen, um sich zu erkennen. Als er oben war, schrie er: "Bald-Eagle Top to the right!" Nun ging es in einer andern Richtung wieder ab, und bald erreichten wir einen alten Waldpfad: "Old Scranton road" sagte er, worauf er seine Richtung wieder hatte. Wir waren etwa 8 Meilen irre gegangen und es war lange nach Mittag, als wir unser Zelt wieder erreichten. Nach einer andern vergeblichen Treibjagd kamen wir Abends wieder nach Williams'. Als wir, Urffer und ich, am andern Tage die Heimreise antraten, sagte Burtel: "Das war eine schlechte Jagd!" Ich konnte ihm von Herzen erwidern: "Aber wilde, prachtvolle Natur in Fülle!" und das war mir mehr als alle Jagd.

XVI.

Das Jahr 1857.

L. R. Derr — Classis — Amtserlebnisse — Special-Classis: Lescher und Erasmus — Mein Bruder nach Fogelsville — Abendmahl in der Ziegelkirche — Harbaugh's Kirchenvaeter.

Mein Student, L. R. Derr, war ungemein fleissig und fing auch diesen Winter an zu predigen. Er predigte öfters für mich und mit Beifall, auch hielt er mehrere Leichenpredigten für mich und nahm mir manchmal den Confirmanden-Unterricht ab, den ich in zwei Classen, in Heidelberg und Lowhill, zu führen hatte. In Allem hatte er Erfolg und Segen.

Vater Zeller gab diesen Winter seine Pfarrstelle auf, und da sie unmittelbar an meine angrenzte, dachte ich, es sei vielleicht ein Ort für Derr, wo er mir und ich ihm hätte helfen können. Ich predigte in der Stelle durch den Monat März, und machte die Glieder auf Derr aufmerksam und sagte ihm meine Mithülfe zu. Niemand gab mir aber eine bestimmte Antwort; anderweitig hörte ich, dass wenn ich die Stelle wollte, so wäre es ausser Frage, da aber Derr noch nicht in der Classis wäre, so hätte es Schwierigkeiten. Das war schon genug zu merken, dass die Stelle nicht für Derr bestimmt war. Ich liess die Sache fallen. Alfred Dubs wurde erwählt, und war auch jedenfalls schicklicher. Ich hatte gelernt, auf Gottes Wink zu warten, statt selbst zu planen.

Auf den 14. Mai wurde uns unser *Christian* geboren, das

Kind, das uns früh zur Ewigkeit genommen und unser Herz dahin weisen sollte.

Dienstag vor Himmelfahrt versammelte sich unsere *Classis in Kutztown*. Letztes Jahr wurde Joshua Derr von der Allentown Gemeinde als Gehülfsprediger zu Vater Dubs erwählt. J. Derr kam dies Frühjahr an unsere Classis und wurde als Glied aufgenommen; die Classis bestimmte mich, C. G. Herrman und J. Beck von Easton, Derr in Allentown zu installiren.—L. R. Derr, mein Student, wurde examinirt und eine Committee bestimmt: Dr. Kessler vom Seminar in Allentown, Joshua Derr und ich, ihn in der Ziegelkirche als meinen Gehülfen zu ordiniren. An der Classis kam nichts Wesentliches vor. J. Derr war ein Glied geworden und wir hatten mit ihm einen unruhigen Geist erhalten. Sein Streben war vorwärts, aber wahrlich nicht im Geiste der Liebe, sondern des Streitens und Kämpfens. Er brachte später die bestehenden Reibungen zum Höhepunkt; hatte er nichts zu beissen, so suchte er etwas. Nach der Classis gehen hiess zuletzt in den Streit ziehen.

Amtserlebnisse.

Auf den 21. Mai wohnte ich, auf Einladung, der *Einweihung der Lenhartsviller* neuerbauten Kirche bei. Die Kirche steht nicht weit diesseits Hamburg. Die erste Predigt wurde mir übergeben; des Nachmittags predigte mein früherer Studiengenosse Thomas Jäger; und am zweiten Tage J. S. Herman und Vater Jäger. Ein junger Prediger unserer Kirche, Appel, der die englische Gemeinde in Hamburg bediente, war ebenfalls gegenwärtig. — Bei dem Gottesdienst spielte eine Brassband und gab dem Fest von vornherein einen recht weltlichen Typus; und ein Bataillon war es aus und aus. Eine grosse Menschenzahl hatte sich versammelt, diese promenirte in sichtbar weltlichem Sinne schwatzend und lachend um die Marketender-Zelte hin und her. Es war die Erscheinung eines grossartigen weltlichen Getriebes; und das soll Gott ein Dienst sein!

Auf den 7. Juni war die *Ecksteinlegung in Seiberlingsville* zur neuen Kirche. Als ich hin fuhr, winkten mir schon hüben von der Höhe die weissen Marketender-Zelte einen höhnischen Gruss zu. Am Versammlungsort aber da wogte ein lustiges, fröhliches Leben auf und ab. Da waren keine Ge-

müther zum Gottesdienst und der Gottesdienst weiter nichts, als ein Deckmantel für das Treiben einer verweltlichten Menschenmenge.

Im Monat Juni kam eine Committee von der *Friedenskirche* zu mir nach Heidelberg, wo ich predigte, und übergab mir einen Ruf, die Gemeinde zu bedienen. Die Kirche steht nahe bei Slatington und die Gemeinde schloss damals alle unsere Glieder in Slatington und bis gegen die Lechakaft in sich; und doch war es nur eine ganz schwache Gemeinde. — Ich gab der Committee Auftrag, auf den 19. Juli Gottesdienst für mich zu bestellen, predigte auf den bestimmten Tag dort und sagte, in Rücksicht auf L. R. Derr's Hülfe, der Gemeinde zu. — Ach, was war das aber ein verwildertes Gemeindeleben dort! Die Mütter brachten ihre ungezogenen Kinder mit in die Kirche, diese liefen während dem Gottesdienst in den Gängen hin und her und spielten. Die Mütter liefen wieder den Kindern nach, wenn sie zu laut schrien, und andere lachten. Andere noch kleinere Kinder hatten "Rappeln", kleine Schellen, als Spielzeug mit sich, um sich zu unterhalten. Bei meinem zweiten Gottesdienst schon sagte ich der Gemeinde, wir brauchten nur noch einen Wassereimer an der Thüre stehen haben, dann hätten wir eine recht ungezogene Schule, statt Gottesdienst; wir wollten Gottesdienst halten, dazu aber müsse Ruhe und Ordnung sein; bei solchen Störungen könnte weder ich predigen, noch die Glieder, die etwa gekommen wären, um zu hören, etwas mit nach Hause nehmen. Viele nickten mir zu und es wurde schnell besser; und bald war es in dieser Hinsicht hier besser als in meinen andern Kirchen. — Bei unserem ersten Abendmahl im Herbste waren es 73 Communikanten.

Joshua Derr's Installation fand auf den 21. Juni in Allentown statt. Die Predigt Vormittags, als Vorsitzer der Committee, kam mir zu. C. G. Herrman predigte Nachmittags und J. Beck Abends.

L. R. Derrs Ordination wurde von der Committee in der Ziegelkirche auf den 9. Juli vollzogen. Bruder Kessler hielt die erste und J. Derr die zweite Predigt.

Auf den 23. August fand die *Ecksteinlegung zur Morgenlaender Kirche* statt. Die Gemeinde blickte zu mir als ihrem künftigen Prediger; da machte ich denn mit dem Kirchenrath auf die Feier hin den Vertrag: dass die Marketender während den Stunden des Gottesdienstes nicht verkaufen dürften. Ein schöner Tag brachte eine Unmasse von Menschen herbei.

Vater Dubs und ich predigten. — Die Marketender waren ebenfalls in grosser Zahl da. Der Kirchenrath stellte den Verkäufern die unter uns verabredeten Bedingungen, diese aber lachten nur und verkauften tapfer drauf los. Ein schmachvolleres Bataillon als wie dieses, hatte ich noch keins mitgemacht.

Eine Woche später war die *Ecksteinleguug zur neuen Lynnville* St. Petrus Kirche. Hier war ich schon als Prediger erwählt und machte dieselbe Bedingung wie bei der Morgenländer Feier. Aber nur die Hälfte des Kirchenraths konnte ich zur Einwilligung bringen, die andern redeten sogar den Marketendern das Wort. Ich nahm meine Stellung und tadelte öffentlich den Kirchenrath, dass er Gottes Reich feil bot für die öffentlichen Sabbathschänder. Es kam zu nichts. Sieglin, ein frommer, gläubiger, lutherischer Prediger, der kürzlich in die Gegend kani, und ich hielten die Festpredigten.—Soll es denn auch noch heute heissen: Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens?

Eines Tages im September hatte ich eine Leichenpredigt in Heidelberg. Als ich aus der Kirche kam wartete eine Brass Band auf mich vor der Kirche. Sie spielte ein Stück auf, worauf einer vom Wagen abstieg und mich einladet, nach einem Sängerfest zu kommen das bei Sägersville im Walde gehalten wurde, um eine Rede zu halten. Ich sagte zu. Nun fuhr die Band blasend voran und ich folgte in meinem Wagen nach. Wie wir abfahren, kommt ein Mann, den ich vorher nicht beachtet hatte, legt seine Hand auf den Wagen und hüpft zu mir herein. Ich frug ihn was er wolle. Ei, mitfahren nach dem Sängerfest. Ich bin auch ein Schullehrer— und wie ich bemerkte und ihm frei sagte: wohl gar betrunken! O, nein! sagte er und wollte nun anfangen zu schwätzen. Ich erwiderte ihm kurz: Ich wolle denken was ich zu reden habe, und wenn er mitfahren wolle müsse er schweigen. In meinem Herzen dachte ich: den hat dir der Böse zugeschickt um sich an dir zu reiben. Die Band führte mich ohne Weiteres nach der Platform, die im Walde aufgeschlagen war, wo ich nach kurzen Singübungen eine Rede vom Stapel liess, die mehr eine "stump speech" als irgend etwas anderes war.

Zu Anfang des Jahres, 24. Januar, hatte ich eine Leiche in Heidelbrg zu halten, die mir nie vergisst. Dr. G. Scholl, Tochtermann von Gottfried Peter, war gestorben. Scholl

hatte Medizin genommen und bekam durch einen andern Arzt noch mehr. Er schlief ein um nimmer aufzuwachen. Vor dem Leichentag setzte Schneewetter ein, alle Strassen bliesen zu und darauf folgte eine schreckliche Kälte. Am Tage vor der Leiche kam Abends ein Holzschlitten mit vier Personen von Sägersville, um mir am Morgen Bahn zu machen, dass ich nach der Leiche kommen konnte. Wir gingen frühe auf den Weg. Als ich mein Haus verliess war die Kälte zehn Grad unter Zero. Bei dieser entsetzlichen Kälte war ich beinahe erfroren bis wir bei dem langsamen Vorwärtskommen Sägersville erreichten. Nun war auch die Kirche noch kalt, und bis ich wieder nach Hause kam war ich krank.

Kaum hatte ich mich erholt, so war mein nächster Gottesdienst wieder die Beerdigung eines Arztes, Dr. Mumbauer von New Tripoli. Er war verheirathet zu Rücks Tochter an der Mühle und ein ordentlicher junger Mann, dessen früher Hingang allgemein betrauert wurde.

Auf den 30. Mai hatte ich die erste Leiche in der neuen Lynnville St. Petrus Gemeinde. Daniel Schneider wurde begraben. Die Predigt hielt ich unterhalb der Kirche bei Daniel Fenstermacher in der Scheuer, wo noch eine zweite Leiche stattfand ehe die Kirche fertig wurde.

Am 30. Mai wollte die Langschwamm Sonntagsschule ein Fest im Walde halten—es war gerade um die Zeit, wo dieser Unfug aufkam—ich brachte die Glieder davon ab, weil es nur eine neue Art war, die Welt mit der Kirche aufzumischen; wie es sich später sattsam bewies.—Wir hielten ein Sonntagsschul-Fest, aber in der Kirche, wo auch die Eltern beiwohnten. Das Fest bestund in einer Anrede von mir an Eltern, Lehrer und Kinder, und dann in Gesangübungen und Examen der Kinder über das was gelernt wurde.

Dr. Gerhard von Lancaster besuchte mich diesen Herbst und predigte in der Ziegelkirche. Gerhard war auf einer Collectionsreise und sammelte für die neue Gesellschafts-Hallen beim Collegium. Ich gab ihm $50, verkaufte auch Scholarships für das Collegium.

Am 20. December hatte ich eine grosse Doppel-Hochzeit im Kistlerthal bei William Mosser. Zwei seiner Töchter wurden verheirathet; die eine zu Owen Miller von Sägersville, die andere zu Joseph Clauss, ebenfalls von Heidelberg. Das grosse Haus war voller Menschen, und eine grossartige Gasterei fand statt. Alles aber blieb im guten Tact, denn Mossers waren gottesfürchtige und wohlgesittete Leute.

Eine Special-Classis fand statt auf den 18. und 19. August. Die Versammlung war gerufen auf öffentlichen Rumor gegen J. Lescher und Erasmus Helffrich, und Anklage der Directoren der Northampton Coal Company gegen beide auf Betrug, falschen Eid u. s. w. Lescher und Erasmus hatten, nachdem sie die Kohlenmine bei Wilkes-Barre angekauft, die Northampton Coal Company gegründet. Beide verkauften Stock, besonders Erasmus. Aus dem Gelde wurde das Land bezahlt. Ein Theil des Geldes, der als Speculation Lescher und Erasmus zufiel, behielten sie natürlich für sich. Dieser Theil war aber bescheiden genug, ganz anders als Lescher vordemonstrirt hatte. Die Stockhalter träumten auch von goldenen Bergen, und als sie merkten dass Lescher und Erasmus auf dem "ground-plot" einen speciellen Gewinn machten, wurden sie klagbar. Beide, Lescher und Erasmus, bezeugten, dass sie alle empfangenen Gelder ohne Betrug verwerthet hatten. Das half aber nichts. J. Derr, der Advocat der Classis—eigentlich der Directoren der Coal Company—gegen Lescher und Erasmus, suchte Alles hervor um beide schlecht zu machen. Da war er so recht in seinem Element.—Nun war ein Rumor, Erasmus sei im Ehebruch begriffen. Derr verhörte in Bezug darauf eine Menge von Zeugen, ohne das Geringste zu finden. —Eine zweite Versammlung einige Zeit später, abermals in Bath, brachte das Verhör zu Ende.—Lescher wurde schuldig erfunden, suspendirt, und Erasmus frei gesprochen. Lescher appellirte an die Synode und die Minorität der Classis ebenfalls gegen Erasmus.

Als die Appellation an der Synode vorkam wurde Erasmus' Fall erst verhandelt. Alle Klagen gegen ihn wurden fallen gelassen ausser die auf falschen Eid, wo Erasmus am allerwenigsten schuldig war.—Ich muss das wissen, denn ich war Erasmus' Advocat an der Classis. Hoffeditz und Derr stellten die Sache vor der Synode schief dar und Erasmus wurde schuldig erklärt und suspendirt.—Nun kam Leschers Appeal auf. Da aber Lescher eine klare Darstellung machte und ziemlich Freunde hatte, wurde er frei gesprochen, und zwar in derselben Anklage. Jeder Vernünftige frug nun: Wie kann das sein? Weder Lescher noch Erasmus war schuldig in der vorliegenden Klagesache, aber Erasmus war schuldig vor Gott durch Hurerei und so liess Gott das Urtheil zu. Das aber spricht jene Synode nicht frei von einer ungerechten Handlung, zu der sie sich durch ein paar Männer hat verleiten lassen.

Erasmus predigte fort in seinen Gemeinden. Der erste Anprall war gewaltig; als aber das Volk die zwei Seiten der Sache kennen lernte, stund er fester als je zuvor. Erasmus aber war schuldig und Gott kam mit seinem Gericht nach, und das war recht! Durch seine häuslichen Verhältnisse wurde er aus Bosheit schlecht, der Teufel schob tüchtig nach und nun war sein Untergang gewiss. Er machte mit einer Weibsperson in Allentown eine Bestellung, wurde überlistet, vor die Court gebracht, schuldig gefunden und in die "Jail" gesteckt auf schuldig gefundenen Ehebruch.—Von dem Tage der Court an habe ich ihn nicht mehr gesehen, bis er in seinem Sarge lag. Als er erkrankt war und von Philadelphia—wo er Arzt geworden war—nach der Lechakaft zu seinem Schwager gebracht wurde, sandte er zu mir, dass ich ihn besuchen solle. Bis ich aber kommen konnte war er eine Leiche. Er starb am 24. Juli 1866, alt 42 Jahre, 8 Monate und 17 Tage, an Rückenmarksdarre und wurde nach der Towamensing Kirche begraben.—Erasmus' Mutter war gestorben ehe sein Verderben losbrach. Glücklich, dass sie es nicht mehr erleben brauchte; sie war fromm und gottesfürchtig.

Im letzten Frühjahr kaufte sich auch mein Bruder in Fogelsville an, und baute die Cottage, Correll's Hotel gegenüber. Bis gegen Herbst zog er mit seiner Familie nach Fogelsville. Ende November starb sein Töchterlein Eulalia am Croup und wurde am 1. December begraben.

Diesen Sommer hatte ich wieder eine Confirmandenklasse in der Ziegelkirche. In der Woche vor dem Abendmahl hatte ich auf vier Abenden Gottesdienst. Die Gemeinde war zahlreich im Gotteshaus und wird immer mehr vom Geiste durchdrungen. Unsere Abendmahlfeier war mit viel Gnade begleitet.

Doktor Harbaugh, einer unserer fähigsten Männer, arbeitete schon in den letzten Jahren an einem Werke zum grossen Nutzen unserer Kirche. Er sammelte mit viel Arbeit die geschichtlichen Facta der verstorbenen Väter unserer reformirten Kirche in Amerika: "The Fathers of the Reformed Church". Er schrieb auch an mich für die Lebensgeschichte Vaters und Grossvaters, die ich ihm zusandte. Der zweite Band erschien noch dieses Jahr. Nach Harbaughs Tode wurde das Werk durch Dr. Heissler fortgesetzt.

XVII.

Das Jahr 1858.

Rev. L. K. Derr nach Tamaqua — Friedenskirche — Morgenlaender Gemeinde — Classis — Einweihungs-Feste: Lowhill, Mertztown, Lynnville, Morgenland, Jacksonville, Lowhill — Amtserlebnisse — Unsers Christians Tod—Schindel's Politik—Ein Jahr schwerer Sorgen.

Im Winter von 1858 kam eine Committee von der Tamaqua Gemeinde zu mir nach Fogelsville. Van Cord, der dort einige Jahre predigte, hatte die Gemeinde verlassen, oder stund im Begriffe so zu thun. Die Committee, Stehler mit, wollte Rath und besonders Stehler reflectirte dabei auf Derr. Stehlers Wunsch war mir quer. Ich hatte die Absicht, Derr als meinen Gehülfen bei mir zu behalten, denn an Arbeit fehlte es uns beiden nicht und die Gemeinden waren mit Derr recht gut zufrieden.—Nun wollte ich aber nicht noch einmal ins Blinde rathen, wie bei Zellers Gemeinde. Darum liess ich es ganz Derr über, denn nicht ich sondern Derr war der Mann. Ich frug ihn: ob er im Herzen eine Neigung empfinde dahin zu gehen? Er wusste, dass ich ihn brauchte, und wollte mir die Entscheidung überlassen. Ich sagte ihm aufs bestimmteste: er müsse nach seinem Inneren, seiner Neigung, worin die Stimme des Rufes läge, entscheiden. Da war denn leicht zu entscheiden, denn er empfand sogar einen Drang nach Tamaqua zu gehen. Ich stimmte natürlich bei und sah es als einen Ruf Gottes an, wie es denn auch war. Die Last meiner Stelle, und jetzt noch zwei Gemeinden mehr, blieb auf mir allein liegen; ich dachte: Gott wird's versehen, wie es denn auch geschah.—Noch im Winter zog Derr nach Tamaqua und fing sein Werk mit Fleiss und Eifer an. Es dauerte nicht lange bis es in Tamaqua anfing zu rumoren. Er predigte Busse und Reform und ehe ein Jahr um war, brannte es recht tüchtig dort. Fern von Schwärmerei predigte er aber auf ein bewusstes Christenthum. Derr fand laute Gegner, besonders die Bierbrüder, aber er gewann schnell auch warme Anhänger, die ihn mit Herz und Hand unterstützten.

In meiner letzten Sommer angenommenen kleinen Frie-

denskirche sollte es auch nicht so glatt ablaufen, als wie ich mir zuerst dachte. Es war dort wildes, ungepflegtes Material, aber durchweg ein guter Schlag Leute, mit dem biederen Schweizercharakter—von wo der Stamm ausging—und auch manche Seele innerlich reif um vorwärts zu gehen.—Ich fing an Busse zu predigen, und drang darauf, dass die kirchlichen Formen mit Leben erfüllt würden. Den ganzen Winter fuhr ich fort und besonders im Frühjahr vor der Abendmahls-Zeit. Die Glieder wurden aufmerksam. Viele sprachen nach den Gottesdiensten mit mir an der Kirche, andere schrieben Briefe an mich, und noch andere besuchte ich in ihren Häusern. Bis unser Abendmahl auf den 27. und 28. März herbeikam, war eine grosse Aufregung in der Gemeinde, und obgleich viele fürchteten ich sei ein Schwärmer, so wurden sie doch keine Feinde; sie konnten es nicht verstehen, denn damals—wie sie mir später sagten—hielten sie alles lebendige Christenthum für Schwärmerei.—Unser Abendmahl brachte viele zu besserer Erkenntniss. Ich sagte ihnen, ich sei fern von Schwärmerei, wie sie noch erfahren würden; allein zwischen der Schwärmerei und dem todten Formchristenthum läge der gute und rechte Weg. Viele glaubten mir und wurden ruhiger, da sie sahen, dass ich streng zu den alten Formen hielt. —Auf die zwei Tage des Abendmahls hatte ich noch vier Leichen in der Friedenskirche und Heidelberg zu halten; als ich Abends heim kam, schwindelte mein Kopf und ich war einer Ohnmacht nahe.

Auf den 28. Februar hatte ich Gottesdienst in der *Morgenlaender Kirche*; die Kirche war so weit fertig dass man darin predigen konnte. Kurze Zeit vorher hatte die Gemeinde Wahl und erwählte mich als Prediger.—Das Material der Gemeinde taugt nichts; unkirchliche Glieder gibt es keine. Sie wohnten weit ab von Kirchen, kamen selten hin; dagegen fuhren sie am Sonntag auf der Strasse und suchten die Wirthshäuser auf. Die Gegend war ein rechtes Frolicnest. Gleich bei der Kirche steht ein Wirthshaus, bekannt unter dem Namen "Lederner Eckposte", hier hatte Satan "Head Quarters" in Frolic, Saufgelagen und Sabbathsbruch.—Eines Abends fuhr ich von der Vorbereitung in Heidelberg heim; als ich oberhalb der Jordan-Brücke den grossen Berg nach Morgenland hinauf fahre, hole ich ein Mädchen, das den Berg hinauf stieg, ein—sie schien müde zu sein—ich lud sie ein mitzufahren. Halb verlegen sagte sie mir: Sie wolle nach dem Schulhaus droben, wo Singschule bestellt wäre. Als wir dem

Schulhans nahe kamen, meinte sie: "Es werd wohl noch Niemand dort sein". Freilich war es nicht! denn als ich ein Feld breit weiter am Wirthshaus vorbei fuhr, war dort eine wilde Frolic. Ich hatte Mademoiselle N. N. nach der Frolic gefahren, weil sie sich aber dessen schämte, band sie mir den Bären von der Singschule auf und war lieber am Schulhause abgestiegen.—Gerade aber weil die Umgegend so ganz verweltlicht war, dachte ich: sei hier Arbeit nothwendig, und ich versprach die Gemeinde zu bedienen.

Unsere Classis versammelte sich dies Jahr am 11. Mai in Farmersville, D. F. Brendel, Präsident.—Kurz vor der Classis erhielt ich einen Brief von Allentown mit der Anfrage: Ob ich die Allentown Gemeinde annehmen würde, wenn sich die dort bestehenden zwei Parteien auf mich vereinigen würden? Nämlich Vater Dubs war lange Jahre der Prediger der Allentown Gemeinde. Nun verlangten die Glieder aber jeden Sonntag Gottesdienst, was Dubs nicht vermögend war zu thun, da er seine anderen Gemeinden noch weniger aufgeben wollte als wie Allentown. Die Gemeinde hatte daher, mit Einwilligung von Dubs, Derr als Gehülfsprediger erwählt. Aber in der kurzen Zeit die Derr in Allentown war, war schon der Krieg losgebrochen. Derr hatte ganz besondere Gaben zu unterminiren und zu streiten, und so waren zwei Parteien entstanden deren jede ihren Grund behauptete. Hauptglieder der Gemeinde beabsichtigten an der Classis eine Vereinigung der Parteien auf einen dritten Mann zu bewirken und hatten dazu an mich geschrieben. — Das war mir eine Hiobspost! warum sollte ich aus meiner Stelle gehen, wo ich die Liebe meiner Freunde im höchsten Grade genoss, und zwei Feuer auf mich richten lassen! Ich bat Gott von Herzen mich nicht dorthin zu rufen.—Nun an der Classis kam die Sache so weit, dass die Brüder glaubten zwei Gemeinden in Allentown aus der alten zu gründen, was auch höchst nothwendig war, und so blieb es einstweilen.

Eine Special-Versammlung der Classis wurde auf den 1. Juni nach Allentown verordnet, wo Dubs' und Derrs Angelegenheiten geschlichtet werden sollten. Die Versammlung dauerte zwei Tage. Vater Dubs wehrte sich männlich und Derr kämpfte mit Lust und Vergnügen und bissig wie ein Dachs. Wer Lust am Streiten hatte, der konnte sich da amüsiren. Wo soll das hinführen? Am Ende fasste die Classis einen Beschluss, wonach im Grunde zwei Gemeinden bestunden mit gleichem Recht am Kirchengute. Ich ging mit dan-

kendem Herzen heim, dass Gott mich lassen wollte wo ich war.

Weihefeste und Marketender-Wesen.

Das Jahr 1858 gab mir eine Zahl Weihefeste, wobei der Marketender-Unfug zum Abschluss kam. Im letzten Herbste wurde von der Lowhill Gemeinde beschlossen, eine neue Kirche zu bauen. Die Gemeinde wählte auch mich zu den übrigen vier Baumeistern, und die Baumeister übertrugen mir die Hauptsache des Baues: ich sollte die Pläne machen und die Contracte ausgeben. Was in meiner Kraft lag wandte ich auf, eine billige und doch hübsche Kirche herzustellen.—Auf den 13. Mai fand die Ecksteinlegung statt. Am Vormittage war die Predigt mir übertragen und Nachmittags predigte Schindel.—Ich verlangte vom Kirchenrath, dass er darauf bestehe dass die Marketender während dem Gottesdienst allen Verkauf lassen *muessten*. Der Kirchenrath richtete die Botschaft aus, und da die Verkäufer nicht aufhören wollten, drohte er in meinem Namen, sie am folgenden Tage an die Court zu überbinden. Das half, sie sahen, dass es "ernst gemeint war", dafür verfluchten sie mich aber auch öffentlich als einen Tyrannen, der den Leuten die Freiheit nehme. Das that aber keinen Schaden. Wir hatten so weit Erfolg, dass es unsern gestellten Bedingungen nachging.—Das Betragen der Marketender hier brachte die Sache aber zur Reife. Ich nahm mir vor, bei keinem kirchlichen Feste mehr zu predigen, wo Marketender geduldet würden, und eher jede Gemeinde aufgeben, als ferner Christi Reich zum Deckmantel solcher Höllenbrut machen zu lassen. Von nun an gar keine "Hucksters" mehr! das war mein Amen, und es hat ausgehalten.

Auf den 16. Mai war *Orgelweihe in Mertztown*. Dieses Fest hatte eine andere Schwierigkeit in die ich ohne meinen Willen gezogen wurde, und die für Herrman eine Demüthigung war, die ihm der Herr auferlegte.—Die Gemeinde gehörte Herrman und hatte eine neue Orgel machen lassen, die eingeweiht werden sollte. Ohne mein Wissen bat der Kirchenrath Herrman, mich zum Feste einzuladen. Herrman sagte es rund ab. Das ärgerte den Kirchenrath, und er verordnete eine Gemeindewahl, wer bei dem Feste predigen solle. Die Gemeinde stimmte einstimmig, ich solle die Festpredigt halten. Ein Glied des Kirchenraths brachte mir das Ergebniss und die Einladung. Da die Gemeinde zu solchen Schritten ge-

gangen war, wollte ich nicht Nein sagen und versprach die Predigt zu halten, vorausgesetzt, dass keine Marketender bei der Feier geduldet würden, was der Kirchenrath mir später zusagte und auch streng und mit Erfolg ausführte. Ich predigte auf die bestimmte Zeit. Das war meinerseits und sogar des Kirchenraths ein grosser Fehler. Ich hätte es nicht thun sollen, und that es auch nur deswegen, weil mein Absagen viele Glieder beleidigt hätte, allein auch das war kein Grund der Entschuldigung. Das Fest fand statt und ich predigte. Herrman wohnte gar nicht bei, und war gegen mich und gegen die Gemeinde sehr erbost. Auch nach dem Feste ging er nicht mehr hin zu predigen. Er meinte die Gemeinde solle kommen und ihn um Verzeihung bitten. Das geschah aber nicht. Nach einigen Monaten beschloss der Kirchenrath Herrman um seine Resignation zu bitten, was er auch auf den 15. Juli that. Die Gemeinde stund predigerlos bis ins nächste Jahr. Auf den 10. April 1859 hielten sie eine Wahl, erwählten mich beinahe einstimmig und gaben mir einen Ruf. Ich versprach sie, dem Urtheil der Classis unterworfen, zu bedienen. Lieber hätte ich die Gemeinde nicht bedient, hatte ohnehin zu viel Arbeit. Herrmans Hass wuchs und er vergab mir niemals, und that alles Mögliche gegen mich. Die Classis billigte den Ruf auf ihrer nächsten Versammlung.

Am 23. und 24. Mai war die *Einweihung der neu erbauten Lynnville St. Petrus Kirche.* Am ersten Tage predigte J. Derr von Allentown und Schindel; am zweiten Tage ich und wieder Schindel Nachmittags.—Die Hucksters waren da, trotzdem dass wir sie durch die Zeitungen warnten nicht zu kommen. Einzelne waren aber doch gekommen und wollten es durch setzen. Der Kirchenrath aber gab ihnen die Notiz, dass wenn sie nicht fortgingen, würden sie vor der Court verklagt werden. Sie packten ihre Zuckerstängel, Lebkuchen, Bier und im Stroh versteckten Branntwein nicht aus, hielten unter sich Rath und einer nach dem andern machte sich unsichtbar. Sie merkten jetzt woher der Wind kam.—Ein Mancher in unserer Zeit mag denken, woher denn die vielen Hucksters damals kamen? Die Antwort ist: Aus allen Ecken und Enden. Ueberall wohnten Leute die das Marketendern neben ihrem Geschäft betrieben und den "Venduen" meilenweit nachfuhren. War aber irgendwo ein kirchliches Fest, so machten sie sich schon in der Nacht auf und fuhren oft mehr als zwanzig Meilen, einem solchen Fest ihre Waaren zu bringen. So kam es, dass bei all diesen Festen dieselben

Marketender gegenwärtig waren. Es war gewöhnlich ein unkirchlicher Schlag Leute, denen die kirchliche Feste eine Kuh waren, die sie ausmelken wollten.

Auf den 28. und 29. August fand die *Einweihung der Morgenlaender Kirche* statt.—Auf dieser Einweihung hatte ich meine Sorgen; der Menschenschlag war mir wohl bekannt und ahnte voraus wie es ablaufen würde. Aber mein Vorsatz war: Gehen oder brechen! Der Kirchenrath sprach mit mir wegen dem Tag der Einweihung und ich hängte die Klausel Hucksters daran. Das war nun dem Kirchenrath gar nicht recht. Die Glieder meinten: Wo kriegen die Leute etwas zu essen? Ich erwiderte: wo der Heiland, dem wir unsere Kirche weihen wollen, sein Recht? und das ist hier die Hauptsache. Widerwillig gestanden sie zu, eine Anzeige in die Zeitung zu rücken, dass keine Huckster kommen dürften. — Während der Zeit hörte ich, dass der Kirchenrath den Huckstern dennoch Erlaubniss gegeben hatte kommen zu dürfen.—Als ich am Tage der Einweihung nach der Kirche kam, waren die Huckster dort und verkauften lustig drauf los. Der Kirchenrath erwiderte mir auf meine Zurechtweisung: Sie könnten die Huckster nicht vertreiben. Ich hatte die erste Predigt halten sollen. Da der Kirchenrath nicht einwilligte den Unfug zu unterdrücken, so resignirte ich und fuhr heim ohne zu predigen. Vater Dubs nahm die Gemeinde an und predigte noch einige Jahre dort. Heute noch waltet derselbe Geist dort.

Am 9. und 10. October war die Einweihung des neuen Schulhauses an der *Jacobs-Kirche in Jacksonville*. Als der Kirchenrath mich einlud, stellte ich die Bedingung: Ich wollte predigen, wenn der Kirchenrath dafür sorgte, dass keine Huckster gegenwärtig wären. Sie sagten mir: Gerade deswegen wären sie zu mir gekommen, weil ich dieses Unwesen nicht duldete und meine Gegenwart ihnen helfe die Einweihung christlich durchzuführen. Das liess sich hören!—Auf den bestimmten Tag war ich dort und hielt die erste Predigt, Vater Mennig (Minnich) predigte Nachmittags. Kein Huckster war da; eine ernstliche Warnung in der Zeitung hatte sie weg gehalten. Eine grosse Volksmenge war versammelt, und doch herrschte die schönste Ordnung. Als es Zeit war zum Gottesdienst sammelten sich die Leute im Gotteshaus, kein Aus- und Einlaufen herrschte, es war Andacht und Ordnung; kurz, wir hatten Gottesdienst und kein Bataillon! Die Leute selber sprachen darüber und freuten sich.

Auf den 20. und 21. November wollten wir die neue *Kirche in Lowhill*, wozu im Frühjahr der Eckstein gelegt wurde, einweihen. Schindel und ich predigten am ersten Tage; da aber die Witterung sehr ungünstig war, verschoben wir die Einweihung auf nächstes Frühjahr. Einige Huckster waren, trotz öffentlicher Warnung doch gekommen, gingen aber auf Warnung vom Constabler ohne Verkauf fort. Die Schlange starb hart. Noch öfters versuchten sie es später. Andere Prediger sagten nichts und so fanden sie immer wieder Aufmunterung.

Amtserlebnisse.

Auch dies Jahr brachte mir seine besonderen Amtserlebnisse.—Durch die Osterwoche—die vier ersten Tage im Monat April—hatte ich das Abendmahl. Den 1. und 2. in Weissenburg, den 3. und 4. Confirmation und Abendmahl in Lynn.—Unsere Kirchen waren zum Ueberlaufen angefüllt und 324 Glieder hatten in den zwei Gemeinden communicirt. Nebstdem war noch eine Leiche auf Nachmittags in der Weissenburger Kirche.—Das Wetter war sehr günstig; der Thermometer stund auf 70 Grad.

Auf den 13. April beerdigte ich Christian Hunsicker in Heidelberg. Er starb an Herzwassersucht. Während seiner Krankheit besuchte ich ihn und fand ihn ganz ergeben. Diese Hunsickers-Familie ist ein Muster. Christian und sein Bruder John verehelichten sich beide in ihrer Jugend. Sie zogen beide in ein Haus, lebten beieinander und assen an einem Tische, hatten zusammen einen Geldsack, kauften sich angrenzende Ländereien, bauten Haus und Scheuer darauf, bezahlten alles gemeinschaftlich, zogen ihre Kinder mit einander in christlicher Zucht auf; hatten in all den Jahren keinen einzigen Streit, denn als das neue Haus fertig war, entschied Christian, der jüngere, John müsse in das neue Haus ziehen, und theilten im grössten Frieden mit einander ab. Als sie von einander zogen weinten sie, und doch lag nur eine Feldbreite zwischen ihnen. Nicht wahr? das ist christliche Verträglichkeit und Erfüllung des Wortes: Lasset Alles in der Liebe geschehen.—Wahrlich, solche Familien sind selten! nur noch eine habe ich kennen lernen: Manasse und David Butz in Langschwamm. Da war es gerade so; nur dass sie niemals von einander gingen.—Als ich von der Kanzel kam bei Hunsicker's Leiche, kam sein Bruder John auf mich zu und gab

mir ein $10-Goldstück; die ersten zehn Thaler die ich je für eine Leichenpredigt erhielt.

Einen Tag vor unserer Classical-Versammlung hatte ich eine Leiche in Allentown zu halten. Frank Herschs Töchterlein war am Scharlach gestorben. Hersch war Vorsteher in der Ziegelkirche und war eben nach Allentown gezogen.

An der Classis in Farmersville wurde ich zum Vorsitzer einer Committee ernannt, L. R. Derr in Tamaqua zu installiren. Auf den 6. Juni fand die Installation statt, wo ich seit langer Zeit zum erstenmal wieder vor meiner alten Gemeinde predigte. Es wurde unterdessen dort eine neue, hübsche Kirche gebaut. Die Kirche war gedrängt voller Menschen. Viele Gesichter waren mir fremd. Die Gemeinde war unterdessen sehr gewachsen.

In Lynnville, meiner neuen Gemeinde, hielt ich den 20. Juni meine Eintrittspredigt und machte der Gemeinde unseren Standpunkt klar.

Ich hatte diesen Sommer sieben Erntepredigten zu halten. Diese alle wurden damals in der Woche gehalten. Die Leute liessen alle Arbeit auf dem Felde und kamen in grosser Zahl nach den Gotteshäusern. Die Erntecollecten beliefen sich auf $115. Wie schwer hält es aber, den Leuten den Begriff des Gebens beizubringen!

Den 29. Juni beerdigte ich die alte Mutter Barbara Grünewald nach der Weissenburger Kirche. Sie war eine geborne Weiss und hatte das neunzigste Jahr erreicht. Mutter Grünewald, Urgrossmutter von Pfarrer Grünewald in Kansas, war zwanzig Jahre blind. Ich besuchte sie oft und reichte ihr das Abendmahl in ihrem Hause; da ich ihr ungewöhnlich gutes Gedächtniss gewahr wurde, liess ich mir Vieles aus der alten Zeit von ihr erzählen. Sie wusste noch von vielen Familien, woher sie von Europa gekommen waren. Sie sagte von den Kistlerthalern: Sell ware Schwobe; von den Weissenburgern: Sell ware Hesse un Schweizer, nannte viele Namen und kam auf die Ursache warum die Weissenburger Gemeinde entstund: weil die Schwoben in der alten Allemängel Kirche zu hart lutherisch waren und die Reformirten ausbissen.

Letztes Frühjahr zog eine Herrnhuter-Familie, namens Miller, nach Fogelsville. Im Herbste erkrankte Miller am Typhus. Ich besuchte die Familie durch Millers Krankheit und fand in ihnen recht gläubige Kinder Gottes. Er starb und wurde auf den 6. September beerdigt. Ich hielt die Standrede am Hause und Pfarrer Regennass, der Herrnhuter-

Prediger, die Predigt in Upper Milford. Mit nach der Kirche konnte ich nicht, da unser Christian schwer krank war und auch am Abend jenes Tages starb.

Pfarrer J. Zuilchs Tochter Jeannette starb im October am Typhus. Br. Zuilch wohnte damals in Steinsville. Zuilch sandte zu mir die Leichenpredigt zu halten. Abends zuvor ging ich nach Gideon Moyers nahe der Lynnville Gemeinde, wo ich übernachtete. Gideon Moyers suchten ernstlich nach der Wahrheit. Wir hatten ein langes Gespräch, und von da an waren sie entschieden, ein recht christliches Leben zu führen, und waren lange Zeit meine getreusten Gehülfen, bis sie sich zuletzt in den Schwarmgeist verwickeln liessen.—Am andern Morgen fuhr ich nach Steinsville. Pfarrer Zuilch nahm den Tod seiner Tochter, die ein recht frommes Mädchen war, sehr zu Herzen. Bruder Zuilch wurde sehr schwer heimgesucht. Der Tod nahm ihm noch eine Tochter, so auch seinen einzigen Sohn, der bald anfangen konnte zu predigen, und bald starb auch seine Gattin.

Dies Jahr war ein mit Arbeit überladenes; neben meinen Sonntag- und Wochenpredigten hatte ich noch 73 Leichenpredigten gehalten.

Christians Tod.

Unser Christian starb an der Ruhr und Gicht den 6. September Abends um 8 Uhr. Auf den 9. wurde er nach der Ziegelkirche begraben. Dr. Kessler von Allentown hielt seine Leichenpredigt über Marci 7, 38: Er hat alles wohl gemacht. —Später als das neue Cemetery an der Ziegel angefangen wurde und wir die Grosseltern und Vater aus dem Maxatawny Familien-Begräbnissplatz dahin versetzten, versetzten wir auch Christian auf dieselbe Lotte.—Einige Tage vor seinem Sterben, da er schon anfing zu leiden, liess ich Christians Bild nehmen; es war bleich und unvollkommen gerathen. Daher nahm ich es später nach New York und liess es in Wasserfarben copiren.—Zur Ruhr kam Brand und Gicht. Er litt grosse Schmerzen, konnte vor Schmerz zuletzt nicht mehr weinen. Er hielt meine Hände fest bis er entschlief, und noch im Tode der Schmerz auf seinem Angesichte stund. Sein Grab sollte uns ein Wegweiser nach der Ewigkeit sein!

Pfarrer Schindel, mein alter Freund und College, liess sich *in die Politik ziehen*. Er war immer ein Politiker—ein

harter Demokrat—aber nur als Zuschauer. Was für ein Geist ihn nun trieb, blieb mir immer ein Geheimniss. Er wohnte den Conventionen im County bei, wurde als Candidat für den Senat von Pennsylvanien aufgenommen und auch vom Volke erwählt.—Er ging nach Harrisburg, resignirte aber seine Gemeinden nicht; dadurch entstunden Wirren in seinen Gemeinden, die Hälfte der Sonntage war kein Gottesdienst. Endlich, im zweiten Jahr, kündigte er seinen Gemeinden auf und zog nach Allentown. Als der Bürgerkrieg ausbrach, wurde Schindel ein ebenso entschiedener Republikaner als er vorher Demokrat war.—Nach Verlauf seines Senator-Amtes trat er als Kaplan in den Dienst der Armee und machte den grössten Theil des Bürgerkrieges mit durch. Nach dem Kriege predigte er noch eine Zeit lang bei Sunbury und starb zuletzt in Allentown.—Seine politische Laufbahn war ein Missgriff, ohne Segen für ihn, er bereuete ihn. Schindel aber blieb in seinem Herzen was er war: fromm und gläubig. Ein guter Witz konnte ihn zu Thränen rühren, ob er ihn hörte oder selbst machte.—Schindel starb in Allentown, sein letztes Wort war: All is right! Er starb im Frieden.

Das Jahr 1858 war mir ein Jahr schwerer Sorgen. Seit dem Jahr 1856, wo ich mich so leichtsinnig in das Foundry-Geschäft hinein ziehen liess und mich in eine unübersehbare Schuldenlast stürzte, herrschte bei uns immer Geldmangel; etwas wovon ich früher nichts wusste. Wohl wusste es zuerst Niemand, doch sahen die Leute es nach und nach ein und mein Credit sank. Die grossen Schulden drückten mich weniger, aber aus Mangel an "Cash" blieben manche kleine Schulden stehen, und gerade diese Plackereien schrien am lautesten und mein Credit sank schnell. Alles Geld das ich einnahm bezahlte ich auf Schulden und befriedigte so ziemlich alle Forderungen wie sie gemacht wurden. Dabei wurde die Sache aber nicht besser, alle geliehenen Gelder blieben stehen. Unter diesen waren zwei die Anspruch machten: William Schumacher über der Lecha und Edwin Kramlich, aufgehetzt von meinem Bruder. Auf den 1. April sollte ich bezahlen. Wohl hätte ich noch Geld hie oder da, durch falsches Vorgeben, leihen können, allein mit Lügen und Betrügen wollte ich nicht in die Hetzjagd unserer Tage verfallen. So liess ich alles wo es war und blickte zu Gott, der Rath und Hülfe hatte mir heraus und durch zu helfen.—Wir lebten im Hause so sparsam als wir konnten und kauften rein nichts das nicht zum Leben absolut nothwendig war. Wir lebten

eine ganze Woche auf Brod und Kartoffeln.—Gerade um diese Zeit reiste Pfarrer Loos nach Northampton County und blieb in Fogelsville über Nacht. Er hatte sein Pferd im Hotel gelassen und kam gegen Abend herüber in unser Haus zum Besuch. Ich konnte ihn nicht zum Bleiben einladen, denn wir hatten nichts im Hause ihn zu bewirthen. Ich schämte mich meine Lage zu sagen, und als er nach dem Hotel zurückging, war es mir recht schwer ihn zum Bleiben nicht nöthigen zu können.—Gott allein weiss, welch traurige Jahre ich verlebte. Meine Schulden in 1858 waren über $5000; alles Frucht von kopfloser Speculation; denn Geldhunger war es nicht, nichts war und ist mir jetzt noch fremder als diese Seuche unseres Landes. Mein ganzes Unglück war Kopflosigkeit und List und Trug Satans.—Nebst den schweren Geldsorgen dieses Jahres war ich auch von Amtspflichten so überhäuft, dass ich des Nachts nicht mehr schlafen konnte, Schwindel bekam und ganz hinfällig wurde. Nun kam noch die schwärzeste Melancholie, da war mir's als ob der Satan mich mit Fäusten schlüge. Wie eine manche Nacht lag ich schlaflos auf meinem Bette und wünschte von Herzen, der Herr möchte mich aus meinem Elend hinweg nehmen. Ich wurde förmlich krank; durch den ganzen Monat December predigte ich nicht ein einziges mal.—So sank das Jahr 1858 hinab in die Vergangenheit, dunkel und finster war mir sein Schluss, und noch dunkler und finsterer lag die Zukunft vor mir. Und doch wie schwer meine Lage war, so hiess es doch immer in meinem Herzen: Glaube nur, es wird Licht werden! Und wenn ich in mein Herz blickte und prüfte, fand ich wirklich nichts, das mich hätte beunruhigen sollen. Es waren weiter nichts als Satans Anläufe.

XVIII.

Das Jahr 1859.

Kampf in der Friedensgemeinde—Thomas Steck — E. H. M. Sell und E. B. Kramlich—Georg Junker — Kirch- und Orgelweihe in Lowhill — Classis — Amtserlebnisse — E. J. Fogel -- Geldsorgen.

Auf den 1. Januar hatte ich wieder Gottesdienst und zwar in Weissenburg; den 2. Januar — Sonntags — in Heidelberg und Friedenskirche. Meine Gesundheit war nothgedrungen

so weit hergestellt, dass ich meinen Amtspflichten wieder nachkommen konnte. Da hiess es: an die Arbeit! und sie war nicht wenig.

In der Friedenskirche war jetzt der Kampf los. Eine kleine Zahl Glieder fingen im Winter in ihren Häusern Familiengottesdienst an. Ich munterte diese auf auch mit einander, doch ohne Aufsehen zu machen, in ihren Häusern Betstunden zu halten. Dies geschah, doch kaum war es angefangen, so kamen auch die Methodisten schon und mischten sich mit ein. Sie sagten, sie wollten Theil haben, wo gebetet würde. Ihr Versuch ging dahin, eine gemeinschaftliche Betstunde zu haben — da steckte der Alte schon die Ohren heraus. Sie wussten recht wohl, welche Folgen dies haben müsse, aber das wollten sie; denn wenn nun Streit losbreche, dann konnten sie im Trüben fischen. Und das war immer ihr Plan. Ich warnte meine Glieder, aber das half nicht bei Allen. Es gibt leider zu Viele, die überklug sind.

Als ich Ende Januar wieder dort predigte, fand ich einen grossen Aufruhr in der Gemeinde. Einer der Vorsteher, Remely, hielt in seinem Hause Betstunden. Die Methodisten fanden sich ein und Remely forderte sie auf zum Gebet und lud sie ein, wieder zu kommen. Gerade er war einer derer, die trotz meiner Warnung gemeinschaftlich mit den Methodisten vorwärts gehen wollten.—Als ich in die Kirche gehen wollte, trat der Kirchenrath zu mir und sagte, ich solle eine Wahl für einen andern Vorsteher bekannt machen. Ich frug warum? und erhielt zur Antwort, weil unser Vorsteher ein ' Strawler" geworden ist; er hält Betstunde. Einen Vorsteher absetzen, erwiderte ich, bedingt erst ein Gericht. Die weltliche Court verurtheilt Niemand ungehört, wie dürften wir als eine Gemeinde Gottes so etwas thun? — Ich ging in die Kirche und erklärte in meiner Predigt was Betstunde sei, wie wohlbegründet sie in unserer Kirche und wie nothwendig sie sei unter dem verweltlichten Geschlecht unserer Zeit; und forderte jede Familie auf, in ihren Häusern Familien-Gottesdienst, als die beste Betstunde, zu halten. Das war aber Oel ins Feuer gegossen! die ganze Gemeinde kam ins Brennen. War früher in der Ziegelgemeinde Feuer, hier brannte es noch viel heftiger.—Ich hatte Kinderlehre in der Gemeinde angefangen. Wie ich nun in der Woche dahin komme, war eine grosse Zahl Glieder versammelt — selbst der alte Vater Nicolaus Kern als Wortführer, der bald einer unserer wärmnest Vertheidiger wurde—diese beschwerten sich wegen mei-

ner Predigt, dass ich den Schwärmern das Wort rede, und legten mir ihre Kirchenregel vor, daraus sollte ich lernen, dass die Schwärmerei in der Friedenskirche nicht geduldet werden dürfte. Ich sagte ihnen, dass ihre Regel ganz gut und recht sei; die Schwärmerei tauge nichts und ich stünde weiter von der Schwärmerei ab, als sie selbst; und dass ich den Schwärmern das Wort rede, sei lächerlich. Ich gab den Gliedern eine weitläufige Erklärung und besonders über Betstunde. Die Gemüther wurden viel ruhiger. In Bezug auf den Vorsteher waren sie aber nicht ruhig. Nun, sagte ich, dann halten wir eine Versammlung des Kirchenraths, und ist er schuldig, dann strafen wir ihn. Damit waren sie einverstanden und der Verhörstag wurde auf den 13. Februar festgesetzt. —Auf den bestimmten Tag waren wir beieinander. Ich hörte die Klagen ab; da ergab es sich denn, dass unser Vorsteher den Versammlungen der Methodisten recht fleissig nachgelaufen, jene zu sich eingeladen und die Idee ausgesprochen: alles Christenthum müsse gemeinschaftlich sein und das "Happy-werden" an der Gnadenbank sei Wirkung des heiligen Geistes. Ja, da hatten die Glieder freilich recht! Ich widerlegte die schwärmerische Auffassung der Gnadenbank-Bekehrung und bezeugte vor dem Kirchenrath und den Gliedern, wie ich diese gewarnt hätte vor dem Hin- und Herlaufen, und das seien die Folgen, dass sie meinem Rathe nicht gefolgt. Meine Erklärung wirkte gute Frucht. Der Kirchenrath machte keine Einwendung gegen die Betstunde wie ich sie darstellte, und fasste sogar den Beschluss, den Vorsteher in seinem Amt zu lassen, wenn er verspreche nicht mehr zu den Methodisten zu laufen. Der Beschluss wurde so festgestellt, und ich hatte wieder das Vertrauen des Kirchenraths, wenigstens der Mehrheit desselben.

Bei meinem nächsten Gottesdienst war die Kirche überfüllt; man sagte mir, es seien über hundert Methodisten gegenwärtig, sie seien von über der Lecha herbeigekommen, um zu hören, was ich predigen würde. Ich predigte kein Wort von der Sache. Nichts ist schlimmer als zusammen gelaufene Neugier zu befriedigen. Innerlich musste ich lachen, wie die Menschenzahl unbefriedigt fortging. Was ich zu sagen hatte, war für die Gemeinde, und zwar sie zu belehren und nicht die Neugier der Menge zu sättigen. — Bei meiner nächsten Kinderlehre kam Remely und brachte seinen Schwager Dorward mit, der sich auf der Gnadenbank bei den Methodisten, wie er sagte, bekehrt hatte, und aber ebenfalls wie

Remely bei unserer Kirche bleiben wollte. Ich merkte, dass Beide immer weiter von der Kirche abkamen in ihren Ansichten, dass sie den Schwarmgeist in sich gesogen hatten und wahrscheinlich uns verloren waren. Da war wieder nothwendig, wie in der Ziegel-Gemeinde, sich gegen zwei Feuer zu wehren. — Auf den 15. März bestellte ich die Glieder, die willig waren Betstunde zu halten, an die Kirche, um mit ihnen nach der Kinderlehre zu reden. Ich gab ihnen den Rath, dass wenn sie wollten, dass Gottes Werk in der Gemeinde wachsen solle, dürften sie nicht ihrem Kopfe, sondern müssten mir folgen, oder ich könne sie nicht führen. Und deswegen sollten sie alle früheren Versammlungen fallen lassen, und eine neue Betstunde frei von allen anderen Einmischungen anfangen, bis wir das Vertrauen der Gemeinde gewännen, in die Kirche gehen und unsere Versammlungen dort halten könnten. Die Meisten, aber nicht alle, willigten ein. Den letztern sagte ich, dass sie ebenso gut unsere Kirche verliessen; denn ich sei entschieden, unsere Kirche aufzubauen und sei nicht geneigt Futter für die Schwärmer zu ziehen. Die Zahl der letzten war klein und mein Rath wurde befolgt, die Betstunde kam in Gang. — In der Woche vor dem Abendmahl, wo ich drei Tage in der Gemeinde verbrachte, kameu noch mehr Glieder und sprachen mit mir. Mehrere sagten mir, sie sähen wohl ein, dass ich Recht hätte, und wollten in Allem meinem Rathe folgen. Auch zu diesen waren die Methodisten gekommen und hatten versucht, sie zu bereden, dass sie sich auf der Gnadenbank bekehren müssten. Einer namens Schmidt konnte sie nicht los werden, bis er ihnen das Haus verbot. So bekam ich ein sehr gemischtes Element. Ein Theil war recht kirchlich und lebendig, ein anderer Theil wusste nicht was er wollte, ein dritter Theil wollte gar nichts und ein vierter Theil war wirklich schwärmerisch gesinnt. Alle aber wollten bei der Kirche bleiben. Das war ein schönes Conglomerat! da hiess es den Standpunkt klar machen; und es kam nach und nach so weit, dass jeder erfuhr was wir wollten, und jedes seinen Ort fand, wohin es gehörte.

Auf den 26. und 27. März hatte ich das Abendmahl und Confirmation in der Friedenskirche und auch in Heidelberg. Auf Samstag Vormittag war die Confirmation in der Friedenskirche. Meine Confirmanden waren ernst und heilsverlangend, und so auch viele Glieder, selbst solche, die sich vor meiner eingebildeten Schwärmerei fürchteten. Nach dem Gottesdienst hatte ich noch sechs Kinder zu taufen und dann

ging es hinüber nach Heidelberg, um dort die Confirmation zu halten. In Heidelberg übernachtete ich. Sonntag Morgen vor dem Gottesdienst war nach Lobarsville zu fahren, einem Kranken das Abendmahl zu reichen, mit einer angefochtenen Familie zu reden und dann zurück nach der Kirche zu fahren, zu predigen und das Abendmahl an 221 Communicanten auszutheilen. Nach dem Gottesdienste wurden wieder fünf Kinder in den Häusern getauft, nach der Friedenskirche gefahren und dort Nachmittags gepredigt und das Abendmahl an 114 Communicanten ausgetheilt. Trotz der grossen Aufregung in der Friedensgemeinde war unser Abendmahl mit viel Frucht und Segen begleitet. War hier eine grössere und allgemeinere Spannung der Gemüther als wie früher in der Ziegelgemeinde, so war es doch anders als wie dort. Nicht der geringste Hass waltete hier; alle Spannung war nur aus Furcht vor Schwärmerei, die darum auch völlig schwand, sobald wie die Gemeinde von meiner Kirchlichkeit überzeugt wurde.—Als der Gottesdienst vorüber, war auch meine Kraft fort. Der Kopf brannte mir. Ich nahm bei John Peter ein kleines Mahl ein, ruhte einen Augenblick und fuhr die 14 Meilen heim nach Fogelsville. Die Arbeit war genug einen Riesen fertig zu machen, und doch ging es glücklich, wie so manchmal, wo ich Uebermenschliches zu leisten hatte.

Durch den Sommer wurde es nach und nach ruhiger in der Friedensgemeinde. Ich fing an den Schwarmgeist auf der Kanzel in seiner Unehrlichkeit, Unwahrheit und Nacktheit aufzudecken. Das schlug durch, und zwar schneller hier als in irgend einer andern Gemeinde, die ich bediente. — Die schwärmerisch gesinnten Glieder blieben vorerst noch bei uns; und Glieder, die mir anfänglich am schroffsten entgegen stunden, kamen herum und fielen mir zu.

Pfarrer Thomas Steck hielt in den oberen Gemeinden, die Schindel resignirte, im Monat März Besuchspredigten und wurde von den Gemeinden erwählt. So wurde er mein College lutherischerseits in Lowhill, Heidelberg und Friedens-Gemeinde. Nebst diesen predigte er auch in der Union und Egypter Kirche.

Pfarrer E. H. M. Sell, ein junger lutherischer Prediger, kam dies Frühjahr nach Fogelsville. Sell war von Allentown, wo seine Eltern wohnten. Er hatte in Gettysburg studirt und graduirte letzten Herbst. Diesen Winter hielt er die

Schule in Claussville und kam im Frühjahr nach Fogelsville, wo er die Gemeinde, auch eine die früher von Schindel bedient wurde, erhielt und zugleich auch in Langschwamm und in der Petrus-Kirche erwählt wurde. — Sell war ein wohlgebildeter und begabter junger Mann. Er blieb hier in Fogelsville ein Jahr und zog dann nach Mertztown, wo er glaubte gelegener für seine Stelle zu wohnen.—Um dieselbe Zeit hatte auch *E. B. Kramlich*, ein Mitstudent Sells, sein Examen gemacht und war in die lutherische Synode aufgenommen worden. Kramlich war bei seiner Mutter, die hier in Fogelsville wohnte, zu Hause. Kramlich wurde von der Trexlertown Gemeinde erwählt, bekam später auch Kutztown und Röllers Stelle. — Während Sell in Fogelsville wohnte, machten wir jeden Montag, wenn wir frei waren, kleine Ausflüge mit Pferd und Wagen, naturalisirten und genossen die Natur. So kreuzten und durchzogen wir den Schoharie Berg, das Blaue Gebirge an verschiedenen Orten, als den "Pinikel", oben die Strasse im Eck, bei Jacksonville, die Bärenfelsen, den Backofen, die Heidelberger Furnace-Strasse über den Berg; ebenfalls das Lecha-Gebirge an vielen Orten: den "Kulm", Wiederskopf, Rittenhouse Gap und bis hinab nach den Oley Bergen. Auch besuchten wir die Thäler von Lynn, Weissenburg und Albany, wo schöne Wiesen und Waldscenen waren. Wir nahmen immer unser Mittagessen und Pferdefutter mit, genossen im Walde unter einem Baum unsern Mittag und freuten uns königlich; ja, das war ein wahrer Hochgenuss!

Kramlich machte mit Sell eine Reise nach Europa durch seine Ferienzeit, wo er auf seiner Heimreise auf dem Great Eastern jene Affaire durchmachte, wo das Ruder im heftigen Sturme brach und dann das ungeheure Schiff in das wildeste Rollen gerieth. Kramlich kam mit allen Passagieren glücklich durch — auch Sam Thomas war auf dem Schiffe — und nach Amerika heimgekehrt, wurde er wieder in sein Amt eingesetzt.

In meinen Geldsorgen eine neue Dummheit als Krone des Jahres. Ein junger Deutscher, *Georg Junker*, der bei Esquire William Schubert an der Langschwamm-Kirche Grabsteine meiselte, von Haus aus aber Bildhauer war, kam zu mir und wollte uns ein Monument für Vater ausarbeiten. Wir übergaben ihm die Arbeit. Nun wollte er in Allentown sein Geschäft aufsetzen, hatte aber weder Geld noch Credit; da ver-

[illegible] nicht viel.
[illegible] von mir,
[illegible] Geldnoth
[illegible] seines Mate-
[illegible] für ihn zu ble-
[illegible] was ich früher
[illegible] arbeitete. Im
[illegible] irgendwo in den
[illegible] war ich noch gnä-
[illegible] meine bedrängte Lage
[illegible] dass meine Schulden
[illegible] vorwurfsvoll: Wann

[illegible] wurde jetzt *die Lowhill-*
[illegible]essen lutherischer Pastor
[illegible] wenn es auch noch einigen
[illegible] so war doch die Marketende-
[illegible] Einrichtung im Schulhaus,
[illegible]liches Mittagessen erhalten
[illegible] worden. Dabei fiel noch sogar
[illegible] Gemeinde ab. Am ersten Tage
[illegible] Steck Nachmittags; am zweiten
[illegible] Steck wieder Nachmittags. —
[illegible] wurde die *erneuerte Orgel* auch wie-
[illegible] ich hielten die Predigten. — Bei
[illegible] Steck auch unsern Calvin.—Von Mar-
[illegible] mehr die Rede; der Sieg war gewonnen
[illegible] sich selbst über die gute Ordnung,
[illegible] kirchliche Aussehen, das alles hatte.
[illegible]melfahrt versammelte sich unsere *Clas-*
[illegible] Vater Herrman war da und verklagte
[illegible] dass ich in Mertztown bei der Orgel-
[illegible] Willen gepredigt hatte. Die Klage wurde
[illegible] gestimmt, weil Herrman nur Aussagen mach-
[illegible] Verhör einzugehen. Die Classis sollte mich
[illegible] es wollte; da wurde die Klage todtgestimmt.
[illegible] einen Beschluss vor die Classis, dass jeder Pre-
[illegible]bar gelten solle, der künftig bei Einweihungen
[illegible]chen Festen, wo Marketender geduldet würden,
[illegible] würde. Einige Prediger und Aelteste waren dage-
[illegible] aber der Beschluss wurde zum Gesetz gemacht.

Amtserlebnisse.

Die erste Leiche dieses Jahres hatte ich in der Lynnville Kirche. Der junge David Miller war nach der Lecha Kaft gezogen, wo seine Frau und Kind kürzlich gestorben waren. Miller war am Aufhängen der Fensterläden auf dem zweiten Stock, fiel herab und war in zwei Stunden todt. Er wurde, wie auch sein Weib und Kind, nach seiner Heimath gebracht und am 8. Januar auf den Gottesacker der Lynnville Gemeinde beerdigt.

Bei einem Gottesdienst im Januar in Lynnville und Mertztown, war ich bei Gideon Moyers zu Mittag. Letzten Herbst wo ich Zuilch's Leiche hatte, übernachtete ich bei Moyers und munterte sie auf zu einem christlichen Leben. Es war nicht vergebens. Die Familie ist recht und leben wie es sich Christen ziemt. Moyer führte die Sonntagsschule. Wir besprachen es, auch eine Bibelclasse in der Gemeinde anzufangen. Moyer wurde der Hauptmann der Gemeinde.

Im Februar wurde ich zu David Holbens, an der Mühle im Lynnville Thale, gerufen. Die Familie gehört auch zur Lynnville Gemeinde. Mrs. Holben war am Sonntage vorher in der Kirche gewesen; ich hatte über 1 Kön. 18, 21 gepredigt: über das Hinken auf beiden Seiten—Welt und Gott. Die Frau nahm es zu Herzen, hatte die ganze Nacht keine Ruhe. Am Morgen wollte sie zu mir, oder ihr Mann sollte mich holen lassen. Der aber hatte anders zu thun, liess es anstehen bis auf Donnerstag. Da kam ein Bote, ich solle plötzlich kommen. Als ich zur Familie kam, lag die Frau im Bette und war von Sinnen. Ich sprach mit ihr, aber sie erwiderte auf alles: Wir haben Gottes Gnade verscherzt. Ihre Gedanken hatten sich überstürzt. Ich sagte ihr, dass Gottes Gnade in Christo ihr offen stehe, und munterte sie auf in ganz einfachen Worten; ich betete alsdann mit shr. Sie wurde viel ruhiger, aber ihr Gemüth blieb auf längere Zeit verwirrt. Zuletzt kam sie wieder zu Stande und wurde ein frommes, gläubiges Glied der Gemeinde. Auch ihr Mann bekehrte sich und lebte musterhaft.—Beide sind gestorben; erst die Frau und vor kurzer Zeit auch der Gatte.

Im Monat Februar wurde mir der Plan vorgelegt, die Hecktown (Trockenland) und Saucon Gemeinden anzunehmen. Joshua Derr schrieb mir einen Brief in Rücksicht auf diese Pfarrstelle und auf die meinige. Da waren aber so viele Machinationen, mit diesem und jenem zu sprechen, dem Hans

und Peter seinen Einfluss zu gebrauchen, diesen oder jenen in mein Feld zu bringen; das Alles roch nach so viel Menschlichkeiten und zeigte so viele krumme Wege, dass ich ohne Weiteres Nein sagte. Das Ganze war Menschen-Planerei und nicht Gottes Wege.—Kein Wunder, dass bei solchen krummen Wegen immer Hader und Streit folgt; da wird ja nicht Gott freier Weg gelassen, nein! man plant selbst, handelt selbst und läuft Gott vor. Das stinkende Ich tritt auf und will herrschen und führen. O, das ist das grosse Elend unserer Kirche, wie es uns in den letzten zwanzig Jahren so viel Kampf und Verderben gebracht hat! Dass uns der Herr von diesem Joche erlösen wolle!

Am 5. März hatte ich die Beerdigung eines meiner ersten und besten Freunde in der Ziegel-Gemeinde zu halten. Joshua Grimm war lutherisch, hielt aber immer unerschütterlich fest zu mir und sprach öffentlich wenn andere schwiegen. Grimm war reich, hatte aber viel Unglück; er verlor Geld an denen, denen er Gutes that; seine Scheuer wurde ihm niedergebrannt und er verlor durch den Tod ein erwachsenes Kind. Er selbst starb schnell am Schlagfluss, in seinem 58. Jahre, und wurde auf seinen Familien-Friedhof nahe seinem Hause begraben, wo noch andere aus seiner Familie schlafen.

Am 4. Juli hatte ich, wie von der Classis bestimmt, die Installations-Predigt bei der Einführung Cyrus Beckers in seine Pfarrstelle zu halten. Die Installation fand statt in der Howertown Kirche. Die Committee war: ich, Dr. Kessler und Brendel.—Der alte Bruder Becker war gestorben und sein Sohn Cyrus als Nachfolger erwählt worden.

Meine Erntepredigten, deren acht, hielt ich im Monat August, und zwar alle auf Wochentage, und collectirte $132.

Auf den 11. August dieses Jahres wurde uns unser Sohn Calvin geboren.

Am 18. August beerdigte ich Henry Moyer in Lynn. Er war ein Bruder Gideon Moyers. Dieser hoffnungsvolle Jüngling war beim Baden in der Lecha ertrunken. Es geschah bei Lehighton, wo er arbeitete. Seine Mutter, Mrs. Peter Moyer, sie war schon Wittwe, nahm es sehr schwer. Diese würdige Mutter war in Deutschland geboren, kam ganz jung nach Amerika und war eine hervorragende Frau.

Im December starb der alte Vater Christian Unger in der Ziegel-Gemeinde in seinem 81. Jahre; auf den 19. hielt ich seine Leichenpredigt. Christian Unger war einer der wärmsten Freunde meines Vaters, und ein Salz aus der alten Zeit,

wie solche einzeln in den Gemeinden sich vorfanden und Ursache waren, dass die Gemeinden in einer dunkeln und leblosen Zeit fortbestehen konnten. Unger war meistens Vaters Begleiter nach der Classis und Synode, und ein Mann von gesetztem und gesundem Urtheil, dabei gottesfürchtig und von Herzen fromm. Sanft ruhe seine Asche. Seine Nachkommen sind von demselben Schlage, überall geachtet und geehrt. Nur noch eine Tochter, Mrs. Charles Klein, eine Schwester Kleins erster Frau, ist in der Gemeinde.

Im Herbste kauften sich auch die Lowhill und Heidelberg Gemeinden Kronleuchter-Lampen, und ich fing auch in diesen Gemeinden Abendgottesdienst an.

E. J. Fogel entschied sich für das Predigtamt und ging mit dem Anfang der Herbstsitzung nach Lancaster.

Unser Abendmahl in der Friedenskirche auf den 5. und 6. November war verhältnissmässig ruhig. Christi Sache schritt vorwärts.

Aus vielen ein Arbeitstag, wie ich deren erlebte dieses Jahr. Erstens fuhr ich nach Ruben Blose in Heidelberg, holte dort eine Leiche ab nach der Heidelberger Kirche, und hielt die Leichenpredigt. Dann folgten zwei und eine halbe Stunden Confirmanden-Unterricht, und zwar mit Anwendung aller Aufmerksamkeit in den Erklärungen und Ermahnungen, da im Confirmanden-Unterricht die Grundlage des Aufbaues unserer Kirche liegt, Von dem Unterricht ging es nach Joseph Wehr, wo ein Kind getauft wurde; von da zu George Metzgar, noch ein Kind zu taufen. Von dem letzten Orte fuhr ich ohne Mittagsruhe oder Speise nach der Friedenskirche und hatte da abermals zwei und einhalb Stunde Confirmanden-Unterricht. Und als ich nun bei schlechtem Wege, kalt feuchtem Wetter, auf dem Heimwege, da es schon zu dunkeln anfing, an die Heidelberg Creek unterhalb Monroe Peters komme, sitzt ein Mann auf der Fenz und wartet schon Stunden lang auf mich, mich mit nach Lowhill zu nehmen, sein krankes Kind zu taufen. Er steigt zu mir in den Wagen und mit müdem Pferde und neuer Last geht es über die Berge Lowhills und ich taufe das sterbende Kind. Auch hier wartete ein Mann auf mich und verlangte ich solle mit kommen, sein Kind zu taufen, das ebenfalls krank war. Auch ihn war ich genöthigt in meinem Wagen mitzunehmen, denn er hat gemeint er könne zu Fuss gehen und dann "mit dem Parre z'rückfahre". Abermals ging es einige Meilen von meinem

Wege ab. Es war schon lange Nacht als ich nach Hause kam, und war so fertig und ermattet, dass ich kaum mehr ins Haus kommen konnte. Seit Morgen hatte ich keinen Bissen gegessen. Auf meinem Tische lag, als Abendgenuss, eine gerichtliche Notiz von Schumacher über der Lecha, ihn zu bezahlen. Des ganzen Tages Arbeit hatte mir zwei Thaler in die Tasche gebracht.—Arbeit machte mich wohl matt und müde, niemals aber muthlos; aber diese Schulden waren ein Berg auf meiner Seele! O, wie gern wäre ich gestorben, hätte der Herr nur rufen wollen! Allein, noch war es nicht Zeit, ich musste noch durch finstere Thäler wandern.

War letztes Jahr schon ein Sorgenjahr in meinen Geldangelegenheiten, so wurde es dies Jahr doppelt. Edwin Kramlich und Schumacher drängten mich. Der Himmel wurde immer finsterer. Endlich am 5. Juli brach es los. Der Sheriff kam in mein Haus und legte Beschlag auf mein Eigenthum. Das hiess auf gut Pennsylvanisch-Deutsch: "Er hot den Schriff krickt!" Das war das erste "Hullu!" in einer bitteren Hetzjagd. — Warum das? frug ich. Die Antwort wurde nach und nach klarer: Weil in meiner Natur ein dummer Stolz lag, den der treue Meister austreiben wollte und so ziemlich herausgekriegt hat. Der Herr hat auch Raspeln zu seiner Politur!

XIX.

Das Jahr 1860.

Jahres-Anfang — Milton's Tableaux — Weissenburger Gemeinde aufgegeben — Classis — Urffer's Tod — Beinbruch—Augen-Neuralgien—Lincoln's Wahl—Kirchenzeitung—Amtserlebnisse—Geldnoth.

Am Neujahrstage predigte ich in der Friedenskirche und Heidelberg über 2 Sam. 7, 18: "Wer bin ich, Herr, Herr! und was ist mein Haus, dass du mich bis hierher gebracht hast?" Ich machte in meiner Predigt einen Rückblick auf die vergangenen Jahre unseres kirchlichen Gemeindelebens, zeigte der Gemeinde die grossen Gnaden die Gott erwiesen und hielt die gegenwärtige Lage vor, die eine Ursache sei zur Busse und ein Aufruf zu einem viel ernsteren und besseren Leben.—Ich taufte noch sieben Kinder, beinahe alle in den Häusern. Dies

ist eine Unsitte bei unsern Pennsylvaniern, die trotz allen Versuchen, sie abzuthun und die Kinder nach der Kirche zu bringen, dass sie am Altare getauft würden, doch nicht möglich war zu erreichen.

Im Verlaufe des Winters hatte ich Gelegenheit, ein seltenes Kunststück in Allentown zu sehen: es waren *Miltonian Tableaux*, ausgestellt in der Art eines Panoramas. Ich hatte eine Leiche in Langschwamm, von wo ich nach Allentown fuhr, die Ausstellung zu sehen, die in Philadelphia Blättern hoch gepriesen war.—Die Tableaux begannen mit der Rebellion Satans und seiner Engel, die zum himmlischen Kriege führte, und aus dem Himmel ausgestossen wurden. Dann folgte die Schöpfung in acht Bildern. Daran schloss sich die Hölle und Satans Flucht von der Hölle durch das Chaos nach der Erde; und endete mit dem Garten Eden, dem Fall Adams und Evas und deren Ausstossung. Die Gemälde waren recht gut und das Ganze ein Kunststück. Leider waren nur wenige die dafür Sinn hatten; eine recht polternde Brassband hätte viel besser gezogen. Wie weit ist noch der Geschmack unseres Volkes für Kunst zurück!

Die Handlungsweise des Kirchenraths der *Weissenburger Gemeinde* veranlasste mich, um Neujahr die Gemeinde aufzugeben.—Die Besoldung der Prediger wurde hier wie auch in Lowhill auf Neujahr ausbezahlt, und zwar gemeinschaftlich. Die Vorsteher collectirten im Wechsel den Predigerlohn; ein Jahr die Vorsteher der lutherischen und das nächste Jahr die der reformirten Gemeinde. Das Geld wurde alsdann in zwei gleiche Theile getheilt und an die zwei Prediger ausgetheilt. Jeder erhielt etwa 55 Thaler. Dies war ein von Alters her gegenseitig, von Prediger und Gemeinde, eingegangener Vertrag. Bei der auf Neujahr gehaltenen Kirchenrechnung verständigten sich die Kirchenräthe unter einander, ohne mit uns Predigern zu sprechen, dass uns für jedesmal, wo wir keinen Gottesdienst hätten, ein pro rata Abzug von unserem Salarium gemacht würde. Ich war letztes Jahr einmal durch Krankheit und einmal durch ungünstiges Wetter, wo Niemand an der Kirche war, abwesend; dafür zog der Kirchenrath den Lohn ab und warf das Geld in den Gemeindeschatz. Niemand in der Gemeinde machte Einwand dagegen. Die Handlung zeigte die Gesinnung der Gemeinde gegen ihre Prediger und machte das Verhältniss zu einem "von Thalern und Cents", und dazu war der Lohn zu bettelmässig. Ich sagte der Gemeinde, sie behandle die Sache zu einseitig; in Sachen wo

auch wir Prediger etwas mitzureden hätten, könnten sie ohne unser Beisein nichts beschliessen; unser erster Vertrag sei aufgelöst und in den zweiten sei ich nicht geneigt einzugehen. darum erkläre ich die Gemeinde vacant. Eine solche lieblose und knauserige Handlung bedurfte eine Rüge.—Von da an predigte ich um so öfter in der Lowhill Gemeinde; beide wurden von da an selbstständige Gemeinden, anstatt dass sie sich wie bisher als eine betrachtet hätten.

Unsere Classis versammelte sich in meiner Langschwamm-Gemeinde.

Am 3. Juni wurde mein Schwager *David Urffer in Fogelsville beerdigt.* Urffer hatte sich eine Lotte angekauft und ein Haus darauf gebaut, wo jetzt Schneider Claus wohnt. Ans Steiningers, drunten an der Creek, trieb er die Engine einer Erzmine, wo er sich durch oftmaliges Absteigen in den Brunnen erkältete. Die Folgen waren galoppirende Auszehrung. Er war noch kein Glied der Kirche, aber von natürlich gutem Gemüthe. Ich besuchte ihn täglich, ging erklärend mit ihm über den ganzen Catechismus und er wurde ein lebendiger Christ. Nach monatelangem Unterricht confirmirte ich ihn in seinem Hause und bald darauf starb er, voll Hoffnung und Zuversicht. Der alte Herrman hielt seine Leichenpredigt.

Am 18. Juni machten Sell und ich eine *Reise in die Berge von Luzerne County.* Wir beabsichtigten etwa eine Woche in der wilden Natur von unserer Arbeit auszuruhen. Wir fuhren über Meerweins den Pocono hinauf, drangen in die wilde Natur ein und freuten uns dieses wilden Panoramas. Schon längere Zeit hatte mich die Arbeit angegriffen, und mein Gemüth umdüstert; da war ein solcher Ausflug am Platz, um wieder das Gleichgewicht herzustellen. Trotzdem war mein Gemüth nicht ruhig, es war mir als läge eine Last auf mir, und so beschlossen wir schon am dritten Tage wieder heim zu fahren.—Als wir den Pocono ans Meerweins hinabfuhren, es war gegen Mittag, stiegen wir im Wechsel ab und gingen zu Fuss den steilen Berg hinab. Wir waren schon eine Strecke abwärts, jetzt stieg Sell ab und ich ein; Sell aber nahm die "Leine" mit sich, statt sie im Wagen zu lassen. Die Leine in der Hand ging er auf das Pferd zu, den Zaumzügel zu fassen, um das Pferd zu führen. Ein verschlagenes Pferd, wandte es sich plötzlich auf die Seite, als Sell nach dem Zügel griff, und machte einen Satz vorwärts. Nun sprang Sell ebenfalls auf das Pferd zu es zu fassen, und das Pferd ängstlich, lief ab, riss ihm die Leine aus der Hand und in

vollem Laufe den Berg hinab. Ich, auf dem Wagen ohne Leine, meinte das Pferd springe in den Abgrund zur Seite der Strasse, kehrte mich auf dem Sitz—der Wagen hatte keinen "Top"—und sprang hinten hinab. Ich musste schwer gefallen sein, denn mein Bewusstsein war auf Augenblicke geschwunden. Ehe Sell aber nachkam, war ich aufgesprungen und wieder hingefallen. Jetzt erst kam ich zum klaren Bewusstsein und merkte, dass mein rechtes Bein oberhalb dem Fussgelenk abgebrochen war. Ich zog den Stiefel aus und da stunden die Knochen aus der klaffenden Wunde hervor.—Sell und ich hielten kurzen Rath. Er lief dem Pferde nach, eine Meile unten am Berge stund es, einige Schritte abseits vom Wege, in den Hecken, ohne irgend welche Verletzung. Er jagte vollends nach Meerweins, um mich mit einem andern Wagen dahin abzuholen.—Droben am Pocono sass ich zwei und eine halbe Stunde allein, das war keine Kleinigkeit! Ich hatte Zeit zu denken und meine Gedanken flogen wie die Wolken; ehe aber die Zeit halb verflossen, war mein Gemüth völlig ergeben und ich war gefasst auf Alles, was da kommen mochte. Wäre durch den Bruch eine Ader zerrissen worden, so hätte ich mich in dieser Zeit verblutet; glücklich war der Bruch durchs Fleisch gegangen, ohne eine Ader zu treffen. Als ich etwa eine Stunde gesessen, kam ein zweispänniger Bierwagen den Berg herab. Ich bat den Fuhrmann, er solle mich mit nach Meerweins nehmen, allein er meinte das könne er nicht, er wolle es aber am Wirthshaus ansagen, dass sie mich abholten; ohne abzusteigen fuhr er fort. In allem Elend dachte ich, innerlich mit dem Resultat zufrieden: Im Bier ist kein Heil! Endlich, endlich kam Sell mit Mr. Meerwein den Berg herauf gefahren. Sie hoben mich auf den Wagen, Sell setzte sich zu mir und Meerwein führte das Pferd langsam den Berg hinab. Als wir an das Hotel kamen, war schon Dr. Salmon dort. Sell hatte gleich Jemand nach dem Arzte abgehen lassen. Der Doktor aber hatte vergessen Chloroform mit sich zu nehmen, und so musste nochmals einige Meilen dahin gesandt werden, um dasselbe nachholen zu lassen. Derweilen fing meine Wunde an zu schmerzen und zu schwellen; vorher war die Wunde wie todt, ohne das geringste Gefühl. Dr. Salmon liess mich Chloroform einathmen, ich schlief schnell, und als ich erwachte, war der Bruch gesetzt und der Verband beinahe fertig angelegt.—Erst gegen das Dunkelwerden kam Sell ab, um den Bericht nach Fogelsville zu bringen.

Am folgenden Tage kam mein Schwiegervater, mit Frau Amanda und Calvin, der etwa ein Jahr alt war, nach Meerweins und eine Woche später kam auch meine Mutter nach; beide pflegten mich. Trotz heftigen Schmerzen und dem unausstehlichen auf dem Rücken liegen, heilte die Wunde ohne Eiter zu bilden und der Bruch ebenfalls. Am 20. Juli unter Dr. Salmons Begleitung bis nach Slatington, konnte ich nach Fogelsville heim transportirt werden.—Während ich ans Meerweins lag, besuchten mich Br. Charles Becker und Frau, J. H. Helffrich, Esq., und Junker, von Allentown, auch mein Bruder, Dr. Wilson, William Peter und andere von Slatington, Peter Miller von Sägersville, er brachte gleichzeitig von den Sägersville Freunden ein Geschenk von $50 mit, wie auch später die Slatingtoner. Auch die Nachbarn von Meerweins, die mich doch nicht persönlich kannten, kamen und bezeugten ihr Mitgefühl. Am 26. Juni sandte mir auch die Classis, bei einer Special-Versammlung abgefasst, einen Beschluss ihres Beileids zu.

Meine Heimfahrt nach Fogelsville war gut abgelaufen. In einigen Wochen konnte ich aufstehen, aber nun zeigte sich dass sich auch Callus im Gelenke ablagerte, folglich auch da etwas verletzt war und das Gelenk steif wurde. Es gingen mehrere Jahre darauf, ehe ich ohne Krücken gehen konnte. Ein ganzes Jahr musste ich mit den Krücken auf die Kanzel holpern und bei dem geringsten Anstoss des Fusses litt ich im Gelenke empfindliche Schmerzen, von Auftreten war keine Rede.—In meiner Heimath besuchten mich nun meine Glieder in Zahl. Joshua Derr von Allentown übernahm eine Zeitlang meinen Dienst in meinen Gemeinden, auch L. R. Derr predigte einigemal für mich. Derr von Allentown hielt die Erntepredigten, unterrichtete und confirmirte eine Confirmanden-Classe in Langschwamm. Obgleich Wunde und Bruch bald heilte, so dauerte es doch lange, ehe ich wieder Kraft bekam, meine Arbeit aufnehmen zu können. Erst in der zweiten Woche des Septembers wagte ich mich auf einen Wagen und fing kleine Ausfahrten an.

Am 19. September predigte ich wieder zum erstenmal. Es war eine Doppel-Leiche. Eli Georgs Frau und Tochter waren an der Diphtheritis gestorben und wurden nach Lowhill beerdigt. Steck war ebenfalls eingeladen.—Gerade um diese Zeit waren nun die Abendmahle zu halten und gleichzeitig viele Leichen in ungünstiger Witterung. Meine Arbeit war zu schwer auf einmal, und doch konnte ich nicht ausweichen;

zu müssen. Böse Folgen kommen und sie bleiben nicht aus.

Schon an Erkältung leidend hatte ich die Leichenpredigt von Madama Peter in Lowhill versprochen. Bei der Leiche erkältete ich mich aufs neue, und nun schlug die Erkältung in meine Augen und [illegible] langsam angerichtet, stiegen aber sechs lange Wochen und brachten mir entsetzliche Schmerzen, die kaum zu ertragen waren. Vier Wochen musste ich im Finstern sitzen, weil der geringste Lichtstrahl die Qualen vermehrte. Von da an verlor ich auch meine sonst scharfe Sehkraft.—Gerade in diese Zeit fiel auch die Crisis meiner Geldnoth; selten kommt ein Elend allein. Während dieser Zeit hatte ich kaum einen Thaler im Hause. Wie ich Geld bekam bezahlte ich Schulden, öfters wo ich es nicht so nöthig hatte, und mangelte dann wo die Schulden drückten. Der Tax auf mein Haus war eben fällig, da der Taxcollector kam, verschob ich ihn auf eine Woche später, dachte es werde auf eine oder die andere Weise so viel Geld einkommen. Allein der Tag kam, ohne dass sich auch nur ein Thaler zeigte. Nun pumpte ich bei einem Nachbar das nöthige Geld mit dem Versprechen, es in einer Woche wieder zurückzubezahlen. Die Woche ging hin, aber kein Anzeichen von Geld, um mein Wort halten zu können. Ich sass in Angst und bat Gott innig, er möchte mich doch aus meiner Noth erretten. Und siehe, am Tage, da ich versprochen hatte zu zahlen, kam Charles Klein, um sich bei mir trauen zu lassen. Ich sass noch im finstern Zimmer. Nach vollzogener Trauung honorirte mich Klein gerade mit der Summe, die ich zu zahlen hatte. Eine Stunde später war der Nachbar bezahlt.—Am 22. October war ich zum letztenmal aus dem Hause gewesen; die Krankheit dauerte fort bis gegen Weihnachten, ehe ich wieder das Haus verlassen konnte. Auf den 28. und 29. December hielt ich das Abendmahl in Heidelberg. In den andern Gemeinden war es geschehen, ehe mich mein Augenleiden überfiel. Von nun an konnte ich wieder meinen Amtspflichten nachkommen; aber ich holperte mit meinen Krücken und hatte die äusserste Vorsicht wegen meinen Augen zu gebrauchen.

Am 6. November dieses Jahres fand *Lincolns Præsidentenwahl* statt, die in der Geschichte der Union einen so weit greifenden Einfluss üben sollte. Die neu entstandene republikanische Partei, die aus den alten Whigs, den besseren Demokraten und dem Knownothingismus hervor gewachsen, war stark geworden und dachte die verdorbene, faul gewordene

Demokratie aus den Aemtern zu werfen. Alle Gemüther waren gespannt. Die südlichen Demokraten fürchteten den Verlust der Regierung und waren gereizt.—Die Republikaner hatten Lincoln, die alte Demokratie Breckinridge und eine gemässigte demokratische Richtung Douglas als Präsidentschafts-Candidaten aufgenommen. Schon vor der Wahl hörte man Drohungen von der alten demokratischen Richtung im Falle der Erwählung Lincolns. Diese Drohungen gingen von den südlichen Staaten aus, aber die nördlichen Feuerfresser trompeteten es nach. Diese Drohungen reizten die andere Partei und der Wahlkampf wurde heiss.—Die Wahl wurde gehalten und die Republikaner siegten. Das war nicht nach dem Sinn der alten Demokraten. Sie hatten schon so lange Jahre das Ruder in den Händen, dass sie meinten, trotzdem dass sie das Schiff zum Stranden gebracht, es müsse so fortgehen. Die besseren Bürger hatten es satt, unter einer faulen, verdorbenen Regierung von politischen Parteikleppern das Land zu Schanden gehen zu sehen. Der Jubel der Republikaner war gross, aber demselben wurden Drohungen auf Drohungen entgegen gesetzt. Noch unter Buchanan wurde die Schatzkammer rein leer gestohlen, die Arsenäle ausgeleert und nach den südlichen Staaten geschafft. Die südlichen Staaten rüsteten zum Austritt aus der Union. Die Führer der Republikaner schwiegen, denn erst musste der Präsidentenstuhl besetzt sein und das konnte nicht vor dem 4. März geschehen. Während diesen Monaten lag es wie eine Gewitterschwüle vor dem Losbruch eines Gewitters auf dem Lande. Jeder fürchtete was kommen werde, und doch hoffte man auch noch das Wetter werde sich legen. Gerade diese Stille und diese Ungewissheit war die Rettung der Union. Weil alles in den nördlichen Staaten ruhig blieb, glaubten die Südlichen, sie hätten Washington in den Händen, und blieben ebenfalls ruhig. Hätten sie damals gerüstet, Washington und Baltimore fest gemacht, so wäre wahrscheinlich der Sieg ihnen zugefallen; allein Gott verkehrte ihren Sinn und zu spät erkannten sie ihren Fehler.

Vor etwa fünf Jahren hatte ich einen ernstlichen Versuch gemacht, die *Reformirte Kirchenzeitung* in meinen Gemeinden auszubreiten, und erhielt etwa 50 Abnehmer. Bald hörte ich beim Nachfragen und Reden mit meinen Gliedern, dass die Zeitung dem Zustand unseres Volkes nicht entsprach, es hiess: "'sis alles zu weit ab, mer verstehen's net!" Bisher waren kaum mehr fünf Zeitungen in meinen Gemeinden.—Die Zei-

tung ist mehr für Prediger, als wie für das Volk und der Inhalt nicht praktisch; was sollen unsere Pennsylvanier mit den Berichten aus Deutschland und abgeschriebenen Artikeln, die nicht das geringste Interesse für unsere Kirche in Amerika enthalten? Dazu kommt noch die Sucht des deutschen Michels seine Fremdwörter, auch wo er für das Volk schreibt, zu gebrauchen; es soll gelehrt scheinen, während es doch eher ein Zeichen des Gegentheils ist.—Der Gedanke wurde in mir wach, ein neues deutsches Blatt für unsere Pennsylvanisch-Deutschen zu gründen, und fand später in Dr. B. Bausman von Reading einen Mann von derselben Ansicht, der auch die Editorschaft und selbst das Risico übernahm.

Amtserlebnisse.

Am 12. März beerdigte ich in der Ziegel-Gemeinde John Ruhf. Ruhf war ein alter Soldat aus dem Jahre 1814, wo er mit war nach Baltimore. Er kränkelte lange an Wassersucht. Ich besuchte ihn öfters, reichte ihm das Abendmahl und fand ihn ergeben und hoffnungsvoll. Seine alte Gattin und Tochter pflegten ihn aufs beste.

Am 23. April hatte ich eine gar traurige Leiche in der Lynnville-Gemeinde zu halten. Stephen Miller, ein noch junger Mann, war bei dem Abreissen einer Scheuer bei Grosskopfs umgekommen. Ein Balken stürzte herab und erschlug ihn. Miller war ein Christ aus ganzem Guss; ich hoffte auf ihn als eine Hauptstütze in der Gemeinde, er war in allem bereit, thätige Hand anzulegen und immer ein Wort zur rechten Zeit zu sprechen. Alle schenkten ihm Vertrauen wegen seinem stillen und doch so entschiedenen Auftreten.—Da wurde er plötzlich hinweggerissen. Wie natürlich ist da die Frage: Warum? und doch hatte ich diese Fälle öfters erlebt.

Im Mai begegnete mir ein kleiner Zusammenstoss mit meinem lutherischen Collegen Steck. Sein lutherisches Naturell konnte nicht ganz verborgen bleiben. Er bekam die Absicht seine Sonntage zu wechseln. Nun redete er mit den Kirchenräthen in Heidelberg und Lowhill und forderte von ihnen, sie sollten es bewerkstelligen, dass ich ihm meine Sonntage überliesse; aber ohne Antwort abzuwarten, bestellte er ohne Weiteres auf meinen Sonntag seinen Gottesdienst. Als ich nach der Kirche kam, war Br. Steck da und predigte. Wäre es mir möglich gewesen, so hätte ich gegen den Wechsel nichts eingewendet; allein in Lynn, Ziegelkirche, Lang-

schwamm, Mertztown hatte ich in jeder Gemeinde andere Collegen und hätte mit all diesen wechseln müssen, was eine Unmöglichkeit war. So sagte ich vor der Gemeinde und Br. Steck: ich könne von meinem Sonntage nicht lassen, und gab obige Ursache an. Br. Steck gab nach, allein doch wurmte es ihn, denn er war mir nicht mehr so gut als wie früher. Steck hatte ein anderes Gemüth und andere Ansichten vom Lutherthum als Schindel hatte, mit dem ich nie, weder in Amtswegen noch Lehrpunkten, in Conflict kam.—Von Jahr zu Jahr merkte ich, dass das Lutherthum der neueren Zeit nicht mehr ist, was es war. Jeder lutherische Prediger meint er sei ein Inbegriff von rechter Bibellehre und *Rechtglœubigkeit* und *Rechthabigkeit*. Da muss es natürlich Zusammenstoss geben, "sintemalen" man nicht jede ichsüchtige Selbstüberhebung darf gelten lassen.

Am 28. Mai wurde eine neue Orgel in der Trexlertown-Gemeinde eingeweiht. Ich war eingeladen und kam Nachmittags von Langschwamm dahin und predigte. Der junge J. Dubs hatte am Vormittage gepredigt. Eine Unzahl Leute waren gegenwärtig und die Einweihung konnte recht gut geschehen, ohne dass die Marketender beiwohnten. Die Ordnung war lobenswerth.

Am 7. Juni wurde ich zu einer Leiche nach der Jordan-Kirche—Vater Dubs' Gemeinde—eingeladen. Mrs. Beisel, die Familie wohnte im Hotel in Chapman's Station, war erkrankt; nun sandten sie zu mir die Kranke zu besuchen. Es geschah auf ihren speciellen Wunsch. Ich ging hin, fand sie sterbensbereit und reichte ihr das Abendmahl. Die Familie liess mich dann auch zur Beerdigung einladen.

Am 28. September, zwischen meinem Beinbruch und Augen-Neuralgien, hatte ich in Langschwamm eine der traurigsten Leichen zu halten. William, etwa 20 Jahre alt, ein Sohn von Sam Reifinger, war auf der Eisenbahn umgekommen. Er wurde früh morgens einige Meilen diesseits Allentown von den Arbeitern auf der Bahn todt gefunden. Sein Körper war schrecklich verstümmelt.

Meine Geldsorgen kommen zu ihrer Crisis. Kramlich und Schumacher hatten einen Court Trial gegen mich eingeleitet. Nun wollte ich nicht, dass meine andern Gläubiger um ihr Recht kommen sollten, so ging ich nach Allentown in das Courthaus und stellte ein Mortgage für meine Creditoren aus,

damit sie wenigstens so weit gesichert seien, als der Werth meines Hauses ausreichte. Mit diesem Mortgage liess ich zugehörende Noten schreiben und brachte diese zur Einlösung meiner alten ungesicherten Noten zu meinen Gläubigern. Alle waren höchst zufrieden; nicht ein Einziger presste mich auf Zahlung, vielmehr mahnten sie mich, mir nur Zeit zu nehmen bis ich zahlen könne. Einzelne guckten das Mortgage Bond an und sagten: Nein, das nehm ich nicht! bezahlt mich wann ihr könnt: wenn nicht, dann ist es bezahlt.—Freilich bei solcher Behandlung ging aus dem dunkeln Wetter ein freundliches Licht auf! Nahm diese edle Gesinnung meine Schulden auch nicht weg, so sah ich doch freundliche Gesichter und das Mitgefühl wirkte Muth und damit war schon viel gewonnen. Als ich das Geld lieh, ging ich natürlich zu meinen Freunden, diese erwiesen sich nun alle als Freunde in der Noth. John Hunsicker in Heidelberg rieth mir: erst alles "Gehenk", wie er sich ausdrückte, abzuzahlen und dann erst an Rückzahlung geliehener Gelder zu denken. Diese kleinen Schulden, sagte er, sind die " Krischer, die machen die andern ufrihrisch".—Die Einnahme war in meiner Stelle nicht gering und wurde jährlich besser, und so hatte ich, wenn auch noch in der Ferne, Aussicht meine Schulden ehrlich zahlen zu können, und das gab mir wieder Hoffnung, wenn auch meine Lage unmittelbar nicht gebessert war.

XX.

Das Jahr 1861.

Jahres-Anfang—Ziegel-Sonntagsschulregel — Bibelclasse — Predigten ueber die Seligpreisungen — Liturgie – Einsetzung Lincoln's – Classis — Lake Harvey—Exemptions-Tag in Fogelsville — Br. Knerr in der Friedenskirche — Amtserlebnisse.

Der Eintritt ins neue Jahr war nicht ohne schwere Sorgen. Mein Beinbruch war wohl geheilt, aber ich konnte nicht auf den Fuss treten, viel weniger gehen. Wo ich hin wollte, musste ich mit den Krücken hin humpeln. Nebstdem fühlte ich eine allgemeine Schwäche, meine Constitution schien in allen Fugen nachzugeben, und nervös und reizbar war ich sonder gleichen; daraus entstund oft Muthlosigkeit,

die kaum zu überwinden war. Mit Sorgen und Angst blickte ich ins Jahr hinein. Aber da kam auch immer die Frage wieder: Wo hat dich denn noch einmal der Herr verlassen? Wo hast du jemals Hunger oder wirklichen Mangel gelitten? Warte doch und glaube, es wird Licht werden! — So ging es zagend und doch mit Muth in's Jahr hinein; und wunderbar! kam ein Angriff oder die gefürchteten Schicksale trafen ein, so schenkte mir Gott oft einen Löwenmuth und ich konnte lachen. — Gleich im Anfange des Jahres kam ein herber Ueberfall von einigen Tagen. Meine Frau war nach Wilkes-Barre zu ihren Geschwistern gereist. Nun war sie kaum fort, da erkrankte unser Calvin, und zwar nach des Doktors Aussage hoffnungslos. Ich schrieb um ihre Rückkunft; sie kam umgehend zurück. Einige Tage glaubten wir, auch dies Kind zu verlieren; allein die Krankheit wandte sich zum Besseren und Gott liess die Gefahr vorüber gehen.

Nun ging es aber wieder einmal droben in der Ziegelkirche los. — Der Teufel sah, dass dort Friede herrschte und die Ruhe der Gemeinde zum Segen dienen würde, da fährt er ein und kann sein Handwerk nicht lassen. Still und ohne Aufsehen war in der Gemeinde unser Werk vorwärts geschritten. Manche Seele war uns zugefallen. War die Satansbrut wohl auch noch da, so hatte sie doch weniger Wachsthum. Nun aber trieb der Satan einige Weltmenschen und hetzte sie zu neuem Streite auf. — Wohl an zwanzig Jahren war schon Sonntagsschule in der Ziegelkirche und immer war ihr der Friede geblieben; da schlichen sich nun einige dieser Weltmenschen in die Sonntagsschule und suchten sie zu beherrschen. Die Führer und besten Lehrer sollen zurückstehen. Die Eindringlinge waren niemand anders als die alte Oppositions-Richtung in neuen Personen. Diese meinen, durch Ergreifen der Sonntagschule Einfluss zu gewinnen und im Dienste ihres Meisters Schaden thun zu können. Sie versuchten allerlei Unkirchliches in die Sonntagsschule einzuführen, als neue Gesangbücher, das Lernen von Dialogen, Picnics und dergleichen mit der Entschuldigung: die Kinder müssten auch "Fun" haben. Bald konnte die Kirche die Kinder kaum mehr fassen. Die Welt in der Kirche zog.—Ich sah, dass da etwas geschehen müsse, sollten die wilden Schweine den Weingarten nicht verwüsten; so verfasste ich eine *Sonntagsschul-Regel*, die bestimmte, dass nicht die Sonntagsschule, sondern der Kirchenrath die Beamten erwählen und niemand ein Lehrer in der Sonntagsschule werden konnte ohne Bestätigung des

Kirchenraths. Die Sonntagsschule wurde somit ein Kind der Gemeinde und nicht als eine unabhängige Gesellschaft stehen gelassen, die thun konnte was sie wollte. — Die Widersacher merkten gleich, wohin die Regel zielte, und fochten sie mit aller Macht an. Die Mehrheit der neuen Lehrer verwarfen die Regel; und nur durch Eingriff des Kirchenraths, der bei der Eröffnung der Schule Hand anlegte, gelang es, die Sache in Ordnung zu bringen, und nun ging es wieder besser; der Katechismus erhielt wieder seinen Platz, Picnics und Sonntagsschulfeste wurden gemassregelt und die alten Lehrer behielten ihren Einfluss.

Wir fingen diesen Winter in der Ziegelgemeinde auch eine *Bibelclasse* an. Einzelne Glieder waren fähig und tüchtig, am Aufbau der Gemeinde mithelfen zu können und zu wollen; und es war nothwendig, ihnen Arbeit zu geben. Hauptführer der Bibelclasse wurden Charles Ziegler, Jonas Knerr, Gideon Moyer — der nach der Ziegelgemeinde von Lynnville aus gezogen war — James Lichtenwallner und andere. — Ich konnte voraus schliessen, dass die Bibelclasse ein Stein des Anstosses werden würde und so verfasste ich eine Regel, nach der sie streng auf kirchlichem Grunde stehen musste. Sie versammelte sich wöchentlich am Tage oder Abends, durfte nicht über zwei Stunden dauern; sie wurde von den Gliedern mit Gesang und Gebet geöffnet; jedesmal musste ein anderes Glied den Vorsitz führen. Nach Gesang und Gebet wurde ein Kapitel oder Abschnitt aus der Bibel vorgelesen, der in der vorhergehenden Versammlung gewählt wurde, worüber die Glieder ihre Bemerkungen machten, und dann mit Gebet und Gesang geschlossen. Die Bibelclasse stund streng unter der Kirche, und niemand der nicht ein Glied der Kirche war, durfte in der Versammlung reden. — Unsere Bibelclasse hatte viel Gutes, die Glieder lernten fleissig und hielten oft ganz gute Betrachtungen und Reden, über die ich mich wundern musste; nicht weniger herzlich und glaubensfroh waren die Gebete. Die Nachbarn kamen, hörten zu und wurden erbaut. Aber wie ich erwartet hatte, der alte Neid kam auch. Es waren Leute, die sahen, dass diese Glieder vorwärts kamen, und sie nicht; sie sahen, dass überhaupt die Gemeinde-Richtung eine andere geworden war und sie selbst blieben versauert auf ihrem alten Schlendrian sitzen — da liess ihnen der Teufel keine Ruhe, mit Hass stürzten sie sich auf die Bibelclasse und Jedes, das dort Antheil nahm oder regelmässig hinging, war für sie ein "Strabler", und so ging der alte Tanz

wieder los. Zum Glück waren der Widersacher wenige, dagegen meinten sie es mit vollem Ernst. Unser Glück war, dass von vornherein die Schwärmer draussen waren und die Schreier in der Gemeinde keinen Schein für ihre Aussage hatten.

Gleichzeitig mit der Gründung der Bibelclasse fing ich an eine Reihe von *Predigten ueber die Seligpreisungen* in der Bergpredigt zu halten. Diese Predigten studirte ich mit Fleiss und sie machten ein grosses Aufsehen. Die Kirche wurde überfüllt und viele kamen aus fremden Gemeinden. Ich hatte die Predigten anfänglich nur in der Ziegelkirche gehalten; die andern Gemeinden aber stellten das Verlangen, ihnen dieselben Predigten ebenfalls zn halten. Nun aber kamen die Glieder von Gemeinde zu Gemeinde. Einzelne sagten mir, sie hätten manche Predigt viermal gehört. Die Kirchen waren buchstäblich zu klein geworden, den Andrang der Leute zu fassen. In den Predigten hielt ich den Heilsplan fest und der Erfolg war nicht gering.

Die *Frage ueber die Liturgie* tritt immer mehr vor die Kirche. Niemand dachte damals, dass die Liturgie unserer Kirche so viel Kampf bringen würde. Schon im Jahre 1860 kamen einzelne Artikel in der Kirchenzeitung gegen die neue Liturgie vor. Im Januar dieses Jahres schrieb ich einen Artikel für die Liturgie und veröffentlichte denselben ebenfalls in der Kirchenzeitung. Wenig ahnte ich damals, wie entschieden ich mich in der Zukunft gegen die Liturgie wenden würde. Ich hatte damals nur die provisorische Liturgie im Auge, und ahnte nicht, dass die revidirte und der Plan der Hochkirchlichen in eine responsorische—der reformirten Kirche ganz fremdartige—Gottesdienstweise ausschlagen würde.

Der erste Ausgang der Liturgie war folgender: Im Jahre 1845 wurde ich mit noch vier andern Candidaten in die Ostpennsylvanische Classis aufgenommen. In 1846 bei der Classis in Hamilton erkundigte ich mich bei Vater Hoffeditz und Dubs, wo eine Pfälzer Agende zu bekommen wäre. Mein Vater hatte eine für seinen Gebrauch, bisher aber hatte ich noch keine erlangen können. Hoffeditz erwiderte mir, die Pfälzer Agende sei nicht mehr im Druck, in unserer Kirche in Amerika werde die Mercersburger Liturgie [Mayers] allein gebraucht. — Ich liess mir die Mayers Liturgie kommen und studirte sie. Allein die gefiel mir gar nicht, sie war weder kalt noch warm und völlig ohne Würde; der einfache, kräftige Schwung, wie er in der alten Pfälzer sich kund gab,

fehlte hier gänzlich. — Bei der nächsten Classical-Versammlung in der Unionkirche in Whitehall, sprach ich wieder mit Hoffeditz, Dubs und Reubelt wegen der Pfälzer Agende und stellte die Frage, warum die Pfälzer Agende nicht in unserer Druckerei verlegt würde? und bat besonders Dubs, er solle ein Gesuch durch die Classis an die Synode auswirken, eine neue Herausgabe der Pfälzer Agende zu veranstalten. Dies geschah im Jahr 1847. Das Gesuch ging von unserer Classis unter folgender Form an die Synode: Die Mayer'sche Liturgie als ungenügend verwerfend und die Pfälzer Agende verlangend, oder eine Liturgie in Geist und Form derselben herauszugeben. — Das Gesuch kam vor die Synode und wurde von derselben an alle Classen verwiesen. Unsere Classis empfahl unmittelbar vorwärts zu schreiten in der Herausgabe der Liturgie und die andern Classen empfahlen es ebenfalls. Die Synode zu Hagerstown 1848 übergab die Sache einer Committee aus Bomberger, Zacharias und Messick bestehend, die bis zur nächsten Synode berichten sollten. Diese Committee berichtete 1849 in Norristown für eine Liturgie im Geiste der Pfälzer Agende. Und die Synode beschloss eine Committee zu ernennen mit dem Auftrage, den Plan und Umriss einer Liturgie, nach den verschiedenen Liturgien der reformirten Kirche, der nächsten Synode vorzulegen. Diese Committee bestund aus Dr. Nevin, Dr. Schaff, Dr. Wolf, Dr. Bomberger, Harbaugh u. a. Diese Committee berichtete 1850 in Martinsburg: es sei unthunlich gegenwärtig vorwärts zu schreiten. Freilich war es im Sinn der Hochkirchlichen, denn sie wollten sich zuerst stärken, um die Kirche nach ihrem Sinne führen zu können. Die Committee wurde aber beibehalten.—Im Jahre 1852 zu Baltimore unter Vorsitz von Dr. Schaff berichtete die Committee, einen Plan vorlegend. Der Plan war gut, aber der Rückschritt über die Reformationszeit zurück in die alte Kirche, um auf responsorischen Grund zu kommen, war ein Schelmenstückchen, oder doch in der mildesten Beurtheilung ein Fehler; denn die reformirte Kirche hatte Grund und Leben genug in sich und war durchaus keine Ursache vorhanden, über die Grenzen ihres eigenen Gebietes hinaus zu gehen, um die Form eines Cultusbuches zu finden.

So ging es fort bis zum Jahre 1857, wo endlich die provisorische Liturgie in englischer Sprache erschien. Das Zopfen und Zerren ging nun schon los. Allein erst beim Erscheinen der revidirten Liturgie in 1866 auf der Synode zu York fing

der Kampf im Ernste an. Die revidirte Liturgie war nicht mehr reformirt, weder in Geist noch Form. Sie war ein offenbarer Betrug, an der reformirten Kirche begangen und in sich eine Hypothesis aus dem Kopfe Einzelner entsprungen, die gern ihre "Notions" der Kirche versuchsweise eingeimpft hätten.—Da musste nothwendig ein bitterer Kampf entbrennen. Alle Deutsche, mit Ausnahme einiger wenigen Ungesottenen, verwarfen das Buch; kein echt reformirtes Glied konnte damit übereinstimmen. War es da ein Wunder, dass wie das Buch mehr bekannt wurde, die Wellen in unserer Kirche hoch gingen?

Um die Zeit als die Liturgie ins Leben treten sollte, war die Idee des Hochkirchenthums schon in die Köpfe einzelner unserer Hauptmänner eingeschlichen. Diese Richtung war nichts anderes als die Polarisation des Subjectivismus, der unsere Kirche wie ein wildes Strohfeuer durchbrannt hatte und nun in das andere Extrem ausschlug. Die Vertreter des Hochkirchenthums waren Dr. Nevin und seine Anhänger, Dr. Gerhard, Harbaugh, Appel und Andere. — Gerade in diese Crisis fiel die liturgische Frage, und kam den Hochkirchlichen recht gelegen. Sie wollten sich eine responsorische Gottesdienstweise zu Nutz und Frommen schaffen; so wurde der Verlag derselben von Jahr zu Jahr verschoben, und weil die provisorische nicht genügte und der Plan unterdessen reifer geworden war, die revidirte Liturgie ausgearbeitet, mit der Hoffnung, im Zeitgewinn die Kirche mehr und mehr dazu vorzubereiten. — Dr. Nevin schrieb 1862, fünf Jahre nach der Herausgabe der provisorischen Liturgie, sein Pamphlet: "The Liturgical Question". Das Werkchen sollte die Kirche auf die "revised Liturgy" vorbereiten und einen guten Grund für dieselbe legen. Vier Jahre später erschien die revidirte Liturgie. Das Buch wurde zum Zankapfel der Kirche und es fehlte wenig, dass es die Kirche gespalten hätte. Ihm entgegen entstund das "Church Monthly", von Dr. Bomberger herausgegeben, das sich als tüchtiger Kämpe erwies; nebstdem schrieb Dr. Bomberger sein Pamphlet: "Revised Liturgy", in welchem die neue revidirte Liturgie gründlich beleuchtet wurde.

Wäre das Hochkirchenthum allein mit seinem Dogma vor die Kirche getreten, so hätte es kaum viel Aufregung in der Kirche hervorgerufen; denn kein Dogma kann in seinem Laufe mit Gewalt gehemmt werden, es muss nothwendig reif werden und klärt sich in seiner Entfaltung im "pro und con"

von selbst ab. Aber dass die Hochkirchlichen in den Cultus eingriffen und die Gottesdienstweise der reformirten Kirche in fremde Formen binden wollten, das konnte nicht gelingen, sondern musste Kampf bringen; denn es waren mehr Männer in der reformirten Kirche, als in Mercersburg und Lancaster, die den Geist ihrer Kirche so gut kannten als jene, und mehr liebten, und in der Wissenschaft jenen auch nicht nachstunden.—Was blieb da aus, als der Kampf, der heiss entbrannte und manchmal mit schmutzigen Waffen geführt wurde?

Der 4. Maerz, der für unser Volk von so grosser Bedeutung werden sollte, rückte langsam heran und wurde von den Denkenden unter bangen Ahnungen erwartet. Lincoln sollte in sein Amt eingesetzt werden. In Baltimore war von den Südlichen eine Falle gelegt, wo Lincoln abgefangen und aus dem Wege geräumt werden sollte. Aber der treue ehrliche Lincoln dachte auch so weit, oder besser: Gott lenkte es, dass "der Anschlag der Gottlosen zu nichte wurde". Lincoln nahm auf seinem Gang nach Washington nicht den regelmässigen Zug, sondern ging mit einem früheren ab, wo er gar nicht erwartet wurde, kam glücklich und unaufgehalten nach dem Capitol. Der Zug aber, auf dem man ihn mit den andern Beamten erwartete, wie es telegraphisch absichtlich kund gethan wurde, wurde richtig in Baltimore angehalten. Die Bahn war aufgebrochen; es gab blutige Köpfe! — Lincoln wurde eingesetzt und nahm das Scepter in die Hand. Jetzt traten die Südlichen als Rebellen auf; sie machten ihren Angriff auf Fort Sumter im Hafen von Charleston. Am 11. April übergab Major Anderson das Fort an die Rebellen. Der Krieg war hiermit von den Rebellen gegen die gesetzliche Obrigkeit erklärt. Lincoln rief 75,000 Mann und umgehend noch 100,000 mehr. Washington schwebte in grosser Gefahr; die Rebellen rückten an und noch waren kaum 5000 Mann Militär im Capitol. Baltimore, in den Händen der Rebellen, liess das nach Washington eilende Militär nicht durch; die Bahn war zwölf Meilen weit aufgerissen, drei Brücken abgebrannt und die Truppen wurden angegriffen. Mit Muth und Ernst schlugen sie sich durch und erreichten Washington. Es wurden rasche Mittel getroffen das Militär auf andern Wegen nach Washington zu bringen, und im Verlaufe von wenigen Tagen war Washington sicher.—Der Gedanke Krieg, und zwar Bürgerkrieg, brachte eine ungeheure Aufregung ins Land. Der Ruf für 175,000 Bürger zur Vertheidigung Washingtons und Unterdrückung der Rebellion

war ein Schlag durch alle Verhältnisse und machte alle Hasenherzen zittern.—Nicht langs sollte es dauern und das ganze Land erfuhr, dass die südliche Rebellion im vollen Ernste war. Am 18. April kam der Bericht, Virginien habe sich von der Union losgerissen, und ein südlicher Staat nach dem andern folgte nach.

Bis zum Frühjahr war *meine Gesundheit* beinahe untergraben. Die vom Beinbruch zurückgebliebene Schwäche und die Anstrengung durch den Winter brachten mich so weit abwärts, dass ich glaubte mein Amt niederlegen zu müssen. Dr. Trexler von Langschwamm sagte mir: Du musst ein paar Jahre ruhen! Während Bruder Trexler mich nach Deutschland oder der Schweiz senden wollte, dachte ich daran mir einen *Gehuelfen fuer meine Pfarrstelle* anzuwerben. Natürlich fiel ich auf L. K. Derr; ich schrieb ihm, den Plan vorlegend, erhielt aber keine entscheidende Antwort. Ohngeachtet dessen legte ich aber die Sache vor meine Gemeinden und liess im März Wahlen halten, Derr als meinen Gehülfen zu erwählen. Derr aber sagte ab! Da waren also wieder die Thüren verschlossen; ich selbst hatte gehandelt und Gott gab sein Ja-Wort nicht. Nun beschloss ich: Vorwärts! weiter abwärts als in's Grab kann es nicht gehen. Will's der Herr so, nun, so muss das auch das Beste sein. Aber siehe! wie ganz anders gestaltet sich alles; meine Gesundheit wurde wieder besser und ich konnte mit Vorsicht all meinen vielen Amtspflichten und Predigten, die iu letzter Zeit so anstrengend waren (Seligpreisungen), wieder zu meiner Zufriedenheit nachkommen.—Es war eine trübe Wolke gewesen!

Auf den 7. Mai versammelte sich unsere *Classis in Fogelsville*.—L. K. Derr kam am ersten Tage der Versammlung und brachte seine Braut, Rachel Regon, mit sich zur Trauung. Ich vollzog die Trauung und Derr mit seiner Braut stellten bei uns auf.—Die Classis setzte mich als Vorsitzer der Examinations-Committee für Bartholomew, einen Lancaster Studenten, zu examiniren. Die Examination fand in meinem Studio statt und wir konnten günstig berichten.—Schon in den letzten Jahren war ein sehr verbreiteter Rumor im Lande, der alte Vater Herrman trinke zu viel Whisky. Es waren von seinen eigenen Gliedern nach der Classis gekommen, die den Rumor untersucht haben wollten. Vater Zuilch wurde aufgefordert, die Anklage vor die Classis zu bringen. Als Zuilch sein Papier vor der Classis verlas, sass Herrman eben-

falls in der Versammlung. Die Vorlage war ein Wetterstrahl für den Hochmuth des alten Herrmans, der sein Lebenlang eine solche Demüthigung noch nicht erlebt hatte. Es war zu seinem Heil! Herrman besserte sich, oder wurde wenigstens vorsichtiger. Die Anklage wurde liegen gelassen.

Im Laufe des Jahres wurden noch zwei oder drei Special-Versammlungen gehalten; alle waren Streit-Affairs, die ungeniessbar waren.

Am 19. August, durch die Ferienzeit des Lancaster Collegiums, machten Ed. Fogel, Frau und ich eine *Reise nach Wilkes-Barre* zu unsern Schwägern. Meine Frau ging mit der Eisenbahn dahin, Fogel und ich aber spannten die "Nelly" in den Wagen, und nun ging es über Berg und Thal, eine von mir noch nicht gefahrene Strasse, dem fernen Ziele zu. Wir fuhren nach Tamaqua und von dort durch ein "incognita terra" nach Hazleton, wo wir übernachteten. Am andern Tage erreichten wir ein schönes Thal, in dem Berwick liegt. Von einem mächtig steilen Berg hinab erreichten wir das Thal und verfolgten es eine ziemliche Strecke; kamen zuletzt auf den Wilkes-Barre Berg, wo die "Plane" einige Meilen unterhalb der Stadt auf das Gebirge hinaufführt; durch diese Schlucht führt auch die Strasse hinab ins Wyoming-Thal. Gegen Abend kamen wir wohlbehalten nach der grossen Kohlenstadt. Während der Woche besuchten wir "Lake Harvey", der nördlich von Wilkes-Barre auf dem Hochland gegen den North-Mountain zu liegt. Hinter Kingston liegt im nördlichen Gebirgszuge vom Wyoming-Thal eine felsige Thalschlucht mit einem reissenden Giessbach, der vom Hochland sich herab ins Wyoming-Thal ergiesst und wo eine gut gebaute Strasse hinaufführt. Durch diese Schlucht begegnet man den schönsten Naturscenen. Die alten knorrigen Bäume stecken ihre moosbewachsenen Aeste über den reissenden, wilden Bach, der zur Linken der Strasse zwischen Felsblöcken schäumend herabrauscht. In den verschiedensten Windungen verfolgt die Strasse sein Bett und ziemlich lange dauert es, bis man hinauf auf die Berghöhe kommt. Oben auf der Höhe geht die Strasse ziemlich monoton über meistens angebautes Land, bis man den Bergsee erreicht.—Der See liegt rechtwinkelig zwischen Anhöhen eingeklemmt. Ueber den rechten Arm hinauf sieht man in der Ferne den North-Mountain. Gerade am Winkel steht ein Hotel, erbaut für Sommergäste. Der ganze See ist meistens von Wald umgeben und der Aufenthalt im Sommer recht erquickend. Der Eindruck des

Ganzen wirkt wohlthuend auf's Gemüth.—Wie meistens an solchen Erholungsorten, wird man am Vollgenuss durch rohe Gesellschaft gestört. Als wir am Hotel Pferd und Wagen übergeben hatten, machten wir am südlichen Ufer einen kleinen Spaziergang. Bald hörten wir über den See herüber ein wildes Schreien und sahen, wie ein Hirsch in den See sprang und auf uns zu geschwommen kam. Zwei Jäger verfolgten ihn in einem Boote und überholten den Hirsch in der Mitte des Sees; sie schnitten ihm die Gurgel durch, befestigten ihn am Boote und ruderten herüber. Es war ein Capitalhirsch! —Nach einem guten Dinner machten wir eine Bootfahrt auf dem See und genossen die wilde, schöne Natur, die an Lake Harvey noch ziemlich ungestört vorhanden ist.

Die Heimreise von Wilkes-Barre machten Frau und ich über den Pocono und Meerweins. Wir wünschten einen Besuch abzustatten, wo ich so freundliche Pflege während meines Beinbruchs erhalten hatte. Wir erreichten Meerweins am Abend und fanden freundliche Aufnahme. Am andern Morgen brachte eine deutsche Familie, Kimmerling, ein Kind, das ich taufte. Die Frau hatte uns gewaschen während meinem Krankenlager dort und war uns recht zugethan.

Ein wundervolles Zeugniss für den Patriotismus unserer demokratischen Counties und Townships war der *Exemptionstag*, der in Fogelsville gehalten wurde. Die Obrigkeit verordnete bestimmte Tage für gewisse Townships, wo die Bürger, die durch Krankheit oder Gebrechen untüchtig für den Militärdienst waren, von Aerzten untersucht und aus dem "Draft" genommen wurden. Ein solcher Exemptionstag war für die Bürger von Lynn, Weissenburg und Upper Macungie nach Fogelsville ausgegeben worden, und Dr. Romig von Allentown mit noch anderen Aerzten waren die Untersuchungs-Commission.—Da hatte man nun eine schöne Gelegenheit, den guten Patriotismus unseres Volkes anzustaunen. Eine grössere Menge von Männern war kaum je in Fogelsville gewesen. Da sah man Kranke und Krüppel aller Art; es kamen mit Stöcken herbei gehinkt, die in zwanzig Jahren kaum einen Stab in der Hand hatten; wer je einen Knochenbruch hatte, kam und liess sich untersuchen. Der eine hatte ein Herzleiden, ein anderer war leberkrank, andere hatten "'s Bebsie", und eine Legion waren "gebrochen". Zum Fenster hinein sah man, wie die Aerzte jeden Augenblick einem die Hand unter die "Hosenleine" hinunter steckten und sagten:

"Huscht emol!" Andere konnten nicht über Nacht von Hause bleiben, und andere nicht in einem fremden Bette schlafen. In Lynn hatte sich einer den Daumen der rechten Hand abgehauen, der noch ganz wund war; der Arzt fragte ihn, ob er links sei? Nein! antwortete er. Ja, wie hast Du dir aber den rechten Daumen abhauen können? Der arme Tropf hatte das nicht überlegt gehabt. Später wurde er gezogen und bezahlte zum Verlust seines Daumens noch $1200 für einen Substitut. Kurz, die drei Townships waren, mit geringer Ausnahme, ein desperates Hospital, deren kaum einer auch nur ein gesundes Fell hatte. Wenn Onkel Sam keine andere Massregel ergriffen hätte, wäre es um den Bestand der Union schlecht bestellt gewesen.—Später erwies es sich denn, dass die ganze Exemption auch nur ein Humbug war, denn als es zur Ziehung kam, waren alle Namen im Schicksals-Rad und manche der wirklichen Krüppel kamen heraus und wurden erst unter militärischer Untersuchung frei gesprochen.

In Slatington hatte sich ein homöopathischer Arzt, Doktor Knerr, niedergelassen. Dieser Knerr war *ein Erzschwærmer*, wie ich keinen zweiten in meinem Leben haben kennen lernen. Knerr hatte bei meinem Vater in Weissenburg, als ich schon einige Jahre predigte, Medizin gelesen. Nachdem er in Philadelphia graduirt hatte—er war schon verheirathet—zog er irgendwo nach Schuylkill County und practicirte. Als er weg zog nach Schuylkill, kaufte er noch von Vater ein Pferd und bezahlte es niemals. Schon damals war er Methodist und hatte des Methodisten-Prediger Mertz's Tochter von der Cedar-Creek geheirathet. Knerr's Character war voll Verschlagenheit, nicht ein Zoll gross Treue und Ehrlichkeit war an ihm zu finden; von sich selbst aber hatte er eine Einbildung, die ans Unglaubliche grenzte. Von Haus aus war Knerr reformirt gewesen, und nun hier in Slatington gab er sich wieder als reformirt aus, weil er meinte, dabei mehr Gewinn zu finden und seine Schwärmerei in unsere Kirche einschmuggeln zu können.—Kaum war er nach Slatington gekommen, so kam er fleissig in meinen Gottesdienst und stellte sich mir vor als alter Bekannter und ein Glied der reformirten Kirche. Ich frug ihn: Wann er die Methodisten-Kirche verlassen und zu unserer Kirche zurückgekommen sei. Da staunte er mich an und sagte: Er sei immer reformirt gewesen! Das war nun schon eine Lüge zum Anfang und ich wusste, dass ich noch den alten Vogel vor mir hatte; so wurde ich gleich vorsichtig gegen ihn. Bald wollte er mir Rath

geben, was und wie zu thun. Meine Antwort: Ich wisse das genau selbst! griff ihn gar nicht an. Er hatte ein Fell so dick wie ein Rhinoceros. Ohne mein Wissen laborirte er sich in der Sonntagsschule zum Superintendenten. Ich beschwerte mich beim Kirchenrath, dass ein Mann, der früher ein Methodist war, dem ich aus alter Erfahrung nicht trauen könne, zum Superintendenten erwählt sei. Der Kirchenrath machte die Wahl rückgängig. Nun schrieb mir Knerr Briefe um Briefe: er hätte jetzt eine Betstunde angefangen und er wisse wie das zu thun, ich solle ihn jetzt unterstützen. Kurz seine Unverschämtheit hatte kein Maas. Ich schrieb ihm endlich: er gehöre nicht zu uns und solle sich eine andere Kirche suchen, die ihm und seinen Wegen entspreche; zu uns passe er nicht. Auch predigte ich über die Schleichwege der Schwärmerei und warnte die Gemeinde, so blieben seine Machinationen und Unehrlichkeiten ohne besondere Folgen.

Amtserlebnisse.

In diesem Jahre hatte ich sechs Confirmanden-Classen, zwei im Frühjahr und vier während dem Sommer. So hatte ich im Sommer jede Woche zwei Tage Confirmanden-Unterricht und später im Sommer vier Tage; dazu kamen nun noch die vielen Leichen, so dass ich im ganzen Monat öfters keinen Ruhetag hatte. Keiner unserer Stadtprediger hat einen Begriff, welche Arbeit in einer Landstelle liegt!

Im Monat Mai begrub ich Vorsteher George Wetzel in der Langschwamm-Gemeinde und drei Kinder, die an der Diphtheritis gestorben waren. Derr von Allentown hatte einige Wochen früher, wo ich nicht konnte, aus demselben Hause zwei Kinder beerdigt. Die Familie legte fünf Kinder in einem Monat ins Grab.

Am 2. Juni begrub ich meinem besonderen Freund Peter Miller in Sägersville sein taubstummes Töchterlein. Das Kind war in Philadelphia in der Taubstummen-Anstalt, wo es Typhoidfieber bekam und starb.

Am 15. und 16. Juli war Orgelweihe in der Friedenskirche. Am ersten Tage predigte Steck und ich am zweiten Tage zweimal. Eine grosse Menschenmenge war versammelt und doch die beste Ordnung. Keine Marketender waren da. Der Kirchenrath und die Gemeinde stimmten ganz mit mir überein. Es war keinerseits die geringste Reibung.

Am 18. Juni hatte ich die Leiche von Barbara Schneider in Heidelberg. Sie fuhr mit ihrem Gatten über den Blauen Berg heim, wo ihnen das Pferd durchging, den Wagen umwarf und beide beschädigte. Einige Wochen später hatte ich ihren Gatten, Simon Schneider, zu beerdigen.

Am 17. Juli beerdigte ich einen in der Friedenskirche; er war am Delirium Tremens gestorben. Gewöhnlich hatte ich noch die Gelegenheit bei diesen Todesfällen, die Saufbrüder in der Kirche zu haben. Ich predigte über Gal. 6, 7: Irret euch nicht, Gott lässt sich nicht spotten; was der Mensch säet, das wird er ernten.

Diesen Sommer erst erfuhr ich, dass die Mertztown-Gemeinde durch ihre Verfassung eine ganz freie sei, die sich von aller Synodal-Verbindung frei erklärt hatte. Er war dies unter Herrman zur Zeit der freien Synode geschehen. Ich machte meinen lutherischen Collegen Kramlich darauf aufmerksam, und wir brachten es durch eine Gemeinde-Wahl dahin, den Artikel auszustreichen und die Gemeinde wieder in Verbindung mit der Synode zu bringen.

Auf den 8. September hielt die Friedensgemeinde ihr Sonntagsschulfest. Es sollte im Walde gehalten werden. Ich drang darauf, den Busch liegen zu lassen und in der Kirche zu bleiben; es bedurfte nur einer Auseinandersetzung und Lehrer und Gemeinde stimmten ganz mit ein.

Am 26. September war ein Buss- und Bettag vom Präsidenten ausgeschrieben. Ich wählte Sacharja 13, 8. 9. als Text: "In welchem Lande zwei Theile sind, die sollen ausgerottet werden, und das dritte Theil soll darin übrig bleiben. Und ich will dies dritte Theil durchs Feuer führen und läutern wie man Silber läutert, und fegen wie man Gold feget". Ich wandte diese Worte auf das politische und sociale Leben unseres Volkes an—den Krieg stellte ich dar als die Läuterung durchs Feuer—und stellte die Forderung zur Busse als die Bedingung, dass Gott den Schaden des Landes heile.—Viele hatten ihre Einwendung. Mancher Esel meinte, Gott wisse nichts von unserem Bürgerkriege, der sei die Folge der Republikaner, die hätten den Krieg angefangen.—Natürlich weil die Demokraten der allgemeinen Volkswahl nicht nachgaben und in den Aemtern bleiben wollten.

Am 4. October war das Sonntagsschulfest in der Ziegelkirche. Predigte über Psm. 34, 12: "Kommt her, Kinder, höret mir zu; ich will euch die Furcht des Herrn lehren."

Im December eines Morgens kam ein Aeltester der Jeru-

salems-Gemeinde, mich dorthin abzuholen. Br. Klein sandte um ihn auf Nachmittags abzulösen. Die Methodisten hatten im Kistlerthal wochenlange Versammlungen gehalten und einige der Familien ins Unklare statt ins Licht gebracht. Nun hatte Klein ebenfalls eine Woche jeden Nachmittag dort Gottesdienst und erklärte die Nichtigkeit des Schwarmgeistes. Er hatte sich erkältet und war so heiser geworden, dass er nicht mehr sprechen konnnte; so sandte er zu mir, um ihm auszuhelfen.—Als ich hin kam, war die Kirche überfüllt und Thüren und Fenster stunden voll Menschen. Ich predigte über eine Disposition, die ich in der Friedenskirche über den Schwarmgeist gehalten: Der Schwarmgeist fleischliches Gefühl—Fleisch vom Fleisch geboren; das Christenthum innerer Gehalt—Geist aus Geist geboren; beide von einander verschieden, wie Fleisch und Geist. Die Ausführung war mir gut gelungen, ich konnte es den Leuten klar und begreiflich ans Herz legen und die Wirkung war gross. Nach dem Gottesdienst kamen gerade die Wankenden zu mir und dankten mir für meine gehaltene Predigt. Die Gemeinde war frei vom Bann des Irrgeistes und verlor kein Glied.

Die Freischule in Fogelsville wurde diesen Winter von J. Reber, einem Graduirten von Lancaster College, gehalten. Reber war tüchtig. Als Beneficiat hatte er das Collegium durchlaufen. Aber als ich durch ihn in das Studentenleben Lancasters schaute, wollte mir der Muth sinken. Es ging dort bunt her.—Reber liess das Amt und widmete sich einem anderen Fache.—Annie Meerwein, eine Schwester der Sophia, verbrachte den grössten Theil des Winters bei uns.

Das Jahr 1861 war ein recht schweres für uns. Verlust und schwere Ausgaben im letzten Jahre machten mir viele Sorgen, allein der Herr machte überall Weg und Steg. Dr. Trexler und sein Bruder William von Langschwamm schenkten mir einen neuen Wagen; die kleine Lynnville Gemeinde bringt dazu ein neues Pferde-Geschirr; auch Geldschenkungen, von fünf zu zehn Thalern, wurden mir von einzelnen Gliedern gemacht.—Meine Arbeit in den Gemeinden nahm immer zu und wurde so viel und schwer, dass ich nicht mehr sahe wie derselben nachzukommen. Dazu gesellte sich noch ein Halsleiden — acute Bronchitis — das mich im Predigen störte und manchmal wahre Qual verursachte. Wie manchmal dachte ich da an den Pfahl Pauli und die Satansfäuste,

die ihn schlugen! Meine Gesundheit war immer schwach, so dass ich oft meinte, unmöglich mein Tagewerk vollbringen zu können; und doch kam ich immer wohlbehalten durch. Wie es möglich war, ist mir heute noch ein Wunder.

XXI.

Das Jahr 1862.

Dr. Nevins "Liturgical Question" — Der Aelteste Hain in Kutztown — Frolics in Heidelberg — Geiger in Heidelberg — Reise nach Wilkes-Barre — Ziehung — Abendmahl mit den Soldaten in Langschwamm — Copperheadismus—Erste politische Affaire—Amtserlebnisse —Meine Lage.

Im Verlaufe des Jahres erschien Dr. Nevins Pamphlet, "The Liturgical Question". Jeder denkende Leser musste merken, dass ein so künstlich ausgearbeitetes Werk, mit einem so bestimmten Ziele vor Augen, nicht umsonst geschrieben war. Es war eine Mine, die die reformirte Kirche untergraben, ein Hebel der sie aus ihrer Bahn heben und in ihrem Cultus, den sie genommen, um ihr eigenthümliches Leben gebracht hätte, hätte das Werk ungestörten Erfolg gehabt.—Das Pamphlet war nur für eine bestimmte Classe von Lesern —wohl die schwankenden Prediger oder Laien—berechnet, und hatte nur einen kleinen Kreis, von wo aus es wirken sollte. Seine ganze Tendenz ging auf die zu erscheinende Revidirte Liturgie und sollte Bahn machen für einen responsorischen Gottesdienst. Darum wurde vor Allem der einfache Cultus der reformirten Kirche verdächtigt und einem formreichen, hochkirchlichen Gottesdienst das Wort geredet.

Der Ausgangspunkt als Voraussetzung in Dr. Nevins Werk ist falsch, so musste nothwendig die daraufgebaute Schlussfolgerung ebenfalls falsch werden.—Die zwei Richtungen, die Nevin in der Liturgie zu begründen sucht, eine hochkirchliche und niederkirchliche, mit Uebergehung einer echtkirchlichen, ist nur eine Hypothese. Die wahre Liturgie unserer reformirten Kirche kommt in seinem Werke gar nicht vor; absichtlich ist sie übergangen oder verhunzt dargestellt. Gibt es keinen Mittelweg zwischen zwei Extremen? Das der reformirten Kirche eigenthümliche Leben: ein bewusstes,

persönlich erfahrenes Leben, aber unter eine feste Form kirchlich festgestellt, daran nicht Jeder meistern und mustern darf —bedarf nothwendig einen Cultus, unter den sich alle zu beugen haben; d. i. die reformirre Kirche braucht eine Liturgie und hat dieselbe gerade so gut als wie ihren Katechismus. Aber diese ist weder das Eine noch das Andere wovon Doktor Nevin in seinem Pamphlet redet.—Den Cultus unserer Kirche haben wir weder im Katholicismus, noch in den Formen der Kirche zwischen dem dritten und vierten Jahrhundert zu suchen. Er muss sich aus dem Leben der Kirche selbst ergeben; er muss protestantisch und darf nicht katholisch sein. Der Protestantismus unterscheidet sich nicht weniger von der Kirche des dritten und vierten Jahrhunderts, als wie auch vom Katholicismus; und im Protestantismus wieder unterscheidet sich die reformirte Kirche, als der Kern, von den andern Confessionen in ihrem Leben und Character, und hat demgemäss ihren Cultus — ihre Erscheinungsform nach aussen.—Wie die reformirte Kirche ein bewusstes subjectives Leben in der Wiedergeburt lehrt, und durch das Wort und Sacrament bedingt, aber nicht darunter gebunden ist, wie das Lutherthum, oder davon frei sich wähnt, wie der Schwarmgeist, so ist auch ihre Gottesdienst-Weise, ihr Cultus, von den andern Confessionen als ein viel innerlicherer verschieden. Die Formen verschwinden als Leben gebend, sie bestehen nur als Bahn gebend, worinnen die Einheit der Kirche nach aussen gehalten wird. Das christliche Leben ist in den Herzen wohnend, der Cultus—die Form—bindet es nur in die rechte Richtung; das Leben ist die Seele, die Form das Gewand, nicht umgekehrt. Die Wiedergeburt ist die Pforte in das Reich Gottes nach der Seite der Geisteswelt, und die Kirche das Taufsacrament nach der Welt zu. Dies ist die Grundlage, von der aus sich der Cultus gestalten muss. Eine christliche Liturgie wird daher alles vermeiden, wodurch das innere Geistesleben Schaden leiden könnte, wie solches geschieht durch Sinn und Herz berückende responsorische und veräusserlichende, formenreiche Gottesdienste.—Den Hochkirchlichen, mit ihrer responsorischen Liturgie, ergeht es in der reformirten Kirche, wie den Israeliten: die Führung Gottes und das Wort genügt ihnen nicht und so sehnen sie sich zurück nach den Fleischtöpfen Egyptens. Vorwärts, nicht rückwärts, schreitet die Weltgeschichte und das Reich Gottes.

Eine Episode ***aus der Kutztown-Gemeinde*** berührte mich im letzten und in diesem Jahre. Sassaman Herrman war der

Prediger der Kutztown-Gemeinde schon Jahre her. Durch frühere Begebenheiten hatte sich Herrman manche ernste Feinde gemacht. Unter diesen waren Kutz, der Regent Kutztowns und Aeltester Hain. Hain war ein gottesfürchtiger, frommer Mann und glaubte nicht an Sassaman Herrmans Würdigkeit, obgleich Herrman in den letzten Jahren recht ernst in seinem Amte war und vorwärts ging. Die Opposition gegen Herrman wuchs in letzter Zeit, trotzdem dass weniger Ursache dazu vorhanden war.—Nun kamen Hain und Kutz schon letzten Sommer zu mir um Rath, wie sie Herrman aus der Gemeinde bringen könnten. Ich versuchte ihnen diesen Plan auszureden, und rieth ihnen eine neue Gemeinde zu gründen, da Kutztown allein Glieder genug habe zwei Gemeinden zu haben.—Anstatt dessen gingen sie aber voran in ihren Plänen, Herrman aus der Gemeinde zu vertreiben. Dabei erhielt Herrman Gelegenheit, den Aeltesten Hain unter Kirchenzucht zu bringen und zu strafen. Eine Versammlung des Kirchenraths zu dem Zweck war bestellt, und nun kam Hain wieder, und zwar im höchsten Grade verlegen. Er weiss wohl, was Suspension meint und weiss sich auch schuldig, dem Buchstaben des Gesetzes nach; aber nach seiner guten Absicht meint er sich frei und ein gutes Gewissen zu haben. Da war einer der oft vorkommenden Fälle, wo der Christ nach seinem Gefühl handelt und zu bedenken vergisst, dass bestehende Ordnungen Gottes Einrichtungen sind, die wir nicht niederbrechen dürfen, es sei denn positives Böses in seinem Laufe zu brechen, das klar erkannt sein muss, ehe wir uns auflehnen dürfen. Hains Absicht war gut und recht, aber falsch angegriffen, und weil er gute Absicht hatte, meint er jetzt ohne Schuld leiden zu müssen.—Ich versprach Hain, die Sache in Ordnung zu bringen und mit Herrman zu reden, und wenn er ihn nicht von Strafe frei liesse, als sein Advocat bei der Kirchenraths-Versammlung beizuwohnen. Hain forderte mich auf, mit ihm zu beten, und dazu muthigte ich ihn auf, in keinem Kampf für Christi Reich den Muth zu verlieren, auch da nicht, wo wir den rechten Weg verfehlt hätten. Hain verliess mich dankbar. Eine Rücksprache mit Herrman brachte Alles in Ordnung. In Jahren später wurde dann doch die zweite Gemeinde gegründet und der Friede in Kutztown hergestellt.

In meiner *Heidelberger Gemeinde* hatte ich dies Frühjahr einen ähnlichen Kampf wie früher in der Ziegel-Gemeinde. — Letzten Herbst hatten mehrere verweltlichte Wirthe in

ihren Wirthshäusern angefangen Frolics zu halten und auf die Jugend einen verderblichen Einfluss ausgeübt. Viele Glieder sprachen zu mir und ich wandte mich zu meinem Kirchenrath, ohne viel Interesse für oder gegen die Frolics zu finden. Nun nahm ich es in die eigene Hand; liess von der Kanzel eine Warnung ergehen, die von vielen Eltern berücksichtigt wurde, von andern aber nicht. Die Frolics gingen von Samstag zu Samstag lustig vorwärts. Kurz vor der Vorbereitung wurden mir von Gliedern der Gemeinde etliche zwanzig Namen eingereicht, die sich an die Mahnung nicht gekehrt und wiederholt auf die Frolic gegangen waren. Vor der Vorbereitung versammelte ich den Kirchenrath und legte die Namenliste vor. Der Kirchenrath hätte sich gern heraus gewickelt, denn eines Vorstehers Tochter war selbst angeschrieben. Die Drohung, wenn der Kirchenrath nicht seine Pflicht thun wolle, dann bleibe nichts übrig, als dass die Gemeinde einen andern Kirchenrath zu wählen hätte, der willig wäre, seine Pflicht zu thun. Dies half aus. Der Kirchenrath stimmte für Suspension: 5, und keine Suspension: 0. Ich verlas das Resultat von der Kanzel und fertig war es mit den Sauf-Frolics auch in Alt-Heidelberg. Die Frucht war vollkommen. Niemand machte Einwendung, selbst die Getroffenen nicht.

Joel P. Geiger kam dies Jahr als Lehrer und Organist nach der Heidelberger Kirche. Seit dem Tode Vater Berkemayers hatte dessen Sohn der Gemeinde gedient. Von Jahr zn Jahr entstund mehr Unzufriedenheit, denn der junge Berkemayer hatte mehr Sinn für anderen Beruf; und nun wurde eine andere Wahl verordnet. Berkemayer merkte, dass er nicht erwählt werden konnte, und zog seinen Namen zurück. Jetzt hiess es, einen neuen Lehrer! Es meldeten sich mehrere Candidaten, darunter auch Joel P. Geiger, ein Kind der Gemeinde. Dieser aber hatte die geringste Aussicht erwählt zu werden. Er wohnte damals in der Friedens-Gemeinde, wo er regen Antheil an der Sonntagschule nahm und sich überhaupt als sehr gesittet und fromm erwies. Ich glaubte, an ihm einen sehr tüchtigen Mann zu haben, und verwendete mich für ihn. Als ich hörte, dass seine Erwählung Schwierigkeiten habe, besuchte ich die Hauptfamilien und nur aus Rücksicht für mich versprachen sie, für ihn zu stimmen. Andere, die, wie sie sagten, nicht für ihn stimmen konnten, blieben von der Wahl weg, und so wurde Geiger erwählt.—Leider war das wieder meine und nicht Gottes Sache! Von Jahr zu Jahr

wurde unser Gesang schlechter, und Geiger bildete sich als ein Ultra-Lutheraner aus, der in der Sonntagschule wo möglich durch Schrift und Wort das Lutherthum auf Kosten der Reformirten hoch hob. Da hiess es denn auch: Auf dass sie sich nicht umwenden und euch fressen!

Nach der Classis kam ich dies Jahr nicht. Ich hatte weder Lust noch Trieb dazu. Es war in den letzten Jahren so viel des Streits und der Selbstinteressen, dass es einen starken Magen nahm, die Suppe verdauen zu können. — Nun kamen noch die Anklagen gegen Gantenbein vor, die, wie ich später hörte, in wahre Schweinereien ausarteten. Ein solch Verhör in der Kirche öffentlich vor der Classis! ist das nicht schmachvoll? Warum solche Schweinereien nicht privatim verhört in Gegenwart der Betheiligten? aber öffentlich in der Kirche, die mit Zuhörern angefüllt ist! Wenn das Ordnung ist, dann habe ich kein Gefühl dafür!

Im Sommer war eine *grosse Ueberschwemmung* an der Lecha. Ueber den Blauen Bergen, droben auf dem Hochland hatten Wolkenbrüche stattgefunden, wie vor Jahren oberhalb Tamaqua. Die Lecha stieg hoch und zerriss einige Dämme. Dadurch entstund ein Wasserschwall, der alle andern Dämme und die meisten Brücken mit sich riss und das Thal fegte bis nach der Delaware.

Kurze Zeit nachher machten Edwin Fogel und Annie Trexler, Frau und ich, mit meinen neu angekauften zwei Ponies und Carriage *unsere Sommerreise nach Wilkes-Barre*, unsere Verwandten heimzusuchen. Unsere Reise-Route legten wir über Mauch Chunk, Weatherly, White Haven und von da den Plankenweg nach Bear Creek. Bei Mauch Chunk waren die Strassen längs dem Flusse rein weggeschwemmt. Es mussten wieder neue Strassen angelegt werden, ehe man dem Thale nach die Stadt erreichen konnte. Wir nahmen die Bergstrasse. Von der Stadt nördlich war ebenfalls die Strasse fort sammt dem Kohlenbrecher, der dort am Flussbett stund. Wir mussten über den ungeheuer steilen Berggrad fahren, um von Mauch Chunk nördlich zu kommen. In Weatherly übernachteten wir. Am zweiten Tage unserer Reise wurden wir auf dem Plankenwege zwischen White Haven und Bear Creek von einem majestätischen Gewitter überfallen; die Donnerschläge hallten in dem Urwald gar schauerlich und der Regen strömte, als wollte er uns von den Planken fegen. Ausser dem "Gatehouse" in der Mitte des Weges, an einer herrlichen Quelle und fliessendem Bächlein, ist

auf der 12 Meilen langen Strecke kein einziges Haus.—Wir verbrachten eine frohe Woche der Erholung und kehrten auf demselben Wege wieder heim. Mit Pferd und Wagen, mit Zeit und Musse, ist der Inbegriff des Reisens; und hat man gute Gesellschaft, so ist es ein Staatsvergnügen.

Im Herbste — Oktober — fand *die erste Ziehung* für das Militär statt. Das Ergebniss derselben war für Viele ein Donnerschlag aus heiterer Luft. Sie waren ja am Exemptionstage vorgewesen und hatten dem Arzte so viel und so schweres Gebrechen vorgelogen, dass es sich von selbst verstund, dass sie frei waren. Niemand bedachte, dass Onkel Sam in den drei Townships kaum fünfzig streitbare Männer übrig blieben. Als nun die Ziehung eine grosse Zahl dieser sich frei wähnenden guten Bürger dennoch traf, da stunden die Ochsen am Berge. War denn die Exemption Humbug? hiess es überall. Freilich war sie und ein recht grosser, leider mehr auf Seiten der Bürger. Denn als Onkel Sam die ungeheure Zahl der Krüppel und Kranken sah, traute er nicht recht, warf alle Namen in den Ziehkasten und dachte, er wolle nochmal prüfen. Und siehe, es waren Wenige zugegen, die der nachsichtige Onkel nicht brauchen konnte und willig annahm. Es hiess auf dem Bestellzettel, auf den bestimmten Tag nach Allentown zu kommen, wo sich die Gezogenen auf dem Fairgrund schnell in Soldaten umwandelten.

Mein Bruder hatte auch das Glück, getroffen zu werden; so auch mein Schwager Edwin Fogel, der nach der "Vacation" wieder nach Lancaster auf das Collegium zurückgekehrt war. Nach empfangener Notiz kam er umgehend zurück und war bereit, sich zu stellen. Die Sache wollte mir nicht recht einleuchten. Nach einem missglückten Versuch, Fogel die Captain- oder eine andere Officiers-Stelle zu verschaffen, sprach ich mit seinem Vater und offerirte $250 für einen Substitut, wenn er und die Schwäger das Uebrige leisten wollten. Das gab schnell der Sache ein Ende. Der Substitut wurde gefunden, eingemustert und Fogel war frei. Mein Bruder und viele Andere machten es ebenfalls so; es entstund ein rechter Substitut-Handel und Substitut-Schwindel. Tausende wurden im Lande eingemustert, von denen nichts vorhanden war als Zahlen und Geld, das in den Taschen von betrügerischen Unterhändlern sitzen blieb.

Nun aber entschied Fogel, das Collegium fallen zu lassen und bei mir privatim Theologie zu studiren. Wir fingen frisch an. Ich hatte nun wieder wie bei Derr alle Tage meine

Vorlesung und freute mich darauf. Es ging mit Fogel gut und rasch vorwärts, er erwarb sich schnelle Einsicht in die verschiedenen Disciplinen des theologischen Wissens.

Als die Soldaten von Allentown nach West-Philadelphia abgerufen wurden, um dort eingedrillt zu werden, schrieben Einzelne unserer Fogelsviller heim: das Lagerleben gefiele ihnen gar nicht, sie müssten hungern. Die Militärkost war ihnen zu durchsichtig. Ich hätte die Soldaten gerne in ihrem Lager besucht, da auch von meinen Gemeinde-Gliedern darunter waren. Ich beschloss hinzugehen; und da die Briefe wegen schlechter Kost angekommen waren, liess ich eine Box machen, die unter den Sitz des Wagens passte, liess sie von den Fogelsvillern mit Fleisch, Würsten und dergleichen füllen. Ich spannte meine Ponies ein und mit erstem Tagesgrauen ging es mit Frau und meinem Sohn John fort nach Philadelphia. Des andern Tages fuhren wir hinaus ins Lager. Am Camp erhielt ich einen Führer zu den Unsrigen; denn dort lagen aus allen östlichen Theilen des Staates eine grosse Zahl Gezogener, die eingeübt wurden. Kaum war ich in den Kreis der Unsrigen gekommen, so war mein Wagen schnell so umringt, dass ich nicht wusste, wie herab zu kommen. Jedes Gesicht leuchtete Freude, selbst einige, die daheim nicht meine Freunde waren. — Es war mir selbst ein herzensschwerer Anblick. Ich sah die Soldaten als solche an, die für die Todesstrasse bereitet wurden. Viele derselben kamen nicht mehr zurück, der blutige Krieg riss sie dahin wie ein Schatten. — Die dort im Lager waren aber meistens alle guten Muthes; die Schrecken der Ziehung waren meistens verschwunden und manche freuten sich auszurücken.

Um dieselbe Zeit hatte Langschwamm sein Quota selbst gestellt und die Ziehung vermieden. Das Township zahlte eine gewisse Summe für Freiwillige und hatte schnell eine Company unter Captain Weida zugerichtet. Sie wurden in Langschwamm eingekleidet und als die Company zum Abzug bereit war, kamen Abends einige Soldaten und brachten mir den Beschluss der Company, morgen [den 24. September] in der Langschwamm-Kirche das Abendmahl mit ihnen zu halten. Es waren viele unter ihnen meine Glieder und von Herzen willigte ich ein. — Ich predigte über 4 Mose 6, 24.: "Der Herr segne dich und behüte dich" und hielt eine patriotisch-christliche Ansprache: Der Gang für das Vaterland — Gottes Segen auf den Weg für das Recht — und Gottes Hut wider die Gefahr. Nach der Predigt hielt ich Vorbereitung und

theilte das Abendmahl an die Company aus, Reformirte und Lutheraner. Kaum ein Auge blieb trocken. Die Kirche war trotz der kurzen Bestellung bis zum letzten Sitz gefüllt.

Der Copperheadismus entstund im Laufe des Jahres. Die Logen der "Knights of the Golden Circle", ein geheimer, südlicher Bund, führen den Copperheadgeist ins Land ein. Beinahe jeder Demokrat unserer Gegend schliesst sich dem Bunde an, und alle diese erklären sich gegen den Krieg und zeigen einen gewissen Hass gegen jeden Republikaner, weil sie die Partei für die Ursache des Krieges ausgeben, um ihre eigene Schuld von sich zu werfen. Der Copperheadismus brachte eine Spannung unter Nachbarn. Einer unserer Fogelsviller reichen Bauern äusserte sich zu mir: Wenn er ausrücken müsse, dann würde er erst daheim anfangen, todtzuschiessen! — Diesem Copperhead-Geist wegen kommen aber die besseren Demokraten zur republikanischen Partei und führen die Macht dieser Partei zu. Männer wie Pfarrer Schindel und Andere von Einfluss erklären sich öffentlich als Republikaner.

Ohne im Geringsten etwas zu ahnen, ***hatte mich dieser Copperheadgeist*** in den Strudel hineingezogen; ich hatte Feinde genug in Fogelsville, die dazu willig die Hand reichten. — Eines Tages wurde ich von guten Freunden gewarnt, auf meiner Hut zu sein, denn die ganze Nachbarschaft — darunter waren die Demokraten verstanden — wäre auf mich erbost. Ich forschte nach und endlich kam ich darauf, ich solle gesagt haben: "Man solle alle Demokraten hängen!" An solchen Ausspruch habe ich nie gedacht, viel weniger gesagt. Ich verfolgte die Rede zu ihrer Quelle und fand, die Mrs. ——, eine D—— Tochter aus dem Lager meiner Ziegelkircher Feinde, hätte gesagt, die Mrs. —— hätte gesagt, ich hätte den Ausspruch gemacht: Man müsste alle Demokraten aufhängen oder köpfen. Als Mrs. —— dies leugnete, ging Mrs. —— zum Esquire Fogel und machte einen Eid zu ihrer Aussage. Nun wollte Mrs. —— dasselbe thun. Ich verbot es ihr, da ihre Aussage mehr galt als der Eid der andern Person. Während dem war eine Anzahl der Copperheads im Wirthshaus zusammen gekommen und beschlossen, dass ich sobald als möglich aus Fogelsville ziehen solle. Als der Beschluss abgefasst war, konnten sie aber Niemand bekommen, der mir die Notiz überbringen wollte. So waren Wochen vergangen, ehe ich nur etwas von der Affaire hörte, und niemals wurde sie mir später repräsentirt. So durfte ich denn wohnen bleiben

in meinem eigenen Hause aus grosser Gnade der Copperheads. Aber merken konnte ich, dass ich viele Feinde und wenige Freunde in Fogelsville hatte. — Diese Affaire machte mich nicht bange, aber meine Lage doch unangenehm.

Bei einer Special-Versammlung unserer Classis in Bethlehem am 11. December wurde die Allentown Gemeindestreitigkeit zwischen Dubs und Derr dahin geschlichtet, dass ein Ruf von der Gemeinde an N. S. Strassburger bestätigt wurde, nachdem beide resignirt hatten und die Gemeinde wieder in eine verschmolzen war. Der Friede war bald wieder hergestellt, nachdem die Ursache des Unfriedens — Selbstsucht — weggeräumt war.

Amtserlebnisse.

Aaron Stettler, einem Gliede der Ziegel-Gemeinde, beerdigte ich am 25. Januar sein letztes Kind. Alle seine Kinder (drei) starben nacheinander an der Diphtheritis.

Am 27. Oktober beerdigte ich den ersten Soldaten in meinen Gemeinden. Es war H. Weller, Dentist, von Sägersville; er wurde nach der Heidelberger Kirche beerdigt. Weller war in der Schlacht von Antietam am 17. September gefallen. Beide Beine waren ihm abgeschossen. Ich predigte über Röm. 11, 33.: "Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege!"

Am 24. November abermals eine Soldaten-Leiche in Heidelberg. Franklin Bloss war ebenfalls in der Schlacht von Antietam am 17. September gefallen. Eine Kugel durch den Kopf tödtete ihn augenblicklich. Sein Leichnam wurde heimgebracht. Ich predigte über Matth. 16, 25.: "Wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden."

Am 27. November, dem vom Präsidenten ausgeschriebenen Buss- und Bettag, predigte ich über Hosea 14, 10.: "Wer ist weise, der dies verstehe, und klug, der dies merke? Denn die Wege des Herrn sind richtig und die Gerechten wandeln darin, aber die Uebertreter fallen darin." Ich wandte die Worte auf unsere Landeslage an: Der Weise und Kluge merket auf die Wege Gottes—die immer, im Frieden wie im Kriege, gerecht sind—darum lasst Gottes Wege unsere Wege sein, dass wir nicht als Uebertreter fallen, sondern als Gottes Volk errettet werden und bestehen können.

Am 24. December Abendbetstunde in Mertztown angefangen.—Die Glieder selbst stellten das Verlangen an Kramlich

und mich. Wir kamen dem Wunsche gerne nach und hatten recht andächtige Versammlungen. Wohl waren die vielen Söhne, die nach den Schlachtfeldern zogen, mit eine Ursache, dass sich die Gemeinde zur Demüthigung vor Gott getrieben fühlte. In Fogelsville und andern Orten trieb der Krieg zur Verstockung.

In der Friedenskirche dauerten die Machinationen von Bruder Knerr fort. Niemals hätte ich mir vorgestellt, dass der dumme pharisäische Stolz sich so weit erheben könnte, wie es in diesem Menschen der Fall war. Er stellte wirklich die Forderung an mich, dass ich nach seinen ihm gegebenen Offenbarungen handeln müsse, und gab das was er sagte als Gnadenwinke Gottes an mich aus. Ich frug ihn nach seiner Autorität und sagte ihm: Er könne doch kein so grosser Esel sein, dass er von mir verlange ihm zu glauben, ohne dass er sich als von Gott zu mir gesandt legitimiren könne. Das ging über seinen Horizont hinaus, er guckte mich an und schluckte, ohne etwas erwidern zu können. Der Schwarmgeist ist nichts anderes als Satan in Lichtengels-Gestalt. Die Bibelclasse geht fort; Knerr wohnt bei; aber die Glieder liessen ihn nicht herrschen.

Meine Lage blieb schwebend auch dies Jahr. Meine Geldangelegenheiten besserten sich zwar. Ich konnte Schulden abbezahlen. Als ein Ganzes besoldeten mich meine Gemeinden gut und so gestaltete sich meine Lage zum Besseren. Allein mit jedem Jahre wurde meine Arbeit schwerer. Die Hälfte der Gemeinden sollte dieselbe Besoldung geben und dann hatte ich noch mehr Arbeit als einem Manne zusteht. Ich rieb meine Kräfte auf und musste einer dunklen Zukunft entgegen schauen.—Auch dies Jahr wurde ich einigemal von schwärzester Schwermuth überfallen. Allein der Herr half ja durch, dass ich bekennen musste: Ich bin nicht werth all deiner Güte und Treue.

XXII.

Das Jahr 1863.

Januar—300jaehrige Feier des Heidelbergers — Waisenhaus. E. Boehringer — Zweite politische Affaire — Kirchbau in der Ziegel-Gemeinde — Gettysburg — Huntingdon— Curtins Wahl — New York — Charles Ziegler, Gideon Moyer, J. Lichtenwallner — Amtserlebnisse.

Das Jahr 1863 blies mir mit vollen Backen entgegen, nicht nur mit eisiger Januarluft, sondern auch mit einem Willkommgruss zu neuer Arbeit.—Am 1. Januar hatte ich Gottesdienst in Lowhill, und wahrlich! es war tüchtig kalt und fror mich bis durch die Haut, bis ich über die Lowhiller Berge, dem kräftigen Winde gerade entgegen, nach der Kirche kam. Ich predigte über Hiob 32, 7.: "Lass die Jahre reden", und legte des Jahres Sprache der Gemeinde ans Herz: Des Jahres flüchtigen Lauf — der Zukunft dunkeln Inhalt und die Fragen: wie stehst du im Rückblick und im Vorblick?—Durch den Januar predigte ich sechzehnmal, darunter waren acht Leichenpredigten; dazu kamen noch vier Abendgottesdienste und zehn Kindtaufen, die meistens in den Häusern vollzogen wurden, nebst noch Krankenbesuchen. Das war ein guter Anfang fürs Jahr! — Auch Satan machte sich bereit, mir im kommenden Jahre besonders einzuheizen; und wahrlich! er hat mir auch mit vollen Backen als Trübsal-Feuer tüchtig zugeblasen, so dass ich in der Feuergluth der Anfechtung schwitzen konnte.

Das Jahr 1863 wurde von unserer Reformirten Kirche als *dreihundertjæhriges Jubeljahr* der Herausgabe unseres Heidelberger Katechismus begangen. Schon im Jahr 1859 auf der Synode zu Harrisburg wurde durch Anregung Dr. Harbaughs der erste Anlauf dazu gemacht. — Eine allgemeine Vorfeier wurde am 19. Januar dieses Jahres in der alten Race-Strasse-Kirche in Philadelphia, Dr. Bombergers Gemeinde, gehalten. Die dort gehaltenen Vorträge und Abhandlungen, nebst solchen, die von Europa herein gesandt wurden, wurden in Buchform, "Tercentenary Monument", herausgegeben und der Kirche als bleibendes Andenken übergeben. Die Feier in

Philadelphia war die Einleitung auf die Feste, die in allen Gemeinden der Reformirten Kirche im Laufe des Jahres gehalten werden sollten und auch meistens begangen wurden. — Ich hielt die Festpredigten erst im folgenden Jahre, weil die damit verbundenen Collecten im gegenwärtigen Jahre wegen Kirchbau, Snbstitut-Taxen und Anderem zu kurz ausgefallen waren. Meine Pfarrstelle gab in direkten Gaben $500 für ein Scholarship nach Lancaster und $511 anderweitig, nebst $196 für die allgemeinen Zwecke; im Ganzen $1208.38. Die Tercentenary-Gaben wurden durch Fogel und mich in den Häusern aufgenommen. — Die Festfeier brachte der Kirche eine gute Frucht. Das Volk hörte das Enstehen der Kirche und bekam einen Begriff von der Geschichte seiner Kirche und was die Väter thaten; das brachte Ehrfurcht und Liebe und jedes Glied bekam einen christlichen Stolz auf seine Kirche.

Das Jahr 1863 ist auch das Jahr der *Gruendung unseres Waisenhauses*, das jetzt bei Womelsdorf steht. Rev. Emanuel Böhringer war der Gründer desselben; ein Mann von Gott dazu berufen mit kindlichem Glauben und ungetrübter Herzensfrömmigkeit. — Schon im Jahre 1862 schrieb Böhringer an mich über die Gründung eines Waisenhauses. Jetzt im März besuchte mich Böhringer in Fogelsville und brachte Gantenbein mit. Er übernachtete bei uns und nun wurde der Plan eines Waisenhauses nach allen Seiten betrachtet und erwogen. Bruder Böhringers Ansicht war: ganz klein, etwa mit vier oder fünf Kindern anzufangen; die Sache ganz in Gottes Hand legen und in Allem auf seinen Wink warten. Er meinte, mit etwa 300 Thalern könnten wir anfangen. Wir, Gantenbein und ich, verpflichteten uns jeder $100 zu geben. Böhringer war froh und sagte: So ist also wirklich der Anfang gemacht.—Nun wurde auch ein Directorium verabredet, da noch keine Synodal-Behörde bestund; denn Böhringer als Hausvater wollte eine Behörde haben, der die Führung des Hauses verantwortlich wäre. Bruder Kessler wurde nach unserem Rath einstimmig voran gesetzt; dann natürlich Bruder Böhringer selbst und Gantenbein, Rülling und Andere, auch drang Böhringer in mich, meinen Namen dem Committee beizugeben. Aus Rücksicht meiner Arbeit und dass bei Versammlungen Abwesenheit nicht zulässlich sei, bat ich, entschuldigt zu sein. Die Behörde wurde später als Böhringer, Gantenbein, Dr. Kessler, Rülling bestimmt.

Im Herbste auf der General-Synode zu Pittsburg 1864

wurde die Waisenhaus-Sache gründlich behandelt und unter ihren Schutz genommen. Es wurde eine allgemeine Behörde gegründet, als: Dr. Nevin, G. B. Russel und Aelteste Santee, Griffith und Schmertz, welcher die speciellen Local-Behörden der Waisenhäuser untergeordnet seien nnd zu berichten hätten. Somit war unser Waisenhaus unter synodaler Protection.—Bruder Böhringer schrieb mir darüber: "Der Beschluss der General-Synode ist unserem Unternehmen so günstig als möglich, und wir haben kürzlich eine Eingabe an die Board der fünf Direktoren für Waisenerziehung abgehen lassen, worin wir uns unter die Controle dieser Behörde stellen", und bittet mich, der Local-Behörde des Waisenhauses beizutreten. — Im Herbste 1863 wurde das Waisenhaus im Hause Böhringers mit vier Kindern eröffnet; bis zum nächsten Jahre war die Zahl auf zwölf gestiegen und es wuchs schnell unter Gottes sichtbarem Segen zu einer in Gott gegründeten Stiftung, die die verlassenen Schäflein der Herde Jesu bei Hunderten aufnehmen und verpflegen sollte.

Einen *zweiten politischen Scandal* hängte mir der böse Feind an den Hals. Eines Tages stunden Edwin Fogel und ich vor meinem Hause und sprachen, bald kam James Lichtenwallner und nun kam die Rede auf die Kriegsangelegenheiten. Während dem Gespräche kam auch J. L. und nahm Antheil. Es war eben eine drohende Gefahr, dass die Rebellen in Pennsylvanien einbrechen würden. J. L.—wahrscheinlich vom Grunde des "Goldzirkelthums" aus—wollte keine Gefahr sehen und sprach gegen eine Vertheidigung der Grenze und Aufruf von mehr Soldaten; wir sollten die Südlichen nur gehen lassen, dann würden sie von selbst ruhig werden. Das war die allgemeine Rede der Copperheads, die mit den Rebellen übereinstimmten. Ich erwiderte J. L.: was wir denn bei solcher Gesinnung den Rebellen entgegenstellen wollten, wenn sie in unser Thal herein kämen und unser Hof und Haus niederbrannten? — wie es später bei Chambersburg geschehen ist. Er meinte, das würde nie geschehen. Ich vertheidigte den Aufruf zur Beschützung der Grenze und er sprach dagegen. — Einige Tage später hörte ich, es gehe die Rede, ich hätte mich ausgedrückt: Die Rebels sollten kommen und den Demokraten Haus und Scheuer abbrennen! Wie ein Lauffeuer brannte das Gerücht durch die ganze Umgegend. Von meinen Gemeindegliedern kam Einer nach dem Andern und frugen mich, ob ich solche Ausdrücke gebraucht hätte. Natürlich konnte ich das verneinen.—Ich und meine

Freunde verfolgten das Gerücht zurück bis auf J. L. In der Ziegel-Gemeinde blieb es auf S. D. sitzen, der sich ebenfalls auf J. L. berief. — Ich liess J. L. in mein Haus rufen, dieser aber sandte seinen Bruder William zu seiner Rechtfertigung; und der behauptete mir ins Angesicht, er glaube, dass ich den Ausspruch gemacht, das stimme ganz mit mir überein. William meinte noch: Ich solle zu meinen Worten stehen und sie nicht zurück nehmen. Ich erwiderte ihm: Das sei von mir verlangt, die Copperheadlüge auf mich nehmen und mich noch dazu aufhängen!—Ich sah John selbst und hielt ihm die Sache vor; er aber behauptete mir frech ins Gesicht, ich hätte so gesagt. Nun dann, so müssen die zwei Zeugen, die bei dem Gespräch waren, vor dem Gericht bezeugen, ob ich eine so verrückte Rede geführt. J. L. erwiderte mir: es war ja Niemand dabei! Er hatte wirklich vergessen, dass sein Cousin James L. und Edwin Fogel das ganze Gespräch mit angehört; und als er sich dessen wohl wieder erinnerte, wurde er ganz verlegen. — Edwin Fogel und James L. wiederholten mir beinahe unser ganzes Gespräch und beide waren überzeugt, dass ich nichts weiter gesagt habe als wie die oben angeführten Worte; und besonders James L. sagte mir, ich solle nur ganz ruhig sein, das würde alles klar werden.

Unterdessen wurde das Gerücht fleissig in meinen Gemeinden verbreitet und es war daran, mir die Kirchen zu verschliessen. Unter meinen Gemeindegliedern waren mehr Demokraten als Republikaner und von meinen besten Gliedern waren Demokraten. Ich berief mich auf die zwei Zeugen, die dem Gespräche beigewohnt. Der Langschwamm Kirchenrath forderte, ich solle J. L. verklagen und der Sache Ruhe verschaffen; stille bleiben und gehen lassen, hiesse mich schuldig erklären. Da blieb also nichts als mich gesetzlich zu vertheidigen. Ich ging nach Allentown, liess eine Klage anhängig machen und sandte den Scheriff zu J. L. In meinen Gemeinden schaffte es Ruhe, in Fogelsville aber noch mehr und bitterere Feinde als je zuvor. Der ganze Copperhead-Bund suchte mir zu schaden und brachte mir manche Widerwärtigkeit.

Obiger Scandal trieb seine Wurzeln in meine Gemeinde-Angelegenheiten und machte mir einen hässlichen Streit in der Ziegel-Gemeinde.—Die Ziegel-Gemeinde war eben im Begriff, *eine neue Kirche zu bauen.* Nun waren dort einige meiner Feinde wie Stephan Dornbläser, Joseph Miller, Salomon Koller u. A., zudem waren die zwei letzteren die reichsten

Glieder in der Gemeinde. Gerade diese waren meine bittersten Feinde. Als die Baumeisterwahl stattfand, wussten diese Männer es so zu lenken, dass sie selbst zu Baumeistern erwählt wurden und den Bau in die Hände bekamen. — Nun hatten diese Männer Entschiedenheit genug, zu thun was sie wollten und den Kirchenrath als eine leere Nussschale anzusehen, und so thaten sie auch von Anfang bis zu Ende; wo sie glaubten etwas durchführen zu können, das mir zuwider war, das thaten sie gewiss. Als die Glieder zur Besinnung kamen, sagten viele, das war ja eine politische Baumeisterwahl und das ist auf Streit abgesehen. Und so hatte es sich auch erwiesen; denn Streit und Hader kamen, wie ich noch nie früher erlebte.

Zuerst spielten die Baumeister einen gemeinen Streich, der niederträchtig war. Im Geheimen verfassten sie eine Gemeinderegel, in der sie die Gemeinde als frei von aller Synodal-Verbindung erklärten und die sie durch eine hinterlistige Wahl in Kraft setzen wollten. Es ist nämlich Gebrauch, wenn eine neue Kirche gebaut wird, dass eine Urkunde vom Bau verfasst und in den Eckstein gelegt wird. Ist aber keine Gemeinderegel vorhanden, so wurde früher mit der Urkunde auch zugleich eine Regel angenommen. Diesen Gebrauch als Grund nehmend, verfassten die Baumeister diese neue Regel, obgleich die Gemeinde schon über hundert Jahre eine Regel hatte. Die Baumeister liessen dann von lutherischer Seite eine Wahl bestellen, wo die neue Regel angenommen werden sollte, die Gemeinde aber unter dem Eindruck stund, es sei nur die Annahme der Urkunde. Auch ich war zuerst unter diesem Eindruck befangen. Dass aber Alles von lutherischer Seite geschah und ich nichts davon gewahr werden sollte, machte mich glauben, dass etwas los wäre. Ich forschte nach und hörte, dass Salomon Koller eine neue Regel geschrieben hätte und die Gemeinde frei machen wolle. — Nun kam es, dass ich eine Leiche zu halten hatte, und zwar einen Tag vor der bestellten Wahl. Die alte Kirche war schon abgerissen; ich musste im Schulhaus predigen. Salomon Koller war gegenwärtig. Vor der Predigt sprach ich mit Koller in Gegenwart von Gliedern: Wie es käme, dass er ohne das Wissen der Prediger und des Kirchenrathes eine Regel geschrieben habe und die Baumeister eine Wahl bekannt machen liessen? Die Frage kam ihm quer, endlich stotterte er: Sie [die Baumeister] hätten gedacht, es wäre "besser, wenn die Parre nix mit denne Dinge zu thun hätte". So! wisst

ihr denn auch, ob euere Regel nach der Ordnung der reformirten und lutherischen Kirche recht ist? Wieder stotternd sagte er: "Mer henn'n gemacht, wie *mir* ihn hawwe wolle". Die Baumeister sind aber nicht die Ziegel-Gemeinde und haben mit einer Regel gar nichts zu thun; das ist die Sache des Kirchenraths; und ich habe auch gehört, dass in der Regel die Gemeinden aus den Synoden heraus gezogen wären. Wie ist das? "Ja, mer wolle eine freie Gemeinde sein und henn 'm Parre Herrman sei Regel zum Muster gehabt". Nun, da war es klar und hell genug! also auch noch der alte Fuchs steckte dahinter. — Ich hielt die Leichenpredigt, sprach dann zur Gemeinde und erklärte die ganze Lage. Ich wandte mich mit der Frage an die Gemeinde, ob sie lieber einem Mann wie Koller in so wichtigen Angelegenheiten trauen wollten, als wie ihren Predigern; und ob sie gesonnen wären, ihre Gemeinden von dem Grund, worauf sie die Väter vor mehr als hundert Jahren gegründet hätten, wegzureissen? Ich ermahnte die Glieder, alle zu kommen und für ihre alte Regel zu stimmen, die habe über hundert Jahre gut gehalten und könne noch länger dienen. — Das war genug. Die Glieder kamen in Schaaren und selbst einige meiner Gegner stimmten gegen die neue Regel. Nur ganz wenige Stimmen fielen für dieselbe.

Die erste Falle war glücklich umgangen; aber damit war der Kampf mit den Baumeistern und ihrem Anhang angefangen. Sie sahen, dass sie die Gemeinde nicht gegen mich führen konnten; so bekamen sie einen innerlichen Hass gegen mich, der um so beissiger wurde, je mehr sie Widerstand fanden. J. Miller und Koller waren reich und waren gewohnt zu herrschen; um so schwerer wurde es ihnen, unterliegen zu müssen. Miller war reformirt, aber zu meiner besten Erinnerung nie in meiner Amtszeit zum Abendmahl gekommen.

War die Einschmuggelung der neuen Gemeinde-Regel beseitigt, so war aber weder die Ecksteinlegung vorbei, noch wusste ich wer bei der Ecksteinlegung die Führung erhielt, die Baumeister oder der Kirchenrath, und ob nicht gar die Mehrheit des gemeinschaftlichen Kirchenraths mit den Baumeistern übereinstimmte. Ich sollte es bald erfahren. Die Zeit der Ecksteinlegung kam herbei. Ich sprach mit meinem Kirchenrath und hörte, dass die Mehrheit der beiden Kirchenräthe, der lutherische Kirchenrath beinahe einstimmig, die Feier völlig an die Baumeister übergeben habe.—Da war also ohne Gewalt nichts weiteres zu thun, und ich glaubte auf ne-

gative Weise am Ende mehr zu gewinnen. Einige Wochen vor der Ecksteinlegung las ich in der Zeitung die Anzeige der Baumeister, dass die Ecksteinlegung der Ziegelkirche auf den 14. Mai stattfinden würde und die Hucksters sogar eingeladen waren, dem Feste beizuwohnen. Ohne ein Wort zu uns Predigern zu sagen, ohne zu fragen ob der Tag uns passe, hatten die Baumeister dies auf ihren eigenen Plan ausgeführt. Das war etwas, das noch nie vorgekommen war, und teuflisch schlau ausgeplant: die Baumeister wussten wohl, dass ich bei der Gegenwart von Marketendern nicht beiwohnen würde, und glaubten dadurch die Gemeinde gegen mich zu reizen; aber sie hatten vergessen, das gerade Wort öffentlich zur Gemeinde geredet in Anschlag zu bringen—und selten dass die Wahrheit, im ernsten Wort gesprochen, ihren Zweck verfehlt. —Am 10. Mai, vier Tage vor der Feier, hatte ich Gottesdienst in der Gemeinde. Die alte Kanzel war im Wald unter einem Baume befestigt und Sitze für die Gemeinde bereitet. Ich sprach mit meinem Kirchenrath und vernahm, dass derselbe kein Wort von der Feier wusste und die Bestellung gänzlich von der Baucommittee ausgegangen war. Der Aelteste David Zimmerman, der mit den Baumeistern völlig übereinstimmte und wahrscheinlich sie noch aufmunterte, sagte: "Es sei so juscht so gut als wenn's der Kirchenrath gethan hätt!"—Da musste ich also wieder zur Gemeinde appelliren. Nach der Predigt war die Gemeinde darauf gefasst, alle fühlten den verkehrten Weg und besonders die gegebene Einladung an die Marketender; ich stellte vor—wie der Schritt der Baumeister unerhört und ungesetzlich sei: das Recht des Kirchenraths in seine Hände zu nehmen, und die schmachvolle Einladung der Marketender, nachdem dieses Uebel beseitigt sei; und zeigte zuletzt, dass kein anderer Grund vorliegen könne, als Neid gegen mich. Und unter den Verhältnissen würde und könne ich der Feier nicht beiwohnen.—Die Gemeinde gab mir recht, Fünf zu Einem; viele Glieder redeten nach dem Gottesdienst mit mir und sagten: Lass die Baumeister den Eckstein legen und die Huckster ihre Parre sein! Der Hass von Miller, Roller u. A. war entlarvt.

Das Fest der Ecksteinlegung ging vorwärts. Ich blieb weg und kein anderer reformirter Prediger kam, um Antheil zu nehmen, so wurde der Eckstein unter lutherischer Hand gelegt. Die Reformirten waren unzufrieden; aber nicht gegen mich, sondern gegen die Baumeister. Nur Zwei oder Drei beschuldigten mich, Männer, die völlig mit der Baucom-

mittee übereinstimmten und vom Weltgeist regiert wurden. Die Marketender waren auf die Einladung "en masse" erschienen und es herrschte ein Leben, wie es die Kinder der Welt lieben. Die Jugend spazirte im Busch auf und ab, und schwatzten und lachten; die "Huckster-Stands" waren die Headquarters des Tages. Unsere besseren Glieder schämten sich. Das hat der Satan gethan! mir däuchte ich hörte ihn hohnlachen. Zum ganzen Streit benutzt Satan die Politik; er schien dies Jahr zu einer Festfeier machen zu wollen, wo scheinbar alles aus den Fugen ging.

In den letzten Tagen des Juni, wo die Herzen voll Bangen warteten, was der Rebellen-General Robert E. Lee für Pläne im Anschlag auf Pennsylvanien habe, kam auf einmal der Bericht, *bei Gettysburg sei eine schreckliche Schlacht* schwebend. Alles wartete voll Spannung, die guten Bürger mit Beben. Am Abend des 5. Juli hiess es: die Schlacht sei gewonnen und General Lee sei mit seiner grossen Armee völlig geschlagen.—Nun war ich entschieden, das Schlachtfeld zu sehen. Am 7. Juli hatte ich eine Leiche in Langschwamm zu halten. Ich spannte meine Ponies in den Wagen, lud meinen Schwager Edwin Fogel ein, mit zu fahren und das Schlachtfeld von Gettysburg zu besuchen. Erst hielt ich die Leichenpredigt in Langschwamm; von da ging es über die Berge Reading zu. Als wir gegen Abend Reading erreichten, tönten alle Glocken der Stadt. Der Bericht von Gettysburg und andere Erfolge unserer Armee waren officiell bestätigt.—Noch am selbigen Abend erreichten wir Reamstown, in Lancaster County, wo wir übernachteten. Am folgenden Tage passirten wir Lancaster, hielten dort Mittag und fuhren unter entsetzlichem Regen nach Columbia. Die Brücke war dort abgebrannt, aber eine Ferry eingerichtet, die uns mit Pferd und Wagen über die Susquehanna setzte, dabei kam der Regen vom Himmel herabgeströmt wie Wolkenbrüche. Wir brauchten auf die Ferry nicht lange warten. Es waren noch fünf oder mehr grosse Wagen mit Provisionen für die Armee auf dem Ferryboote, und wir kamen mit dem kleinen elenden Dinge nicht ohne Angst über den breiten Strom hinüber. Little York wurde noch in Zeit passirt und gegen Abend erreichten wir ein Dorf etwa acht Meilen diesseits Gettysburg, wo wir übernachteten. Hier lagen schon leicht verwundete Soldaten. Ein Captain war da, der fürchterlich über die Rebels räsonnirte und über den Erfolg der Schlacht prahlte, er konnte nicht begreifen "wie der Teufel die Rebs so schnell

abholen konnte, als wie sie selbige am Round Top—wo er stund—ihm aus dem Leben zu spedirten". Das Wirthshaus war voll Gäste, die gleich uns das Schlachtfeld besuchten. Alle Betten, der Fussboden und selbst die Portico lag voller Leute und die Pferde stunden an den Fenzen.—Am Morgen frühe fuhren wir auf Gettysburg zu. Je näher wir dem Orte kamen, desto verwüsteter sah Alles aus; die Fruchtfelder noch nicht abgeerntet, waren den Strassen gleich getreten und die Fenzen längs der Strasse weggeräumt. Ehe man auf der York-Strasse Gettysburg erreicht, steht an einem Bach der Depot; hier lag alles voll von leicht Verwundeten, die auf Transportation nach gelegeneren Hospitälern warteten. Das Ganze bot einen traurigen Anblick.—Wir fuhren in die Stadt ein. Die Stadt war ebenfalls verwüstet; Fenster und Thüren der Häuser waren zerschlagen, Kanonenkugeln hatten Löcher durch die Backsteinwände durchgeschlagen, zu einer Wand hinein und zu der andern hinaus. Wir fuhren den Hügel hinauf nach dem Cemetery, die Baltimore-Strasse hinab längs dem Walde, bis wir eine Querstrasse erreichten, die hinab nach Round Top führte; diese verfolgend kamen wir in den Wald bei Round Top. Von dort fuhren wir gerade durch den Wald und über Felder—Fenzen waren nirgend mehr vorhanden—nach der Steinfenz hinauf, wo die Schlacht am heftigsten gewüthet hatte. Unterhalb der Stadt wandten wir uns quer über das Thal und die Strasse nach dem lutherischen Collegium und im Bogen hinaus, wo wir wieder auf die York-Strasse kamen.—Der Anblick des Schlachtfeldes war schauerlich. Das Cemetery war zerschossen, Monumente, Grabsteine und die eiserne Fenz um dasselbe, alles lag in Trümmern durcheinander. Die Soldaten in der Nähe der Stadt waren beerdigt; drunten am Round Top lagen noch viele Rebellen, die in Verwesung übergingen. Ueberall wo die Rebellen-Companies sich ergaben, stunden noch die Gewehre in Pyramiden bei Tausenden aufgestellt. Die gefallenen Pferde lagen noch alle unbegraben; sie fingen an aufzudunsen und bekamen alle eine Lage; wie der Körper anfängt aufzudunsen hebt sich das oben liegende hintere Bein und steht in die Höhe; so bekommen alle dieselbe Gestalt und die vielen Beine in die Höhe stehend, geben dem Schlachtfeld eine wunderliche Ansicht. Die Pferde lagen um das Cemetery her so dicht, dass wir ein Durchkommen suchen mussten. An der Steinfenz wurden wir vom Militär aufmerksam darauf gemacht, dass unsere Fahrt sehr gefährlich sei, wegen den vielen Shells,

die unzerplatzt umherlagen. Im Collegium war das Rebel-Hospital. Wir traten ein, einen Rundgang zu machen. Allein schon an der Thüre, wo ein Haufen Arme und Beine lagen, die am Tage amputirt worden waren, wurde es mir übel; einige Zimmer war alles, was ich fertig brachte.—Das also die Frucht des Krieges! überall begleitete mich dieser Gedanke. Am Nachmittage merkte man schon in der Luft einen Geruch der Verwesung, der sich von den todten Pferden und dem vergossenen Blute zu verbreiten begann. Um etwa drei Uhr verliessen wir den Ort, um unsere Heimreise anzutreten; wir erreichten Abends Little York, wo eins meiner Pferde krank geworden. In Gettysburg hatten wir kein Futter für die Pferde erhalten können; erst fünf Meilen auf dem Heimwege bekamen wir an einem Bauernhofe Roggen. Das Pferd überfrass sich und erkrankte. Mit Mühe erreichten wir am folgenden Tage Lancaster. Hier liess ich das kranke Pferd stehen und Edwin Fogel blieb eine Woche in Lancaster. Mit dem andern fuhr ich heim. Das kranke Pferd crepirte in Lancaster.

Schon im Sommer hatte mich Dr. Trexler eingeladen, mit ihm eine Reise *nach Huntingdon County* zu machen, wo er ein grosses Gut, Mühle und Furnace betrieb. Auch mein Schwager Edwin Mickley wurde eingeladen. Im October kam die Reise ab. Oberhalb Harrisburg, wo die Bahn in das Juniata-Thal einbiegt und das Allegheny-Gebirge erreicht ist, wird die Gegend überaus romantisch. Marklesburg war der Absteigeort, wo eine Carriage uns abholte und noch etwa zwölf Meilen im Gebirge in einem entlegenen Thale das Reiseziel erlangt war. Das Gut liegt schön an einem ziemlich grossen Bach, und ist vielversprechend. Wir verweilten hier einige Tage und machten verschiedene Hirschjagden; das Ergebniss war: "Hunting done!" Die Reise aber war angenehm.

Kurz nach der Schlacht von Gettysburg bis zur *Wiederwahl Curtins zum Governor* von Pennsylvanien, schien es als ob der Copperheadismus rasend werden wollte; anstatt in sich zu gehen, wurden die durch das "Goldzirkelthum" verleiteten Bürger nur noch desperater. Die Spätjahrswahl für Governor von Pennsylvanien kam herbei und die armen Verführten glaubten, es sei ausser Frage, dass sie ihren Candidaten für Governor erwählen würden; sie hielten alle Bürger für so vernagelt wie sie selber waren in dieser Ecke des Staates, und machten Miene als sollte es allen Republikanern übel ergehen.

—Am Tage der Wahl ging es in Fogelsville wild und toll her; wo ein Republikaner an den Stimmkasten ging, musste er beleidigende Ausdrücke hören, wie: "Nach der Election werden andere Saiten aufgezogen—die Niggerwirthschaft muss ufhöre—mir losse uns nimme länger todtschiesse für den Nigger." Auf der "Wirthsporch" wurde wild drauf los demonstrirt; und als es dunkel geworden, das Resultat der Upper Macungie Wahl bekannt war und mehr Stimmen als gewöhnlich aufwies—wurde das Chor geradezu wild. Sie kamen an das Ende der Porch meinem Hause zu und schrien mit lauter Stimme die Mehrheit aus. Ich sass in meinem Studio und las. Sie kamen immer näher und schrien immer lauter und lauter; als ich nicht darauf achtete—sie sahen mich durchs Fenster—riefen sie meinen Namen aus:—"Hörst net! 307 Majority für Woodward! Hurrah!!!" Das war mir doch zu viel. Ich sprang auf und wollte nach der Thüre gehen; da aber nahmen sie Reissaus und flüchteten wie die Hasen.—Bis zum nächsten Abend war kein Einer mehr zu sehen. Die grosse Mehrheit Curtins im Staate hat dem Esel den Staar gestochen; und von da an nahmen die öffentlichen Demonstrationen wenigstens ein Ende; ich konnte wieder, ohne beleidigt zu werden, die Strasse gehen. Das Volk war von einem förmlichen Mobgeist besessen. Ich musste auf meiner Hut sein, um nicht körperlich verletzt zu werden, und wachte manche Stunde in der Nacht, weil ich fürchtete, dass mir mein Haus abgebrannt würde. Meine Winterkohlen, die ich nicht in den Keller thun konnte, mein Hafer im Stall und Holz im Hofe wurden mir über die Hälfte gestohlen.—Gott bewahre ein Volk vor Bürgerkrieg, er rottet alles bessere Gefühl aus und Satans Saaten gedeihen üppig.

Im December musste ich noch eine *Reise nach New York* machen. Die Friedens-Gemeinde wollte neue Lampen haben für ihre Kirche und der Kirchenrath stellte die Bitte an mich, solche anzukaufen.—Meine Frau begleitete mich nach New York. Drüben angekommen hörten wir, dass eine deutsche Opern-Gesellschaft von Europa herüber gekommen sei und in der Academy of Music Vorstellung gebe. Von Jugend auf hatte ich so viel von der Oper gehört, ohne noch jemals Gelegenheit zu haben einer beizuwohnen. Da traf es sich jetzt ganz gelegen und war ausser aller Frage, derselben beizuwohnen.—Wir gingen und hörten "Martha"; war dies auch keine der alten classischen Opern, so war es doch für Ohr und Gemüth ein Hochgenuss, den wir mit vollen Zügen genossen.

Die Wirksamkeit und der Erfolg eines Predigers hängt nicht allein ab von seiner Thätigkeit, sondern ebensoviel von dem Volk zu dem er predigt und auch von seinen Hauptgliedern, die ihm als besondere Gehülfen zur Hand gehen. Unter diesen Letzteren waren in der Ziegel-Gemeinde besonders Charles Ziegler, Jonas Knerr, Gideon Moyer und James Lichtenwallner; diese stunden zu mir in allen Stücken. Charles Ziegler war am belesensten und von seltener Begabung; an ihm ging ein tüchtiger Prediger verloren. Er hielt Reden, die manchen Prediger in Schatten stellten; und in all seinen Wegen war er ernst und blieb sich in aller Gesellschaft gleich. Seine Art war etwas hausbacken, dabei aber ein Mann von seltenem Werthe. Jonas Knerr war eine Johannis-Seele, keine Mühe zu viel, immer in Liebe bereit, etwas für seinen Heiland zu thun, und auch bereit, wenn das Böse frech auftrat, vom Himmel Feuer herab zu bitten. Gideon Moyer war von weniger Urtheil, der gerade auf sein Gefühl losging und oft ohne zu überlegen drauf los redete und handelte; sein Herz aber war kerngesund, fromm und gottesfürchtig. James Lichtenwallner verband Ueberlegung und Gefühl, war wohl der kräftigste von allen, aber durchsetzig und schadete öfters, wo er mit weniger Starrsinn bessere Folgen hätte erreichen können. Gideon Moyer und Charles Ziegler besuchten mich oft und planten, wie das und jenes auszuführen; und je und dann musste ich ihnen vorhalten, dass Christus in seinem scheinbaren Untergang den grössten Sieg über Tod und Hölle gewonnen hat. Das wollte ihnen oft in unserer Lage nicht einleuchten, und bewog Gideon Moyer, als er aus der Ziegel-Gemeinde wegzog und in die Hände der Methodisten fiel, von seiner Kirche abzufallen.

Amtserlebnisse.

Im Anfang des Jahres grassirten die Blattern in Heidelberg und der Friedensgemeinde. In Slatington waren viele Kranken, die an der Seuche litten; doch kam ich mit zwei Leichen durch; die meisten die starben waren lutherische und andere Glieder. Das Schlachtfeld lieferte mehr Todte, deren manche auf Verlangen ihrer Familien heim gesandt wurden. Da gab es Leichen zu halten, wo die Todten schon Wochen und Monate begraben waren und dann erst transportirt wurden. Auch wurden einzelne Leichenpredigten gehalten, wo die Todten auf dem fernen Schlachtfelde beerdigt blieben.

Am 16. Januar hatte ich die Leiche von John Lentz in der Friedenskirche. Er war der Bruder von Mrs. Jonas Hoffman. In der Schlacht von Fredericksburg wurde er verwundet und starb am 2. Januar im Hospital zu Washington. Er wurde dort wieder aus dem Grabe genommen, transportirt und nun hier beerdigt. Ich predigte über Joh. 15, 13: "Niemand hat grössere Liebe denn die, dass er sein Leben lässt für seine Freunde".

Am 2. Februar beerdigte ich John J. Rückert in der Lynn-Gemeinde. Rückert war in 1861 als Freiwilliger in die Armee getreten, war in acht Schlachten, ohne verwundet zu werden. In der Schlacht von Richmond erkältete er sich, wurde krank und am letzten 17. November aus der Armee entlassen. Auf seinem Heimwege blieb er bei seinem Bruder in Clinton County liegen und starb dort.—Im Januar wurde er heimgebracht und am fünften Tage hier beerdigt bei einer grossen Menschenmenge.

Am 14. und 15. März hatte ich Confirmation und Abendmahl in der Ziegel-Gemeinde. In der Woche vorher, trotz Krieg und Streit draussen und daheim, hatten wir Abendgottesdienst durch die Woche und ganz volle Kirchen. Alle Anfeindungen der Streitköpfe in der Gemeinde selbst vermochten doch nicht die Gemeinde in ihrem Gefühle zu mir abzuschwächen.

Am 5. Mai beerdigte ich William Roth in der Friedens-Gemeinde. Roth war ebenfalls ein Freiwilliger. Er starb im Hospital zu Berryville, Jefferson County, Virginien. Ich predigte über Jes. 45, 15: "Fürwahr, du bist ein verborgener Gott, du Gott Israels, der Heiland".

Am 16. Juni hatte ich die Leiche von Gabriel Kern, ebenfalls in der Friedens-Gemeinde, zu halten. Kern war auch als Freiwilliger in die Armee getreten. Er wurde in der Schlacht von Antietam verwundet und dann abermal zu Chnacellorsville. Er erhielt seinen Abschied, kam heim und starb bei seiner Mutter. Mein Text war: 1. Tim. 6. 12: "Kämpfet den guten Kampf".

Am 9. August hatte ich abermal eine Soldatenleiche in Heidelberg, Owen Alfred Bachman. Er war im Hospital zu Pottsville gestorben. Text 1. Cor. 13, 8: "Die Liebe höret nimmer auf".

Am 9. September hatte ich eine Gedächtnisspredigt für vier Soldaten in der Lynnkirche zu halten. David Adam fiel in der Schlacht von Gettysburg am 1. Juli; John Schneider

starb in Beaufort am 28. Mai; Samuel Loch ebenfalls in Beaufort am 27. April, und David Bachman in Hilton Head. Alle vier waren Freiwillige. Sie liegen an den verschiedenen Orten, wo sie starben, begraben. Ihre Familien wünschten aber Leichenpredigten in ihrer Kirche zu haben. Der Kirchenrath beschloss, eine allgemeine Feier für Alle zu halten. Auf obigen Tag waren die Angehörigen gegenwärtig und die Kirche von der Gemeinde überfüllt.—Ich predigte über Jes. 32, 18. 18: "Der Gerechtigkeit Frucht wird Friede und Sicherheit sein, dass mein Volk in Häusern des Friedens wohnen wird". Ich stellte der Gerechtigkeit entgegen die Ungerechtigkeit der Sclaverei, die den Fluch des Krieges gebracht. —Und nun die Freilassung der geknechteten Rasse als blosse Gerechtigkeit, die den Frieden Gottes wieder geben wird.— Die aber ihr Leben im Kampfe für die Menschen-Freiheit opfern als für unsere Nation eine Krone der Ehren.

Am 3. und 4. October Confirmation und Abendmahl in Heidelberg und Friedenskirche und nebenbei noch eine Leiche. Ich confirmirte zwei Classen, die eine von 38, die andere von 23 Confirmanden, und hatte in beiden Gemeinden über 300 Communicanten, dazu noch Gliederbesuch und Haustaufen. —Ein solches Tagewerk ist zu viel für eine eiserne Constitution! Kraftaufwand ist ein ausgegebener "Check", der wieder zurück kommt und bezahlt sein muss. Es ist sogar sündhaft, durch Ueberanstrengung seine Gesundheit gewaltsam aufzureiben.

Am 14. October hatten Steck und ich ein Sonntagsschul-Fest in der Friedenskirche. Wir predigten im Wechsel Vormittags und Nachmittags.

Im December fing ich Betstunde an in der Friedenskirche, Heidelberg und Lowhill auf Wochenabende und war immer selbst gegenwärtig. Ich hielt eine kurze Homilie und rief die Glieder auf zum Gebete. Durchweg ging es recht gut und musste mich oft wundern, wie kernhaft, einfach und herzlich die Gebete der Glieder waren. Doch machte ich auch die Erfahrung, dass nicht die besten öffentlichen Beter die besten Christen waren.

Am 13. December hatte ich die Leiche von Ruben Howärter in Mertztown zu halten. Er war ein Student in Gettysburg, wo er sich für das Predigtamt vorbereitete. Als der Krieg ausbrach, trat er mit noch anderen Studenten als Freiwilliger in die Armee und fiel am 3. Juli in der Schlacht von Gettysburg. Seine Eltern liessen seinen Leichnam heimbrin-

gen und er wurde hier beerdigt. Er studirte als lutherischer Student.

Am 17. December hatte ich noch eine Soldatenleiche in Lynn zu halten. Heinrich Schneider war am Campfieber gestorben.

Verhältnissmässig waren von der grossen Zahl der Gezogenen aus meiner Pfarrstelle sehr wenige im Kriege umgekommen. Die Wohlhabenden liessen meistens die Gefallenen oder Gestorbenen heimbringen und gaben ihnen ein kirchliches Begräbniss. Aber auch viele derer, die im Kriege umkamen, blieben begraben, wo sie nach den Schlachten beigesetzt wurden, ohne dass auch hier von uns eine Leichenpredigt verlangt wurde.

XXIII.

Das Jahr 1864.

Lecha-Gemeinde — Krankheit — Ziegelkirche-Einweihung — Classis in Tamaqua—Kriegsfolgen und letzte Ziehung —Nach Philadelphia und Oelgemaelde — Dr. Kesslers Tod—Amtserlebnisse.

Schon letzten Herbst hielt mein Schwager Fogel seine erste Predigt, und fing nun an, neben seinem Studium mir im Amte zu helfen. Das war aber im Grunde nur eine Aufforderung für mehr Arbeit und erleichterte meinen Dienst nicht; im Gegentheil erschwerte es ihn noch, da ich das meiste selber thun musste. So predigte ich jetzt mit seiner Hülfe jeden andern Sonntag in der Ziegel-, Langschwamm-, Heidelberg- und Friedenskirche; auch hatte ich von da an jede Woche zwei und drei Betstunden des Abends in der Woche, als in Mertztown, Ziegelkirche, Lynnville, Lowhill, Heidelberg und Friedenskirche.—War die Arbeit viel und nur auf Kosten der Gesundheit auszuführen, so wurde doch auch manche Frucht reif und für die grosse Ernte gesammelt.

Zu meiner Pfarrstelle kam auch jetzt noch *die Lecha-Gemeinde.* Als vor einigen Jahren Vater Herrman diese Gemeinde stehen liess, kam der Kirchenrath zu mir mit der Bitte, ich solle die Gemeinde bedienen. Der ganze lutherische Theil war mir zugeneigt und viele der Glieder meine besten Freunde. Die Reformirten waren an Zahl sehr gering. Es

war mir damals unmöglich, dem Wunsche der Gemeinde nachzukommen und ich verwies sie an Joshua Derr in Allentown, der sie auch bediente.—Als nun Derr Allentown verliess, wurde auch Lecha wieder vacant. Jetzt machte der Kirchenrath zum zweitenmal Anspruch, und weil ich die Hülfe Fogels in Aussicht hatte, sagte ich zu.—Bei Herrman aber war damals Robert Lisberger Student und bewarb sich nun mit Herrmans Einfluss um die Lecha-Gemeinde. Auch Derr gab seinen Einfluss Lisberger statt mir, ob er gleich durch mich die Gemeinde erhalten hatte. Ich wollte mich zurückziehen und liess es den Kirchenrath wissen. Allein nun kamen die Glieder und drangen in mich, unter keiner Bedingung dies zu thun. Die ganze lutherische Gemeinde, darunter besonders die Schmoyer und Breinigs-Familien, nicht weniger auch Haupt-Glieder der reformirten Gemeinde, als Weiler, Hensinger u. A., traten meinem Zurückziehen entgegen. So ging denn die Wahl voran und wurde sehr hitzig, da auch die Politik, die Fogelsviller Lügen-Berichte, mit in Dienst genommen wurden. James Weiler, Haupt der Richtung für mich, liess es an nichts fehlen, um meine Wahl zu sichern. Das Resultat der Wahl war zwei Stimmen Mehrheit für mich. Es hatten Glieder für Lisberger gestimmt, die früher meine besten Freunde waren; allein der laufende Bericht: den Demokraten Haus und Hof abzubrennen, brachte sie gegen mich. Ein gewisser Wendling, Tochtermann von Vater Charles Ruth, der das Hauptglied der Gemeinde war, that sich die Mühe an, von Fogelsville aus die Demokraten in Lecha zu beeinflussen und ihre Stimmen gegen mich zu lenken. Lisberger wurde als demokratischer Candidat und ich als Republikaner gestimmt. Allein hinter meinen zwei Stimmen Mehrheit steckte die ganze lutherische Gemeinde, von der die Besoldung des reformirten Predigers abhing und auch der Friede der Gemeinde.—Ich sah, dass es für die Gemeinde, wie auch für Br. Lisberger, besser sei den Ruf anzunehmen als abzuweisen, und hielt meine erste Predigt im März. Schon im Winter hatte ich dort besuchsweise gepredigt.—Meine Haupt-Gegner waren Charles Ruth, sein Sohn Peter Ruth, William Walbert und Blank; alle andern kamen noch im Laufe des Jahres und sagten mir, sie wären belogen worden und seien froh, dass ich erwählt wäre.

Zu Ende Januar und Anfangs Februar besuchte mich *mein altes Weh;* der Pfahl im Fleisch wurde gar schmerzhaft und der Schmelztiegel schien glühend zu werden. Ich hatte mich

erkältet; nun kamen Leberleiden, Abspannung meiner Nerven und Schwermuth angerückt, und letztere machte mir ein solch grimmig Gesicht, dass ich glaubte verzweifeln zu müssen.—Mehrere Wochen blieb ich im Hause, ohne dass sich der böse Geist entfernen wollte. Endlich bediente ich mich mit der Sauls-Cur. Ich las, dass eine deutsche Opern-Gesellschaft in Philadelphia Vorstellungen gab, und zwar den Freischütz und die Nacht von Granada. Ich machte mit meiner Frau und meinem kleinen Sohn nach der Stadt und wir blieben dort, um beide Opern zu hören. Wurden. wir auch um Vieles in jeder Oper betrogen, da ganze Passagen übersprungen wurden, so war doch das Ganze von grosser Wirkung. Nun erst verstund ich den Freischütz, den ich selbst im Auszug auf dem Piano spielte. Der kleine Sohn war entzückt, und die Wirkung der Musik auf mein Gemüth heilsam.

Um diese Zeit fing John seinen *Unterricht auf der Violine* bei Kuder an.—Seit er zum erstenmal eine Violine hörte und das Wort "Geig" sein erstes war, das er sprechen lernte, war die Geige sein Ideal. Alle seine Spielsachen hatten darauf Bezug. Die Feuerschippe musste als Geige dienen und in den Ecken stunden allerlei Zeug als Geigen aufgestellt. Ich kaufte ihm eine halbe Geige, da gab es aber Katzenmusik, dass ich mich freute, als bald die Geige zu Schanden ging. Mein Sohn hatte eines Tages die Geige glücklich auseinander gebracht, um zu sehen, wie sie innen ausgucke. Als ich ihn frug: John, mas machst Du da? Du hast ja die Geige zerbrochen! sagte er: der Benner macht's! Benner war unser Nachbar, ein Künstler, der als Mechanicus die Zuflucht aller war.

In der Ziegelkirche ging dies Frühjahr *der Kampf mit den Baumeistern* aufs neue los. Im Winter hatten wir in der neuen Kirche gepredigt. Es waren Oefen darin und hinreichend Raum, wenn auch noch nichts fertig. Auf den 16. März hatte ich Lohrmanns Kind zu beerdigen; die Kirche war noch immer im Stande um dort zu predigen, weil noch keine Farben angebracht waren; allein Joseph Miller, Baumeister, stahl die Kirchen-Schlüssel und so musste ich wieder im Schulhaus predigen.—Nun aber bestellte ich die Abendmahlfeier auf meinen regelmässigen Sonntag. Bald hörte ich aber, die Baumeister hätten sich geäussert, sie würden mir die Kirche nicht geben, bis sie eingeweiht wäre. Andere Glieder äusserten: Ich solle mich nur einfinden, es würden genug dort sein, die Kirche zu öffnen. Da war also handgreiflicher Be-

weis im Vorrath. Lieber wollte ich zu Hause bleiben. Auf den Tag der Vorbereitung sandte ich Wort nach der Kirche, der Gottesdienst sei verschoben. Manche waren unzufrieden, sie hätten lieber die Kirchenthüren eingeschlagen, wozu sich eine grosse Zahl versammelt hatte. Darin war kein Heil. Es handelte sich hier, um ein paar Wochen zu warten, und das brachte mehr Segen als Thüren einschlagen und wohl gar blutige Nasen von der Kirche heimtragen.—Nebstdem stund ich allein, weil Bruder Leopold sich in der ganzen Sache um nichts bekümmerte, sondern alles nahm wie es kam. Also warten!

Auf Pfingsten den 15. und 16. Juni sollte endlich die Einweihung der neuen Kirche stattfinden. Die Baumeister hatten die Einweihung und alle Bestellungen, wie Einladung der Prediger, Zeit und Ordnung, alles auf ihr eigenes Recht, ohne mir ein Wort davon zu sagen, eigenmächtig übernommen. Sie rückten eine Anzeige in die Zeitung und luden die Marketender wieder ein beizuwohnen.—Das war doch zu viel, um zu schweigen. Ich versammelte meinen Kirchenrath und forderte eine Handlung, oder ich würde eine Classical-Versammlung rufen, um die Schuldigen zu strafen. Die Mehrheit des Kirchenraths wandte sich zu mir und nun fassten wir einen Beschluss: mit dieser Einweihung nichts zu thun zu haben, sondern später die Kirche reformirt einzuweihen. Nur ein reformirter Aeltester war gegen uns. Dubs und August Herrman waren als reformirte Prediger von der Baucommittee eingeladen und hatten zugesagt. An Dubs schrieb ich einen Brief und rückte zugleich einen Artikel in die Kirchenzeitung, worin ich die Lage der Sache darstellte und die Prediger ermahnte, nicht beizuwohnen.—Auf Pfingsten war die lutherische Einweihung, die lutherischen Prediger hatten nichts gegen die Unordnung einzuwenden und weihten die Kirche im Beisein der Marketender mit ihrer Sabbath-Entheiligung ein. Die Zelte stunden rings um die Kirche her in grosser Zahl und es wurden verkauft Bier, Bretzel, Lebkuchen, Zuckerstängel, Candy und allerlei. Die Leute spazirten auf und ab und das Bataillon war fertig. Jeder Christ ärgerte sich, wie die Welt sich da breit machte.—Ich hatte Gottesdienst in Heidelberg auf den Tag. Kein reformirter Prediger war gekommen ausser meinem alten Freund August Herrman, der aber keinen Antheil nahm, sondern aus Respect vor dem Gesetz Zuschauer blieb. Dagegen aber las er den Artikel in der Kirchenzeitung im Schulhause den Leuten vor, wobei er

eher einen Dienst that als Schaden; die Leute antworteten ihm in Gegenwart der Baumeister: Der Parre Helffrich hat recht; so ein Leben wie das da ist, ist kein Gottesdienst.

Auf den 26. Juni hielten wir reformirter Seits die Einweihung der Kirche, und zwar ohne Marketender; sie waren unserem Verbot beizuwohnen gehorsam und blieben weg. Bei der grossen Menschenzahl, die gegenwärtig war, fand die beste Ordnung statt. Das Gefühl Aller war mit uns. Nicht zwei Dutzend Glieder der ganzen Gemeinde stimmten mit den Rebels überein. — Die Festpredigten hielten J. S. Herrman — Sohn vom alten Herrman—und ich. Alles war zufrieden ausser die Baucommittee und der eine Aelteste. Diese planten allerlei, um sich an mir zu reiben, und kamen endlich zum Beschluss, eine Gemeindewahl gegen mich zu halten. Der Aelteste brachte es vor den Kirchenrath; der aber sagte: Nein! es sei denn, dass die Gemeinde eine Wahl verlange. Er bestand darauf er wolle eine Wahl gehalten haben; wozu sei er Aeltester, wenn er nicht soviel als eine Wahl halten könne.—Endlich kam er zu mir in mein Haus, brachte seine Frau als Secundanten mit, will mit mir um eine Wahl gegen mich unterhandeln und fordert, ich solle die Wahl bekannt machen. Ich frug ihn: ob das ein Beschluss des Kirchenraths sei? O nein! aber es wären Leute da, die es haben wollten. Ich erwiderte ihm: Wenn Du, David, und ich ohne Kirchenraths-Beschluss diese Wahl bekannt machen würden, würden die Leute denken, wir beide wären Esel oder besoffen! und ich wolle ihm das allein überlassen. Nun, er wollte wahrscheinlich ein Esel sein, wie er sich auch reichlich als solchen erwiesen hat; denn jetzt ging er zu Br. Leopold, dem lutherischen Prediger der Gemeinde, mit dem Antrag: er solle die Wahl bekannt machen! Leopold wusste besser und sagte ihm: Er solle die Wahl selbst bekannt machen. Da sass er fest und wurde noch ausgelacht.—Es wären bei einer Wahl keine zwölf Stimmen gegen mich gefallen.

Unsere Classis hielt dies Jahr ihre Sitzungen in Tamaqua, anfangend auf den 25. April. Ich wurde zum Präsidenten erwählt. — Meine Gegner in der Lechakirche, repräsentirt durch William Walbert, reichten Klage gegen meine Wahl ein. Die Klage wurde, mit den Schriften, einer Committee überwiesen. Die Schriften wurden mir als Präsident eingereicht. Der Vorsitzer der Committe sass neben mir im Altarraum. Ich nahm die Papiere und überreichte sie dem Vorsitzer, ohne sie auf den Altar zu legen, was Br. Loos und An-

dere bemerkt hatten. Als dann die Committee sass und die Papiere: Klageschrift und Gemeinderegel, lesen wollte, fehlte die Regel. William Walbert, der sich auf die Regel berief, glaubte ich habe sie auf die Seite geschafft. Die Committee berichtete, sie habe die Gemeinderegel nicht unter den Papieren gefunden und könne nicht prüfen. William Walbert äusserte sich, die Papiere seien durch meine Hände gegangen, und ich sprach: sie wären keine zehn Secunden in meiner Hand gewesen, worauf Loos und Andere sagten: sie hätten gesehen, dass ich die Papiere, ohne sie niederzulegen, dem Vorsitzer der Committee übergeben hätte. Der Vorsitzer aber hatte die Regel nicht erhalten. Wie es sich später ergab, hatte Walbert die Regel daheim in seinem Hause liegen lassen. Walberts Klage wurde bis zur nächsten Classis-Versammlung verschoben.—Der alte Vater Herrman verklagte mich an der Classis, dass ich drei Jahre an der Classis fehlte; zufällig hatte er sich um ein Jahr verrechnet und nebstdem war ich jedesmal entschuldigt.—E. J. Fogel, mein Schwager, wurde examinirt, und eine Committee bestimmt, ihn als meinen Gehülfen zu ordiniren.—Am 17. Juli wurde Fogel von der Committee: L. K. Derr, J. S. Herrman und Wm. R. Hofford, in der Lowhill-Gemeinde ordinirt.

Die Folgen unseres Buergerkrieges waren für das Land verderblich. Zunächst kam eine unglaubliche Masse Geld in Circulation; dagegen stiegen die Preise für alles ungeheuer. Ein fettes Schwein kostete nahe $50; die Brodstoffe stiegen nicht weniger; Weizen war eine kurze Zeit an $3 per Buschel. Die Storegüter, wie Muslin und baumwollene Waaren durchweg, kosteten 50 Cents per Yard. Der Bauer mit seinen hohen Preisen, der Store im Handel mit dem Bauer, so auch der Taglöhner mit einem Thaler und einem halben per Tag und der Handwerksmann mit zwei Thaler und mehr Taglohn, stellten sich so ziemlich gleich. Jeder kam besser durch als der Prediger. Er musste alles an den höchsten Preisen kaufen, während sein Lohn nur um ein Geringes erhöht wurde. —Der Sinn des Volkes wurde mehr verweltlicht als früher. Ein allgemeiner Nehm- und Raubgeist drang in die Massen. Aus der Zeit des Bürgerkrieges stammt die Untreue des öffentlichen Beamten-Lebens und der Anfang der Millionen-Diebe, die sich an der Staatskrippe mästeten und die, anstatt ohne Weiteres aufgehängt zu werden, sich unter einander schützten. Sobald das Volk dies merkte, gab es genug, die es nachahmten; konnten die sich nicht alle an der Staatskrippe mästen,

so kehrten sie sich gegen ihre Nachbarn und nahmen, wo sie konnten. Treue und Glauben schwand mit Riesenschritten und Geld- und Welthunger wurde König im Lande. Des Welthungers Kind war der höllische Speculations-Geist: allerlei Stock-Gesellschaften sprangen auf, wie die Pilze am Dünghaufen über Nacht. Jeder fing bald ein Geschäft an; mit einem Thaler wurden drei riskirt. Das Land war voll Greenbacks und alles wurde auf Papier gebaut.—So wurde schon in den Kriegszeiten das Fundament gelegt, aus dem der grosse Krach hervorwuchs, der später unser Land bis ins Innerste erschütterte.—Dass die Kirche nicht weniger litt bei dem leichten Weltsinn, der alles durchdrang, lässt sich leicht denken. Der Ernst schwand und das Gemüth litt; die Welt nahm im Herzen Raum, für ein christlich, ernstes Gemüth war kein Sinn. Litt auch die Kirche nach aussen nicht, da Geld die Fülle vorhanden war und der Welthunger seiner Art nach nicht Geiz ist und der Kirche seine Gaben weniger entzog, glaubend damit seine Pflicht zu thun und gethan zu haben—so waren doch die Herzen leer und wurden immer leerer an Gottesliebe und Gemeinschaft mit Jesu.

Die letzte Ziehung rückte herbei. Da brach auch die Obrigkeit die letzte Schranke der Achtung gegen die Kirche. Der Predigerstand wurde ebenfalls ins Militär gesteckt, was bei keinem christlichen Volke der Fall ist.—Gott wollte nicht, dass David ihm ein Haus bauen sollte, denn er war ein Kriegsmann. Und wo ist das Staatsrecht, der Kirche, die doch der Grund alles staatlichen Lebens ist und bleibt, ihre Prediger zu entziehen, sie zum Blutvergiessen zu zwingen und das Land ohne Wort und Sacrament zu lassen? Das brandmarkt eine Obrigkeit als Satans Werkzeug.—Am 19. September fand die Ziehung statt. Unmittelbar darauf erhielt auch ich Notiz, mich auf den 24. September in Norristown zu stellen, widrigenfalls mit mir als Deserteur gehandelt werden würde. Das Loos hatte auch mich getroffen. Ich konnte zur Noth wieder ohne Krücke gehen, aber eine viertel Meile reichte hin mein Gelenk anzuschwellen, dass ich nicht mehr auftreten konnte.—Ich machte mich auf den bestimmten Tag nach Norristown. Als ich in des Provost-Marshalls Office kam, war der Herr, John A. Haddock, nicht zu Hause; ein "Understrapper" commandirte mich in einer Stunde wieder hier zu sein. Er sah, dass ich hinkte, und dachte er sei eine Exemption, um die es sich handle. Um die bestellte Zeit traf ich den Provost-Marshall Mr. J. A. Haddock in seiner Office.

Nach Angabe meines Kommens, frug er mich barsch: warum ich heute und nicht drei Tage später gekommen sei? Weil meine Order auf heute lautete und nicht drei Tage später, erwiderte ich eben so kurz. Er war noch ein junger Fant und meine kurze Antwort schien ihm keine Subordination. Er blickte meine Papiere nochmals an und schrie mich an: 'Ich hätte drei Tage später zu kommen! Ohne eine Antwort ging ich fort und heim aber mit dem Entschluss: Du kommst zu mir, ehe ich zu Dir komme.—Unterdessen stellte Upper Macungie sein Quota und zahlte Tausende von Thalern für Substitutes. Keiner derselben sah mehr den Krieg; bis sie eingemustert waren, wenn je so etwas stattfand und das Geld nicht in den Händen der Unterhändler verschwand, war Richmond genommen und der Krieg geendet.—Bei mir aber steht es moralisch fest, dass wenn der Staat das Predigtamt nicht anerkennt, dann hat er uns auch nicht als Prediger anzureden; unter keiner Bedingung würde ich eine Amtspflicht im Namen des Staates vollziehen.—Die Kirche steht höher als der Staat, ganz besonders wenn die meisten Beamten Lügner und Betrüger sind, die als Unehrliche und Diebe gleich einem Hochverräther den Galgen verdienen.

Im November gingen Frau und ich *nach Philadelphia*, um den Bedarf unserer Winterkleider anzukaufen und unsere Bilder für unsere Kinder malen zu lassen. Die Bilder waren in jener Zeit sehr gut getroffen; der Umriss war Photographie und wurde mit Oelfarben ausgemalt.—Als wir nach der Stadt kamen, war wieder eine deutsche Oper daselbst. Dass wir sie hörten, war natürlich. Am ersten Abend wurde Faust gegeben und am zweiten Abend Robert der Teufel.

Ein Todesfall, der mir nahe ging, war *das Absterben Dr. Kesslers* in Allentown. Seine Beerdigung fand statt am 26. December.—Von Br. Kessler konnte man auch sagen: Siehe da, ein Israelit, in dem kein Falsch ist! Und seine Treue und Ehrlichkeit war so fest und unerschütterlich als wie die Alpen seines Vaterlands. *Requiescat in pace.*

Amtserlebnisse.

Am 21. Februar beerdigte ich in Heidelberg Mutter Justina Spicher. Sie und ihr Gatte waren vor einigen Jahren in die Gemeinde gezogen und kauften sich ein kleines Gut, unterhalb Germansville am Jordan, wo sie sich gemüthlich einrichteten und in Glück und Frieden wohnten. Sie hatten

Vermögen und wollten lieber im Lande als in der Stadt leben; so kamen sie von New York, wo ihre Kinder wohnten, liessen sich hier nieder und arbeiteten nach ihrem deutschen Sinne, ohne sich zu überthun.—Es waren recht fromme Leute und eine kernhaft deutsche Familie. Niemals fehlten sie in der Kirche, weder in Heidelberg noch in Lynn, wo sie bei Schulmeister Schmidts aufstellten. Hier lernte ich sie kennen und achten; besuchte sie auch in ihrem Hause und fühlte mich recht glücklich in ihrer Mitte; sie waren die Herzlichkeit selbst. Ich empfand den Unterschied der deutschen und amerikanischen Familienweise recht tief. Warum ist das nicht auch bei uns so! Die Herzlichkeit des deutschen Gemüthes fehlt unserem Volke! Frau Spicher erkrankte am Brustfieber und starb schnell hinweg. Ihr Tod ergriff den alten Vater so schwer, dass er sich kaum zu fassen vermochte. Bald nach ihrem Tode verkaufte er sein Gut und zog wieder nach New York zu seinen Kindern. Frau Spicher war in Sachsen, Preussen, Europa, geboren.

Am 12. Juni wurde ich gerufen, eine Gedächtnisspredigt für einen gefallenen Soldaten, John Kern, in der Friedenskirche zu halten. Er sollte in der Schlacht nahe bei Strassburg unter General Sigel gefallen sein. Sein Leichnam war wegen der grossen Ferne nicht nach Hause gebracht worden. Einige Monate später kam unser Soldat gesund und wohl nach Hause und Br. Steck wollte sich lustig über mich machen, einen Lebenden begraben zu haben.

Am 17. Juni beerdigte ich George Olenwein an der Friedenskirche. Er war als Freiwilliger in die Armee getreten, wurde verwundet bei Spottsylvania uud starb im Hospital zu Fredericksburg.

Am 31. August beerdigte ich Daniel Röder in Heidelberg. Er war nach Whitehall gefahren, um Kalk zu holen; unter Weges gingen ihm die Pferde durch, wobei er unter den Wagen kam und seinen Tod fand.

Am 7. September hatte ich die Leichenpredigt von Mutter Gertraud Eisenhard in der Ziegelkirche zu halten. Endlich kam die Stunde, wo diese Magdalena in ihre Ruhe eingehen durfte. Sie wohnte damals in meinem Vaterhause. Mein Bruder war nach Fogelsville gezogen und hatte das Haus an George Knerr, einen Sohn der greisen Mutter, bei dem sie wohnte, verrentet. Sie entschlief in ihrem 88sten Jahre im Frieden.

Pastor J. S. Herrman in Kutztown wünschte, ich sollte

für ihn das Abendmahl in der Dunkelskirche halten; am 25. September war ich dort, predigte und theilte das Sacrament aus in einer andächtigen Gemeinde und gedrängt vollen Kirche.

Am 29. September hatte ich eine Leiche in der Ziegelkirche. Auch diese Person verdient Anerkennung und Aufbewahrung ihres Andenkens.—Ein junger Deutscher namens John Roland kam vor dreizehn Jahren in die Gegend und verdingte sich zu Amos Walbert in der Ziegel-Gemeinde. Er blieb die ganze Zeit bei Walberts, und war treu und ehrlich wie Gold und dabei von Herzen fromm. Die Familie liebte ihn als sei er ihr Kind, und so war er auch zum Hause. Roland nahm regen Antheil an der Sonntagsschule als Lehrer und fehlte nie in der Kirche. Er war aus Eisenheim, Hessen Darmstadt, Deutschland, gebürtig.

Am 17. October beerdigte ich in Heidelberg Anna Riedy. Sie war ein Stamm aus alter Zeit; noch eine Bekannte meines Grossvaters und eine Tochter von Jacob Riedy, wo Grossvater oft vorsprach und übernachtete. Grossvater hatte sie getauft, zwei Jahre nachdem er in dies Land kam, und später confirmirt. Sie lebte noch 36 Jahre in seiner Zeit und durchlebte die ganze Amtszeit meines Vaters. Sie war immer ledig geblieben und in den neunziger Jahren als sie starb. Kurz vor ihrem Tode reichte ich ihr das Abendmahl in ihrem Hause.

Am 22. und 23. October hatte ich die erste Confirmandenclasse in der Lecha-Gemeinde confirmirt. Es waren nur fünf Confirmanden.

Am 14. November hielt ich die Leichenpredigten von William H. Borger in Langschwamm. Er wurde in der Schlacht von Cedar Creek am 19. October verwundet, und starb den 5. November im Hospital zu West-Philadelphia. — In Langschwamm waren wenige Soldaten zu begraben. Dies glaube ich war die einzige Leiche, die ich dort zu halten hatte. Einzelne hatten Glieder verloren und ziehen Pension.

Am 22. November brachte ein Unglücksfall noch ein Begräbniss. Der junge Peter Zimmermann in Lowhill hatte sein Bein gebrochen, bekam Entzündung und starb.

XXIV.

Das Jahr 1865.

Studium—Colportage meiner Gemeinde—Classis und Hausfreund—Ende des Krieges und Lincolns Ermordung—Stephen Schweizer und Andere — Orgelweihe in der Ziegelkirche—Synode und Hausfreund—Versuch meine Pfarrstelle zu theilen — Kirchenschuld der Ziegel-Gemeinde bezahlt — Lowhill-Schulhausbau — Amtserlebnisse—Geldcrisis.

Der Winter von 1864 auf 1865 wurde aufs Neue, neben meiner Arbeit, den Wissenschaften gewidmet. Schon früher hatte ich einzelne Bände von *Dr. Langes Bibelwerk* erhalten und studirt; nun liess ich mir das neu erschienene kommen und studirte nach. Ohne Frage ist Dr. Langes Bibelwerk das Werk des Jahrhunderts; eine solche gründliche Durchforschung der Schrift und der alten Literatur über die Schrift hat ihres Gleichen nicht; auch erschien das Werk gerade in der Zeit, wo die neue Forschung in dasselbe mit eingeflochten werden konnte.—Nicht weniger herrlich ist Sartorius' Christologie. Die neue Wissenschaft auf dem Gebiete des theologischen Wissens ist von ganz anderer Farbe als wie früher. Sie ist durch den Unglauben hervorgerufen worden. Dieser hat alles aufgeboten, das Christenthum zu überstürzen, und hat sich zuerst das schrankenloseste Denken und Forschen zu Nutzen gemacht und das Christenthum angefallen. Da galt: auf, zur Abwehr! Unsere Theologen sahen, dass der Feind auf seinem eigenen Gebiet angegriffen werden musste, und unsere speculative Theologie entstund. Früher war das christliche Wissen, rein positiv, aus dem Christenthum in einer ruhigen Entfaltung hervorgegangen; jetzt aber hatte es einen gewaltigen Gegner, die Wissenschaft im Dienste des Unglaubens, und die Theologie hatte einen ganz anderen Standpunkt einzunehmen. Sie musste die Waffen des Feindes kennen lernen, prüfen, und wo möglich in den eigenen Dienst bringen.—So kam die Philosophie unter die Scheere der Kritik und siehe! das gefürchtete Ungethüm bekam ein ganz anderes Angesicht. Die horrendesten Schlussfolgerungen erwiesen sich als Seifenblasen und das schreckhafte Ge-

spenst stund da als ein Phantom. War die Theologie früher blos Glauben, die sich nur unter den Banden der Orthodoxie bewegen musste; so riss sie jetzt dies Band entzwei, trat hinaus auf das Gebiet der freien Forschung, und nahm die Wissenschaft in den eigenen Dienst, und der Erfolg war grossartig. Es ergab sich gar bald, dass die Wissenschaft in den Händen des Unglaubens nur ein Zerrbild war, das nun erst auf dem Gebiet des Christenthums seine rechte Stellung gefunden hatte. Wie stieg da der christliche Adler wieder hoch über die Schmutzsache des Unglaubens!—Dass es bei dem Prozess Probleme, Hypothesen gab und gibt, die noch nicht durchgearbeitet sind, steht wohl zu denken; allein das ist natürlich bei jeder Entfaltung, ja kann nicht anders sein—was wäre sonst Entfaltung, Reifwerden?—und wird sich schon abklären zu seiner Zeit. Die christliche Kirche beweist hiermit, dass die Forschung und Wissenschaft eben nicht eine verdonnerte Magd des Unglaubens, sondern ein Kind und Hausgenosse des Reiches Gottes ist. Das wäre traurig, hätte das Christenthum die Wissenschaft, ob als Forschung auf dem Gebiet der Naturgesetze oder als Philosophie auf dem Gebiete des Geisteslebens, zu fürchten.—Nur komme Niemand der verrückte Gedanke in den Kopf—die Wissenschaft stehe über der Offenbarung! Die Vernunft des Menschen kann sich nur in den vom Schöpfer gegebenen Schranken bewegen; die Offenbarung geht aber über diese Schranken hinaus—sie ist ein Gottesblitz in das durch die Sünde gestörte und zerrüttete Naturleben und in sich selbst göttlich bewährt. Freilich bleibt somit der Glaube unsere Norm, die Wissenschaft aber ein Kind im Reiche Gottes, das zwar alle Segel ausspannen muss, aber doch nur untergeordnete Stellung einnehmen darf, weil sie Raum und Zeit nicht allumfassend und durchschauend umspannen kann.

Ein anderes Werk, das hier einschlägt, war für mich von Bedeutung: Joh. J. J. Döllingers Heidenthum und Judenthum als Vorhalle zur Geschichte des Christenthums. Das Heidenthum der alten Zeit muss nothwendig ein Verhältniss zum Christenthum einnehmen; dies Verhältniss legt Döllinger klar und deutlich in seinem Werke dar und gibt der Kirche einen bisher noch unaufgeschlossenen Schatz.

Schon längere Zeit beabsichtigte ich, ***mehr Buecher und Lesestoff*** in meinen Gemeinden zu verbreiten, als wie die Bücher und Traktate der Amerikanischen Traktat-Gesellschaft in New York, die durchweg gut sind und nur Segen verbreiten

können. Wohl waren schon einzelne Colporteure durch Lehigh County gekommen, wie William Cramer und Andere; allein eine genaue Colportage meiner Gemeinden, da jedes Haus besucht wurde, war noch nicht geschehen. Nun war James Lichtenwallner gerade ohne Beschäftigung und der geeignete Mann, das Werk zu thun, und auch willig dazu. Ich schrieb an die Gesellschaft und erhielt mit Bereitwilligkeit seine Ernennung. Von der Kanzel aus empfahl ich die Bücher, die Glieder ermahnend, mehr zu lesen und die langen Winterabende nicht unbenutzt hingehen zu lassen. Lichtenwallner ging ans Werk, von Haus zu Haus, durch mein ganzes Feld und verkaufte eine Menge Bücher. Die Frucht blieb nicht aus; viele Glieder lasen die Bücher und bekamen nach und nach mehr Sinn zum Lesen, woran es gerade bei unsern pennsylvanisch-deutschen Gliedern fehlt. Seither werden immer mehr Bücher gekauft und gelesen. Als Lichtenwallner dem Berufe nicht mehr nachkommen konnte, gab sich Charles Ziegler dem Berufe hin, der aber frei von der Traktat-Gesellschaft auf eigenes Risico eine Colportage für die Umgegend gründete und jährlich einige Monate der Sache widmet. Er geht von Haus zu Haus, verkauft Bibeln und allerlei kernhafte Schriften, womit er ein nothwendiges und segensreiches Werk betreibt, das in jeder Pfarrstelle einen Vertreter haben sollte.

Unsere Classis versammelte sich dies Jahr in der Mertztown-Kirche, meine Gemeinde.—William Walbert kam jetzt mit seiner Klage gegen meine Wahl in der Lecha-Gemeinde. Die Classis übergab die Abhörung der Parteien der schon in Tamaqua bestimmten Committee, die die Sache untersuchte und der Classis die Bestätigung der Wahl empfahl. [Die Bestätigung der Wahl von der Classis sagte den vier oder fünf Streitköpfen nicht zu; als sie aber von den andern nur ausgelacht wurden, machten sie Kehrt. Ein Jahr später war Vater Ruth mein bester Freund. William Walbert wurde krank, ich besuchte ihn und von da an wurde auch er mein warmer Freund.] — Die jetzt bestehende Grenzlinie zwischen unserer und der Goschenhoppen Classis wurde beschlossen, nachdem sie schon Jahre her schwebend war. — Das Hauptgeschäft der Classis war der Anfang zur Gründung des "Hausfreundes". Die Erfahrung, die ich mit der Reformirten Kirchenzeitung gemacht, dass sie durchaus nicht unserem Volke entsprach, und wir darum ein neues, gemässes Blatt bedurften, das von einem Grund ausging, wie ich ihn später im Prospectus des

Hausfreundes unter: "Was wir wollen und brauchen" darlegte, veranlasste mich, durch die Classis ein Gesuch an die Synode zu stellen, eine deutsche Zeitung zu gründen, die den Bedürfnissen unserer pennsylvanisch-deutschen Glieder entspreche. Die Classis stimmte bei, fasste einen Beschluss ab und so ging das Gesuch an die Synode, die sich im Herbst versammelte.

Im April *hat sich Robert Lee, der Rebellen-General*, ergeben; das endete den blutigen Bürgerkrieg. Der Eindruck, den der Bericht brachte, war gross durch das ganze Land. Alles athmete auf vom Druck, der wie ein schwerer Alp auf aller Herzen lag. — Ebenso erschütternd war nun auch der Schrecken, der durch die Nachricht, Lincoln sei ermordet, durch die Nation drang. Am 15. April brachte der Telegraph den Bericht in alle Ecken und Enden der Nation.—Ich hatte eine Doppel-Leiche auf diesen Tag in Trexlertown. Als wir auf dem Gottesacker stunden, kam ein Mann und brachte den Bericht.—Erst die frohe Botschaft, der Krieg habe sein Ende erreicht, nun aber ein solches Nachspiel war hinreichend, alles mit Trauer zu erfüllen. Alles war wie geschlagen, nur die Feinde konnten eine heimliche Freude nicht verbergen. Einige der Fogelsviller konnten nicht schweigen; der Ausruf: "Nun weiss er auch, wie's Todtschiessen thut!" machte sich laut. — Die Mörder Lincolns waren schnell entlarvt, eingefangen und vor Gericht gebracht. — Im Juli machten mein Schwager Fogel und ich einen Ausflug nach dem Rock an der Allentown und Saucon Strasse auf dem Lecha-Gebirge. Als wir durch Allentown fuhren, hörten wir, dass das Gericht den Lincoln-Mördern das Urtheil gesprochen und ohne Weiteres dasselbe auch ausgeführt werden sollte. Wenn ich nicht irre, wurden sie schon am andern Morgen erhängt. Gerade um die Zeit, als wir den Rock besuchten, wurden sie erhängt. Viele Bürger missbilligten die Erhängung der Mrs. Surratt, bei welcher der Plan der Ermordung ausgeheckt wurde; weil sie ein Weib sei, sollte sie nach dem Urtheil der amerikanischen Ladyship und derer, die sich unter ein solches hirnverbranntes Urtheil fügen, vom Galgen frei kommen. Nein! und tausendmal nein! Lass unsere Ladies lernen ihre Stellung einnehmen, die ihnen zukommt, und wenn sie das nicht wollen, dann heisse es: Mit rathen, mit thaten! Das Haus und nicht das Draussen ist des Weibes Ort!

Der Kirchenstreit in der Ziegel-Gemeinde kam nun auch zum Ende. Mit Einweihung der Kirche war der Dienst je-

ner politischen Baumeister abgethan und sie ausser Amt gesetzt. Der Kirchenrath nahm die Leitung wieder in die Hand, und zwar unter unserer Anweisung als Prediger. — *Die Orgel war reparirt*, in die Kirche gesetzt worden und sollte eingeweiht werden. Ohne besondere Mühe wurde der Kirchenrath veranlasst, eine Einrückung an die Zeitung zu senden, dass die Marketender bei der Orgelweihe wegbleiben müssten. Die Einweihung fand auf den 17. September statt, wo Pfarrer J. Jäger Nachmittags und ich Vormittags predigte. Kein Marketender liess sich sehen, das Fest verlief in bester Ordnung und in der Gemeinde war alles "Liebs und Guts"; die Glieder freuten sich der Ordnung und des Sieges über die Unordnung.—Nie mehr hatte ich später Anfechtung mit dem Marketenderwesen. War ein kirchliches Fest in der Umgegend, so war den Anzeigen das Verbot: Marketender müssen wegbleiben! immer beigefügt. Der "Huckster"-Streit war in der ganzen Umgegend abgethan.

Im October versammelte sich unsere Synode zu Lewisburg. Das Gesuch unserer Classis um ein Kirchenblatt, das den pennsylvanisch-deutschen Gliedern unserer Kirche zweckgerecht werden solle, kam vor, wurde aber mit einer überklugen Ironie behandelt, ohne es jedoch abzuweisen. Es wurde beschlossen, ein Blatt zu gründen, "das den populären Geschmack der ostpennsylvanischen Deutschen befriedige", und einer Committee übergeben, die mit der Publications-Behörde mitwirken solle in der Herausgabe desselben. Diese Committee bestund aus mir, Charles Leinbach und P. S. Fischer. — So, nun war's im Laufen! und abgesehen von der Ironie, "dem populären Geschmack der ostpennsylvanischen Deutschen", und dem Stein des Anstosses: Publications-Behörde, wenigstens zum Anfang gekommen.—Ich berief die Committee nach Philadelphia, um mit Bruder Fischer im Namen der Publikations-Behörde zu conferiren. Unterwegs sprach ich bei Bruder Heissler in Bethlehem vor, der in den Plan eines Kirchenblattes, von unserm Standpunkt aus, ganz und gar einging. Bruder Fischer in Philadelphia hatte auch keine Einwendung gegen die Zweckmässigkeit der Sache, hatte aber keinen Glauben an den Erfolg und wollte den Verlag der Zeitung unmittelbar in den Händen der Publikations-Behörde wissen, oder für unverantwortlich angesehen werden. Wir sollten den Editor stellen, die Kosten verbürgen und die Behörde wollte den Druck überwachen. Das schien mir über alle Massen lächerlich. Wir Deutschen sollten kindische Be-

vormundung von einer Behörde tragen, die uns von vornherein mit Ironie entgegentrat, den Daumen auflegen wollte zum willkürlichen Meisterdruck über eine Sache, von der sie keine Fähigkeit hatte sie zu führen, wie sie gründlich in der Führung der Kirchenzeitung erwiesen hatte. — Ich verliess die Behörde mit dem Gedanken: "Es ginge wohl, allein es geht nicht!" P. S. Fischer und Leinbach meinten: Wir führen es doch durch! Bausman von Reading schrieb: Nur vorwärts! es muss gehen. Ich berief die Committee nach Reading, wo Bausman und Heissler ebenfalls gegenwärtig waren und besonders Bausman einen regen Antheil nahmen. — Wir kamen soweit, dass das Blatt jedenfalls unabhängig von der Publikations-Behörde verlegt werden müsse, und zwar in Allentown oder in Reading, und zur Frage: wo die Kasse hernehmen und wo den Editor finden? Bei einer andern Versammlung der Committee wurde beschlossen, die Kosten der Gründung des Blattes an die drei östlichen Classen: Lebanon, Goschenhoppen und Ost-Pennsylvania zu verweisen. Zwei willigten bei ihren Versammlungen ein, allein Ost-Pennsylvania wies es zurück. So waren wir auch auf diesem Wege wieder fertig. Damit ging ein Jahr hin.—Nun warf sich unsere Committee ganz auf Bausman, dem alles aufgeladen wurde und der es willig auch übernahm. Das Kind bekam den Namen "Reformirter Hausfreund" und sollte bis December seine Erscheinung machen. Ich schrieb den Prospectus, und als Vorsitzer der Committee den Bericht an die Synode, wie auch noch Jahre nachher. Die Synode billigte unseren Plan. Nach verschiedenen Versammlungen der Committee kam der "Hausfreund" endlich mit der ersten Nummer im December 1867 ins Laufen; eine Anzahl Unterschreiber folgte ziemlich rasch nach. Kurz, der "Reformirte Hausfreund" war ins Leben getreten, bezahlte seine Auslagen, wuchs und wurde überall günstig aufgenommen.

Stephan Schweizer kam um diese Zeit ins Seminar zu Lancaster. Er war von Deutschland ganz jung mit seinen Eltern nach Amerika gekommen und lebte mit denselben in New York, wo es ihnen schlecht erging. Sein Vater lebte jetzt in Allentown als Musikant. Von Allentown kam Stephan nach Langschwamm zu John Jones, dem Aeltesten der Gemeinde, in die Lehre, das Schusterhandwerk zu lernen. Hier lernte ich ihn kennen. Sein Vater war Katholik, aber schon in Allentown hatte sich Stephan der reformirten Kirche angeschlossen und war von Alfred Dubs confirmirt worden. So bald er

nach Langschwamm kam, war er fleissig in der Kirche, von Jones als fromm und treu gerühmt. In seinen Gesprächen mit mir erwies er sich als recht strebsamen Geistes. Er wollte Prediger werden; ich verwies ihn zu seinem Prediger, Dubs; allein er konnte bei Dubs seinen Zweck nicht erreichen. Aufs neue machte er bei mir Anspruch, ihm zum Studium zu verhelfen. Er wurde ein Glied meiner Langschwamm-Gemeinde und ich brachte ihn nun ins Collegium nach Lancaster. Er vollendete seine Studien, wurde licensirt und half eine Zeit lang tüchtig Subscriptionen für den Hausfreund sammeln. Später wurde er in die Moody Creek Pfarrstelle erwählt, wo er eine treue Seele heirathete und in der Kirche einen guten Dienst thut. — Kurz vor ihm waren auch noch einige andere meiner Studenten in die Synode getreten, als William Rupp, Amandus Ziegler u. a. — Rupp besonders war von hervorragenden Talenten, wurde aber von der Lancaster-Gesinnung völlig aufgenommen und geht wahrscheinlich auf einer schiefen, spekulativen Seite in Excesse über.

Als aber die Kirchenfrage heiss wurde, einige Artikel gegen die Meyerstown Convention im Hausfreund vom Stapel gelassen wurden, denen ich frei antwortete, wurde ich zum Stein des Anstosses. Noch einige Jahre ging es so fort. Dann erhielt ich einen Brief von Bausman, in dem er mir sagte, die drei Classen: Lebanon, Goschenhoppen und Ost-Pennsylvania hätten den Hausfreund übernommen und somit wäre keine Synodal-Committee, noch Bericht an die Synode mehr nöthig und die Ost-Pennsylvania Classis habe — wenn ich nicht irre — Reineke als Vertreter in die Verwaltungs-Committee ernannt. — Die Absicht war klar genug: man wollte mich als Opposition gegen das Hochkirchenthum aus dem Wege haben. Ich schrieb als Vorsitzer der Synodal-Committee meinen Bericht an die Synode und resignirte als Committee-Glied. Nun aber siehe! da bleibt Alles bei dem Alten. Die Synode ernennt einen andern an meine Stelle und die Committee besteht fort. Der jesuitische Plan war blossgelegt. — Ei ja, von Herzen gern! Laufen lassen, was laufen will! Ich hatte nicht die geringste Einwendung. Die Committee war jedenfalls nur der Form wegen vorhanden und im Grunde Heuchelei. Der Hausfreund war im Bestehen und hielt sich so ziemlich frei von Einseitigkeiten in Bezug auf die Kirchenfrage.

Gegen Ende des Jahres machte ich einen Versuch, meine Pfarrstelle in *zwei Parochien zu theilen.* Von der Kanzel aus brachte ich die Sache vor die Gemeinden; vorstellend: wie

all des Predigers Arbeit einer Stelle dann zu Nutzen komme, während sie jetzt gleich Missionsarbeit über zerstreute Townships vielfach verloren ginge, dass es für einen Prediger unmöglich sei, die Arbeit, die zwei kaum verrichten können, allein zu vollziehen, und dass ich jedenfalls, wenn ich noch einige Jahre so fortfahren müsse, meine Gesundheit völlig aufopfern würde. — Nun aber wurde gleich der Gedanke reif: Welche von den zwei Stellen wird er behalten? Diese Frage und die nahe liegende Antwort: Er wohnt in der unteren Stelle und gibt uns auf, liess meinen Plan in der oberen Stelle scheitern. Nebstdem sahen die Glieder, dass sie ein bedeutend höheres Salär bezahlen müssten; die Leute aber ans Geben zu bringen, hält schwer. Und viele Glieder sind auch wirklich arm. Freilich einzelne rühmliche Ausnahmen fanden sich vor. Die meisten meinten, es sei so gut wie es wäre, sie wären ja zufrieden. Wohl, aber ich sollte mich unnöthig und unbillig hinopfern! In Langschwamm war der Erfolg nahe. Zwei Vorsteher gingen mit Subscriptionslisten unter die Glieder und wollten eine Pfarrwohnung gründen und den Prediger in ihrer Mitte haben. Die andern Vorsteher thaten nichts. Auch die Ziegel-Gemeinde, die viele arme Glieder hat, that wenig — und so blieb es beim alten Schlendrian.

In der Ziegel-Gemeinde ergab sich nach gehaltener Kirchenrechnung noch eine bedeutende *Schuld vom Kirchbau* her. Der Schreinermeister hatte tüchtig Hobelspähne gezogen, der Bau war etwas von einer öffentlichen Krippe, daran man sich mästete, und die Baumeister hatten oberflächlich gewirthschaftet. Zweitausend Thaler weniger hätte die Kirche kosten sollen. Die Welt und nicht die Liebe zu Gott hatte über den Bau geherrscht, und die Folgen kamen nach; für die schlechte Wahl hatte die Gemeinde zu zahlen. Die Schuld aber war da und bezahlt musste sie werden. Am 10. December, nachdem ich gepredigt hatte, versammelte sich der Kirchenrath und die Frage: Was mit der Kirchenschuld anzufangen? lag vor. Der Kirchenrath blickte zu mir, und einzelne hatten die Absicht, der Pfarrer solle eine Collektions-Reise in der Gemeinde machen, weil er mehr als jeder andere bekommen könne. Ich ging mit einem höflichen Knix an der Zumuthung vorbei und sagte dem Kirchenrath, die Gemeinde habe billig und recht die Zeche für ihre verkehrte Wahl von weltlich gesinnten Baumeistern zu bezahlen, und gab den Rath: ein Assessment nach der Schultaxliste zu ma-

Ruins of the Old Ziegel Church after its Destruction by Lightning.



The Old Ziegel Church Destroyed by Lightning.

chen und die Schuld auf die Glieder auszuschlagen. Die Kirchenraths-Glieder sprachen: das sei ja ein Tax! Freilich! aber ich sehe keinen Ausweg als diesen, oder die Schuld zehn oder zwanzig Jahre hängen lassen und Interessen zu bezahlen, oder in der Gemeinde umherlaufen und Bettlersgaben zu nehmen, wobei wir nicht weiter kämen. Endlich liess sich der Kirchenrath dazu bewegen, wenigstens einen Versuch zu machen. Wir versammelten uns auf einen Wochentag, legten den Tax und der Kirchenrath selbst erstaunte, wie klein die Summe für jedes Glied ausfiel. Ich brachte dann den Plan auf der Kanzel vor die Gemeinde und fand mit wenig Ausnahme grossen Beifall. Ein Jahr später war die Schuld bezahlt. Der Kirchenrath collektirte die Summen, viele kamen sogar und brachten ihr Geld. Es schien, ein Jeder freue sich, die Schuld abzubezahlen.

In der *Lowhill Gemeinde* wurde schon im Herbst beschlossen, kommendes Jahr ein backsteinernes Schulhaus zu bauen. Die unvermeidliche Baumeister-Wahl, statt dass die Kirchenräthe selbst den Bau leiten, fand auch hier wieder statt. Warum ist diese verkehrte Einrichtung? Der Kirchenrath hat die Pflicht der Gemeinde- wie auch der Güterverwaltung der Gemeinde, folglich auch die Führung eines vorkommenden Baues unter seiner Hand. Die Wahl fand statt, freilich hier eine bessere, als in der Ziegel-Gemeinde. Der nächste Schritt war der Ort, wohin das Haus zu bauen; da hiess es nun wieder: "Viele Köpfe, viel Sinn!" Ein Theil wollte hinauf auf den Hügel näher an die Kirche, ein anderer Theil unten näher an der Scheune bleiben. Die Meinungen zusammen zu bringen, wurde am Abhange zwischen beide Plätze gebaut, gerade am allerunschicklichsten Orte, der gewählt hatte werden können. Dort hängt das Haus am Berge wie ein Schwalbennest an der Wand.

Amtserlebnisse.

Gleich nach dem Jahresanfang entstund in der Lynnville Gemeinde eine Schwierigkeit. Bruder Klein, mein lutherischer College in Lynnville und Lynnville Gemeinde, bestellte die Betstunde Sonntags vor dem Gottesdienst. Als nun die Glieder nach der Kirche kamen, war die Betstunde im Gange; die Glieder, die nicht in Zeit waren, wollten nicht eintreten und blieben vor der Kirche im Kalten stehen. Dies verursachte grosse Unzufriedenheit. In der kommenden Woche

erhielt ich ein vom Kirchenrath unterzeichnetes Schreiben, dass ich dieses Thun Kleins nicht billigen solle, die Betstunde aber auf irgend einen Wochentag verlegen möchte, damit die grosse Unzufriedenheit aufhöre. Klein hatte ohne Ueberlegung und ohne gegenseitige Berathung die Einrichtung getroffen. Ich sprach mit Klein, und als wir die Bestellung auf Abends machten, war alles wieder in Ordnung.

Am 3. Januar hatte ich die Leichenpredigt von Nathan Trexler in Mertztown zu halten. Trexler war lutherisch und wohl das Hauptglied der Gemeinde, er war recht kirchlich gesinnt und eine Schatzkammer von allen Begebenheiten. Als ich die Frolics angriff, stimmte er von Herzen bei, obgleich er die Wirthschaft von Mertztown hielt. Später übergab er die Wirthschaft seinem Sohne, baute sich ein anderes Haus, wo er mit seiner Gattin Fibia — ein Muster von einer Hausfrau—noch Jahre in Ruhe verlebte. Trexler wurde vom Schlagfluss gerührt. Die Familie liess mich und Kramlich —den lutherischen Prediger der Gemeinde—rufen. Als ich hinkam, waren Kramlich, Dr. Trexler und noch ein anderer Arzt schon gegenwärtig. Der Kranke war völlig unbewusst und insofern, dass wir ihm hätten Trost zusprechen können, unser Besuch zwecklos. Wir versammelten die ganze Familie ins Krankenzimmer, wo ich eine Ansprache und Gebet hielt und Kramlich ebenfalls ein Gebet sprach. Noch ehe ich verliess, war Trexler eine Leiche. — Eine ungewöhnliche Zahl von Menschen wohnten seinem Leichenbegängniss bei. Pfarrer Röller bei Kutztown, der frühere lutherische Pastor der Gemeinde, hatte eine Schwester Trexlers zur Frau.

Am 23. Februar beerdigte ich eine junge Wittwe, Caroline Moyer, nach der Ziegelkirche. Ich hatte ihren Gatten ebenfalls beerdigt; nach dessen Tod zog sie nach Fogelsville. Sie bekam hier die Halsauszehrung, litt einige Jahre und starb mitten im Leben.—Mrs. Moyer, eine geborne Bär, führte ein streng moralisches Leben. Ein paar Tage vor ihrem Hingang liess sie mich rufen. Da lag sie auf ihrem Krankenbette, ganz ergeben und, wie es schien, bereitet zum Sterben.

In der Lowhill-Gemeinde verlor ich eine meiner Hauptfamilien. Peter DeLong zog mit "Sack und Pack" nach Illinois; er verkaufte hier seine Bauerei und liess sich dort im fernen Westen nieder. Eins seiner Kinder erkrankte und starb in den letzten Tagen, ehe er fortzog. — Ich hielt die Leichenpredigt am 10. April, wo die Familie dann in der Nacht verliess.

Auf den 14. Mai hatte ich wieder die Leichenpredigt eines Soldaten in Heidelberg zu halten. John Kolb war im Hospital zu Washington gestorben.

Am 5. Juni Beerdigung der Mutter Gebhard in der Ziegel-Kirche. Sie war 1776 in Northampton County geboren, zog in ihrer Jugend mit ihrem längst verstorbenen Gatten in diese Gemeinde. Auch diese Mutter war ein Salz aus alter Zeit, das sich kräftig und gesund erhalten. Sie war einfach, von Herzen fromm und unerschütterlich fest im Glauben. Schon seit Jahren besuchte ich sie regelmässig in ihrem Hause und reichte ihr das Abendmahl. So oft ich kam, war sie froh und war ein Fest in ihrem Hause; ich nahm oft mehr mit mir, als ich brachte. Sie wohnte bei ihrem Schwiegersohn Jacob Heller, wo sie mit aller Liebe und Treue gepflegt wurde. Noch eine Kranke, die Tochter Hellers, die an der fallenden Sucht litt, war im Hause und wurde Allen ein Wegweiser zu Gott.

Am 20. Juni ward Daniel R. Fetherolf in Heidelberg begraben. Fetherolf war einer der ersten Freiwilligen, die in die Armee traten. Er diente durch den ganzen Krieg. Am 19. Februar 1864 wurde er entlassen. Er hatte sich in der Shenandoah Valley erkältet und starb hier in Sägersville. Seine Leiche wurde mit militärischen Ehren beigesetzt.

Ich hatte dieses Jahr in neun Gemeinden Erntepredigten zu halten. Ich hielt sie alle in der Woche durch den Monat August und collectirte $225.86 Missionsgelder. Langsam nehmen die Gaben zu.

Im October wurde ich zu einer Schmidts Familie in Heidelberg gerufen. Schmidts Frau — eine Tochter des alten Vaters Joseph Peter—war krank an Nervenleiden. Ich hatte sie schon öfters besucht wegen der Schwärmerei, von der sie mehr oder weniger angeregt war. Alle Belehrung und Ermahnung half nichts, sie ward immer schwärmerischer gesinnt. Alle Kinder des alten würdigen Vaters, mit Ausnahme der Mrs. David Peter, sind vom Schwarmgeist ergriffen. Der alte Vater nahm es sehr zu Herzen. Er sagte, meine Reformirte Kirche ist mein höchster Reichthum auf Erden. Schmidt, der Gatte dieser Tochter Peters, ist von Herzen fromm, aber gleich dem alten Vater mit aller Treue seiner Kirche ergeben, und billigt den Schwarmgeist seiner Frau ganz und gar nicht. Alles Reden zu seiner Frau hilft aber nichts; die Rottengeister kommen jeden Augenblick und reden ihr alle Belehrung und Ermahnung aus. Schmidt wollte

meinen Rath haben, was da zu thun sei. Ich erwiderte ihm: Schaffe dir Ruhe, indem du jedem dein Haus verbietest, der zu deiner Frau von der Schwärmerei redet.—Es ist schändliche Proselytenmacherei! Wäre es Christi Reich, was der Schwarmgeist will, so würden sie Gott preisen und wären zufrieden, wo sich Jemand zu Gott bekehrt; aber nun erst kommt das wilde Heer und lässt nicht ab, bis sie Familien in Zwietracht stürzen oder man sie zu der Thüre hinaus setzt. Der Schwarmgeist ist Satanswerk! ich habe Gelegenheit die Fülle gehabt, ihn in allen Gestalten kennen zu lernen.

Eine eigenthümliche Amtserfahrung machte ich bei meinem alten Freunde John Hunsicker in Heidelberg. Er liess mich rufen. Als ich hinkam, sitzen Hunsicker und seine Frau beieinander und lesen in der Bibel. Beide waren in der grössten Verlegenheit wegen ihrem Seelenheil. — Hatte ich fromme christliche Glieder in einer meiner Gemeinden, dann waren es diese. Der Teufel versuchte sie. Sie kamen auf die Meinung: ob sie denn auch wirklich bekehrt seien? Ich stellte ein Examen mit ihnen an; das aber ergab einen Hass gegen alle Sünde, eine herzliche Liebe zu Gott, einen festen Glauben an Christum und nichts fehlte, als sie könnten keinen Schmerz über ihre Sünden fühlen; und das brachte sie zum Zweifeln. Ich beruhigte sie damit, dass ich es ihnen klar machte, dass sie keinen Bussschmerz fühlen könnten, weil Gott ihnen ihre Sünde schon lange vergeben habe. Hunsickers waren von den einfachsten Leuten, die ohne es sich erklären zu können schon Jahre warme Christen waren, und niemals daran zweifelten, bis in letzter Zeit der Schwarmgeist die Frau auf diesen Punkt brachte. Vater Hunsicker war im Augenblick beruhigt, bei seiner Frau hielt es schwerer. Es zeigte sich bei ihr ein Nervenleiden, das geraume Zeit zunahm und wahrscheinlich auch mit Ursache von ihrem Zweifel war. Zwar stimmte auch sie mit ein und bald wurde sie ganz ruhig und ergeben, wenn auch ihre leibliche Schwäche noch längere Zeit fortdauerte.

In der Ziegelkirche und Langschwamm hatte ich diesen Herbst wieder Abendgottesdienst durch die Woche vor der Abendmahlsfeier. In Langschwamm suchte der Böse den Segen in Verderben umzuwenden. Während der Austheilung des Abendmahls, da eine Frau vom Altar in ihren Sitz zurück kehrt, stösst sie einen gellenden Schrei aus, der durch die Kirche schallt, darauf klatscht sie mit den Händen und wird nach echt schwärmerischer Weise "happy", bis sie ziem-

lich rasch in Erstarrung sinkt. Die Vorsteher trugen sie hinaus in den Gang, wo sie nach einer Weile wieder zu sich kommt. — Welch eine Störung der Vorfall im Gottesdienste machte, lässt sich leicht denken. Dann gibt es auch Glieder, die den Prediger für solchen Aufzug verantwortlich halten wollen; so erging es auch mir, da es öfters im Gottesdienst schon vorgekommen war, und dennoch jeder wusste, wie entschieden ich gegen die Schwärmerei war und auch dagegen predigte.

Ein Gegenstück zu Obigem, das öfters vorfällt, wo die Welt in der Kirche sich breit machen will, ereignete sich in Fogelsville. In Fogelsville wohnte H. C.; er war der Wirth. Es war der verweltlichteste Mensch, der mir je begegnet war. Er ging nie in die Kirche und kümmerte sich rein nichts um die Kirche. Nun wird eins seiner Kinder krank und stirbt. Da ist sein Weg der Kirche zugerichtet, er braucht sie; es ist ja auch für Weltmenschen Sitte, ein christliches Begräbniss zu veranstalten—freilich will man es nach der Gesinnung des eigenen Herzens haben. Und so auch hier. Es muss ein weltlicher Pomp aus dem Leichenbegängniss gemacht werden. Nun dazu hat er sein Geld und Freiheit; aber jetzt verlangt er auch, dass sein Kind während der Leichenpredigt am Altar öffentlich mit offenem Sarge ausgestellt werde, während das Kind noch an der Diphtheritis gestorben war. Und—Kirchenrath und Prediger willigen ein. Ist das nicht eine Schmach? Eine Gemeinde, oder doch ihr Kirchenrath oder Prediger, solle nicht so viel Kraft haben, eine solche Anforderung — die in der Gemeinde niemals Sitte war — zurück zu weisen! Kirche, Prediger, Gottesdienst, alles dies soll den ärgsten Weltmenschen zum Dienste stehen, um der Welt eine grossartige Schaustellung zu geben! O, Schmach und Schande für so ungetreue Verwalter, die solches zugeben und die Kirche Christi hinabwürdigen zu einer Küchenmagd des Teufels!!

Am 21. November beerdigten Dubs und ich die alte Mutter Olenwein in der Friedenskirche. Eine Tochter, die in Philadelphia wohnte, verfehlte den Frühzug und war nicht gegenwärtig. Die Familie erwartete die Tochter mit dem nächsten Zuge. Der Leichnam wurde während der Predigt in die Kirche gestellt, damit die Tochter der Beerdigung beiwohnen könne, wenn sie noch nachkäme. Mitten in der Predigt kommt sie nun, setzt sich aber nicht hin, sondern geht durch die Kirche bis zum Sarge hin, wirft sich über den

Leichnam und schreit und weint mit lauter Stimme. Ich musste in der Predigt anhalten, bis eins der Geschwister so viel Einsicht hatte, sie vom Sarge wegzuführen und zum Hinsitzen zu nöthigen. — O, wie vieler Rücksichtslosigkeit hat man zu begegnen! Warum nicht klein wenig denken und grosse Unannehmlichkeiten verhüten?

Am 17. Dezember bei kaltem Wetter, bis ins Innere frierend, kam ich von Lecha und Langschwamm, wo ich zweimal gepredigt, spät, schon in der Nacht, heim. Da sendet Jefferson Holben von Weissenburg Jemand nach meinem Hause, mich abzuholen: seine Frau liege im Sterben, ich solle ihr das Abendmahl reichen. Dies ist gewöhnlich die letzte Zuflucht aller moralisch Gerechten; wenn sie in Jahren sich um kein Abendmahl kümmern, so soll aber der Pfarrer laufen, wenn sie krank werden und meinen sterben zu müssen. Mit Holbens Frau selbst war es anders, wenigstens sie war ernst in ihrem christlichen Leben. Ich folge dem Ruf und fand sie auch nicht hoffnungslos. — Einige Tage später hatte ich die Frau zu beerdigen.

Auf Christfestabend feierte ich mit der Sonntagsschule ein Fest in der Ziegelkirche. Wir hatten in der Kirche einen Christbaum bereitet, den ersten in der ganzen Umgegend. Ich erklärte den symbolischen Sinn des Christbaums. Die Feier war für Alle erhebend; denn noch war damals Andacht und diese Feier noch nicht zu sündhaften Gelagen weltlicher Vergnügen entheiligt, wie später vieler Orten geschah. Denn auch dieses heilige Fest will die Welt als ein Fest nach ihrer Art begehen, wo es fein lustig hergehen soll.

Das Jahr 1865 brachte *meine Geldcrisis* zur Reife. Die Eiterbeule brach auf. Es wurde ausgefegt zu einem neuen Anfang. Schon am 3. Februar kam der Sheriff mit dem Advokaten Albright — unserem jetzigen Judge — in mein Haus und nimmt im Auftrag von William Schumacher Beschlag von meinem losen Gute, einschliessend Pferd und Wagen und Allem, das nicht nagelfest war. Ich hatte Abends Betstunde in Lynnville. Doktor F. Schlauch brachte mir sein Pferd und Wagen, dass ich meinen Pflichten nachkommen konnte. Erst am 21. October wurde das in Beschlag genommene Gut verkauft und von meinem Schwiegervater für meine Frau eingekauft und Schumacher bezahlt.—Ich hätte Schumacher längst bezahlen können, allein die Schuld schloss eine andere

zwischen mir und Erasmus ein, die nicht als billig angenommen wurde, und so liess ich die Sache laufen.

Auch der Verkauf meines Hauses war keine Nothwendigkeit mehr. Ich hatte früher meinen Gläubigern eine Mortgage auf mein Haus gegeben und Niemand drängte mich; allein es war nothwendig, meine Schulden los zu werden, und ich wollte von dem Wirthshaus, das mein nächster Nachbar war, ein rechtes Höllennest, wegkommen — so setzte ich den Verkauf selbst in Gang. Am 28. October, einige Tage nach dem Verkauf meiner losen Güter, wurde auch das Haus vom Sheriff verkauft. Weil aber kein nur annähernder Preis erlangt werden konnte, kaufte es mein Schwager zum Besten meiner Creditoren wieder ein. Es wurde wenigstens so viel dabei erreicht, dass meine Fogelsviller Freunde nicht mehr gegen mich opponiren konnten und ein Privat-Verkauf möglich wurde; die Hände zum eigenen Handeln waren mir frei geworden.

Meine Anklage gegen J. Lichtenwallner kam jetzt auch an der Court auf die "Trial-Liste", um verhandelt zu werden. Lichtenwallner fing an zu machiniren, um das Trial beizulegen. Ich willigte ein: sobald er mich von jenen Anschuldigungen frei sprechen würde. Das freilich wollte er nicht, weil er sich damit selbst der Unwahrheit beschuldigt hätte. Dagegen brachte er es so weit, dass die Verhandlung auf Weiteres verschoben wurde.

Noch ein neuer Geldsturm war über mich hereingebrochen und drohte mir Verderben. Ephraim Mickley, der dritte Partner in unserer Foundry-Affaire, dem wir beim Schluss des Geschäfts alles zur Verrechnung und Abbezahlung, als Gelder und vorhandene Maschinen, übertragen hatten — kam schon vor einiger Zeit mit Anforderungen gegen die Firma ein und machte Anklage vor der Court anhängig.—Beim Abschluss unseres Geschäftes hatten wir alles, Schulden und Credit, überschlagen und gefunden, dass Eins das Andere deckte. Wir hatten eine gemeinschaftliche Abrechnung gemacht. Geld ging keins verloren, d. i. alle ausstehenden Gelder wurden richtig einbezahlt. Nun aber kam Mickley mit einer Anforderung von $3000 an die Firma ein, und machte Klage dafür. Wir hatten nämlich Noten in der Bank liegen, die Mickley mehrmals erneuerte. Diese Noten steigerten die Schuld und Mickley konnte seine Anforderung nicht klar stellen. Auch brachte er Noten an seine Freundschaft, die von ihm persönlich gegeben waren und schon in seinem An-

theil vorgekommen waren, wieder in Rechnung. Ich berief mich auf unsere Abrechnung beim Abschluss des Geschäfts. Da Mickley das nicht gelten liess, wurde die Klage von der Court auf eine Referee verwiesen. Wir kamen öfters zusammen; wenigstens durch ein ganzes Jahr blieb die Sache schwebend. Endlich der Sache müde und um aus meinen Schulden heraus zu kommen, erbot ich mich willig Ephraim Mickley $300 als meinen Antheil zu zahlen, wenn er die Klage zurück nehmen und alles als abgethan ansehen wolle. Mickley willigte ein. Wir gingen in das Courthaus, ich zahlte ihm das Geld und erhielt eine Exoneration (Entlastung) von allen Anforderungen. — Dieser letzte Abschluss der "Foundry-Bussiness" geschah aber bedeutend später als wie hier erzählt. Er geschah erst kurz vor dem Bau meines neuen Hauses am andern Ende von Fogelsville, wo wir jetzt wohnen.

XXV.

Das Jahr 1866.

Das Jahr 1866 folgt hier in der Form meines Tagebuches. Wenigstens dies eine Jahr soll eine Ansicht des Lebens und Arbeitens eines Land-Predigers aus dieser Zeit folgerichtig geben, um unsere Zeit richtig beurtheilen zu koennen.

Januar 1. Mein Jahreswechsel, der Blick rückwärts und vorwärts, ist nichts weniger als erfreulich. Der Mensch—das Ich—will denken, rechnen, Pläne machen, und meint "das Sorgen für den andern Morgen" nicht lassen zu können; und da steht es mit mir recht herzlich schlecht!—Theure Zeit, die Preise aller Lebensmittel ungeheuer hoch; letzten Herbst konnte ich die Küche nicht mit Winterfleisch versorgen, weil ein fettes Schwein an $50 kostete und alles eingekommene Geld für Schulden verausgabt wurde. Wir lebten manchmal eine ganze Woche ohne Fleisch.—Die Kohlen kaufte ich bei dem Hundertgewicht statt bei der Tonne. Dazu kamen die andern Sorgen, als: Court Trial mit John Lichtenwallner, die Schlichtung meines Hausverkaufes, die damit verbundene Umwechslung der Noten meiner Creditoren, dass sie nicht glauben, ich wolle sie hintergehen, und die für sie gut ge-

meinte Handlung mir nicht in das Gegentheil erklären. Ferner: meines Bruders Note, die er mir schuldet und ableugnet; der Verkauf meines Hauses jetzt auf Privatweise durch Schwager Fogel. Und noch eine neue Sorge tritt auf: die Krankheit meiner Frau. Vor einigen Wochen erkältete sie sich bei einer Ausfahrt an einem sehr kalten Tage. Bronchitis stellt sich ein und der Arzt sagt, in sehr bösartiger Form. Alle diese Steine des Anstosses stehen vor mir, beim Eintritt ins neue Jahr, wie grosse Felsen und wollen mir alle freundliche Aussicht verbergen. Will da das Fleisch zagen und beben, so ist es wohl menschlich—allein der Herr hat ja so oft geholfen! warum zagen? es muss ja alles zu seiner Zeit recht kommen; des Herrn Hand führet aus und führet ein!

Januar 2. John Lichtenwallner kommt zu mir und bittet um Aufnahme unseres Court-Trials; es sei ja jetzt alles ruhig und zufrieden, damit wäre die Sache dann christlich beigelegt, Mein Plan war nie, Rache an Lichtenwallner zu üben oder ihm Kosten aufzubürden, sondern einfach von den Anschuldigungen, die mich der Politik preisgaben, freigesprochen zu werden. Ich versprach Lichtenwallner so zu thun, wenn mein Advocat, Mr. Marx, mich dazu anweise. Ich fuhr nach Allentown. Mr. Marx rieth zur Beilegung des Trials, da der Endzweck der Anklage: Stillung des Gesprächs, erreicht wäre und Entschädigung für guten Namen vom Staate Pennsylvanien nicht bezahlt werde, da sich alles um Thaler und Cents handle.—So war also gleich am Jahres-Anfang diese Wolke verschwunden.

Heute Abend klopft es an der Thüre und beim Oeffnen steht ein fein aussehender Herr vor der Thüre, der sich in englischer Sprache—der man aber beim ersten Wort anhört, dass sie von deutscher Zunge gesprochen ist—als Henry Paling bekannt macht. Paling gab sich aus als Pianist. In meinem Sinne denke ich, ja, vielleicht ein Klimperer. Ich lud ihn ein und rückte ihm einen Sessel ans Piano. Bei dem ersten Griff merke ich was los ist; da hatte ich mich allerdings getäuscht, denn es sass ein fertiger Künstler am Piano. Ich lud Paling ein bei mir zu bleiben. Abends spielte er, und etwas so Grossartiges wie er Miserere aus Troubadour, die Jüdin, Morocco Marsch von Peterer und anderes vortrug, hatte ich noch nicht gehört.—Wir sprachen viel bis spät in die Nacht. Paling hat die besten Zeugnisse von Gottschalk und Wollenhaupt; er ist ein Genie, aber einseitig entwickelt und so ist die eine Seite, wie beim Monde, finster, in andern

Worten, er ist halb verrückt; die wunderlichsten Ideen stecken in seinem Kopfe. Er meint einen Millionär zu finden, der ihm aus Liebe zur Kunst einige Tausend Thaler schenken solle—als ob die Millionäre für die Kunst zu opfern bereit wären—damit er sich ungestört noch einige Jahre entwickeln könne. Wenn dies nicht, so könne er wohl eine reiche Erbin finden, die sich in ihn oder seine Kunst verliebe, ihn heirathe und so sich seiner weiteren Entwickelung weihe. — Die Idee ist ihm wohl eingepflanzt aus der Novelle "Ein Deutscher", die in der Gartenlaube erschienen ist.

Januar 3. Heute Abend keine Betstunde in der Ziegelkirche. Die Rohre aus den Oefen genommen; die Kirche kalt.

Am Abend kamen auf Besuch: Rev. A. G. Leinbach und Frau, meine Consine, ihr Bruder, Hiram Schantz und Frau und Mrs. Elemina Cooper, eine Schwester von Hiram Schantz. —Kuder, ich und mein kleiner Sohn musicirten. John hat das erstemal vor grösserer Gesellschaft gespielt. Hat's recht gut gemacht! Wird was aus ihm werden!

Januar 4. Früh am Morgen gingen Edwin Fogel und ich nach Lowhill, Lynn, Heidelberg, meine früher gegebnen Bonds auf mein Haus auszutauschen. Mein Schwager soll meine Mortgage-Bonds einlösen durch neue und die meinigen als Zahlung für mein verkauftes Haus bei dem Sheriff einhändigen. Die neuen blieben wieder mit Mortgage versichert.—Wir machten die Tour zu allen meinen Gläubigern. Aber welches Reden setzte dies voraus, bis alles im Zusammenhang erklärt und verstanden war! Es gelang zu beiderseitiger Zufriedenheit. John Hunsicker und Abraham Riedy sind die Krone aller; treuere, edlere Seelen gibt es nicht!

Januar 5. In letzter Zeit las ich A. A. Schindlers: "Entweder es gibt einen lebendigen, persönlichen Gott, oder es gibt keinen". Ein philosophisch, präcis und gut durchgeführtes Werk gegen den Unglauben. Mit einem wahren Gaudium habe ich das Werk verschlungen.

Januar 7. Sonntag. Am Morgen Gottesdienst in der Ziegelkirche. Die Kirche, wie immer, mit andächtigen Zuhörern angefüllt. Die Predigt ging mir leicht und liess Eindruck zurück. Mittags bei James Lichtenwallner. Er freut sich, dass die Sache zwischen seinem Cousin John und mir geschlichtet ist.—Nachmittags Gottesdienst in Mertztown. Wenige Zuhörer.

Januar 8. Furchtbare Kälte; man erfriert beinahe im Hause.

Januar 9. Nach Allentown, um die am letzten Donnerstag eingelösten Bonds für den Deed meines Hauses auszuzahlen. Als wir in der Recorder's Office nachsehen, finden wir, dass alle die von mir früher ausbezahlten Gläubiger ihre Bonds in der Office nicht "ausgethan haben". So konnte nichts fertig gemacht werden. Aufgeschoben bis Februar-Court.

Als ich am Abend heimkam, war ein junges Paar zur Trauung hier. Der arme Schelm, sonst ein recht braver Bursch, hatte sich aus lauter Angst ein Räuschel angesoffen, dass er kaum stehen konnte. Nach einem längeren Verzug erholte er sich schnell und ich vollzog die Trauung.

Januar 10. Am Nachmittage eine Kirchenraths-Sitzung und Abends Wochen-Gottesdienst in Langschwamm.—Unser Organist, William Schubert, Esq., und Richard Wertz, der Gastwirth nahe der Kirche, sind schon Jahre her streitig. Wertz versucht allerlei, Schubert vom Schulplatz weg zu bringen. Wertz hat jetzt den Plan gelegt, den Schulplatz zu verrenten, nothwendig müsste dann Esquire Schubert ziehen, und er hätte seinem Feind eins ausgewischt. Durch mehrere Ursachen hatte sich Wertz einen kleinen Anhang zu verschaffen gewusst. Nämlich Schubert, obgleich Schullehrer und Oeganist, wurde im Township zum Esquire erwählt—und ist unstreitig der fähigste Friedensrichter im County—nebstdem ist er auch angestellter Landmesser des Countys, Grabsteinhauer und letztes Jahr United States Assessor geworden. Durch die vielen Geschäfte, die er nun zu erfüllen hat, gab er die Schule auf, natürlich mit Einwilligung der Gemeinde, hielt aber immer noch die Organisten-Stelle und somit Wohnung und Kirchenland im Besitz.—Weil er nun nicht mehr Schullehrer ist, wurde dies als ein Vorwand genommen, das Schulland wegzurenten. Nebst dem gab Esquire Schubert durch unparteiische Erfüllung seiner Assessor-Pflichten einigen reichen Gliedern Anstoss und einer dieser fiel ebenfalls auf Wertz's Seite — und mit diesem Anhang glaubte nun Wertz, Esquire Schubert vertreiben zu können.

Etwa drei Monate zurück wurde bei der Wahl für Kirchenraths-Glieder von dieser Partei ein Mann in den Vorsteher-Stuhl eingeschmuggelt. Dieser Vorsteher kam vor einiger Zeit vor dem Gottesdienst zu mir mit dem Antrag, eine Wahl bekannt zu machen, um den Schulplatz zu verrenten.

Ich frug ihn, ob der Kirchenrath eine solche Wahl beschlossen habe? er sagte: Nein! aber die Gemeinde wolle die Wahl. Ich wies ihn kurz ab und an den Kirchenrath. Bald kam er wieder und zum drittenmal, mit seinen Treibern vertreten. Nun rief ich eine Kirchenraths-Versammlung auf heute, um durch einen Beschluss der Sache ein Ende zu machen. In unserer Versammlung las ich nun den Deed des Landes und die alten Rechte vor, darin lautet es: Dass das Schulland zu keinem anderen Zweck auf ewige Zeiten verwendet werden darf, als wie zu Schul- und Kirchenzwecken—und dass der Kirchenrath und die Gemeinde darauf sehen sollen, dass solches ausgeführt werde. Damit war zum grossen Aerger von Wertz und Velti Geist die Sache abgethan.—Esquire Schubert sitzt wieder fest. Er ist ein tüchtiger, fähiger Mann. Die Hörner sind ziemlich abgestossen, wenn auch noch kleine Zapfen stehen. Alles geht ja nicht auf einmal.

Januar 14. Gottesdienst in Langschwamm und Lecha.

Januar 15 Nach Allentown. Letzten Sommer hat sich die Stadt eine Engine für ihre Spritzen-Company gekauft. Am Mittage bringt die Company die Spritze aufs Square und exerzirt sich zur Handhabung derselben. Die Maschine spritzt das Wasser so hoch als wie der lutherische Kirchenthurm. Die Revolutionen der Maschine sind ungeheuer schnell. Dies verursacht hunderte von kleinen Wolken, die von den bituminösen Kohlen ganz schwarz dicht in einander getrieben, gerade aufsteigend, eine wunderhübsche Wolkensäule bilden. Wirklich ein herrlicher Anblick! Das Wasser wird mit solcher Macht in die Höhe geschleudert, dass der grösste Theil desselben sich oben hoch in der Luft in Nebel auflöst und weniges nur wieder als Regen herabfällt.

Ein abscheulicher Winter so weit. Schnee, Regen, Thauwetter und Kälte, Schmutz und rauhe Strassen kämpfen in stetem Wechsel mit einander. Letzten Samstag und Sonntag Frühjahrs-Witterung, heute wieder sibirische Kälte und am Abend frische Schnee-Auflage.

Januar 16. Abendgottesdienst in der Friedenskirche. Nach dem Gottesdienst den Kirchenrath versammelt, die gleichmässige Theilung des Prediger-Lohnes aus einer Kasse abzuschaffen.—Auch hier herrschte noch der Gebrauch, dass die beiden Kirchenräthe einmal des Jahres, und zwar gemeinschaftlich, das Geld zur Besoldung der Prediger collectiren, in zwei Theile schlagen, und jedem Prediger die Hälfte geben. —Das taugt nichts. Die Gemeinde ist beinahe ganz reformirt.

In Gemeinden wo die Lutheraner stärker sind, wie in Mertztown und der Lechakirche, da hat es schon länger aufgehört, die Prediger-Gelder zu theilen; jede Gemeinde collectirt für sich selbst. Was Einem billig ist, ist dem Andern recht! So will ich, dass es auch hier so geändert werde.

Um 3 Uhr Mittags verliess ich mein Haus, fuhr drei Stunden, bis ich nach der Kirche kam. Strassen schlecht gebahnt, und Pferd krank und müde. Ich redete zur Versammlung ein und eine viertel Stunde. Um 8 Uhr wieder auf den Heimweg und um 11 in der Nacht heimgekommen.

Januar 18. Letzte Nacht erkältet, krank.

Januar 19. Hilft alles nichts! muss nach Langschwamm, wo Vater Johannes Fenstermacher zu beerdigen ist. Grosse Versammlung. Fenstermacher war ein würdiger Greis. Ein Nachkomme des ersten Pioniers, der diese Gemeinde gründen half und die Gegend ansiedelte. Von ihm habe ich Vieles aus der alten Zeit; seine Erzählungen sind zuverlässig und sein Gedächtniss ist ungeschwächt bis ins Alter.

Januar 21. Gottesdienst in der Friedenskirche. — Der Kirchenrath, wie letzten Mittwoch Abend verabredet, kam nicht zum Beschluss wegen der Abschaffung der gemeinschaftlichen Besoldung der Prediger. Ich berief jetzt den Kirchenrath zur Versammlung nach dem Gottesdienst, und stellte der Gemeinde von der Kanzel aus die Unbilligkeit vor. Der Kirchenrath beschloss einstimmig eine Wahl, wo die Gemeinde dafür oder dagegen entscheiden solle.

Am Nachmittage eine Leiche in Heidelberg. Mutter Rex beerdigt. Die Predigt ging mir besonders leicht.—Vor zehn Uhr fünfzehn Meilen fahren; mit Sonnen-Aufgang auf die Strasse, drei Stunden fahren, zittern vor Frost und predigen; dann ohne Mittagessen ein paar Meilen fahren, ein Kind zu taufen, und von da weiter eine Leiche abholen und wieder predigen, und um fünf Uhr auf den Heimweg und zwei Stunden in der Nacht nach Hause kommen, an Leib und Seele bankerott—das ist überarbeitet! und doch will ich es gerne thun, wird es nur Frucht bringen.

Nach der Leichenpredigt kam Frank Ziegler zu mir, mit der Zumuthung: mit ihm heimzufahren, um ein Kind zu taufen; er wohnte droben an Riedy's Mühle—ein Umweg von acht Meilen. Das war mir zu viel. Ich sagte ihm ab, da ich unmöglich die Anstrengung ertragen könne und heim müsse, da ich am folgenden Tage nach Reading zu gehen habe. Er war zu Fuss nach der Kirche gekommen, mit der Absicht ich

solle ihn heimfahren; desswegen drang er wiederholt in mich, mit ihm zu gehen. Ziegler hätte sein Pferd, sowohl als jede andere Familie, nach der Kirche bringen können. Ich ging nicht; die Zumuthung grenzt an Unverschämtheit, weder ich noch mein armes Pferd hätte die Anstrengung ertragen können.—Taufte sechs Kinder.

Januar 22. Nach Reading. Letzten Freitag hatte ich eine Versammlung der Zeitungs-Committee dort bestellt, konnte aber wegen der Leiche nicht beiwohnen. Die Committee wies Rev. Good, früher Superintendent der Freischulen von Berks County, den Bausman gern als Editor der Zeitung gesehen hätte, zurück. Charles Leinbach wünscht, ich solle die Edition übernehmen. Dazu wohne ich zu weit ab und mein Pfarrfeld lässt mir keine Zeit übrig; so gern ich es gethan hätte, musste ich es absagen.—Um die Sache durchzuführen, bleibt uns niemand als Bausman; allein auch er weigert sich, da er sich in der deutschen Sprache nicht zu Hause fühlte.

Januar 25. Schrieb den Prospectus für den Hausfreund *in spe*, wie er in der ersten Nummer unter: "Was wir brauchen und was wir wollen", erschienen ist.

Januar 26. Eine Masse Briefe geschrieben. Einladungen zur Mitarbeit am Hausfreund.

Januar 27. Dr. Wertz und Frau Annie Trexler auf Besuch. Rücksprache wegen der Gründung der Langschwamm-Pfarrstelle.

Januar 28. Gottesdienst in Lynnville, konnte mit viel Gnade predigen. Nach dem Gottesdienst kommt William Schmidt — früher hier ein Gemeindeglied, jetzt über dem Blauen Berg wohnend—zu mir und gibt mir $5, die Predigt habe einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, dass er mir einen Beweis davon geben müsse.—Nachmittags Gottesdienst in Lowhill. Auch hier ist die gemeinschaftliche Besoldung der Prediger noch Gebrauch. Legte es der Gemeinde vor und nöthigte zur Abschaffung derselben. Der Kirchenrath will sich auf nächsten Sonntag versammeln und darüber verhandeln.

Januar 30. Nach Allentown. Bezahlte die Unkosten, die durch den gerichtlichen Verkauf meines Hauses veranlasst waren. In der Sheriff's Office hatte ich $73 zu entrichten für zweimal nach Fogelsville zu fahren. Das ist Wirthschaft! die öffentliche Krippe ein guter Maststall für hungerige Politiker! Mein Lawyer sagt mir er sei zu $50 berechtigt, wolle

sich aber begnügen mit der Hälfte. Also ein rundes $100 für eine Arbeit, die mit $10 reichlich bezahlt wäre. Wieder eine schöne Figur für meinen Geldsack, und doch war die Sache nicht zu umgehen.

Auf meinem Heimwege fährt ein Holzschlitten mit zwei Pferden vor mir her; ich hole ihn ein, und da er nur im Schritt fährt, will ich vorfahren. Er lässt mich bis zu seiner Seite kommen, dann jagt er ab im vollsten Trab, um augenblicklich wieder Schritt zu fahren. Jetzt sagte ich ihm, er solle schneller fahren oder mich vorlassen. Seine Antwort ist Fluchen und mir eine Faust machen. Der Mann heisst Oswald, wohnt an Seiberlings Sägemühle und ist ein Glied der Ziegelkirche. Das heisst Sitte und Reverenz vor seinem Prediger! und jeder glaube mir: es gibt dieser rohen Glieder noch immer in unsern Gemeinden.

Januar 31. Abendgottesdienst in der Ziegelgemeinde. Die Kirche voller Leute. Konnte recht klar und mit Eindruck reden. Gegenstand: die Heilung des Aussätzigen.

Februar 1. Leiche in der Friedenskirche: ein Kind von Paul Remaly. Ich höre dass Br. Steck in Rücksicht auf die zu haltende Wahl, die Gelder nicht mehr zu theilen, keine Einwendungen macht.

Meine Frau begleitete mich, ihrer Gesundheit wegen. Auf dem Heimwege statteten wir einen Besuch ab bei Jonas Peters in Heidelberg. Wir wurden auf das Herzlichste aufgenommen und obgleich nicht um Essenszeit, machte sie trotz allen Einwendungen uns ein Gastmahl bereit.—Als wir nach Hause kamen am Abend, waren Sophia Miller, Isabella Peter und Miss Lenz auf Besuch bei uns.

Februar 3. Nach Langschwamm.—Die Langschwamm-Gemeinde war ursprünglich ganz reformirt, und alle liegenden Güter einziges Eigenthum der Reformirten. Nun haben in letzter Zeit einzelne Lutheraner einen Versuch gemacht, ein gesetzliches Recht auch an die Ländereien zu bekommen; ich bestellte diesen Tag, um die alten Rechte zu erforschen, was geschehen könne.—Bei Esquire Schubert lasen wir die Schriften und Urkunden der Alten—aber siehe! die wussten was sie wollten, denn sie hatten alles so niet und nagelfest gemacht, dass an ein Aendern der Sache nicht zu denken ist.

Am Abend stattete der Chor der Friedensgemeinde mir einen Besuch ab. Schlittenbahn.

Februar 4. Gottesdienst in Mertztown und Ziegelkirche.

[illegible] predigen: der Eindruck war [illegible]

[illegible] aus besuchte ich die kranke Frau [illegible] wurde sie vom Schlagfluss auf [illegible] sie auf zu Gebet, [illegible] getröstet in all [illegible]

[illegible] einen kurzen Besuch. [illegible] die dem Herrn von Herzen erge- [illegible] auf diesem Eckstein [illegible]

[illegible] in der Ziegelgemeinde. [illegible] Schäfer und kam [illegible] andern Kinder wohnen.

[illegible] Ein langes Gespräch mit [illegible] unsere neue Zeitung zu [illegible] den geeignetsten Ort [illegible] aus seiner lang- [illegible] dem Editor des [illegible] einer Nummer von 5000 [illegible] können, dafür würde er Pa- [illegible] Versendung liefern.

[illegible] Langschwamm. Regen. [illegible] Walberts. Walberts fahren [illegible] Sie sind noch nicht [illegible] Wege. Mrs. Walbert [illegible] zu viel auf subjective [illegible] muss ich es erfahren, dass wenn [illegible] dem lieben Gott in sei- [illegible] Gemeinde allewege vor- [illegible] und zu Gott wartend auf- [illegible] heisst. Ja, traurig [illegible] noch nicht fest stehen [illegible] subjectiven Gefühle, zum Prüf- [illegible] Nachbarn machen will, und wo- [illegible]

Februar 11. [illegible] in Lecha und Langschwamm. [illegible] will mir Vorwürfe machen, dass ich seinen [illegible] Vater—der schon acht Wochen litt—nicht besucht [illegible] Ich erwiderte ihm, das sei seine, nicht meine Schuld; [illegible] auch in dieser Zeit jeden andern Sonntag an der Kir- [illegible] und kein Wort davon mir gesagt.—Ich besuchte [illegible] kranken Vater. Als ich ins Krankenzimmer trat, lag er



The New Ziegel Church.

auf einer "lounge" und litt schmerzlich an Neuralgien. Während er meine Hand ergriff, flossen ihm die Thränen seine Wangen herab, er konnte vor innerer Bewegung nicht reden. Er war nie in seinem Leben krank gewesen, ist reich, ein Haupt-Gemeindeglied und moralisch gerecht, hat eine aussergewöhnlich zähe Natur und ein nicht leicht anregbares Herz. Ich redete lang mit ihm und merkte bald, dass er Furcht vor dem Sterben hat — ist 65 Jahre alt — und durchaus keine Geduld, das auferlegte Kreuz zu tragen; er meinte, acht Wochen solche Schmerzen zu tragen, könne man länger nicht mehr aushalten. Ich verwies ihn auf Christi Leiden, wie er unschuldig gelitten und nicht widersprach; wir aber unsere Leiden verdient haben und uns wenigstens zur Fassung mit Geduld bemühen müssen, damit wir erkennen die Absichten, die Gott mit der Sendung der Leiden bei uns hat. Da stimmte er dann auch mit überein und meinte, er habe es freilich verdient, und wünschte, ich solle für ihn beten. Ich hielt erst noch eine Rede an ihn, worin ich ihm einen Blick auf Gottes Treue gegen ihn in seinem reich gesegneten Leben öffnete und ihn brüderlich frug: ob er diese Liebe und Treue Gottes erkannt und erwidert habe? Sein Herz wurde immer weicher und laut bekannte er: O nein! ich habe zu viel der Welt gelebt und darum meine Strafe. Ich forderte seine Gattin und Kinder auf, mit mir zu beten für ihren Vater. Und als wir uns niederknieten, rutschte er kaum vermögend von seiner Lounge herab und kniete sich mit. Er betete ernstlich mit; denn als wir aufstunden, verweilte er noch lange in seiner Stellung und seufzte und weinte bitterlich.—Als ich ihn verliess, war er viel gefasster und verlangte, ich solle ihn bald wieder besuchen; er wolle sich bereiten, dass er dann das Abendmahl empfangen könne.

Februar 18. Gottesdienst in Heidelberg und Friedenskirche. Zu Mittag war ich bei Vater Daniel Wehr, wo er mich zuerst aufmerksam darauf machte, wie Schulmeister Geiger an der Heidelberg-Kirche uns Reformirten entgegen und den Lutheranern im Vorzug handle. Konnte heute mit besonderer Leichtigkeit predigen. Auch in diesen Gemeinden wird erwartet, ich werde resigniren und die untere Stelle annehmen. Verursacht ein unzufriedenes Gefühl; und wäre doch ihre eigene Schuld, wenn es so geschähe.

Februar 22. Washingtons Geburtstag. Keine Feier dies Jahr.—Alles politische Reden geht jetzt auf in dem Veto des Präsidenten Johnson, das er auf die "Freedmen's Bureau Bill"

gelegt hat. Diese Bill wurde in beiden Häusern von der republikanischen Partei zur Sicherstellung der armen Sclaven passirt. Johnson's Veto ist ein Blitzstrahl durchs Land. Er will sich als ein Jackson erweisen und wahrscheinlich, als ein südlicher Mann, den Süden zum Freunde machen, um wieder als Präsident erwählt zu werden. — Löhrs Geschichte der Deutschen in Amerika durchgelesen. Manches gut und scharf dargestellt, anderes höchst schief beurtheilt. Unmöglich, dass ein Deutscher nach Amerika kommt, nun anfängt in den Büchern und Urkunden zu wühlen, und ein Urtheil über die Gestaltungen des Volkes geben will. Europa und Amerika sind gar verschieden!

Februar 25. Gottesdienst in Lowhill und Lynn. Der Kirchenrath hat nichts gethan in Rücksicht auf die gemeinschaftliche Besoldung der Prediger. Ich taufte die Zwillinge des Schulmeisters Daniel Miller. Nach dem Gottesdienst in Lynn muss ich in einem Privathause ein Kind taufen; dann wieder fünf Meilen zurück nach Lowhill, zu Nathan Wetherhold, dessen Kind taufen. Am Morgen war ich an dessen Haus vorüber gefahren; er vernachlässigte es, mich anzuhalten, und nun muss ich den weiten Weg umfahren, um seinem Versäumen nachzukommen. Das sind Zumuthungen, wie sie gar häufig vorkommen.

Februar 26. Leiche in Mertztown. Ein Kind von Ruben Haas. Schon früher habe ich ihm ein Kind beerdigt, auch seinem Bruder Jonathan einen Sohn begraben. Sind von den angesehensten Gliedern und wohlhabend.

Nach der Leiche zu Dr. Trexler und James Weiler. In letzter Zeit schien mein letztjähriger Plan der Vertheilung meiner Pfarrstelle wieder sich neu zu beleben. Weiler meint, wir brauchten jetzt nur eine Bau-Committee zu erwählen und den Bau eines Pfarrhauses anfangen, das Bezahlen würde sich von selbst finden.

Februar 28. Abendgottesdienst in der Ziegelkirche. Jonas Knerr sagte mir, er habe in der Gemeinde Erfolg für die Gründung einer Pfarrstelle.

Pfarrer Brobst schreibt mir: Er sehe ein, dass Allentown doch wohl der Ort sei für die Herausgabe unserer neuen Zeitung; und meint, wir könnten dann, wie von Jugend auf, in brüderlicher Gemeinschaft wirken.

Maerz 4. Gottesdienst in der Ziegelkirche und in Mertztown. Mittags bei Gideon Ziegler, dessen Kind ich taufte. Nachmittags nach dem Gottesdienst will mir Vorsteher Ch.

Weiler nochmals Vorwürfe machen, dass ich Vater Herzog nicht besucht hätte. Ich wies ihn zurecht, indem ich ihm sagte: Ich hätte noch acht andere Gemeinden zu versorgen und könne unmöglich jedem abwarten, wie es geschehen solle. Er solle als Vorsteher seine Pflicht thun in dem jetzt vorliegenden Plan der Vertheilung meiner Pfarrstelle, dann würde ich gerne thun, was ich jetzt unmöglich vollbringen könne. Gerade dieser Vorsteher war der Mann, an dem mein Plan scheiterte. Anstatt dass er die Sache unterstützte, sprach er dagegen. Gerade die, die nichts thun, haben zum Schwatzen das grösste Maul.

Maerz 6. Meine Frau Amanda geht nach Philadelphia zu Dr. Hering, um sich wegen Halsleiden untersuchen zu lassen. Meine Mutter hält den Hausstand mit den Kindern in Ordnung.

Maerz 7. Vorsteher Manasses Bachman von Lowhill besucht mich, um über den Stand der Gemeinde zu berathen. Ich gab ihm den Plan, die Gemeinde, die ohnehin kaum zehn lutherische Familien hatte, ganz reformirt zu machen. Er sieht das Zweckmässige der Sache ein, zweifelt aber an der Möglichkeit der Ausführung. — König von Reading mit einem Sohn von Jonathan Trexler besuchen mich ebenfalls und wünschen, ich solle ihnen helfen zur Arbeit, dass sie eine Grabsteinhauerei in Allentown etabliren könnten. König ist ein Künstler.

Maerz 8. Eine Leiche in Lecha. John Schmoyer, sen., in Gemeinschaft mit Bruder J. Jäger begraben. Schmoyer war lutherisch. Jäger predigte. Jeder von uns bekam zehn Dollars. Das hätte nicht gelegener kommen können. Einmal wieder die Noth zur Reife gediehen. Alles all und kein "Nervus Rerum" vorhanden, um die Dinge zum Einkehren einzuladen. Aber auch Zeit dazu, und da darf es auch nicht fehlen.

Maerz 10. Las in letzter Zeit das Gedenkbuch des 300-jährigen Jubelfestes in der deutschen Sprache. Ein werthvolles Buch. Beinahe alles darin Enthaltene gut. Dr. Harbachs Artikel dem Lehrgehalt nach am meisten zu tadeln. Er will Grund gewinnen für das Hochkirchenthum; und in der Entwickelung des Begriffs "Cultus" kommt er in den Begriff der "Kirche" selbst, und stellt Cultus seinem Inhalt nach viel zu hoch. Dr. Th. Appel lässt der reformirten Kirche im Unterschied der lutherischen Kirche nicht Genüge geschehen. Ihren wesentlichen Unterscheidungs-Punkt, *ob-*

jectiv zu sein, im Unterschied lutherischer Subjectivität, missachtet er und gibt unserer Kirche zu wenig. Gerade die reformirte Kirche ist die Kirche des Protestantismus der Form nach. Schaff ist natürlich Meister, selbst über die europäischen Autoren.

Maerz 11. Abendmahl in Heidelberg. Gestern hatte Fogel Vorbereitung hier. Noch vor zehn Uhr fingen wir den Gottesdienst an. Die Kirche war überfüllt, an 200 Glieder nahmen das Abendmahl; um halb ein Uhr erst den Gottesdienst geschlossen. Nach dem Gottesdienst der alten Mutter Hausman das Abendmahl gereicht.—Die Schlittenbahn wird weich und der Weg schlecht.

Maerz 12. Wieder nach Heidelberg. Beerdigte Abraham Riedy, jun. Er starb an der Wassersucht. Während ich die Standrede am Hause hielt, fing es an zu regnen. Hatte eine nasse Fahrt.

Maerz 13. Wieder eine Leiche in Heidelberg. John Röders Frau, geborne Hunsicker. Nach der Leiche zum Aeltesten Daniel Peter, dessen Gattin am Typhus liegt. Von dort wieder nach der Kirche, wo ich das Feuer schürte und am warmen Ofen eine Predigt auf morgen studirte. Am Abend nach Sägersville und übernachtete bei Peter Miller.

Maerz 15. Recht krank, von der Erkältung der letzten Tage.

Maerz 16. Lathan, Taxcollector, hier für nachträgliche Substitut-Gelder. Im Ganzen habe ich jetzt über $125 Substituttaxen bezahlt. Die Schulboard, welche diesen Tax zu collectiren hat, kommt mit einer Nachrechnung von $5000 ein, ohne von etlichen $30,000 empfangenen Geldern je Rechnung abgelegt zu haben. Die Bürger weigern sich, vor abgelegter Rechnung mehr zu zahlen, und senden eine Appellation an die Court, die Schulboard zur Rechnung zu zwingen. Die Rechnung folgte, aber in einer solchen Form, die nur ein Hohn auf die Bürger ist. Die flache Hand deckt beinahe die ganze Rechnung und unten sind rechte Beleidigungen zugefügt, wie "den Tanz haben wollen und nun nicht den Fiedler bezahlen wollen". (Habe ein Exemplar davon in meiner Dokumenten-Sammlung aufbewahrt.)

Heute Abend kam Frau Amanda von Philadelphia zurück, nicht ohne Hoffnung, da der Homöopath Amerikas, Dr. C. Hering, meint, die Krankheit verlegen zu können.

Maerz 17. Ernstlich krank. Meine alten Neuralgien

rücken wieder langsam an. — Musste das Abendmahl in der Friedenskirche abbestellen.

Das Fleckenfieber tritt zum erstenmal in unserer Gegend auf. Etwa ein halb Dutzend Personen starben daran bei Siegersville und auch einzelne hier in Fogelsville. In fünf bis sechs Stunden waren einzelne gesund und todt. Scheint eine Form von Typhus zu sein.

Während meiner Krankheit empfange ich einen Brief von Charles Leinbach, dass Bruder Bausmann die neue Zeitung übernehmen wolle, und Edition, Herausgabe und Verlag alles auf seine Schultern zu nehmen gedenke. — Ich schrieb einen Bericht an die Classen von Ost-Pennsylvanien in Rücksicht auf das Blatt.

Ein junger Prediger bei mir auf Besuch [N. N.]. Ein persönliches Quodlibet; der Mensch ist wahrlich nicht recht gescheidt. Ein anderer junger Pfarrer taufte ihn mit dem Namen: *Eli Lama* = Mein Gott, warum hast du mich verlassen? Wie soll aus solch einem Herzen voll Mondschein, Kopf voll Unklarheit, Mund voll Schwatzen, mit einer solchen klingenden Schelle eine Gemeinde aufgebaut werden? Bunyans Schwätzer, der dumme Peter und die personificirte Selbstsucht haben sich in diesem Menschen in ein Ganzes vereinigt.

Vom 17. März bis zum 7. April sass ich zwischen meinen vier Pfählen und wartete meines alten Freundes: Neuralgie, der seinen Hexentanz in allen Formen durch exercirte. — Mein Schwager versah die Amtspflichten über die Feiertage. Ich hatte zwei Copulationen in meinem Hause.

April 7. Vorbereitung in Lecha. Regen.

April 8. Abendmahl in Lecha. Gestern Regen, heute Schnee.

April 9. Nachwehen von der ungünstigen Witterung; doch scheint es ohne frische Erkältung abgegangen zu sein.

Während den letzten Wochen las ich D'Aubignes fünften Band der Reformations-Geschichte: die Reformation in England. Höchst unvollkommen; auch ist seine Auffassung der Kirche falsch. Die Kirche ist mehr als Reformation, mehr als bloses Bibellesen und ein Gefühlschristenthum, kurz, sie ist mehr als die subjektive Erfahrung der Heilswahrheiten. Die Kirche schliesst formales, organisches, sichtbares, äusseres Bestehen in sich, und dann zweitens das geistige Leben in und durch diese äussere Begründung. Erst in beiden ist der Begriff "Kirche" festgestellt. Ganz anders ist es, wenn wir vom Reich Gottes reden.

April 15. Abendmahl in Friedenskirche. Konnte mit viel Gnade predigen. Nach der Kirche Kindtaufe bei N. Hoffman. Esquire Kistler von Sägersville Gevattersleute.

April 20. William Peter, alias Billy Peter, von Slatington kommt, mich zu einer Person nach Slatington abzuholen. Er sagt, die Person sei in Bussnoth und müsse Hülfe haben. Die Frau aber hatte nicht einen Schatten von Busse, sondern war milzkrank und wollte sich umbringen.

Ein langes Gespräch mit William Peter. Er ist schwärmerisch gesinnt, seit ich ihn kenne, und einer derer, die von Anfang an unsere Betstunde mit den Evangelischen gemeinschaftlich halten wollten. Zugleich war er aber auch mein wärmster Freund. Als unsere Betstunde sich von den Schwärmern absonderte, ging er mit uns; hielt aber auch dorthin und in letzter Zeit wieder mehr. Es sind wohl acht oder zehn solcher Glieder in der Gemeinde, die schwärmerisch sind und uns nicht gehorchen; wollen sich aber auch von uns nicht trennen. So müssen wir sie Gott überlassen.

April 21. Glaubte, mein Schwager habe die Vorbereitung in Lowhill; er war aber nicht hingegangen; so war gar kein Gottesdienst dort. — Mittags kommt ein Vorsteher und erkundigt sich, was gefehlt habe.

April 22. Abendmahl in Lowhill und Gottesdienst in Lynnville. Die Kirche drüben in Weissenburg soll abgerissen werden, auf dass bis auf Pfingsten der Eckstein gelegt werden kann — so war auch heute dort das Abendmahl von Bruder Leopold. Trotzdem waren beide Kirchen überfüllt. — Gideon Moyer und Nathan Miller lehnen sich auf gegen mich, weil in letzter Zeit Fogel mehr als ich dort predigte. Sie meinen, ich werde die Gemeinde aufgeben, und nehmen Anstoss daran. Da ist wieder das eigene Gefühl die Richtschnur des Urtheils. Gottes Wege sind ihnen zuwider, wenn sie nicht in ihren Plan passen. Gideon Moyer weiss recht wohl, dass ich bei meinen Gemeinden meine Pflicht nicht thun kann, will aber auch nicht, dass ich Lynnville aufgeben soll, weil es seine Gemeinde ist.

April 27. Diese Woche Abendgottesdienst in der Ziegelkirche.

April 28. Vorbereitung in der Ziegelkirche und Kranken-Communion bei Mrs. Jonas Kern, die immer noch auf ihrem Bette völlig hilflos liegt.

April 29. Abendmahl in der Ziegelkirche. Die Feier erhebend. Der Friede herrschet wieder in der Gemeinde. Ich

taufte zwei Kinder. Besuchte Charles Kleins. Noch ein Krankenbesuch und Abendmahls-Austheilung an Elis. Zimmerman. Schliesslich zu Amos Walberts. Mrs. Walbert reiste am nächsten Tage zu ihrer Schwester nach Pittsburg, da wünschte sie, ich solle einen Familien-Gottesdienst mit ihnen halten, ehe sie ihre Reise antrete.

April 30. Leiche in Friedens-Kirche. Kalt. War zu Mittag bei John Peter. Wie das Oelfieber herrschte, so nimmt jetzt die Slate-Speculation zu. Dabei haben meine Bauern in der Friedens-Gemeinde den Gewinn. Einige haben ihre Bauereien, die des Landes wegen kaum einige tausend Thaler werth sind, für 50,000, andere für 75,000 Thaler verkauft. Auch John Peter hat ein grosses Angebot.—Während ich bei Peters bin, kommt ein Mütterchen und kann vor Weinen kaum reden. Es war die Mutter der kranken Person, um deren willen ohnlängst William Peter mich abholte. Die Mutter meint, ihre Tochter sei verloren, weil sie in ihrer Krankheit, von den Schwarmgeistern dazu angeregt, sagte: sie habe keine Hoffnung selig zu werden. Ich versicherte die geängstete Mutter, ihre Tochter habe Milzkrankheit und die habe mit der Busse nichts zu thun; es sei blos eine fixe Idee, die ihnen die Schwärmer eingeschwätzt hätten.

Mai 1. Classis versammelte sich diese Woche in Mount Bethel. Als ich fort will, kommt eine Bestellung, die Leiche von Christoph Henritzi in Heidelberg zu halten, die ich nicht absagen durfte; so schrieb ich meinen Parochial-Bericht, wie auch eine Darstellung der Lage der neuen Zeitung und sandte beide Berichte an die Classis ein.

Mai 4. Heute die Leiche von Henritzi in Heidelberg. Gott half wieder bei der leeren Casse aus; erhielt $15 für die Predigt.

Mai 5. Vorbereitung in Langschwamm. Besuche David Hertzog. Man hat die Familie beredet, den armen Mann nach Easton zu Dr. Saylor, einem Hexen-Doktor, zu bringen. Es war mir leicht, dem Kranken die verrückte Idee aus dem Kopfe zu reden; er sagte: er glaube nicht an so etwas, aber er meinte, seine Medizin hätte ihm doch vielleicht helfen können.—Die Abendmahlsfeier habe ich mit ihm verschoben.

Mai 6. Abendmahl in Langschwamm und Gottesdienst in Lecha. Die Kirche konnte die Menschenzahl nicht fassen. —Besuchte Mittags Mutter Butz bei Stephen. Die alte Frau hat Herzwassersucht und ist recht elend. Sie will gesund werden und jammert Angesichts des Todes. Da hiess es: O,

Welt, ich muss dich lassen! Ich ermahnte sie, ans Sterben zu denken, und suchte im Gebet ihr Herz auf Jesum zu lenken. — In der Lechakirche wenig Leute.

Mai 7. Beerdigte Philipp Reitz in Lynn; ist lutherisch. Die Familie gab mir $10. Gestern Morgen eine Copulation $5; also $30 — gerade so viel ich brauchte, Gott sei gedankt dafür!

Kaum war ich eine Stunde zu Hause, wurde ich nach John Bleilers gerufen, dessen betagte Mutter im Sterben liegt. Sie hatte Krebs im Auge und war heute noch vom Schlagfluss gerührt worden. Nahe oder völlig bewusstlos lag sie auf ihrem Bette, röchelt und jammert. Ich versuchte zu ihr zu reden, bekam aber keine Aufmerksamkeit; der Tod hatte schon seine Hand auf sie gelegt. Ich betete für sie. — Was soll der Prediger an solchem Sterbebette? Schon drei Jahre litt sie, aber man hatte mir keine Einladung gegeben, sie zu besuchen. Bleiler, ihr Sohn, war nämlich einer der Baumeister an der Ziegelkirche gewesen, und wollte wegen den gehabten Reibungen nicht zu mir senden. Haben sie mich gehasst, verfolgt, und ich sie tüchtig geklopft, so sind mir nun alle wieder freundlich.

Mai 10. Himmelfahrt. Organisirte die Sonntagsschule in der Ziegelkirche. Das System der Sonntagsschule taugt im Grunde nicht viel. Es ist keine geregelte Ordnung, noch kirchlicher Sinn in den meisten Schulen. Ich habe früher Regeln für meine Sonntagsschulen verfasst, aber die Ausführung derselben unterbleibt. — Wir wählten zwei Superintendenten, einen lutherischen und einen reformirten, und theilten die Schule eigentlich in zwei Theile. Jeder Superintendent überwacht seine Schule, obgleich beide beieinander und in der Kirche sich versammeln.—Als Lehrbücher gebrauchen wir die Bibel, erstes und zweites Lesebuch der Amerikanischen Traktat-Gesellschaft, zum Auswendiglernen die Catechismen, und alles andere musste über Bord.

Mai 12. Eine Trauung. Alten Styls: kommen in vier Wagen, um dann umher zu fahren und sich in den Wirthshäusern einen lustigen Tag zu machen.

William Lichtenwallner besucht. Er ist jetzt Representativ in der Gesetzgebung unseres Staates; hat sich mehrmal schwer erkältet und entwickelt sich bei ihm Auszehrung. Ich rieth ihm den Gebrauch des Lebensweckers an, der ihm auch gute Dienste that.

Mai 13. Sonntag. Eine Riesenarbeit heute. Bis halb

zehn Uhr musste ich zwei Meilen hinter der Heidelberger Kirche sein, eine Soldatenleiche abzuholen. Als ich nach dem Leichenhause kam, stund das Militär in Reih und Glied am Hause aufgestellt. Auf meine Frage, was das bedeute, sagte man mir, Frances Werth, der Verstorbene, sei Soldat gewesen und solle mit militärischen Ehren begraben werden. Bei Bestellung der Leiche hatte man mir kein Wort davon gesagt. Ohnehin sind mir alle Eingriffe in unsere kirchliche Ordnung von aussen her ein Greuel; nebstdem behandelt der Staat den Predigerstand mit Geringschätzung. Zum Beispiel: bei der Ecksteinlegung des Gettysburger Monuments kommen die Prediger im Festprogramm sogar noch hinter die politischen Zeitungsdrucker oder besser Zeitungsdrecker zu stehen. Der Ladenmacher hatte den Auftrag, mich zum Militärstabe zu führen, um die Einrichtungen des Tages zu ordnen. Ich erwiderte ihm, die seien schon gemacht und ging in das Haus. Nach dem kurzen Trostzupruch am Sarge verlangte ich nach den Papieren, um das Personal zu schreiben. Da schiebt sich ein betroddelter Hut hervor, sich, seine Würde zu zeigen, recht in die Brust werfend — und reicht mir ein Papier hin. Es war der militärische Entlassungsschein des Verstorbenen. Ich wies das Papier zurück mit der Frage nach Tauf- und Confirmationsschein und der kurzen Zurechtweisung: Gott habe bei uns den ersten Rang und nachher komme das Militär. — Ich predigte über Joh. 14, 22: Eure Freude soll Niemand von euch nehmen. Thema: Was ist das für eine Freude? 1. Nicht die Weltfreude—die hört auf und verwandelt sich in Trauer. 2. Scheinbar eher eure Freude als Vaterlandsliebe, die ihr sieggekrönt heimkamet vom Kriegsfeld. Aber auch diese nicht die vollkommene Freude. Unser Volk hat 100,000 Bürgerleben geopfert, um die Rebellion niederzuwerfen und die freien Institutionen des Nordens gegen die Sclaverei der Südstaaten frei zu stellen. Während Lincolns Mörder gestraft wurden, gehen die United States Mörder Jeff. Davis u. A. frei umher. Ist Lincoln mehr als die Union und das Leben von 100,000 unserer besten Bürger? Politische Schlangenbrut hat den Norden verkauft; die Thränen der Wittwen und Mütter, das Wohl von Millionen wird von der Politik missachtet. Wo ist der Bürge, bei so ungerechter Milde, dass nicht nach wenigen Jahren der Tanz der südlichen Ritter von vorne anfängt? Sehet, da sinkt unsere Siegesfreude gewaltig! Also 3., die Siegesfreude der Christen ist, was uns Christus im Texte vorhält. Treten wir in

den Dienst dieses Feldherrn! Das ist auch eine Fahne, wo auf blauem Grunde Sterne glänzen—das Firmament mit den Millionen Sternen — der Glaubenssieg unvergänglicher Freude—kein möglich eintretender Betrug—wo der Feind gewisslich und gerecht gerichtet wird.—Ihr habt gekämpft für Menschenrechte und Freiheit — gewonnen und am Ende doch, durch eine faule, verrottete Politik, verloren. Die Zukunft wird ihre Frucht zeigen! wo Gerechtigkeit fehlt, die in den Händen der Obrigkeit unerbittlich sein muss, da muss Verderben einreissen. In Christi Reich anders, die Fesseln werden fallen und ewige Freiheit die Siegesfreude heissen.—Die Kirche war gedrängt voll Menschen; alles war Ohr, die Leute fühlten die Wahrheit und die Soldaten hätten lieber Hurrah geschrien, wie sie mir nach dem Gottesdienst sagten.

Nach der Leiche fuhr ich nach der Friedenskirche und predigte dort. Sehr heiss. Gegen Ende der Predigt rückt ein schweres Gewitter mit Sturm und Schlossen an. Der Regen goss in Strömen herab. Ich setzte hier einen neuen Kirchenrath ein. Hatte auch noch eine Taufe zu vollziehen. — Etwa drei Meilen von der Kirche auf meinem Heimwege hatte der Sturm einen Baum quer über die Strasse geworfen; ich musste absteigen und jedes Rad über den Baum hinüber heben. Eine Strecke weiter wiederholte sich dieselbe Procedur. Glücklich aber schrecklich müde nach Hause gekommen.

Mai 14. Mutter Bleiler in der Ziegelkirche begraben. Die erste Leiche, die ich in dieser Familie hielt. Das Haus steht an der Creek, wo ich zuerst in die Schule getragen wurde. Viele Leute folgten der Leiche und die Kirche war voll.

Mai 20. Pfingstfest. Gottesdienst in Lecha. Predigte über das Thema: "O heil'ger Geist, kehr bei uns ein!" Zu steif; warum kann man sich nicht immer gleich bleiben? Frau und Calvin waren mit. Hinauf auf den Thurm der Kirche. Calvin wollte sehen, wie die Glocke aussehe, und von droben herunter gucken. Die Aussicht vom Thurm ist schön. Mittags waren wir bei J. Weilers. Weil der Eckstein in der Weissenburger Gemeinde zu einer neuen Kirche gelegt wurde, hatte ich in Lowhill den Gottesdienst abbestellt.

Mai 21. Was blinder Wahn thut! Vor etwa drei Wochen kam ein echter Spitzbube hier im Wirthshause vor, blieb über Nacht und am andern Morgen lieh er Georgs Pferd und Wagen, um nach Allentown zu fahren, mit der Angabe, am folgenden Tage wieder zurück zu kommen. Sein eigenes

Pferd und Wagen liess er hier stehen, vorgebend, sein Pferd sei zu müde, bis er wieder zurück kehre. Des Wirthes Gast suchte aber das Weite. Georg, der ihm nachging, kam zurück mit der Ueberzeugung, sein Pferd und Wagen sei gestohlen. Sein Gast war nicht in Allentown gewesen, aber dessen Spur bei Siegfrieds Brücke gefunden und wieder verloren gegangen. Georg rückte die Geschichte in die Zeitung und bei der Procedur stellte sich heraus, dass das in Versatz gelassene Pferd und Wagen ebenfalls gestohlen war. Der Eigenthümer erfuhr, wo sein Eigenthum zu finden, kam und holte es ab. So hatte Meister Georg das Nachsehen.—Heute Mittag kommt ein fremder Mann hierher und will Vieh aufkaufen und gibt sich aus als Schwager von Asa Balliet in Whitehall. Es ist ein Mann von 73 Jahren und soll dem Pferdedieb sehr ähnlich sehen. Georg kommt auf den Gedanken, es sei wirklich der Pferdedieb, und lässt schnell den Constabler holen und bei Judge Fogel einen Warrant aufnehmen, um den alten J. Bull, wie der Fremde seinen Namen angab, festzunehmen. Georg lässt den Alten vor Judge Fogel führen und verhören. Einige der Nachbarn schwören, es sei der Mann. Mr. Bull beruft sich auf seine Familie und Nachbarn in Ironton, dass er um jene Zeit krank zu Hause in seinem Bette gelegen habe. Georg fährt nach Ironton, um die Zeugen zu sehen. Während dem kommen einige der Nachbarn und erzählen mir die Geschichte. Simon Schuler sagt mir, es sei der Dieb, er habe ihn damals genau gesehen. Ich erwiderte Schuler und seinen Genossen, die so stolz waren, dass sie den Dieb erwischt hätten, wenn das der Dieb, dann wäre aller Verstand Unsinn; ausser der Mann wäre in diesen drei Wochen verrückt geworden. Das half alles nichts. Die übergescheidten Leute, unter einem zusammen gelaufenen Haufen, halten den 73-jährigen Greis im Wirthshaus unter Hohn und Spott fest, bis Georg von Ironton in Whitehall gedemüthigt zurück kommt, und sagt: Er ist frei. Was hat jetzt der alte Mann, der Niemand anders war als der, für den er sich ausgegeben hatte, für seine erfahrene Kränkungen? Die Law und diese rohen Menschen sagen: Er ist frei; damit soll er sich trollen, und die Dummheit dieser rohen Menschen schämt sich nicht einmal. Das Unglück war, dass Esquire Salomon Fogel, mein Schwiegervater, abwesend war, der den Mann persönlich kannte.

Mai 23. Heute die Leiche der Mutter Butz gehalten. Sehr grosse Versammlung. Sehr viel fremde Leute aus der

Freundschaft. Rev. Kuntz von Cherryville, Studiosus Ziegler und Schweizer auch gegenwärtig. Stephan Butz, Sohn der verstorbenen Mutter, wohl der reichste Mann der Gemeinde damals.—Wer wenig ausgibt und viel einnimmt, vorausgesetzt, dass Segen darauf ruht, muss reich werden.—Stephan Schweizer hält die Sommerschule in Fogelsville.

Mai 27. Regen, was es schütten kann. Gottesdienst in Mertztown und Ziegelkirche. Schweizer predigte in der Ziegelkirche; war seine erste Predigt; wollte lieber, ich sollte nicht mitgehen. Er sagte, es sei gut gegangen, nur habe er aus lauter Freude, dass die Predigt geglückt sei, das Schlussgebet vergessen. In der Woche höre ich, dass die Glieder seine Predigt loben. Schweizer ist bei uns in der Kost und ich hoffe alles Gute von ihm. — Seine demüthige Gesinnung und Gefälligkeit wird ihm einen Weg öffnen, da sein Herz fromm ist.

Juni 3. Sonntag. Regen, dass kein Mensch fort mag. Kein Gottesdienst. Letzte Woche war Bataillon in Kutztown bestellt; das Kutztowner Bataillon ist bekanntlich in Ost-Pennsylvanien eine Weltbegebenheit. Von der Normal-Schule dort sollen am Tag vor der grossen Begebenheit, geheime Anschlagzettel in der Nähe und Ferne verbreitet worden sein, die anzeigten, dass das Bataillon aufgeschoben wäre. Wenige Leute kamen und Pfarrer Kramlich wurde beschuldigt, er habe den Trick ausgeführt; dafür soll er am Abend von einer "Bullband" traktirt worden sein.

Um 3 Uhr zieht, trotz Sonntag und strömendem Regen, ein Circus hier ein, der auf morgen Vorstellungen geben will. Da stehen die Leute, hämmern und nageln und arbeiten, als ob alles in bester Ordnung wäre.

Juni 4. Der ganze Himmel trübe. Nachbar Georg, der Wirth, macht ein gar sauer Gesicht in seine gehoffte Speculation, die ihm zu verregnen scheint. Der Circus aber schlägt sein Zelt auf; nach Mittag, da die grösste Speculation für den Wirth verregnet ist, kommen trotz allem trüben Wetter Leute herbei, und das grosse Zelt füllt sich bedeutend an. Am Abend, bei der zweiten Vorstellung, ist es zum Ueberlaufen voll.

Juni 7. Nach Langschwamm, Gemeindeglieder zu besuchen: David Walbert, Ruben Butz.

Juni 9. Eine "fashionable Hochzeit". Ei, dass du doch im Dreck ersäufen möchtest! kommt der Teufel und steckt uns seine Narrenjacke der Mode auch in die Kirche herein.

Mode, Fashion, auch in den kirchlichen Handlungen? und doch ist es wirklich so. Früher kamen die Glieder und liessen sich am Sonntag Morgen, als am Tag des Herrn, trauen. Jetzt ist es Fashion auf Samstag; niemand will mehr auf Sonntags in den Ehestand treten, das ist altväterisch! Doch das ginge noch, nun aber wird's immer schlimmer. Allerlei Ceremonien kommen in Verbindung mit, dass man nicht recht weiss, soll man lachen oder schelten. Eine solche Procedur ist folgende: Tags vor der Trauung kommen die drei oder sechs Paare Brautführer zusammen, ein "Rehearsal" zu halten. Da wird dann das ganze kindische Possenspiel 'mal durchgemacht, damit bei der öffentlichen Aufführung keine Schnitzer vorfallen; nicht selten macht der zu agirende Prediger das Narrenspiel in der Probe auch mit. — Hat man nun die Form recht "fashionable" einstudirt mit "Kratzfuss und Kids", dann geht am Hochzeitstage das Affenspiel mit hoher Miene und leerem Herzen los. Das Personal versammelt sich in einem angrenzenden Zimmer, kleidet sich als Brautführer, und kommt in das Zimmer, wo Bräutigam, Braut und Prediger ihrer warten. Nun folgt eine Procession in den Parlor. Der Prediger geht voran, hinter ihm folgen die Brautführer und zuletzt das Brautpaar. Im Parlor stellt sich der Herr Pfarrer auf, die Brautführer-Paare rücken nach bis in die Mitte des Zimmers, da stellt der erste seine Lady hin, macht eine grosse Verneigung gegen seine Dame und tritt etwa einen Schritt zurück; dem ersten Paare folgt das zweite nach und so fort, je so viele Brautpaare erwählt sind, oft sechs oder noch mehr—wodurch eine militärische Front mit zwei Reihen gebildet wird; diese schliesst das Brautpaar, welches neben einander zwischen dem letzten Brautpaar stehen bleibt. Dann tritt der Prediger zwischen das erste Paar und die ganze Sippe bildet ein Quarre, sich selbst zugekehrt und der andern Gesellschaft im Parlor den Rücken zuwendend. Der Herr Pfarrer leiert dann seine Liturgie ab, bis auf das Ringwechseln und Zusammengeben. Ist die Trauung geschehen, dann geht das eingeochste Glückwünschen an. Nach "Refreshments" — die Procedur macht natürlich sehr hungrig! — hält das Brautpaar eine "Reception", wo die Braut oft grossartige Geschenke erhält. Alles wird stehend abgemacht; denn im ganzen Parlor ist kein Stuhl zu sehen.

In diesem ganzen Narrenspiel ist kein Quentchen Respect vor dem Heiligthum zu sehen. Die Kirche mit ihren heiligen Akten, der Prediger in seiner Stellung, soll sich knech-

tisch und weltlich gemein machen, um der Fashion kopf- und herzleerer Parlorhelden zu huldigen — denn die Parlorsitte stellte diese Ceremonie auf und nicht die Kirche. Und nun die Krone ist, dass es solche Weltlinge im heiligen Amte gibt, die sich zu solchen Narrenpossen gebrauchen lassen und meinen noch sogar: das wäre recht schön. Ist es ein Wunder, dass die Kirche Christi von Jahr zu Jahr mehr verweltlicht und die Harlekins-Jacke der Narrheit anzieht!

Ein solches Paar war auch das, das sich heute bei mir trauen liess. Ich sagte ihm einfach: In der Kirche gibt es keine Fashion, und wir wollten einfach beim Alten bleiben.

Juni 10. Gottesdienst in Friedenskirche und Heidelberg. Predigte über das Evangelium des reichen Mannes und des armen Lazarus: Aufschlüsse aus der Ewigkeit und dem Wege dahin. Begriff Hades und Seligkeit — des Wurms, der nicht stirbt, des Feuers, das nicht erlischt—und Weg zum Himmel: Moses und die Propheten. Alles Neue Teufelslist und Betrug. Die Predigt ging mir ungewöhnlich gut, der Eindruck war sichtlich. Warum kann man nicht immer so klar und herzlich reden?

Nach dem Gottesdienst in Heidelberg setzte sich der alte Vater Riedy vor der Kirche unter einen Schattenbaum und fing an zu sprechen von der alten Zeit. Er sagte mir: der alte Michael Peter und er seien jetzt noch die einzigen von Grossvaters Confirmanden in der Gemeinde. Dort, sagte er, mit dem Finger nach der Strasse deutend, stund die alte Kirche; o, wie ist Alles anders geworden als es war! — Er erzählte auch, wie er Grossvater das letzte mal habe predigen hören; er hätte in Lowhill Confirmation gehabt und die Kinder so herzlich ermahnt, die Thränen seien ihm selbst über die Wangen gelaufen und die ganze Gemeinde habe geweint. Während er dies erzählte, wischte Riedy selbst die Thränen von seinen Augen. Ja, sagte er, der alte Vater Helffrich war ein frommer Mann und bald werde ich ihn im Himmel sehen.

Juni 11. Ein Aeltester der Herrnhuter Gemeinde in Emaus kommt in mein Haus und verkauft "Greeley's History of the War". Wir kamen in ein langes Gespräch, indem er seine Gemeinde-Angelegenheiten darstellte. Es geht bei ihnen auch nicht mehr wie früher; die Welt ist auch in ihrer Kirche. Ihr jetziger Pfarrer, Rev. Bachman, ist methodistisch gesinnt und gebraucht das Gnadenbank-System, bei welchem der Aelteste fürchtet: es werde nur eine Kirche gebaut, die eigenen Glieder aus der Kirche hinaus zu führen. Ja,

was kann anders die Folge sein? Warum immer etwas Neues haben und nicht bei den bewährten Wegen der Väter bleiben wollen?

Juni 12. Eine Leiche in Mertztown. Die Mutter und eine der Schwestern schreien laut über meine Stimme hinaus und bekommen Krämpfe. Heidnisch! wo bleibt da der Glaube und christliche Ergebung?

Vor einiger Zeit war ein Vorschlag, die Quelle auf Schwarz's Land bei Trexlertown mit einigen Acker Land zu kaufen, um eine Pfarrwohnung dort für meine untere Stelle zu bauen; heute fordert der Mann ein rundes Tausend Thaler für das Land. Das ist gewiss nicht Gottes Plan. Auch mein Freund William Trexler verweigert mir vier Acker Land nahe der Langschwamm Kirche. Sind das nicht Winke, dass ich nicht in jene Stelle ziehen soll? Alles ist bisher noch gescheitert. Nun, es sei wie der Herr will; er weiss besser was gut ist als ich. Am Ende ist auch die Theilung meiner Pfarrstelle nur mein Plan gewesen, und noch nicht die rechte Stunde gekommen.

Juni 15. Eine Leiche in Lynn, William Rückerts Kind. Rückert war ein Gemeindeglied hier, zog aber vor einigen Jahren nach Millport, jenseits den Blauen Bergen, wo er sich an die Evangelischen anschloss. Er hält sein Begräbniss noch hier an der Lynnkirche. Die Leiche war an der Mühle, wo sein Vater wohnt. Als ich dahin kam, war auch sein Prediger Namens Knerr gegenwärtig. Er hielt die Standrede am Hause. Ich predigte.

Juni 17. Gottesdienst in Lynn und Lowhill.

Juni 23. Vor einiger Zeit erhielt ich von Dr. Harbach einen Band Manuscripte. Ich copire das Werthvolle, besonders die Coetus-Verhandlungen, die nicht gedruckt sind. Darunter fand ich auch die von dem Jahr der Ankunft meines Grossvaters in Amerika.

Juni 24. Gottesdienst in der Ziegelkirche und Mertztown. Unerträgliche Hitze. Die Sonntagsschule in der Ziegelkirche geht vortrefflich vorwärts; 154 Kinder und endlich Alles in Frieden. — Amos Ziegler in Mertztown nahm Antheil am Gottesdienst.

Juli 1. Gottesdienst in Langschwamm und Lecha. In beiden Gemeinden nahm ich die Confirmanden aus der Sonntagsschule und formirte die Confirmanden-Classen auf die Spätjahrs-Confirmation.

Esquire Schubert hat letzte Woche einen Münchener Bild-

hauer, der auch in Italien war, auf einige Zeit fest zu halten gesucht.—Letzten Sommer hat die Langschwamm Gemeinde ihren Gottesacker zu einem Cemetery erweitert; es werden jetzt mehrere Monumente und Denksteine aufgestellt, wozu er diesen Bildhauer gebrauchen will.

Auch die Lecha-Gemeinde hat schon längere Zeit ein Cemetery angelegt, und zwar das best gehaltene im Lande. Aber leider stehen die Ställe zum Anbinden der Pferde gerade vor dem Cemetery längs der Strasse hin. Schon vor einiger Zeit machte ich den Kirchenrath darauf aufmerksam, die Ställt zu versetzen.

Nach dem Nachmittags-Gottesdienst wurde ich nach Alburtis gerufen, zwei Kinder zu taufen; das eine gehört Hensinger, der auf der Wirthschaft wohnt. Sein Vater war einer meiner Gegner bei meiner Wahl. Er stund heute zu Gevatter und ist jetzt mein guter Freund. Nur noch Vater Ruth und William Walbert sind Gegner. Vater Ruth und Walbert sind Glieder der reformirten Kirche, um die es mir leid thut; nur sind sie ausserordentlich ihres Kopfes. — Die reformirte Gemeinde ist sehr klein und kann der guten Glieder nicht entbehren!

Juli 5. Thomas Kuntzes Kind in der Friedenskirche begraben. Eine lutherische Familie. Br. Steck war nach Philadelphia auf die Feier des 4. Juli, da kam seine Arbeit mir zu, wie schon öfters geschehen.—Nach der Leiche ein langes Gespräch mit mehreren Gliedern der Indianländer Gemeinde über meinen Cousin Erasmus. Wie traurig war doch der tiefe Fall dieses Menschen! Noch haben die Leute ihn nicht vergessen; mit Liebe sprechen sie noch von ihm und rühmen, wie ernstlich er gepredigt habe.

Welch ein grosser Unterschied besteht zwischen meinen oberen und unteren Gemeinden! Da droben in Heidelberg und an der Friedenskirche ist noch alles auf besserem Fusse, wenn auch schon in den letzten zehn Jahren bedeutend verändert. Die Leute kleiden sich einfacher, wollen nicht mehr sein als sie wirklich sind, sind sparsam, vom Luxus noch fern; ihr Tisch ist voll und mit gesunder Speise, wenn auch auf bäurische Weise gedeckt; jeder hilft sich selbst, es sei denn eine grosse Mahlzeit, wo Aufwärter bereitet sind; stolzes, hervorthuendes Wesen ist fern. Kurz überall und in Allem begegnet einem noch der einfache, derbe und treue Schweizer-Charakter. Ganz anders ist es da unten in Macungie. Der Bauer will hier schon ein "Gentleman" sein. Die Leute ver-

werfen die einfachen Sitten, treten auf in städtischen Sitten und Gebräuchen nach Kleidung und Hausordnung. Oft sieht man einen Bauernjungen als einen Elegant auftreten, und muss sich dann ärgern, wenn man sich in ein Gespräch einlässt, dass man sich durch das Kleid und Auftreten hat anführen lassen. Nicht selten begegnet man auch Einzelnen, die sich eine äussere Form errungen haben, die einen bei blos flüchtiger Berührung täuscht. Man ringt darnach, die Augen auf sich zu ziehen, und nicht selten geht die ganze Habe oberhalb den Schuhsohlen mit auf der Strasse umher. Ein jeder Bauernsohn hat sein Pferd und Wagen, mit dem er am Sonntage, bei Festen oder andern Vorkommnissen auf der Strasse umher fährt. In vielen Bauernhäusern findet man elegant eingerichtete Parlors, mit feinen Pianos, auf denen mörderisch gewirthschaftet wird. Die Tafel ist fashionable, auf städtische Weise servirt. Aber welch ein grosser Unterschied waltet noch zwischen diesem äusseren und einem echten inneren Bildungsgrad! Der Bär ist nur mit einem Lamm überpinselt; bei jedem Regen, der einen soliden Grund fordert, kommt der alte Bär wieder zum Vorschein. Nicht selten wird dies Seinwollen, dem die Wahrheit fehlt, zu einer scheusslichen Caricatur.

Juli 8. Gottesdienst in Heidelberg und Friedenskirche. Furchtbare Hitze. Rev. N. Strassburger in Allentown verlegte seinen kleine Kinder-Catechismus auch im Deutschen — auf seine Bitte übersetzte ich ihn ins Deutsche. Heute brachte ich 200 Exemplare nach Heidelberg und Friedenskirche für unsere Sonntagsschulen.

Nach dem Gottesdienst in der Friedenskirche musste ich hinab über Berg und Thal in die Schluchten am Ufer der Lecha, eine Peters Familie zu besuchen, dessen Frau krank lag und nach dem Abendmahl verlangte. Im Krankenzimmer war eine Menge Menschen; die Kranke lag auf dem Sterbebette an der Halsauszehrung, und zwar in der Mitte der Jahre. Ich trat ans Bette, mit ihr zu reden; sie konnte aber nicht mehr antworten, da ihre Stimme schon fort war. Nun hielt ich eine Anrede an sie, worinnen ich sie aufmerksam machte auf Sterbensbereitschaft, Busse und Glauben; forderte dann die ganze Versammlung zu einem gemeinschaftlich knieenden Gebet auf. Die Kranke schien ergeben zu sein, obgleich sie bitterlich weinte. Ich theilte ihr dann das Abendmahl aus und verliess sie getröstet.

Juli 15. Gottesdienst in Lecha und Lowhill. Dr. Trex-

ler, der beim letzten Gottesdienst nicht gegenwärtig sein konnte, schrieb mir, jene Predigt in Lecha zu halten, dass er sie hören könne. Inhalt: Spiritualismus. Es wurde bekannt und die Kirche war überfüllt.

Bei der schrecklichen Hitze, 93 Grad im Schatten, zog ich mir, auf der Fahrt nach Lowhill, eine Krankheit zu, die mich eine Woche lang entsetzlich quälte. Unter der Haut bildeten sich Knoten, wie von Bienenstichen, die juckten, dass alles Kratzen nichts half—Blutvergiftung, sagte der Doktor, aber es habe nichts zu bedeuten!

Juli 17. Leiche in der Friedenskirche. Schwager Fogel hielt die Leiche, da ich unmöglich fort konnte vor lauter Kratzen.

Juli 22. Gottesdienst in Mertztown und Ziegelkirche. Nach dem Gottesdienst in der Ziegelkirche die Sonntagsschule angeredet und die Confirmanden-Classe catechisirt. Die Ziegel-Gemeinde ist wieder in gutem Zug.

Juli 24. Erntepredigt in der Friedenskirche. — Gestern höre ich: Erasmus sei nach seinem Schwager (Hotel in der Lechakaft) krank gebracht worden und man warte täglich auf sein Ende. Ich wollte ihn heute nach dem Gottesdienst besuchen. Als ich nach der Kirche kam, sagte mir Vater Beninger: Erasmus sei letzte Nacht um zwei Uhr gestorben. Er hatte am Tage vorher nach mir gefragt und gewünscht ich solle ihn besuchen. Wie gern hätte ich ihn gesehen und gesprochen; denn seit er in Allentown im Gefängniss sass, habe ich ihn nicht mehr gesehen.—Als Beninger mir sagte, Erasmus sei letzte Nacht gestorben, da war mir ein Traum der letzten Nacht auf einmal klar. Mir war vor, als umschwebten mich viele Todte und ich hätte Gottesdienst unter ihnen. Ich konnte aber keinen derselben recht erkennen. Es war mir als wollten sie etwas von mir, und ich war sehr beunruhigt.—Gewiss war Erasmus' Geist hier und konnte sich mir nicht mittheilen.

Juli 25. Erntepredigt in Lowhill. Nur $17.12 Missionscollecte, während gestern ungefähr dieselbe Zahl Leute $27.75 opferte, wenn man von solchen Bettlergaben als Opfer sprechen kann. Wie traurig! eine Zahl Menschen von wenigstens 500 Zuhörern geben für Mission eine solche Bagatelle.

Juli 26. Auf Erasmus' Leichenbegängniss, Frau und ich. Er war bei seinem Schwager Gresky gestorben, der bei der Station in der Lechakaft ein Hotel für Sommergäste hält. Kuntz predigte. Seine Predigt war gut, aber nicht geeignet

für die Gelegenheit. Sehr viele Leute, denn beinahe alle lieben ihn noch trotz seinem tiefen Falle. Ich sah Viele an seinem Sarge weinen, und die grosse Versammlung war still und traurig.

Ich redete mit seiner Frau. Sie sagte, er habe sich an keine Kirche gehalten; aber er hätte sich in den letzten Jahren gänzlich verändert, sie hätten gut mit einander gelebt. Er kam nach der Lecha-Kaft von Philadelphia aus, wo er als Arzt practicirte, um hier zu sterben und begraben zu werden. Schon mehrere Jahre war er kränklich an Rückenmarksleiden und hatte zeitweise schwer gelitten.—Aus allem, was seine Frau von ihm sagt, war er in sich gegangen und hatte seine Sünden herzlich bereuet.

Mit welchen Erinnerungen fuhr ich hinter dem Sarge im Zuge nach! mit welchen betrübten Gedanken am Hause Schneiders vorüber, wo ich ihn hin begleitete, als er die Gemeinden dort in Dienst nahm, und ich ihn so oft besuchte! Wie tief schien mir sein Grab, in das ich ihn niedersinken sah und sein so starkes Herz gebrochen, das allem Sturm im Le, ben Widerstand leistete und niemals zu verzagen schien! Von Herzen betrübt war meine Seele, als wir in die Kirche traten, wo er so oft gepredigt, so warme Anhänger hatte und seine Leichenpredigt hören sollte.—Ja, wahrlich das war eine traurige Leiche!

Ich führte ein langes Gespräch mit seinem sechzehnjährigen Sohne, meinem Pathen, munterte ihn auf, sich an die Kirche anzuschliessen und fleissig zu studiren, dass er Arzt werden könne, worauf er sein Augenmerk gerichtet hatte.—Erasmus' Verwandtschaft war ziemlich gegenwärtig.

Juli 29. Erntepredigt in Lecha. Schweizer predigte für mich in Langschwamm. Die Lecha-Gemeinde gedeiht; die Kirche wird immer völler. Die Missionscollecte $27.91, wo früher fünf und sechs Thaler das Opfer waren.

Juli 30. Leiche in Heidelberg. Oberhalb der alten Furnace, wo die Strasse schon den Blauen Berg erreicht, steht zur Seite derselben ein kleines Blockhüttchen, da war der Todesfall vorgefallen. Heinrich Henritzi war dort an der Auszehrung gestorben. Er hinterliess Wittwe und Kinder und war nur 48 Jahre alt. Nach der Predigt gab mir dessen Bruder $10. Ich wollte es zurückweisen, weil ich die Familie für arm hielt; aber sein Bruder sagte: Jo, jo! sie sin net arm! So hen sie ausgemacht, und der Parre muss es nehme!

August 1. Erntepredigt in Langschwamm. Collecte, $26.52. Meinen Jahreslohn hier erhalten. Bekam $240.

August 2. Erntepredigt in der Ziegelkirche. Collecte, $22.75.

August 5. Gottesdienst in Friedenskirche und Heidelberg. Ich hörte heute in der Friedensgemeinde, dass Gantenbein seine Stelle verlässt. Nothwendig, nachdem er, ob schuldig oder unschuldig, auf so offene Weise durch Koth und Schmutz gezogen wurde.

August 6. Leiche in Langschwamm. Die alte Mutter Walb im neunzigsten Jahre.

August 7. Erntepredigt in Heidelberg. Collecte, $54.60, gut! Ein Glied des Kirchenraths der Union-Gemeinde, wo eben Vater Dubs resignirte, kommt nach Heidelberg und fragt mich im Auftrage des Kirchenraths: ob eine Aussicht wäre, dass Schwager Fogel Vater Dubs's Stelle annehmen würde. —Besuchte Vater Michael, der krank liegt.—Dann zu Daniel Peter und Jonas Peter, wo ich Holz kaufte, um in Bretter sägen zu lassen für einen etwaigen Hausbau. Schon einige Zeit trieb mich der Gedanke so zu thun; obgleich es mir Unsinn schien, kam der Gedanke immer wieder, und heute führte ich ihn aus, ohne eigentlich zu wissen warum.

August 8. Erntepredigt in Lynn.

August 10. Besuchte Charles Folks, David Walberts und Peter Dieners in Langschwamm.

August 12. Erntepredigt in Lynnville und Nachmittags Gottesdienst in Lynn.

August 15. Nach Heidelberg, Bäume hauen zu lassen bei Daniel Peter und Jonas Peter. Lauter Kastanien, Weisseschen und Weisseichen. Wozu soll das sein? geht es aus von einem guten oder bösen Geiste?—Die Glieder der Gemeinde führen die Sägeblöcke nach Krauses und Hensingers Sägemühle an der Heidelberger Creek, wo alles in Bretter aufgeschnitten wurde und am Ende Holz und Sägerlohn mich $95 kostete. Ein Spottpreis.

Als ich Abends nach Hause kam, war Dr. J. Helffrich von Philadelphia mit Frau und Frau Mutter und Bruder bei uns auf Besuch.

August 16. Kinderlehre in der Woche in Langschwamm und Lecha. Die Classe in Langschwamm ist gut, die in Lecha mangelt sehr.

August 17. Leiche in Lecha. Ein Kind von Jacob Warmkessel begraben.

August 18. Leiche in Heidelberg: Vater Laugenor. Er wohnt ganz am Blauen Berg. Als ich nach dem Hause kam, war auch Br. Bartholomew daselbst. Er hielt die Standrede am Hause.

August 19. Gottesdienst in Ziegelkirche und Mertztown.

August 21. Kinderlehre in der Ziegelkirche. Die Classe wie immer gut. Die Confirmanden-Classen bestehen schon zwei Jahre vorher in der Sonntagsschule, wo ich sie von Zeit zu Zeit lehre, und unter einem besonderen Lehrer allsonntäglich unterrichtet werden, bis ich sie zum Wochenunterricht selbst aussondere.

August 23. Kinderlehre in Langschwamm und Lecha.—In Lecha sind fünfzehn Confirmanden, zehn mehr als je zuvor. Darunter sind aber sechs englische, d. h. sechs die stockdeutsch sind, können aber nicht deutsch lesen und nur schlecht englisch, wollen aber den Catechismus englisch lernen. Das ist ein unseliges Verhältniss. Die deutschen Fragen und Antworten können sie nicht lesen, und die englischen verstehen sie nicht. Wie soll man da einen gründlichen Unterricht führen! Die Erklärungen des Catechismus gehen meistens wieder verloren, da die Confirmanden keinen wörtlichen Haltpunkt haben, woran man anschliessen kann.

In Langschwamm habe ich es mit grösster Mühe, sozusagen mit Gewalt, wieder auf den deutschen Catechismus zurück gebracht, und die Classe macht mir viel Freude. Alle lernen gut und sind sehr aufmerksam.

Wir sind noch nicht in der Uebergangs-Periode in unsern deutschen Gemeinden hier. Kaum ein Glied versteht das Englische geläufig oder könnte es gründlich sprechen. Die Schulen aber sind englisch; da lernen denn die Kinder etwas, das sie nicht verstehen, und was sie verstehen, lernen sie nicht. Das ist ein Stein des Anstosses, an dem die Religion leidet.

August 24. Leiche in Mertztown; Joseph Levans Kind. Höre heute, dass dem Vater Sam. Lichtenwallner $2950 in Government-Bonds gestohlen wurden.

August 26. Gottesdienst in Langschwamm und Lecha. Was das aber für Zeug heute war! Ging den ganzen Tag halsbrechend; wie jener Saxehäuser sagte: als wie, wenn Einer hebt und der Andere lässt nicht gehen!—Bei Charles Weiler zu Mittag. Nach dem Gottesdienst Nachmittags die Sonntagsschule in Lecha angeredet. Zuletzt I. Warmkessels Familie besucht. Wieder liegen zwei Kinder von der Ruhr

überfallen. Jetzt ein rechtes Leidenshaus, wo Ermahnung, Trost und Gebet noth thut.

August 28. Kinderlehre in Ziegelkirche. Agnes Fogel, der Frau Schwester, geht jetzt ebenfalls mit, um in der Ziegelkirche confirmirt zu werden.

August 29. Erntepredigt in Mertztown. Habe bei den Erntefesten $250.60 collectirt; besser wie sonst, aber immer noch schlecht für den Reichthum der Gemeinden und die grosse Menschenzahl die den Festen beiwohnte.

Der "Herold" von heute Morgen bringt durch "Cable-Dispatch" den Bericht von London über die Friedens-Verträge Europas von gestern. Ist die Erfindung nicht ein Wunder?! Was wird das Nächste sein?

August 30. Kinderlehre in Lecha und Langschwamm. Noch eine verheirathete Frau in die Classe aufgenommen. Ihre Eltern gehören zu den Evangelischen, sie will aber ein Glied unserer Kirche werden.

September 2. Gottesdienst in Heidelberg und Friedenskirche. Konnte mit besonderer Klarheit reden. Letzte Woche hatten die Evangelischen oben auf dem Berge der Friedenskirche Busch-Versammlungen, mit der Absicht Proselyten zu machen, aber gänzlich ohne Erfolg. Ich predigte über die Entschiedenheit im christlichen Wandel und gegen das Hin- und Herwanken.

September 3. Leiche in Lecha: August Romichs Kind. Der alte Vater Ruth war zum erstenmal in der Kirche. Wurde auch zu Vater Dankel gerufen — auch ein Gegner gewesen — seine Frau liegt an der Ruhr und wünscht von mir das Abendmahl zu empfangen, obgleich sie lutherisch ist. Wie doch Alles sich machen kann!

September 4. Kinderlehre in der Ziegelkirche.

September 5. Leiche in Heidelberg. Den alten Vater Michael Peter beerdigt. So sterben die Väter, die uns mit der alten Zeit verbanden, einer nach dem andern hinweg. Ein echter alter Schweizer, treu und redlich mit rauher Schale.

September 6. Kinderlehre in Lecha und Langschwamm. Endlich hat der Kirchenrath eingewilligt, die Ställe an der Strasse vor dem Gottesacker nach der Scheuer und hinter den alten Gottesacker zu versetzen. So, jetzt gibt es Ordnung und ein christliches Aussehen.

September 7. Eine Hexen-Geschichte nach alter Art geht jetzt vorwärts in der Ziegel-Gemeinde. Eine erwachsene Tochter, an der die Hexen ihren Schabernack treiben. Dies

Mädchen sitzt scheinbar gesund in ihrem Bette (hysterisch), Niemand sieht ihr an dass sie krank ist. Jeweilig redet sie recht vernünfrig, sogar über religiöse Gegenstände, obgleich sie früher weltlich gesinnt und ein Frolic-Mädchen war. Dann wird sie still, blickt in die Höhe, hebt die Hand auf und zeigt dreimal mit dem Finger drohend aufwärts, ohne dass sie spricht—in den Paroxysmen kann sie nicht reden—dann kommen Krämpfe, die sie im Bette nach allen Richtungen hin und her werfen und zuletzt aus dem Bette hinaus.—Der Hexen-Prozess.—Diese Krämpfe wiederholen sich oft und jedesmal genau in derselben Procedur. Nach dem Paroxysmus weiss die Person alles, was vorgefallen war. Sie sagt: es seien fünf Hexen, die sie so quälen; zuweilen kämen alle fünf auf einmal, dann wieder auch nur einzelne. Mit dem Drohen des Fingers deute sie an, dass jetzt die Hexen kommen. Die armen Leute—sehr abergläubisch und Weltmenschen—glauben alles buchstäblich, was die Kranke sagt. Die Eltern frugen die Tochter, ob sie die Hexen kenne? O, ja! und nannte die Namen. Die Familie hat die Namen aber nur einer Person anvertraut, die mir die ganze Geschichte erzählte und auch die Namen nannte. Die beschuldigte Familie ist von recht gutem Rufe, und unter ihren Nachbarn beliebt und geachtet. Die Familie hat sich nach Reading gewandt zu einem Hexen-Doctor, der wird jetzt den Hexen die Nase putzen!—Im 19. Jahrhundert, ist das nicht schrecklich? Im Anfang der Krankheit sandte die Familie nach Greenwich zu einem gewissen Hering, der auch etwas von einem Hexen-Doctor ist und zugleich für Krämpfe braucht. Als Hering kommt und seinen Patienten examinirt, sagte er: Ja, eure Tochter hat keine Krämpfe, sie ist verhext! Nun stund die Sache fest. Der Readinger Hexen-Doktor frug: ob sich nicht zuweilen Katzen im Hofe und Hause zeigten; besonders schwarze und rothe? Das hatte sich nun wirklich zugetragen. Nun, das sind die Hexen, sagte der Doctor, und diese müssen mit Silber geschossen werden oder von Jemand, der links schiessen kann.—Der alte Vater klopft einen Viertel-Thaler zusammen, weil der aber nicht rund genug wird, dass er in die Flinte geht, legt er sich auf das Links-Schiessen. Auf der Lauer die Katzen zu erwischen, kommt richtig eine schwarze Nachbarskatze in den Hof und muss für ihren Vorwitz büssen, denn sie wird zusammen geknallt. Einen Tag später ist auch die rothe Katze glücklich erlegt; und wie der Schütze sagte und der Hexen-Doktor verlangte, haben sie nicht geblutet; wenigstens nur ganz wenig.

— Jetzt lauert Alles mit unsäglicher Neugier, ob nicht bald etwas laut wird, und jemand aus der Hexen-Familie krank ist und dort für den Doctor gesandt wird. Denn—nach des Readinger Hexen-Doctors Aussage—wenn man die Katze schiesst, muss die Hexe, die sich in die Katzen-Gestalt verwandelt hat, sterben. Aber siehe da! trotzdem, dass die Katzen erschossen sind, will an jenem verdächtigen Hause niemand krank sein, und man hat sie alle mit Luchsaugen beobachtet und seit der Schiesserei alle gesund und munter gesehen.—Die Nachbarn, deren Katzen ermordet wurden, sagten nichts, damit sie nicht auch in das Gedresch dieser Esel kämen. Was nun? Ei, der Teufel hat den Hexen ausgeholfen; so meint der Readinger Doctor und auch die dummen Leute. Die Hexen sind sie doch, wie könnte sonst die verhexte Tochter gesund geworden sein? denn seit die Katzen geschossen sind, haben sich die Anfälle nicht mehr gezeigt.

September 9. Gottesdienst in Lecha. Von der Lechakirche hinauf nach Heidelberg oberhalb Pleasant Corner gefahren, eine Leiche nach der Lowhill-Kirche herab zu holen und die Leichenpredigt zu halten. Halsbrechende Arbeit!

September 11. Kinderlehre in der Ziegelkirche. Copulirte an Hainzes Wirthshaus Ruben Troxel mit einer Tochter von J. Hainz. Nachmittags eine Leiche in der Ziegelkirche: Stephen Dornblasers Tochterskind, Kuntz Familie, alle lutherisch und meine bittersten Gegner. Wie sind doch Gottes Wege wunderbar! kommen noch zu mir und bitten mich um Dienst. Von Herzen gern willigte ich ein!

September 13. Kinderlehre in Lecha und Langschwamm. Besuchte Mittags Jägers. Eine recht aufgeweckte Familie.—Auch bei William Ziegler in Shamrock, dem die Pferde durchgingen, wobei er sein Bein brach. Nach der Kinderlehre bei S. Long im Langethal, dessen Tochter an der Auszehrung in den letzten Zügen liegt. Sie sagte mir: seit ihrer Confirmation habe sie sich jeden Abend vor ihrem Bette niedergekniet und gebetet, wie ich die Classe dazu ermahnt hätte, und sie sterbe mit Freuden; aber ich solle noch einmal für sie mit ihren Geschwistern knieend beten. Ich that es, selbst tief bewegt im Anblick der gebrochenen Blume und ihres demüthigen, kindlichen Glaubens.—Sie war vor vier Jahren in meiner Confirmanden-Classe. Ein reicher Lohn, am Sterbebett zu stehen, wo eine so reife Frucht in die ewigen Hütten eingeerntet werden kann.

September 15. Höre, dass Dr. J. Nevin an Dr. Gerhards

Stelle zum Präsidenten von Franklin und Marshall College in Lancaster erwählt wurde.—Es ist schon in den letzten Jahren an unserer Classis, so auch an der Lebanon-Classis, wie auch anderweitig, über das lose Studentenwesen an unserem Collegium gesprochen worden. Es haben sich dort, wie ich bestimmt von Rupp, Reber, Ziegler und Fogel weiss, recht wilde Scenen zugetragen. Nicht selten finden dort, selbst unter den theologischen Studenten, rohe Saufgelage statt, die noch zu andern Excessen Veranlassung waren. Was soll daraus werden? Sollen das unsere zukünftigen Prediger werden? Sollen Männer mit leeren Herzen ohne Religion unsere Kanzeln betreten? Was wird da aus der Kirche werden? Kein Wunder wenn solche, weil ihr Herz ohne Religion ist und ihr Kopf auch nicht Ueberfluss hat, zu Liturgien mit Responsorien greifen, um aus der Kirche ein Theater zu machen und die Stunde des Gebetes verbringen zu können.

September 16. Gottesdienst in Mertztown und Ziegelkirche. Am. Ziegler, mein Student in Lancaster, predigte für mich. Gut gemacht.

September 18. Kinderlehre in Ziegelkirche.

September 19. Nach Reading. Versammlung der Committee der Zeitung.—Br. Bausman verspricht, das Geld zur Begründung der Zeitung und auch die Edition zu übernehmen. So wäre denn doch der Berg noch am Ende erstiegen.

September 20. Kinderlehre in Lecha und Langschwamm.

September 21. Schrieb den Bericht der Aufsichts-Committee über die zu begründende Zeitung an die Synode. (Verhandlungen von 1866.)

September 22. Sonntagsschulfest in der Ziegelkirche. Unsere Schule gedeiht immer besser. Die Kinder haben recht schöne Fortschritte gemacht. Die ganze Schule ist deutsch. Viele Leute gegenwärtig. Das Fest in der Kirche und nicht im Busch.

September 23. Gottesdienst in Lecha, Nachmittags Leiche in Lowhill. In Lecha, wo James-Weiler auf Beschluss des Kirchenraths die Ställe vor dem Gottesacker abreissen und wieder an einem schicklicheren Orte aufbauen liess, entwickelt sich um desswillen ein Streit. Levi Lichtenwallner lehnt sich dagegen auf und sucht einen Anhang zu gewinnen; unter demselben ist John B. Schmoyer, Lichtenwallners Schwager, nebst noch sechs oder sieben andern, die fleissig in der Gemeinde umher poltern. John B. Schmoyer war schon zwei-

mal nicht in dem Gottesdienst. Wie doch der Satan klug ist, Unheil zu stiften, und Menschen sich von ihm verleiten lassen!

Am Nachmittage beerdigte ich Jette Long, die ich letzte Woche besuchte. Sie ist letzten Donnerstag gläubig und im Herrn ergeben gestorben. Eine grosse Menschenmenge folgte zum Grabe nach und die Kirche konnte die Leute nicht alle halten.

September 25. Kinderlehre in Ziegelkirche.

September 27. Kinderlehre in Lecha und Langschwamm.

September 28. Leiche in Langschwamm. Beerdigte die achtzigjährige Mutter Peter Wetzel, droben an "Red Lion". Ein altes, stilles Glied und zweifle nicht, ein aufrichtiges Kind Gottes. Sie und ihr alter Gatte, nahe der neunziger Jahre, sind Leute von gutem alten Schlage. Sie wohnen in ihrem Hause friedlich und kümmern sich wenig um die Aussenwelt, lesen fleissig in der Bibel, Predigtbuch, Wahren Christenthum, und haben die Christenlehre im Kopf und Herzen. Niemals wenn möglich fehlen sie in der Kirche. Gottesdienst ist ihnen immer ein Fest, und ihre Kirche ihr Höchstes was sie haben. — Der Tod der Gattin kam plötzlich und ihr Tod hat den alten Vater hart getroffen. Ein Salz aus der alten Zeit.

Nach meinem Gottesdienst hatte Br. Croll ebenfalls eine Leichenpredigt; ich blieb um ihn zu hören. Er betete beinahe so lange als er predigte, und beides war über das Maas. "Dit und dat, trocken und nat"; alles durch einander. So auch die Predigt. Ziemlich gute Sprache, aber ein Schwulst von Worten, Ueberholung der Gedanken in andern Worten, dass er kaum etwas anderes als ein Schwätzer genannt werden kann, wie die Gemeinde ihn auch richtig beurtheilt. Beim Gebet schwingt er sich herüber und hinüber wie der Perpendikel einer Uhr; und während dem Predigen macht er die unleidlichsten Grimassen, fuchtelt mit den Händen in der Luft umher, nickt mit dem Kopfe und duckt sich in einem Stück wie die Ente im Gras. — Es gibt noch mehr dieser Herrchen! Wüssten sie doch nur ein Ding, so wären sie demüthiger, und würden dem Amte mehr Ehre bringen.

September 29. Eine Doppel-Hochzeit. Letzten Dienstag kam ein junger Mann von Millerstown — Macungie, wie jetzt umgetauft — und bestellte auf heute zwei Trauungen. Auf meine Fragen ergab es sich, dass die eine Person verheirathet, aber geschieden sei. Ich misstraute, weil die Personen aus ihrer Gemeinde gingen, sich trauen zu lassen, und gab den Bescheid, die Person habe mir den Scheidebrief erst einzu-

händigen, ehe ich sie trauen dürfe. Am nächsten Tage kam die Person selbst, Mr. Miller, und machte ein Langes und Breites, seine Frau habe den Scheidebrief. Nun glaubte ich, er wolle widerrechtlich heirathen und mich dazu gebrauchen, das Gesetz zu übertreten. Ich erwiderte ihm, dass ich ihn nicht trauen dürfe, es sei denn, er bringe mir wenigstens eine Copie aus der Court-Office, dass eine Scheidung stattgefunden habe. Heute morgen kamen die beiden Paare. Er hatte den Schein von seiner früheren Frau erhalten, die sich von ihm scheiden liess, und alles war so weit wenigstens in Ordnung.

September 30. Gottesdienst in Friedenskirche und Heidelberg. — Beim Eintritt in die Kirche reicht mir der Superintendent der Sonntagsschule ein Papier in die Hand. Es handelte von der Sonntagsschule. Die Lehrer hatten eine Versammlung gehalten und beschlossen, wenn die Gemeinde nicht mehr Lehrer stelle, würden sie die Sonntagsschule eingehen lassen; die Schule bestünde aus 116 Kindern und hätte nur sieben Lehrer. Ich las den Beschluss öffentlich vor und ermahnte Kirchenrath und Gemeinde an ihre Pflicht. — Es fehlte später nicht mehr an Lehrern.

Henritzi, einer der Halben, soll sich jetzt den Methodisten angeschlossen haben. Gut, ein solch wankendes Rohr taugt jedenfalls nichts. Noch einige seines Gleichen werden folgen und nachher haben wir reines Wasser in der Gemeinde. — Zwischen den beiden Gottesdiensten besuchte ich die alte Mutter Rex und reichte ihr das Abendmahl.

Beim Gottesdienst in Heidelberg setzte ich einen neuen Kirchenrath ein. Endlich habe ich Vater J. Hunsicker im Aeltesten-Stuhl; auch die neuen Vorsteher Gehry und De Long nehmen den Vorsteher-Stuhl in Ehren ein. Keine meiner Gemeinden hat immer einen besseren Kirchenrath wie Heidelberg.

Nach dem Gottesdienst besuchte ich noch einen jungen Mann, Johann Georg, der auf seinem Sterbebette liegt. Georg war ursprünglich von Lowhill. Er diente im Krieg, liess sich dann in Mahanoy City nieder, wo er ein Storegeschäft anfing. In Mahanoy City wurde er ein Glied von L. K. Derrs Gemeinde. Dort bekam er Auszehrung, ging nach Philadelphia, um sich heilen zu lassen; und jetzt dem Tode nahe, kam er nach Heidelberg zu einer Schwester, um zu sterben. — Georg ist ein frommer junger Mann (ledig), jedoch der Gedanke ans Sterben geht ihm schwer ein. Ich suchte ihm den Gedanken näher zu bringen, und durch Gebet ihn aufs Ster-

ben vorzubereiten. Er weinte bitterlich, fand aber mehr Freudigkeit, um Abschied zu nehmen.

Ich hatte noch eine kranke Person, Fritzingers Tochter, zu besuchen. Als ich spät nach Hause kam, war Mrs. G. Bortz bei uns auf Besuch. Mrs. Bortz war unsere Nachbarin in Weissenburg, als ich etwa acht Jahre alt war. Sie verliessen dort und zogen nach Milton, Mercer County, Pa. Letzte Woche bei der Kinderlehre in Langschwamm, war ich zur alten Mutter Kaiser gerufen, ihr das Abendmahl zu geben; hier war Mrs. Bortz gegenwärtig — sie ist der alten Mutter Kaisers Tochter — und ich lud sie ein, meine Mutter zu besuchen, ehe sie wieder heim ginge. Seit 28 Jahren hatten wir sie nicht mehr gesehen.

October 1. Leiche in Lecha, ein Kind von Leon Romich. Vater Dankel kommt jetzt regelmässig in die Kirche und will Gutfreund sein.

October 2. Kinderlehre in der Ziegelkirche.

October 3. Enthüllung und Weihe eines Soldaten-Monuments in Catasauqua. Geht meistens aus von der Gesellschaft der Eisenwerke dort. Verkaufen Excursions-Tickets, halten Picnics und bringen das Geld auf auf eine oder die andere Weise.

October 4. Kinderlehre in Lecha und Langschwamm.

October 5. Leiche in Lowhill. Beerdigte den jungen Georg, den ich letzten Sonntag besuchte. Nachmittags Leiche in Heidelberg, Salome Schleicher, die seit vielen Jahren lahm war.

October 6. Leiche in Langschwamm. Die greise Mutter Kaiser, die Mutter der Mrs. G. Bortz, die letzte Woche bei uns war.

October 7. Schulhausweihe in Lowhill. Vormittags predigte ich und nachmittags William Rupp. Mein Thema: die beste Schule ist die christliche Kirchenschule. Ich legte meinen öffentlichen Protest gegen die religionslosen Staatsschulen ab und zeichnete sie als den Grund eines heranwachsenden verweltlichten Geschlechts, das sich unter seinem eigenen Welthunger auffressen wird. Nachmittags Gottesdienst in Lecha, und nach dem Gottesdienst Kindtaufe bei Henry Schmoyer an der Eisernen Brücke.

October 8. Nach Allentown, meinen Lawyer, William Marx, der gestorben ist, abzubezahlen.

October 9. Die letzte Unterrichtsstunde mit meiner Con-

firmandenclasse in der Ziegelkirche. Habe eine frohe Hoffnung für meine Classe.

October 10. Gestern Governörswahl in Pennsylvanien. Geary, der republikanische Candidat, mit etwa 18,000 Mehrheit erwählt; so auch grosse Mehrheiten in Ohio, Indiana und Iowa.

October 11. Kinderlehre in Lecha und Langschwamm.

October 13. Vorbereitung und Confirmation in der Ziegelkirche. Eine grosse Feierstunde für uns alle. Tiefen Eindruck auf die ganze Gemeinde. Die Classe bestund aus 37 Confirmanden.

October 14. Abendmahl in der Ziegelkirche und Gottesdienst in Mertztown. Meine Predigten flossen mir aussergewöhnlich leicht. Die Kirche in dem Vormittags-Gottesdienst war überfüllt und der Eindruck sichtbar.

October 16. Leiche in Lecha. Ein Kind von Louis Eisenhard bei Chapman's Station dahin begraben.

October 17. Leiche in der Friedenskirche. Dorward's Kind nahe am Blauen Berge.

October 18. Kinderlehre in Langschwamm und Lecha. In Langschwamm zum letztenmal Unterricht. Die Confirmanden ernst und alle Zeichen der Busse. Habe nicht weniger frohe Hoffnung auch für diese Classe.

October 20. Confirmation und Vorbereitung in Langschwamm. Gottes Gnade reichlich mit uns. Die Classe zählt 31 Confirmanden.

October 21. Abendmahl in Langschwamm. Predigte mit grosser Leichtigkeit und sichtbarem Eindruck. Die Zahl der Leute hätte die Kirche nahezu zweimal angefüllt. Langschwamm gedeiht immer mehr und hat jetzt durch die Nähe der Normalschule bei Kutztown Gelegenheit, ihren Kindern eine bessere Erziehung geben zu können.

October 22. Nach Philadelphia; Schwager Kuders gingen mit, um Einlage unserer Winterkleider zu machen. Der Morgenzug von Philadelphia nach Bethlehem hatte das Unglück, über eine Kuh zu fahren, wodurch die Locomotive umgestürzt und über eine ziemlich hohe "Bank" hinab geworfen wurde. Glücklich kein Leben verloren. An der Stelle des Unglücks mussten wir absteigen und einen von Philadelphia gekommenen Zug benutzen, um nach der Stadt zu kommen. Ich kaufte zwei Pianos in der Union Factory, eins für Peter Butz und eins für John Peter an der Friedenskirche.

Am Abend gingen wir in die *italienische Oper*, die erste, die ich hörte. Die Oper war der Nordstern von Meyerbeer. Es ist etwas Eigenthümliches in Meyerbeers Musik: auffallend wild, nichts für das Ohr noch Gemüth, dabei dennoch herrlich; man möchte sagen: was die Philosophie im Reiche der Wissenschaften ist, das sind Meyerbeers Schöpfungen im Reiche der Musik. Seine Leistungen sind tief und trocken.

October 23. Den ganzen Tag durch die Stadt hin und her per Pedes und per City Cars. Mit $95 haben wir den Bedürfnissen wieder abgeholfen und sind ausgerüstet, dem kalten Winter ins Angesicht zu schauen. Hundemüde Abends mit den Cars ab nach Allentown, wo wir Pferd und Wagen gelassen, und um halb zwölf Uhr wieder zu Hause in Fogelsville.

October 25. Leiche in Langschwamm. Die Leiche habe ich ganz droben auf dem Gebirge abgeholt. Kalt und unfreundliches Wetter.

October 27. Vorbereitung in der Friedenskirche. Heute Nachmittag stellte ich das gekaufte Piano an John Peters auf. Mein Sohn war mit, und am Abende, wir blieben bei Peters, musicirten wir bis spät in die Nacht.

October 28. Abendmahl in der Friedenskirche und Gottesdienst in Heidelberg. Unsere Feier in der Friedenskirche war mit viel Segen verbunden. Durch das Austreten der Wankenden und frei von schwärmerischen Einmischungen war die Gemeinde einig und vom Worte fester zusammengebunden in der Liebe.

October 29. Leiche in Langschwamm. Mrs. Henry Raub, eine Herzogs Tochter, begraben. Am Nachmittage stellte ich Peter Butz's Piano auf.

October 31. Leiche in Lowhill. Ein Kind von Daniel Young; des Kindes Mutter vor einiger Zeit ebenfalls beerdigt.

November 1. Zum letztenmal Kinderlehre in Lecha. — Auch diese, obgleich schlechter gelernt als die andern Classen, ist gut vorwärts gekommen.

November 2. Die Oddfellows haben heute eine Festfeier in Fogelsville. Bei dem schönen Wetter versammelte sich eine grosse Menschenmenge. Gerade meinem Hause gegenüber war eine grosse Bühne bereitet, geschmückt mit Immergrün, oben über der Bühne eine grosse Flagge unseres Landes. Hier sollten die Redner des Festes ihre "Speeches" vom Stapel lassen.—Die Flagge ist nicht ohne Bedeutung. Nämlich bei der ersten Ziehung hatten einige gute Demokraten

den Plan gelegt, der Ziehung gewaltsam Widerstand zu leisten, und zu dem Zwecke Gelder collectirt. Da aber die Ziehung vorwärts ging und wie der Mond nicht auf das Bellen des Mopses achtete, so wurde dann später vom Gelde verbraucht, um eine Flagge zu kaufen. Diese schwebt jetzt dort über der Bühne und soll heute den Orden der Oddfellows unter ihren Schatten nehmen.—Gegen Mittag kommt die Rothrocksville Band angefahren, aber, o Jemini! was gibt's da für Katzenmusik! Mehrere der Logen, die kommen wollten oder sollten, blieben aus. Am Nachmittage, da die Procession beginnen sollte, war aus vier bestellten Rednern kein einziger gekommen. Nun kamen die Herren Oddfellows zu mir und Bruder Edwin Fogel, wir sollten die Reden halten, wozu wir natürlich Nein sagten. Ich war früher ein Glied der Loge, aber weil ich mit der Handlungsweise der Brüder nicht übereinstimmen konnte, ausgetreten. Man hatte uns bei der Festfeier ignoriren wollen, nun sollten wir aushelfen. Unter keinem Falle hätte ich die Bühne betreten, da es uns Predigern nicht zusteht, den Redner zu machen ausserhalb unserm Amte. Ich habe dies nie gethan und werde es nie thun. Die Oddfellows marschirten nun in Procession die Strasse hin und her in vollem Ornat und schlotterigem Gange. In der Mitte des Zuges trugen sie eine Tragbahre, worauf die Bibel lag und oben über auf einem Gelände ein Bild, das ich nicht recht sehen konnte. Das ganze Ding wurde von sechs blutroth gekleideten Jungen getragen. Als die Procession vom Hin- und Hergehen müde war, ging es endlich nach der Bühne, wo einige Glieder des Ordens, um den nachlaufenden Gassenbuben und der anstaunenden Menge doch etwas zu hören zu geben, aus ihren Büchern vorlasen. Dazwischen hinein bliesen die Hörner der Band mörderische Töne, die hinreichend waren, Zahnschmerz und Krämpfe zu verursachen. Damit war's fertig; das Publikum war gaudirt und erschüttert. Doch noch zu melden: die Hucksters hatten das Beste ab und gleich vor meinem Hause, mir vor der Nase, schlugen drei ihre Zelte auf. Jedoch frugen sie mich erst um Erlaubniss, die ich ihnen bereitwilligst zugestand, mit dem Bescheid: "Gleich und gleich gesellt sich gern, wie der Teufel zum Kohlenbrenner sagte."

November 3. Vorbereitung und Confirmation in Lecha. Auch hier der ernste Tag für die ganze kleine Gemeinde erhebend. Die Classe zählte 15 Confirmanden.

November 4. Abendmahl in Lecha und Gottesdienst in

Lowhill. Ich hatte die grösste Versammlung, die noch je in der Gemeinde bei meinen Gottesdiensten stattfand. Es fanden sich 58 Communikanten ein, ebenfalls die grösste Zahl, die noch hier communicirten. Alles scheint sich zum Besten hin zu neigen. Die Starrköpfe wegen dem letzten Streit der Stellversetzung waren ebenfalls alle hier. Mit John B. Schmoyer redete ich, aber wohl vergebens, da er auf keine Weise sich ergeben will.

November 5. Heute kauften Dr. Trexler und J. Weiler die Lotte an der Spring bei Trexlertown von Schwarz, um ein Pfarrhaus darauf zu bauen.

November 6. Esquire Solomon Fogel, mein Schwiegervater, vermass die Lotte heute. Was jetzt? Ist es meine oder Gottes Sache? Mir ist es immer als wenn ich an einem Scheidewege stünde, so dunkel und finster, dass ich nicht weiss, was zu wählen. Entscheide du, Herr, und ganz nach deinem Willen.

November 7. Bei Vater Herzog. Bald ist es nun ein Jahr, dass der arme Mann unerträgliche Schmerzen leidet. Er sucht sich immer mehr zu fassen, je und dann bricht seine starre Art auch wieder durch und er verfällt in Hiobs-Klagen.

November 8. Meine Mutter muss schon seit drei Wochen husten. Heute nach kurzem Aufsein legte sie sich wieder: der Arzt meint, es entwickele sich wahrscheinlich Brustfieber. In deiner Hand, Heiland, ruhe sie in ihren alten Tagen, Du weisst Ausweg und rechte Führung.

November 9. Vorbereitung in Mertztown.

Kirchenraths-Glieder der Union-Gemeinde waren hier und redeten mit mir wegen Schwager Fogel und der Annahme der Dubs' Pfarrstelle. Dubs hatte einen Candidaten in die Stelle gebracht namens Klopp, der aber nicht anspricht. Jetzt kommt der Kirchenrath und ladet Fogel ein, Besuchspredigten zu halten. Die Sache wird sich nun machen und Fogel ohne Zweifel das Feld erhalten.

November 10. Abendmahl in Mertztown und Leiche Nachmittags in der Ziegelkirche. Die Zahl der Communicanten klein. Reformirterseits wenige Glieder, aber reich.— Die Gemeinde hatte mir $150 Lohn zugesagt zur Begründung der Pfarrstelle, bezahlte aber nur $119. Der Kirchenrath sagte, die Leute hätten nicht mehr gegeben, seien aber zufrieden wenn alles so fortgehe. Kein Wunder! ich aber solle mich hinopfern, nicht für Christum, sondern für den Geiz die-

ser reichen Leute, deren in der Gemeinde sind, wo ein Einziger den ganzen Lohn bezahlen sollte.

Beerdigte Nachmittags Vorsteher Jacob Sassamans Frau. Eine rechte Maria, ich besuchte sie öfters. Sie litt an der Auszehrung; krank, elend und arm, fürchtete sie Gott, und war immer zufrieden. Gott segne den Gatten, dessen Kinder ich ebenfalls alle bis auf einen Sohn beerdigt habe.—Sassaman war unter den ersten, die mir zufielen, als ich vor Jahren in der Ziegelkirche anfing zu predigen.

November 12. Ein Besuch bei Charles Folk. Wohl der belesenste und practischste Denker unter den Bauern der Langschwamm-Gemeinde.

November 14. Letzte Nacht Aussicht gehalten nach dem Sternen-Regen, der nach den Berechnungen des Prof. Olmstedt von Yale College stattfinden sollte. Nach Arago soll er sich je in 33 Jahren wiederholen, nämlich auf so glänzende Weise wie im Jahr 1833.—Um es nicht zu versäumen, schlossen wir: Edwin Fogel, Esq., William Lichtenwallner und ich, uns zusammen. Wir sassen bis zwei Uhr, lasen die Berichte und freuten uns, das herrliche Phänomen zu sehen. Der Himmel war klar bis um Mitternacht, wo ein leichter Nebel, ohne jedoch die Sterne ausser Sicht zu bringen, aufstieg. Als sich aber nach Mitternacht nicht einmal eine Sternschnuppe zeigte, begann unser Glauben zu wanken. Um ein Uhr sahen wir drei Sternschnuppen, um halb zwei ein grosses Meteor. Das war alles; gegen Tag legten wir uns; China oder ein anderer Welttheil wird uns den Rang abgelaufen haben, weil sich dort die Nase der Welt zuerst in den Sternenduft eingebohrt hat.

November 15. Letzte Nacht nochmal gewacht. Vergebens. Unser Welttheil kam zu früh oder zu spät an die Reihe.

November 17. Leiche in der Ziegelkirche. Ein sechsjähriges Töchterlein von Joseph Moyer begraben. Moyer war im Kriege am Heimweh gestorben und seine Frau lebt in der grössten Armuth.

November 18. Gottesdienst in Lecha und Langschwamm. Mittags besuchte ich D. Herzog wieder. Noch immer grosse Schmerzen. Er hat sich aber völlig ergeben und nun im Abendmahl sich mit Christo zum Sterben vereinigt.—Abends eine Copulation und später eine lange Unterredung mit den Aeltesten Jonas Knerr und James Lichtenwallner, unsere Betstunde in der Ziegelkirche auf besserem Grunde weiter zu führen. Einige wankende Glieder hatten öfters Antheil genommen und der Sache unter den Gliedern der Gemeinde Schaden

gethan. Nun sollte es heissen: Wer nicht für uns ist, ist wider uns.

November 19. Eine traurige Leiche in der Ziegelkirche. Mutter Acker, die Gattin von Jacob Acker, eine recht gottesfürchtige Familie. Der alte Vater hatte Jahre her die fallende Sucht. Als ich die Anrede im Hause gehalten, kam der Vater zu mir und sagte unter schmerzlichem Weinen: Er habe Jahre lang gebetet, Gott wolle ihn zuerst sterben lassen, und nun müsse sie doch erst fort; und wer solle ihn nun pflegen! Ich antwortete ihm: Christus in seiner Heilands-Liebe, und zwar durch die Herzen und Hände seiner Kinder, die ihm ja in aller Treue ergeben wären. Gegen den Schluss der Predigt bekam er seine Krankheit, erholte sich aber bald wieder und verliess auch, unter dem Zuspruch seiner Kinder, die Kirche ziemlich gefasst.

November 4. Mein Schwager Fogel hat im Verlauf der Woche in drei Gemeinden von Vater Dubs's Stelle gepredigt und gefallen. Wird ohne Zweifel erwählt, obgleich Dubs und Söhne Klopp vorziehen und Klopp jedenfalls ein fähiger und würdiger Mann ist.

November 25. Gottesdienst in Heidelberg und Friedenskirche. Einige Wirthe in der Heidelberg-Gemeinde machen neue Versuche, die alten Frolics wieder in Fluss zu bringen. Obgleich nur Gesindel hinläuft, so hielt ich es für Pflicht, in der Predigt darauf hinzuweisen und den Kirchenrath zu instruiren, die Wirthe gesetzlich zu verfolgen.—Auf dem Heimwege von der Friedenskirche den Anblick eines herrlichen Sonnenuntergangs; der westliche Horizont sah aus wie geschmolzenes Gold.

November 27. Leiche in Lecha. Romichs Kind.

December 1. Beerdigte D. Hertzog. Endlich durfte er sein Schmerzenslager verlassen. In den letzten Tagen ging er rasch seiner Auflösung entgegen, und zwar mit Freuden. Die Standrede am Hause hielt der lutherische College Croll, und ich die Predigt in der Kirche, die zum Ueberlaufen angefüllt war.

December 2. Gottesdienst in Lynn und Lynnville.

December 3. Leiche in Lowhill. Beerdigte Richard Knerrs Frau, eine Lentz's Tochter. Richard ist ein Enkel meiner Tante, Mrs. Conrad Knerr in Claussville. Die Familie wollte den Sarg während der Predigt vor dem Altar in der Kirche ausstellen. Nicht erlaubt. Was soll ein Leichnam vor dem Altare des Herrn? Der Tod ist der Sold der Sünde,

der Sündenfluch, der Altar aber der Gnadenthron unserer Erlösung. Der Altar, die sichtbare Darstellung der Gnade, ist für die heilshungrige Seele, das Grab der Ort für den Sündenleib, dass er in der Verwesung durch die Ausscheidung der Sünde in Christo verklärt werden kann zur Auferstehung. Ein Leichnam vor dem Altar kann im Cultus der christlichen Kirche keine Bedeutung haben und ist nichts als ein sündhaftes Verlangen, vor den Augen zu glänzen. Es ist selbst Frage, ob die Ausstellung der Leiche eines Aeltesten oder Dieners des Wortes vor dem Altare, womit das Amt geehrt werden soll, zulässlich ist. O, wie Vieles in der Kirche ist noch heidnisch !

December 4. Leiche in Mertztown. Der Regen goss in Strömen von den Wolken herab. Die Versammlung bestund aus 35 Personen.

December 6. Leiche in der Ziegelkirche. Mrs. Salomon Ziegler beerdigt. Es ist die Mutter des Töchterleins, das an der Wasserscheu gestorben war. Vor Jahren schon wurde diese Familie eine recht christliche. Ich besuchte sie oft. In letzter Zeit suchten die Schwärmer bei ihr Eingang und tadelten ihre Bekehrung, sagten sie müssten noch viel mehr erlangen als was sie hätten, wollten sie selig werden ; und in ihrer Kirche könnten sie nicht alles erlangen. Zieglers, beide gemüthsweich, und sie besonders, liessen sich trotz Abmahnung in die Buschversammlungen locken. Nun entstund in ihrem Gemüthe ein Zwiespalt, den sie nicht bewältigen konnte ; dabei wurde sie gemüthskrank und kam zuletzt von Sinnen. Sie misshandelte ihre Kinder, ihren Gatten und versuchte sogar ihr Haus abzubrennen. Alle Ermahnungen und alles Reden half nichts mehr. Ihr Gatte brachte sie ein Jahr nach Harrisburg in's Hospital ; zuletzt nach unserem County-Hospital. Sie wurde immer schlimmer, bis sie zuletzt alle ihre Kleider von sich riss. Etwa zwei Wochen vor ihrem Ende wurden ihre Sinne wieder klar, sie verlangte nach den Ihrigen und starb ruhig.—Eine Frucht der Schwärmerei ! In meiner Predigt sprach ich frei und entschieden über den Gegenstand.

December 9. Gottesdienst in Ziegelkirche und Mertztown. —Mertztown will nichts thun zur Gründung einer Pfarrstelle. Da blieb mir nichts als zu resigniren. Die Crisis kommt jetzt, und da muss etwas geschehen.

December 15. Die ganze Woche im Hause krank von Erkältung und Arbeit.

December 16. Eine Leiche mit dem Gottesdienst in

Langschwamm. Heftiges Schneewetter; so unwohl, dass ich kaum predigen konnte.

December 17. Leiche in Langschwamm. Susanna Christ beerdigt. Ihr Gatte hatte vor achtzehn Jahren Selbstmord begangen. Er hatte auf ein Papier geschrieben und dasselbe mit einer Stecknadel an sich befestigt: Meine Weibsleute sind Schuld an meinem Tode. War eins der Frolic-Wirthshäuser.

December 18. Gute Schlittenbahn. Im "Messenger" lese ich, dass der Gebrauch der revidirten Liturgie auf der General-Synode zu Dayton, Ohio, sanctionirt ist. Die Liturgie ist zwar nicht endgültig angenommen, aber ihr Gebrauch auf zehn Jahre erlaubt, das ist, Prediger dürfen den Versuch zur Einführung machen. Ein langer Zeitraum, um Streit und Zwietracht zu säen und Versuche zu machen, die reformirte Kirche aus ihrem alten Cultus in eine fremde Gottesdienstweise hinein zu arbeiten.—Jetzt wird der Kampf wohl furchtbar los brennen. Auf der Synode wurde die Liturgie von Dr. Bomberger und dem alt-reformirten Theil der Kirche entschieden angefochten; andererseits von Dr. Harbaugh und dem Hochkirchenthum entschieden vertheidigt und zum erlaubten Gebrauch durchgesetzt.

December 20. Heute die erste Nummer der neuen Zeitung, unter dem Namen "Der Reformirte Hausfreund", bekommen.—Nun ja! das Ding ermahnt mich an eine emsige, umsichtige, aber nicht gerade ordnungsrechte Hausfrau, die einen alten Lumpensack hat, dahinein sie alles steckt, was ihr brauchbar scheint, als Zwirn, Nadeln, Lappen, Leinen und in Gedanken wohl auch eine Zehnthalernote. Kurz, es steckt, wenn man den Inhalt untersucht, allerlei Brauchbares und Werthvolles darin, aber es ist eben doch nur ein Lumpensack. So der Hausfreund! Er ist in seiner Erscheinung lumpig genug; allein es steckt darin viel guter Wille und viel Gutes selbst, und über Alles seine Absicht für die Kirche. Was noch nicht ist, wird mit der Zeit schon werden!

December 23. Gottesdienst in Friedenskirche und Heidelberg.—Legte die Gründung einer Pfarrstelle nun entschieden vor die Gemeinden; alles scheint willig. Auch brachte ich den Hausfreund als neugebornes Kindlein vor die Gemeinden und erhielt zum Anfang ohne besondere Anfrage 60 Namen zum Anfange. Es war abscheulich Wetter und nur wenige Leute in der Kirche, und so war die Sache gut.

December 24. Abendgottesdienst—Christfest—in Heidel-

berg.—(Trauung meiner Schwägerin Emma mit Innes. 25. December.)

December 25. Abendgottesdienst — Christfest — in Lowhill.—Auch am Tage das Christfest in der Ziegelkirche.

December 29. Ganze Woche krank an Erkältung.

December 30. Gottesdienst in Lecha und Lowhill. Predigte zu vollen Kirchen. Hausfreund empfohlen und Namensunterschriften genommen. — In Lowhill ebenfalls die Gründung der Pfarrstellen vorgelegt. Die Gemeinde will, ich soll so fortpredigen, will aber alles beim alten Schlendrian lassen.

December 31. Neben dem in meinem Tagebuch angegebenen habe ich noch 113 Kinder getauft, 33 Trauungen vollzogen und mancherlei Besuche gemacht.—Br. Fogel hat nebst meinen Predigten auch beinahe jeden Sonntag gepredigt.—Bei dem Ueberblick dieses Jahres hat sich wohl vieles gebessert, aber doch nicht geendet. Dadurch, dass ich Br. Fogel für seine Dienste ein Bedeutendes abzugeben habe, blieben meine Geldangelegenheiten immer noch in der Schwebe. Auch andere Sorgen, die mich drückten, sind weggeräumt. Die Court-Verhältnisse sind ab, bis auf Ephraim Mickleys Trial. In meinen Gemeinde-Angelegenheiten ist mir noch alles dunkel. Mein Schwager Fogel wurde auf Christtag in der Dubs' Stelle erwählt, und jetzt habe ich wenigstens in vier Gemeinden zu resigniren.—Was da thun?! Du treuer Gott, wollest es berathen! in deinen Willen sei alles gelegt! führe Du und helfe aus!

XXVI.

Das Jahr 1867.

Jahres-Anfang—Liturgischer Streit—Ein weltlicher Pfarrer—Ein Tag unter den Todten—Oddfellows und Temperenzler—Pfarrstelle endlich festgestellt—Kenninger—Croll in Langschwamm—Hausfreund—Classis—Musikfest in Fogelsville—Silberstock—Mein Pfahl im Fleisch—Augen-Neuralgien—Myerstown Convention—Mein dritter Traum—Lutherfeier statt Halbcentennial-Reformationsfest—Synode in Baltimore—"Reformed Church Monthly"—Amtserlebnisse.

Das Jahr 1867 trat ein mit Nebel und Schneewetter. Es war der erste Januar ein nasskalter Tag. In Lynn und Lynn-

ville war Gottesdienst bestellt und der Hausfreund sollte verbreitet werden und am ersten Jahrestag nicht predigen, wollte mir nicht einleuchten; aber meine Gesundheit war so wankend, dass ich nicht wagen durfte, 28 Meilen in so ungünstigem Wetter hin und her zu fahren. Ich blieb zu Hause hinter dem warmen Ofen. Da hatte ich nun Gelegenheit, in der Stille über meinen Jahresgang nachzudenken.

Das vergangene Jahr war mir wie ein Treibjagen, in dem ich immer vorwärts gehetzt wurde, und doch wie glücklich bin ich hindurch geführt worden! Alles Sorgen und Aengstigen ist eitel nichts; jedesmal kommt Hülfe zur rechten Zeit, wenn auch meistens ganz anders als wir uns dieselbe denken und planen. Und doch trotz der vielfältigen Erfahrungen ist der alte Adam in uns nicht zu belehren; immer wieder will er sorgen und sich seinen Weg selber ausersehen. —In meiner weltlichen Lage ist im letzten Jahre Vieles besser geworden, und doch will das verzagte Herz immer noch sorgen. Es ist die Crisis gekommen zu einer neuen Einrichtung meiner Pfarrstelle; und da will der Verstand wieder mit sich selbst fortlaufen. Was soll ich jetzt thun? Soll ich das Anerbieten der Langschwamm- und Lecha-Gemeinde, an der "Spring Creek" bei Trexlertown anzukaufen und ein Haus zu bauen, annehmen, nachdem Mertztown zurückgetreten und die Ziegelgemeinde kaum etwas thut? Dann müsste ich die oberen Gemeinden aufgeben, und gerade Heidelberg und Friedenskirche liegen mir näher am Herzen. In diesen Gemeinden ist ein so ernster Anspruch an mich, sie nicht zu verlassen, dass ich es als einen Wink ansehen muss; auch weiss ich, dass gerade hier in Heidelberg und Friedenskirche meine Arbeit mehr Frucht wirkt als wie anderswo.—Ich kann keinen Entschluss fassen. Es ist alles dunkel vor meinen Füssen. Es bleibt mir nichts als mit offenen Augen und Ohren vorwärts zu gehen und aufmerken, was Gott will. Er wird ja meine Lage gestalten. Denn wahrlich! ich will nicht selbst handeln, sondern thun wie Gott will. So walte es denn Gott! Glauben und Warten ist ja von jeher mein mir vorgeschriebener Weg.

Der ganze Januar war so recht altmodisch! Schnee um Schnee kam, und wenn es eben gebahnt wurde, dass man nothgedrungen fort konnte, da blies wieder ein tüchtiger Nordoster ins Land herein und füllte Wald, Feld und Strassen mit neuen Schneeauflagen, dass ans Durchkommen nicht mehr zu denken war. Im ganzen Januar hatte ich sechs Pre-

digten gehalten und das waren Leichenpredigten. Jedesmal auf Freitag oder Samstag setzte Schneesturm ein und am Sonntage waren alle Strassen zugeblasen. An keinem Sonntag durch den ganzen Monat konnte ich predigen. Meistens war ich auch krank. Es überfiel mich oft eine unerklärliche Schwäche, wo ich kaum vermochte eine Stiege auf und ab zu kommen. Erst mit Anfang Februar setzte günstige Witterung ein und am 3. Februar konnte ich meine erste Sonntagspredigt halten.

Mit diesem Jahre entbrannte *der liturgische Kampf* in unserer Kirche rasch und heiss. Auf der General-Synode in Dayton, Ohio, letzten December, wohin die Liturgie von der Oestlichen Synode verwiesen war, ist es zum Durchbruch gekommen. Ein Minoritäts-Bericht, der der Annahme der revidirten Liturgie fünfzehn gewichtige Gründe entgegen stellte und eine Debatte von zwei und ein halb Tagen hervorrief, brachte den Kampf zum Losbrechen. Der Widerstand gegen die revidirte Liturgie wurde mit einer kleinen Mehrheit niedergeworfen, und sie war nun vor der Kirche. Jeder Prediger war berechtigt, einen Versuch zu machen sie einzuführen, und die Thüre war offen allenthalben, Streit und Zwietracht anzufangen. Schwerlich hatte die hochkirchliche Richtung eine Opposition erwartet, wie sie sich ihr nun entgegen stellte. Ein Beweis, wie wenig Lancaster die Kirche durchschaute, und wie zähe die reformirte Kirche an ihren alten Normen festhielt.

Der erste Gedanke der altreformirten Richtung war nun, der neuen Liturgie mit ihren Neuerungen Schranken zu setzen. Dazu war ein gegenseitiges Verständniss und gemeinschaftliches Handeln nothwendig. So wurden hin und her kleine Conferenzen gehalten, wo Prediger und Aeltesten mit einander beriethen, wie dem Feinde am besten zu begegnen, und auch die richtige Einsicht in die Sache und Lage mittheilten. Eine solche Conferenz wurde in Harrisburg im Hause Emanuel Kelkers auf Dienstag den 5. Februar abgehalten. Auf dieser Conferenz wurde beschlossen: 1. Eine allgemeine Convention zu rufen; 2. Ein Collegium zu gründen, das auf dem Grunde der alten Lehre der Väter stehe, und 3. Umgehend eine Monatsschrift oder Zeitung anzufangen, da die Blätter unserer Kirche unsere Artikel zurückwiesen oder verstümmelt einrückten.—Die Versammlung war vom Geiste der alten Schweizer auf dem Rütli erfüllt; es hiess: Vorwärts! Treue und Ausdauer war die Losung.

Kurz vor der General-Synode in Dayton war die "Revised Liturgy", eine Kritik von Dr. Bomberger über dies Buch, erschienen. Dies Pamphlet war ein Donnerschleg ins Lager der Hochkirchlichen, denn es beleuchtete ganz gründlich Dr. Nevins "Liturgical Question" und die Lage der Kirche.—Die erste Auflage von Dr. Bombergers Kritik war in vier Tagen vergriffen. Dr. Nevin schrieb eine Antwort daranf: "The Vindication of the Revised Liturgy", der Dr. Bomberger bis Anfang Juni ein neues Pamphlet, "Reformed, not Ritualistic", folgen liess. Der Gegenstand war gründlich behandelt; und Jeder der sehen wollte, konnte sich über die Cultusfrage der Kirche ins Reine setzen. Allein den meisten Mercersburger und Lancaster-Studenten war die Autorität Dr. Nevins grösser als die Wahrheit, und so wurden nur ganz wenige aus jenem Lager gewonnen.

Noch an andern Orten wurden Conferenzen gehalten.—Als ich von der Classis heimkam, hatte ich eine Einladung nach Allentown zu kommen, wo bei Br. Phillips eine gegenseitige Besprechung stattfinden sollte. Dr. Bomberger brachte die Berichte von den Verhandlungen der Philadelphia und North Carolina Classis, die sehr entschieden gegen die Neuerungen waren. Die Gemeinden durchweg waren mit uns, aber die Lancaster-Brüder entschieden für die Neuerungen. Wir besprachen die Lage der Kirche und die Schritte, die zu thun wären. Eine zu haltende Convention war der Hauptgegenstand.

Ein *Charakterbild eines unserer Prediger* wurde mir in diesen Tagen von Dr. S. erzählt.—Br. N. N. bleibt ohnlängst nach der Versammlung der Freimaurer-Loge in N. über Nacht. Ein Aeltester seiner Gemeinde, auch Freimaurer, der mit ihm von der Loge nach dem Wirthshaus geht, sagt zu ihm: "Parre, mer wolle 'mol nunner geh un eens trinke!" Nämlich unter dem Wirthshaus ist ein Salon, eine Sauf- und Spielhölle, wo die Satansknechte ihr lichtscheues Wesen treiben. Der Herr Pfarrer hat nichts dagegen und geht mit. Als sie in den Salon kommen, sitzen die Tische voll und spielen Karten. Der Aelteste, der ebenfalls ein leidenschaftlicher Kartenspieler ist, ruft aus, als er die Spieler sieht: "Ei! ei! was ist denn das?" Die Spieler, die meistens des Pfarrers Gemeindeglieder sind, gucken den Pfarrer verlegen an; der aber erwidert, die Leute beruhigend: "Ach, das war als in meinen Tagen nix!" Er dachte wohl an die Zeit seines Studiums, wo er ebenfalls Karten spielte. Der Aelteste mit sei-

nem Pfarrer treten dann an den "Bar" und trinken mit einander vor den Augen seiner Gemeindeglieder einen Schnaps. Das ist ein Mann für sie, der bestärkt sie auf dem Wege zur Hölle! Ist es da ein Wunder, dass es mit der Religion in der Gemeinde als wie im Kaffernlande aussieht? Derselbe Aelteste spielte Karten am Abende seiner Einsetzung bis nach Halbnacht, und rühmte von diesem seinem Pfarrer, das sei noch der einzige gescheidte "Parre" und "Gentleman" der im Lande wäre. Wir haben freilich noch mehr derselben Art. Ohne Ausnahme sammeln sie sich ins Lager der Hochkirchlichen, ohne dass jene Brüder sie wohl kennen; aber sie schleppen sie als einen Kometenschweif mit sich, der keinen süssen Geruch hinterlässt.

Im Frühjahr weihete ich, wie jedes Jahr, einen Tag dem *Besuch der Graeber* meiner Voreltern und Verwandten. Auf dem Gottesacker der Ziegel-Gemeinde ruhen die Ueberreste unseres kleinen Christians; weiter oben dem Schulhaus zu ruhen Oheim Heinrich Helffrich, gewesener Friedensrichter in Weissenburg, Oheim Daniel Helffrich und Tante Becky, Gattin von Heinrich Helffrich, und mehrere Cousins; sie liegen in den Reihen hin und her zerstreut, wie es damals Sitte war, der Reihe nach zu begraben, wie Todesfälle vorkamen. —Von der Ziegelkirche kam ich nach Höhns Privat-Begräbnissplatz, ganz nahe an der Siegfrieds-Kirche. Dort ruht Tante Höhn mit ihrem Gatten begraben. Ein schönes Mausoleum steht über beiden Gräbern, aber Alles ist im Verfallen. Die Mauern der Einfriedigung liegen auf zwei Seiten eingefallen, und die obere Platte des einen Denkmals ist ebenfalls eingesunken. Von hier ging ich nach Sassamans Familienbegräbniss. Hier schläft Vater, die Grosseltern Helffrich und die Urgrosseltern Sassamanshausen, nebst Grossoheim Jacob Sassamanshausen, und die Herrmans-Familie. Auf jedem Grabe der Alten steht ein Mausoleum. Auch hier ist Alles im Verfall begriffen. Die Herrmans, die das Gut geerbt und den Gottesacker in Stand halten sollen, versäumen es ebenfalls und nicht lange, so wird auch hier der Verfall völlig sein. Mein Plan reifte an jenem Tage, die Ueberreste Vaters und der Grosseltern nach dem Gottesacker der Ziegelgemeinde zu versetzen.

Welch ein ernster Ort ist doch das Grab der Voreltern! Hier fühlt man sich recht zurück versetzt in die alte Zeit und blickt man von ihren Gräbern um sich in die blühenden Gärten, in den die Wildniss, die sie ansiedelten, umgewandelt ist

—dann wünscht man: könnten sie doch einen Blick jetzt in ihre alte Heimath werfen, wie würden sie sich freuen! Aber thöricht waren sie mit ihren Familienbegräbnissen, wie solche ganz besonders in Maxatawny so allgemein waren. Beinahe jede der Hauptfamilien hatte ihr eigenes Begräbniss. Aus zwanzig derselben sind kaum mehr zwei im gehörigen Stande; viele sind gänzlich verschwunden, und zwar alle die, wo die Ländereien schon längere Zeit in fremde Hände übergegangen sind. Der Pflug zieht seine Furchen über die verwesten Leiber der alten Väter hin. So vergeht die Herrlichkeit der Welt!

Oft kommt es vor, dass der *Oddfellow und Temperenz-Orden* uns Prediger einladet, ihren Festen, die sie öffentlich halten, beizuwohnen, um die Festreden zu halten und damit für ihre Würdigkeit und Anerkennung einzutreten. Der Oddfellow-Orden ist jetzt sehr verbreitet im Lande.—Ich hatte es noch immer abgelehnt, nicht nur, weil wir uns im Amte damit Schaden thun, da viele Glieder gegen jeden geheimen Orden eingenommen sind, sondern hauptsächlich deswegen, weil sie ihre guten Grundsätze nicht ausführen und auch Grundsätze enthalten, die ich nach eigener Anschauung nicht billigen kann.

Auf Ostern, nach dem Abendmahl in der Lecha-Kirche, hatte ich Nachmittags ein Sonntagsschulfest in Langschwamm. Nun hatte auch die Grand Lodge des Oddfellow-Ordens von Pennsylvanien auf diesen Tag ein Fest angeordnet. Die Langschwamm-Loge, zu der viele meiner Glieder gehören, beging dies Fest ebenfalls. Als ich nach der Langschwamm-Kirche kam, waren Logenglieder dort und verlangten von mir, ich solle den Gottesdienst lassen und ihrem Feste beiwohnen und dort predigen. Natürlich sagte ich ab. Die älteren Glieder der Gemeinde erwarteten dies und freuten sich darüber. Wir hielten unser Fest und die Oddfellows das ihrige. Die Logenglieder wurden mir boshaft, trugen es mir nach und wollten mir später einen Verweis geben. Ich erwiderte ihnen einfach: ob sie mich als einen Spielball ansähen, dem sie von einer Seite einen Puff geben wollten, damit ich von der andern einen noch viel schwereren erhalten sollte? Ich sei Prediger und habe mit allem anderen in der Welt nichts zu thun; wenn ihnen das nicht gefalle, könnten sie sich einen "Stickel" dazu stecken; mir sei mein Weg klar und nichts in der Welt könne mich beeinflussen, gegen meine Ueberzeugung zu handeln.

Die Feststellung meiner Pfarrstelle kam endlich um die Zeit der Früjahrs-Abendmahle wie von selbst zu Stande. Alle Sorge war eitel, alles kam von selbst. Ich predigte jetzt: am ersten Sonntage in Langschwamm und Lecha, am zweiten Sonntage in Heidelberg und Friedenskirche, am dritten Sonntage in Langschwamm und der Ziegelkirche und am vierten Sonntage wieder in Friedenskirche und Heidelberg. Somit verliess ich Mertztown, wo I. S. Herrman erwählt wurde, und Lynn, Lynnville und Lowhill, in welchen letzten Gemeinden Schwager Fogel fortpredigte, in Verbindung mit seiner Pfarrstelle Union, Jordan, Cedar Creek und Morgenland. Also vier Gemeinden weniger auf dem Herzen zu tragen! Hatte ich auch nicht weniger auf Sonntags zu predigen, so war ich doch von den Leichenpredigten und dem Wege nach New Tripoli, etwa 14 Meilen ab, erlöst und das war eine bedeutende Arbeit weniger.

Bruder Renninger würde im Frühjahr als lutherischer College in Heidelberg, Friedenskirche und Lowhill an Steck's Stelle, der einen andern Ruf angenommen, erwählt.

Bruder Croll, mein lutherischer College in Langschwamm, wird schwärmerisch und versucht einen Angriff auf mich, weil ich der Sonntagschule einen mehr kirchlichen Anstrich gab. Croll hat eine Tochter Dr. Trexlers, Alice, geheirathet. Alice hatte sich bei den Evangelischen an der Gnadenbank bekehrt, und Croll schrieb ihr darauf einen Congratulationsbrief. Dadurch fanden sie sich und so entstund ihre Heirath. Am Sonntagsschulfest auf Ostern hatte ich nun die Langschwamm Sonntagsschule auf gleichen Fuss mit der von der Ziegelkirche gestellt; nämlich, die beiden lutherischen und reformirten getrennt, damit jede Sonntagsschule in Classen zum Catechismus-Unterricht eingetheilt werden konnte, und die deutsche Sprache unbedingt eingeführt. Diese Einrichtung gefiel nun Mrs. Croll gar nicht. Sie wollte trotz ihrer Schwärmerei lutherisch bleiben und hatte Antheil an der Sonntagsschule genommen. Der Catechismus-Unterricht und das Deutsch waren ihr zuwider. Sie stellte die Sache Croll vor und dieser griff mich bei seinem Abendmahls-Gottesdienst öffentlich an, als wollte ich Parteigeist in die Gemeinde führen. Ich legte dann die Sache der Gemeinde gründlich vor und verwies sie auf den Grund unserer Lehren, wie solche in unseren Catechismen ausgesprochen wären, und verlangte, dass diese auch der Grund unserer Sonntagsschulen werden müssten, dass nicht jede wilde Lehre in unseren Gemeindefa-

milien Eingang finden könne. Die Gemeinde fiel mir zu und Bruder Croll mit seiner Alice merkten, dass Stillesein Weisheit war. Die Ruhe war wieder völlig hergestellt. Croll aber entwickelte seinen Schwarmgeist immer mehr. Später trat er in die Ostpennsylvania Lutherische Synode über und machte einen heftigen Versuch, die Gemeinde auch mit sich zu zerren. Das war mir zu viel! Denkt so ein blinder Schwärmer, eine Gemeinde von ihrem alten Grunde losreissen, wie einen Ball hin und her werfen und nach seinem Strohfeuer-Gefühl moduliren zu können? Ich griff jetzt Croll an, legte seinen Schritt vor die Gemeinde und zeigte nach den Kirchenrechten, dass jedes Glied oder selbst die ganze Gemeinde beim Uebertritt ihre Anrechte hier verlieren würde. Der lutherische Kirchenrath verschloss Croll die Kirchenthür und in Langschwamm war seine Sache abgemacht.

Diesen Sommer kam *Alfred Crolls Ende in Langschwamm*. Am 5. April hatte ich Gottesdienst in Langschwamm; ich fand die Gemeinde dort in einem Sturm von Aufregung. Br. Croll hatte am Sonntage vorher bei seinem Abendmahle einen Schritt gethan, um seine Schwärmerei durchzusetzen. Er hatte der Gemeinde fünf Punkte vorgelegt: 1) sagte er sich los von der alten lutherischen Synode, die er als ungenügend verwirft; 2) verwirft er die Confirmation als unchristlich, sie sei blos eine Maschine—hatte aber eben am selbigen Gottesdienst eine Classe Confirmanden confirmirt; 3) verlangt er "protracted meetings" in der Kirche, das Recht, Glieder vorzurufen und zu bekehren—Gnadenbank; 4) darf Niemand mehr als Glied aufgenommen werden, von denen er nicht weiss, dass sie bekehrt sind; 5) resignirt er, damit sich die Gemeinde eine neue Regel nach diesen Punkten mache und ihn dann auf dieser Regel wieder erwählen könne. In all seinen Gemeinden hat Croll denselben Schritt gethan. — Ist das nicht ein Esel, wie die Welt keinen anderen mit längeren Ohren hat?! Als ich nach der Kirche kam, war die ganze Gemeinde vor der Kirche und die beiden Kirchenräthe fragen mich um Rath, wie der Anmassung Crolls zu begegnen. Ich gab nicht Rath, sondern von der Kanzel Anweisung vor der Gemeinde, was zu thun sei. Einen solchen Wechsel gegen die bestehende Ordnung würden wir Reformirte nicht dulden; Croll sei von uns geschieden und habe hier nichts mehr zu suchen, der lutherische Kirchenrath habe, wenn Croll wieder predigen wolle, die Kirche zu verschliessen, und dann werde er von der lutherischen Conferenz Rath erhalten. Im Fall

aber, wenn die lutherische Gemeinde sich von ihrem alten Bekenntniss abwenden und die methodistischen Neuerungen einführen wollte, würden wir uns nach den alten Rechten einmischen und die Gemeinde ihr Anrecht verlieren. — Es war nur ein kurzer Sturm der Entrüstung; kaum zwei Glieder waren "crollisch", und alles war abgemacht. Bald darauf wurde Bayer als lutherischer Prediger erwählt, der im anderen Extrem auftrat und lieber mit dem Weingeist als wie mit dem Schwärmergeist sich zu schaffen machte.

Schon früh im Jahre *fasste der "Hausfreund" festen Fuss* in meiner Stelle. Ich selbst mit Schweizer und noch einigen Andern hatten in meiner Stelle einige hundert Unterschriften gesammelt. Auch sammelten Am. Ziegler, Schmidt und Schweizer in andern Pfarrstellen Namen. Durch Frühjahr und Sommer waren zwischen zwei- und dreitausend Namen für den Hausfreund gesichert. Anstatt dreitausend hätten es aber zehntausend sein sollen; hätten die Prediger in Ost-Pennsylvanien regen Antheil genommen, so wäre die Zahl auch leicht dahin gekommen.

Die *Ostpennsylvanische Classis* versammelte sich am 5. Juni in Howertown. Die Brüder Bausman, Wolf und Miller von der Lebanon Classis besuchten uns. Bausman und ich vertraten den Hausfreund in Reden vor der Classis. Es kam nichts ausserhalb dem gewöhnlichen Verlauf an der Classis vor und die Verhandlungen waren friedlich.

Am Tage nachdem ich von der Classis heim kam, hatte Frank Kuder, mein Schwager, *ein grosses Musikfest in Fogelsville.* Er unterrichtete sieben Brassbands, die alle gegenwärtig waren, nebst einer von Allentown und noch einer, die im Kriege gedient hatte. Mitten auf dem Square auf der Strasse stunden sie alle in einem weiten Ringe, etwa hundert Mann, aufgestellt. Mehrere eingeübte Stücke wurden von allen Bands gleichzeitig gespielt. Das war aber ein Schwall von Tönen, der wirklich die Fenster klirren machte, und auch die Harmonie war gut.—Es waren viele Leute gekommen, die Musik zu hören. Nach dem gemeinschaftlichen Spiel spielten die verschiedenen Banden einzeln im Wechsel und zuletzt die fremden. Diese leisteten Musterhaftes als Overtüren, Opern und die schwersten Stücke. Das Fest war schön und gute Ordnung!

Silberstock in Colorado für die reformirte Kirche. Letzten Sommer kaufte I. Wiest, ein Aeltester unserer Kirche, die Baker Silbermine im Staate Colorado und formirte sie in eine

Stock-Company. Wiest's Absicht war gut und recht, er wollte der reformirten Kirche einen Nutzen schaffen. Die Stocks gingen in unbeschreiblicher Schnelle ab. Ein Prediger unserer Kirche, F. Dechant, wurde Agent. Die Circulare stellten die Sache glänzend dar; aber gerade dieser Glanz machte mich ungläubig. Kurz nach Pfingsten kam Dechant auch zu uns nach Fogelsville, und wider Willen wurde auch ich hineingeschwätzt; aber unter keiner Bedingung liess ich mich dazu bewegen, mit zu gehen und meinen Gemeindegliedern Stock zu verkaufen, welches mir später viele Sorgen sparte, während andere Prediger, die den Verkauf der Stocks eifrig betrieben hatten, sich das Misstrauen ihrer Glieder zuzogen. Auch in 60 Shares der Franklin Silber Company brachte mich später Dechant, davon aber zehn Shares von Peter Butz verlangt wurden. Der Verlauf der Spekulation war sehr ungünstig. Wieder Wiest's Erwarten kam die Sache durch schlechte Verwaltung in's Stocken; kein Stockeigner bekam je einen Cent und Wiest selbst verlor sein ganzes Vermögen.

Diesen Vorsommer merkte ich zuerst einen *bleibenden Eindruck* meiner grossen Anstrengungen in vergangenen Jahren. Es entwickelte sich ein nervöses Leiden, das sich jeweilen in grosser Schwäche zeigte. Ich konnte manche Zeit kaum eine Treppe aufsteigen, ohne dass mir die Knie einbrachen; wenn ich las, zitterte die Zeitung oder das Buch in den Händen; meine alte Schwermuth stellte sich verstärkt ein. Mein Gemüth litt; eine Kleinigkeit konnte mich erschrecken, dass ich zitterte. Ich sass manche Stunde und stellte mir alles tausendmal grösser vor als es wirklich war, und versank in Zagen, ohne eine gegründete Ursache. Kam ein solcher Anfall, dann war mir's als müsste ich in einen tiefen Abgrund versinken und als ob Satan Gewalt hätte, mich mit Fäusten zu schlagen. Ich bat Gott von Grund meines Herzens, dies Leiden von mir zu nehmen, aber es war keine Erhörung. Alles andere—mit wenig Ausnahmen—was ich von Gott erbat, kam mir oft wunderbar zu, ja, ich könnte Wunder erzählen; aber für dies Leiden war alles Beten eitel. Ich konnte mich mit nichts trösten als mit Pauli Pfahl im Fleisch, dem es hiess: Lass dir an meiner Gnade genügen! und daran freilich fehlte es niemals. Einigemal kam es auch vor, als ob sich Satan zwischen mich und die Kanzel stellen wollte; aber da half ihm alle seine Macht nichts; je grösser sein Anlauf, desto näher Christo und desto besser die Predigt und der Eindruck auf die Gemeinde.

Am 20. Juli wäre mein *Schwiegervater beinahe um's Leben* gekommen. Schwiegervater ging über die Strasse; ein roher Mensch fuhr durch Fogelsville im schnellen Trab und da Schwiegervater sehr schwer hört, merkte er den kommenden Wagen nicht und der Mensch fährt gerade auf ihn. Das Pferd rennt ihn um, und Pferd und Wagen gehen in raschem Lauf über ihn weg. Leute merkten es, liefen hin und fanden ihn ohnmächtig. Er wurde in sein Haus gebracht und nach genauer Untersuchung war nichts wesentlich verletzt.

Im August kam auch eine neue Auflage meiner *Augen-Neuralgien*. Bei der grossen Hitze durch die Zeit, da ich die Erntepredigten hielt, und durch zu grosse Anstrengungen bei meinen Sonntagspredigten, wo ich oft nass geschwitzt von der Kanzel kam, zog ich mir mehrmals eine Erkältung zu. Die Erkältung setzte sich, verschlug sich wie gewöhnlich nach den Augen, und mein altes Leiden war in vollem Anzug. Allmählich nahm Entzündung und Schmerz zu, bis es zum Aushalten unerträglich war. Keine Medizin schaffte Linderung, weder Lebenswecker noch Blutegel half etwas. Ich musste von der ersten Woche im August bis zum 1. September aushalten, ehe ich wieder predigen konnte. Während meiner Krankheit predigte Bruder Schweizer für mich; so war mein Feld doch versorgt.

Auf einer *Conferenz, die in Myerstown* gehalten wurde, wurde beschlossen, auf den 24. September daselbst eine allgemeine Convention abzuhalten, um durch gemeinschaftliche Berathungen und Beschlüsse den Neuerungen, die der Kirche durch die revidirte Liturgie drohten, zu begegnen. Während meiner Krankheit erhielt ich Briefe von dem Ergebniss der Conferenz. Es würden dort für jede Classis Committees bestimmt, welche die Delegaten nach der Convention vermitteln sollten. Die Committee unserer Classis war ich, Philipps und Cyrus Becker. Ich konnte nichts thun, da ich nicht aus dem Haus durfte; keiner der Andern that etwas, ob sie gleich mit uns waren; ja, sie waren nicht einmal selbst an der Convention. Um die Mitte September erhielt ich von der Führungs-Committee der Convention die Bestimmung, die Eröffnungs-Predigt bei der Convention zu halten. Ich schrieb einen Entwurf übei Luc. 17, 20. 21: "Das Reich Gottes kommt nicht mit äusserlichen Geberden...... denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch", und machte mich bereit, an der Convention ein Zeugniss für die Wahrheit abzulegen.

Am 24. September Abends wurde die Convention mit ei-

ner Predigt eröffnet. Unser Zug versäumte sich in Reading und ich erreichte die Kirche erst als der Gottesdienst schon eröffnet war. Die Gelegenheit, meine Predigt zu halten, war mir genommen. Vater Ziegler hielt die Eröffnungspredigt zu einer überfüllten Kirche. Die Convention war von einer grossen Zahl Prediger und der angesehensten Aeltesten vertreten; es waren aus allen Theilen der Kirche, in Allem über zweihundert Delegaten gegenwärtig. Nach dem Gottesdienst vertagte sich die Convention bis zum kommenden Morgen. Eine verordnete Committee legte in der ersten Sitzung 25 Punkte zur Berathung vor. Als im dritten Punkte [siehe Verhandlungen], der mehr von der Seite des Cultus als vom Dogma hätte aufgefasst werden sollen, Bruder Rust noch einen Zusatz machte und das Dogma der Sacramente mit hineinzog, machte ich die Bemerkung, dass die Convention die Liturgie als Cultusbuch im Auge halten und das noch nicht entwickelte Mercersburger Dogma liegen lassen sollte.—Meine Stellung war und ist heute noch die Wahrung unseres Cultus. Das Dogma in seiner Entfaltung—denn Niemand wird behaupten wollen, dass jedes Dogma endgültig abgeschlossen sei in unserer Kirche — wird sich durch die Kritik von selbst abklären, und kann nicht gewaltsam abgebrochen werden. Bleibt unser Cultus stehen, so reinigt sich das Dogma von selbst — es sei denn Häresie. Ich drückte dies vor der Convention aus, fand aber keinen Anklang. Im Gegentheil, das Dogma wurde in den Vordergrund gestellt. Die Convention war radikal, wie auch Mercersburg. Rev. A. S. Vaughan von York hielt eine Rede, in der er sich nicht klar ausdrückte oder sich selbst nicht klar war und an Häresie streifte. — Ich kam zur Ueberzeugung, dass weder die eine noch die andere Richtung die Krisis der Kirche richtig auffasste. Die Mercersburg-Lancaster Partei überspringt, noch vom Schub der zurückgelegten "New Measure" Zeit zum Extrem getrieben, die Grenzlinie; die Partei der Convention, theilweise puritanisch gesinnt und theilweise in die alte Orthodoxie verknöchert, bleibt, der Neuzeit entgegen, auf den alten unverdauten Sätzen sitzen. — Da war kein Anklang zu finden. Ich verliess die Convention unzufrieden, fühlte mich aber mehr mit dieser Richtung, als wie mit Lancaster verbunden. Und als die Ritualisten an der Synode im Herbst und später ihre schroffen Wege und unchristlichen Intriguen einschlugen; mit Gewalt und Macht gewinnen wollten, was nur durch Ueberzeugung hätte erlangt werden sollen—da schloss ich mich

der Opposition fest an, weil ich das Heil der Kirche hier besser vertreten fand. — Für mich war es ein Cultus- und kein Dogmenkampf.

Bruder Leberman und einige Andere der Lancaster-Richtung waren in der Kirche während der Convention. Leberman traf mich nach der Sitzung und glaubend, ich sei mit der Convention verfallen, griff er mich an; in unserem Zwiegespräch merkte er aber, dass er keinen Proselyten vor sich hatte, und er zog seine Fühlhörner zurück.

Die Wirkung der Convention war auf die Kirche gross und machte im feindlichen Lager einen desperaten Eindruck. Die Lancaster-Partei griff die Convention im "Messenger" an und wollte sie als eine Rebellion erklären; mit Drohungen sollte der Eindruck abgeschwächt werden. Das war ein total falscher Weg und brandmarkte den Geist jener Richtung; gerade damit gaben sie den Sieg aus ihren Händen! Br. Vaughan wurde für seine unverdaute wissenschaftliche Rede vor die Synode gebracht und einem Untersuchungs-Gericht übergeben, wo in den lächerlichen Katzbalgereien nichts weiter im Zweck liegen konnte als Kirchenautorität und Strafe gegen die Convention und die, welche sich dem Dictum der Lancaster-Partei nicht unterwerfen wollten. Da war der Geist Roms am Tage. Mit diesem unwissenschaftlichen und unchristlichen Geiste konnte ich mich nicht vertragen und so schloss ich mich immer fester an die Opposition an, ohne mich im Lehrprincip auch dort daheim zu fühlen.

In der Zeit als ich durch mein Augenleiden ins Haus verwiesen war, starb meine *Cousine Amanda Schantz*, die unter allen meinen Verwandten mir am nächsten war. Sie war an Rev. A. S. Leinbach verheirathet und wurde in Reading am 17. August beerdigt.

Am 3. October reiste ich *nach Reading*, wo ich eine Versammlung der Hausfreund-Committee bestellt hatte, um unsern Bericht an die Synode zu machen. Auf dem Bahnwagen traf ich John Wiest, der über den Erfolg der Convention voll Freude war. Bei Bruder Bausman, wo die Waisenhaus-Committee versammelt war, wurde ich mit Judge Schall und Bruder Gelbach von Philadelphia bekannt.

Im Herbst ward *Pfarrer Zuber in Lynn* und Lynnville als lutherischer Prediger erwählt. Bruder Brobst in Allentown empfahl ihn aufs Beste. Zuber übernachtete bei mir. Er scheint von Herzen fromm und demüthig zu sein. Die Ge-

meinden kauften ihm Pferd, Wagen und Geschirr und nahmen ihn freundlich auf.

Ende September und Anfangs October war wieder eine rechte Leidenszeit; Alles ging quer und ich meinte die Schwermuth würde mich zerdrücken. Eines Abends legte ich mich nieder; nach einem schweren Kampf konnte ich endlich sagen: Herr, wie du willst! und mein Gemüth wurde ruhig. Ich schlief ein und hatte in dieser Nacht einen *dritten wundervollen Traum.* Mir träumte, ich stünde auf einer Anhöhe nahe dem Golgatha bei Jerusalem. Vor mir lag die heilige Stadt auf zwei Hügeln mit einem dazwischen hinneigenden Thale; Hügel und Einsenkung, Alles war mit einem Meer von Häusern übersäet. Die ganze Stadt lag frei vor mir und ich sah, von meinem Stand, über dieselbe hin und darüber hinweg. In dem Thale, wo der Kidron floss, war aber ein mächtiger Strom, darauf ein grosses Schiff hinab segelte. Ich folgte mit meinen Augen dem Strome rückwärts, bis ich ihn hinter dem Golgatha verlor. Auf dem Golgatha sah ich die Kreuzigung. Ich sah Jesum am Kreuz und die andern zwei Kreuze neben ihm; die drei Kreuze ragten hoch empor. Es überfiel mich eine unendliche Wehmuth, und alles um mich her lag in der feierlichsten Todtenstille. Ich blickte unverwandt nach Jesu hin und versuchte ihm nachzufühlen, wie er litt. Ich wähnte, mir sein Gefühl vorzustellen, als ein Abschiedsgefühl und Gang in die Schauer und Gewalt des Todes, und dabei eine schmerzensreiche und doch selige Wonne, die ihren Grund hatte im Bewusstsein der erkauften Menschheit. Eine unaussprechliche Wehmuth riss mich hin, ich musste bitterlich weinen und konnte mich nicht mehr fassen. Der Schmerz machte mich wach; aber das Bild und Gefühl schwand nicht, ich weinte fort. Ich schlief wieder ein und derselbe Traum war wieder da. Meine Augen wandten sich aber jetzt dem Strome zu; dort floss er hin in seiner Majestät und das Schiff glitt ruhig auf seinen Fluthen weiter. Ich fühlte tief innerlich, dass auch so alles Leid und Elend vorüber ziehe, wie auch dort am Kreuze der Todeskampf ein Ende nahm. — Ueber dem Strom am Himmel im Wolkenraum schwebend sah ich aber jetzt eine mächtige Orgel, die in einer glänzenden Goldfarbe leuchtete. Ich hörte einen Ton der Orgel leise und ganz sanft; dieser Ton aber nahm zu und wie er lauter wurde, hörte ich, dass es nur ein einziger Accord in der reinsten Harmonie ist, der aber vom tiefsten Bass bis zum höchsten Discant durch viele Octaven lief. Nur dieser

eine Accord tönte, aber von Minute zu Minute lauter und lauter, bis er gleich dem Donner am Himmel durch das ganze Universum tönte. Ich wurde von dem herrlichen Wohlklang und von seiner majestätischen Fülle so gewaltig ergriffen, dass ich wieder wach auf meinem Bette lag. Das Bild aber schwebte fort und fort vor meiner Seele, und es war mir der Traum klar, wie ich anfing zu denken, was er meine. Das Kreuz Christi als der Sündensold ist der Inbegriff aller Leiden, der grosse Strom um Jerusalem her der Strom der Zeit, das Schiff darauf die ziehende Menschheit, und die grosse Orgel mit ihrem reinen Accord im Wolkenraum über dem Strom das Loblied der Heiligen in ihrer Vollendung, wo das Leid in seinem Segen erkannt und sich zu einem ewigen Preisgesang vollenden wird. — Am folgenden Morgen hatte ich Vorbereitung in der Ziegelkirche, und im Bussgebet am Altar, da die ganze Gemeinde auf den Knieen lag, stund das Bild wieder klar vor meinen Augen und verwebte sich in mein Gebet.

Die lutherische Kirche feierte dies Jahr ihr ***halbhundertjaehriges Jubilaeum.*** Von jedem meiner Collegen wurde das Fest begangen. Die Kirchen waren meistens schön geschmückt.

Unsere ***oestliche Synode*** versammelte sich im October in Baltimore. Bruder Vaughan wurde hier seiner philosophischen Rede in Myerstown wegen als Häretiker der Lebanon-Classis zum Gericht überwiesen. Die Classis verhörte ihn und flickte ihm an seinem theologischen Kleide die Löcher zu. Ob es half? Er trat aus unserer Kirche zu den Presbyterianern über; er meinte, es beisse ihn nicht und er wollte sich nicht kratzen lassen.—Die Myerstown-Convention wurde als schismatisch erklärt, ihre Petition an die Synode hochmüthig zurück gewiesen und alle väterlich (?) ermahnt, von solchen Versammlungen abzustehen. Auch wurde ein Hirtenbrief an die Gemeinden verordnet, der über die Sachlage der Liturgie und Myerstown-Convention Aufschluss geben sollte. Dieser Hirtenbrief war ein Quodlibet von Wahrheit, Lüge und Verdrehung, das jene Faction, die damals die Mehrheit in der Kirche hatte, aus sich selbst ins rechte Licht stellt und von der Zukunft gerichtet werden wird. Die Faction hüllte sich in den Schein des Rechts, erhielt sich durch jesuitische Kniffe und christlose Gewaltanmassung. — Die Zurückweisung der Myerstown-Vorlagen wurde von den Vertretern der Convention an die General-Synode gebracht. Als ob Zwingli und Luther sich daran kehrten, da die katholische Kirche sie als

Schismatiker erklärten und ihnen keinen offenen Weg zu Christo lassen wollten?!

Die Blätter der Kirche, besonders der "Messenger", fielen über die Myerstown-Convention her, wie die Raben über den Hasen; selbst der gute "Hausfreund" liess sich verleiten, einige Artikel gegen dieselbe aufzunehmen. Einige Antworten auf die Angriffe, die Bausman nicht wohl zurückweisen durfte, bewogen ihn, den Hausfreund aus der vorliegenden Kirchenfrage frei zu halten.—Der "Messenger" war unter den Händen der Lancaster-Faction und liess eine gerechte Besprechung der Frage nicht zu. Die verdrehtesten Darstellungen fanden seine Spalten offen; kam aber eine Antwort, so wurde sie zurückgewiesen oder durch Streichung und Randglossen entstellt gegeben. Das konnte nicht geduldet werden. Es blieb nichts übrig als ein eigenes Organ zu gründen, welches mit dem Januar 1868 als das "*Reformed Church Monthly*" in der Kirche erschien und seine Zähne wies. Es biss tapfer um sich, und traf manche so hart, dass sie aufschrien wie die Fischweiber, wenn man ihnen ihre aufgestellten stinkenden Fischkörbe umstösst. Dr. Bomberger, der Editor des "Monthly", hat sich in demselben für alle Zeiten zum Ritter geschlagen. Als man ihm keine Waffen mehr entgegen halten konnte, wollte man ihn todtschweigen; aber auch dieser Witz half nichts, das "yellow-covered" Ding — sein Name wurde von den Gegnern nicht genannt — puffte immer fort, ohne Rücksicht zu nehmen, bis es seine Aufgabe erfüllt hatte.

Amtserlebnisse.

Februar 10. Beim Gottesdienst in Langschwamm war heute eine Zurechtweisung eines der Vorsteher nothwendig. Dieser Vorsteher machte es sich schon längere Zeit zum Gebrauch, immer während der Predigt etwas zu schaffen zu haben; bald steht er auf, läuft durch den Gang, holt Jemand herein, oder steht auf und winkt mit der Hand, wo ein leerer Stuhl ist, oder macht die Ofenthüre auf oder zu. Ich war dies schon lange überdrüssig.

Der alte Vater Gross erzählte mir dieser Tage, dass ursprünglich die reformirte und lutherische Jordan-Gemeinden, die schon lange Jahre getrennt sind, gemeinschaftlich waren. Beide fingen mit einander an, da wo jetzt die lutherische Kirche steht. Die Gemeinden wurden aber streitig und die Re-

formirten trennten sich. Sie suchten sich den Ort aus, wo jetzt die reformirte Kirche steht, fingen an zu bauen und in acht Tagen war die Kirche fertig; in zwei Wochen wurde schon darinnen gepredigt. In grosser Zahl gingen sie in den Wald, schlugen die Bäume nieder, blockten sie aufeinander, deckten das Dach mit Stroh und machten die Bänke aus beschlagenen Blöcken mit unterlegten Klötzen. Die Kirche hatte freilich keinen Fussboden weiter als die nackte Erde, die Thüre bestund aus zusammengenagelten Brettern, aber sie wurde wenigstens fertig geheissen. Das war die erste reformirte Jordan-Kirche.—Die meisten Kirchen jener Zeit hatten ein ähnliches Aussehen und doch wohnten darinnen meist dankbare Herzen.

Maerz 8. Beerdigte Georg Long in Langschwamm. Long verordnete auf seinem Sterbebette, dass die Orgel bei seiner Leichenpredigt nicht gespielt werden solle. Bei dem Begräbniss hatte einer seiner Söhne auf demselben Verlangen bestanden und sich gegen mich geäussert: Das sei nicht alt-reformirt! Ja, der war noch hart reformirt!

Heute seit vielen Jahren einmal wieder mit der Sulky gefahren, wegen dem schlechten Wege. Aber nach alter Weise gleich dabei auch wieder Missgeschick. Mitten im Dreck die "Springs" gebrochen.

Maerz 16. Die Mutter von Amos Weiler begraben. Ein unsäglich beschwerlicher Tag. Kalt, Schnee und hartgefrorene Strasse; den Wagen zerbrochen, vom Hin- und Herschlagen des Wagens ganz verstimmt und krank. Croll war ebenfalls eingeladen und hielt die Standrede; konnte vor Strohdreschen nicht fertig werden.—Als ich meinen Wagen wieder in Ordnung bringen liess, hatte ich mehr ausgegeben als eingenommen. Der Meister ist ja auch rauhe Wege gegangen!

Maerz 22. Beerdigte Peter Kressel in Lynn. Ich fuhr fort mit dem Wagen, als ich aber zu Klotz's auf der Lowhill Höhe kam, waren die Strassen noch voll Schnee und ich musste einen Schlitten borgen, um durchzukommen.

Maerz 30. und 31. Abendmahl in der Ziegelkirche. Die Kirche war trotz schlechtem Wege und Wetter voll. Obgleich müde und krank, konnte ich doch mit grosser Zufriedenheit predigen.

April 4. Eine Leiche in Heidelberg. Auf dem Wege nach der Kirche hole ich Mrs. Grosskopf, eine Seiberlings Tochter, ein, die zu Fuss geht. Ich lud sie ein mit mir zu fahren. Letzten Herbst hatten die Wirthe in Heidelberg Ver-

suche gemacht, die Frolics wieder zu halten; darunter war auch Grosskopf und George, die die Wirthschaft in Germansville halten. Auf Anzeige vom Kirchenrath hatte ich eine tüchtige Klopfpredigt gehalten. Grosskopfs waren auch in der Kirche. Heute fängt Mrs. Grosskopf, so bald sie bei mir im Wagen sass, von der Sache an zu reden. Sie sagte, sie hätte schon lange gewünscht, mit mir deswegen zu reden. Sie entschuldigte sich und ihren Gatten und gab mir vollkommen recht. Nicht sie, sondern ihr Schwager hatte die Frolic bestellt, und zwar gegen ihren Willen. Sie machte freiwillig das Versprechen: Es solle nie mehr vorfallen. Sie hat ihr Wort gehalten bis heute, bald zwanzig Jahre, obgleich sie öfters dazu versucht wurde. Dann erzählte sie mir auch, wie sie während der Predigt gefühlt hätte. Sie hätte ganz vorn in den Stühlen gesessen und hätte gemeint, alle Leute blickten nur auf sie, sie wäre gerne versunken; dann wäre ein Leid über sie gekommen, dass sie habe weinen müssen; sie hätte mir ganz recht gegeben und sich vorgenommen, eher ihr Haus zu verlassen als nochmals eine Frolic zu dulden. Ich munterte sie auf und musste zu mir selber sagen: Wahrlich, eine würdige Frau!

April 6 und 7. Abendmahl in Langschwamm. William Bigony kam in die Gemeinde und war schon einige Zeit fleissig in die Kirche gekommen. Bei der Vorbereitung kam er vor den Altar ganz allein—hatte keine Confirmanden-Classe besucht—und will in unsere Kirche aufgenommen sein. Ich frug ihn, ob er unseren Catechismus studirt habe. Auf seine Antwort Ja, hielt ich es für meine Pflicht ihn aufzunehmen. Ich hielt eine freie Anrede zu ihm, legte ihm die liturgischen Fragen vor und confirmirte ihn. Die Handlung war feierlich. Er kam so unerwartet und heilsbegierig vor den Altar, dass jedes Gemeindeglied von der Handlung ergriffen war.

Mai 5. Mit dem Gottesdienst Nachmittags eine Leiche in Lecha: Ed. Henry Peter, ein Jüngling von 21 Jahren. Er war Soldat, zog sich die Auszehrung zu und starb bei G. Romich. Ich ermahnte die Jugend, den Weg der Sünde zu meiden; fand bei den Verwandten aber keinen Anklang, sondern nur Verdruss! Man soll nach dem Wunsche der Welt die Sünde zudecken; die Kirche soll dem Teufel Dienerin sein und ist es leider schon zu viel!

Mai 6. Eine Leiche in Heidelberg. Der Wirth in New Tripoli starb. Ohnlängst zog er von Heidelberg dahin. Musste also nach Tripoli in Lynn fahren, die Leiche nach

Heidelberg bringen und predigen. Der Mann ist reich gewesen und "fashionable", da muss alles nach aussen prunken; das kostet Geld und dem Pfarrer gibt man mit umgekehrter Hand, dass es niemand sehen soll, eine Bettelmanns-Gabe. Die Kirche muss wieder Magd sein, um der Welt einen Mantel zu leihen, mit dem sie prunken kann.

Mai 19. Leiche in der Ziegelkirche. Henry Schmick, ein würdiger Jüngling. Er war Student in der Kutztown Normal-Schule; seine Classe sammt den Lehrern wohnten der Leiche bei. Er hatte eine Reise gemacht, wurde bei Pottstown von den Bahnwagen überfahren und ihm das Genick gebrochen.

Mai 30. Himmelfahrt. Leiche in Lynn: ein Sohn von Jacob Grünewald. Sein Vater war nach Ohio gereist zu seinem Bruder. Unterdessen starb sein Sohn; die Familie sandte Jemand nach Ohio, um den Vater holen zu lassen. Als die Leiche abgehen sollte, war er noch nicht da. Wir beschlossen, der grossen Versammlung wegen, die Predigt zu halten und den Sarg dann in der Kirche stehen zu lassen, bis der Vater heimkäme. Als der Leichenzug aber nach dem Gottesacker kam, holte er uns ein. Er war nach Slatington gekommen und liess sich herüber bringen.

Juni 25. Leiche in Langschwamm: August Dankels Frau. Sie schloss sich in Allentown an die Vereinigte Brüder Kirche an, wollte aber hierher begraben werden. Sie brachten ihren Prediger Hoffmann mit, der die Standrede hielt und in der Kirche den Gottesdienst öffnete. Er bewies sich recht brüderlich und so lud ich ihn ein, in der Kirche Antheil zu nehmen.

Juni 26. Den alten Billman in Lynn begraben. Er war ein sprüchwörtliches Stück Gemeinde-Hausrath, der allen Leichen beiwohnte, der erste und letzte am Gasttisch sass. Vor einem Jahre etwa sassen der alte Vater Joh. Hunsicker, in den neunziger Jahren alt, und dieser Billman bei einer Leiche vor der Kirche unter den Bäumen und utzten sich. Der alte Hunsicker sagte Billman, er wäre zehn Jahre älter und wolle ihm doch noch das Holz hacken für seine Leiche. So war es auch wahr geworden.

Juli 7. Die Predigt gehalten bei der Installation von E. J. Fogel in der Jordan-Kirche. — Die Committee war: Ich, Hofford und Alfred Herrman. Auch der alte Vater Dubs, D. D., war gegenwärtig, der nach der Predigt und Installation noch eine angemessene Schlussrede hielt.—Die Kirche war

von Menschen überfüllt. Die Predigt gelang mir sehr gut und war nicht ohne Eindruck. Mrs. Mickley machte mir auf die Predigt hin ein Präsent von einem ausgewirkten Kleiderhänger.

Im September predigte ich in meinen Kirchen über das Hochkirchenthum und die neue Liturgie. Ich suchte, saubere Arbeit zu machen, und ist mir so gut gelungen, dass ich bei einem etwaigen Ausfall mit der Classis in Abrahams Schoss gesessen hätte. Ein gutes Bett darin man liegen kann, wenn es stürmt und wettert, ist nicht zu verachten!

September 22. Gottesdienst in Lecha und Langschwamm. Dr. Wertz baute sich ein Haus unterhalb der Kirche an der Strasse mit einem nett eingerichteten Hofe. Jetzt wünscht er noch eine Fontaine anzulegen und frug heute den Kirchenrath, um das ablaufende Wasser der Quelle auf dem Kirchenland durch eine Wasserleitung benutzen zu dürfen. Der Kirchenrath liess die Gemeinde darüber abstimmen. Obgleich einzelne Glieder dagegen waren, fiel die Wahl dennoch zu Wertz's Gunsten aus.

September 28. Kinderfest in der Ziegelkirche mit der Sonntagsschule. Die Ziegel-Sonntagsschule ist die beste in meiner Pfarrstelle. Sie ist kirchlich, steht ganz unter dem Kirchenrath, und der Catechismus-Unterricht ist die Hauptsache.

October 5 und 6. Abendmahl in Langschwamm. Confirmirte wieder bei der Vorbereitung einen verheiratheten Mann, namens D. F. Gerhart. Seine Frau ist lutherisch, schloss sich aber mit ihrem Manne jetzt auch unserer Kirche an.—Unser Abendmahl war reichlich besucht und die grosse Versammlung voll Aufmerksamkeit und Andacht.

October 12 und 13. Confirmation und Abendmahl in der Friedenskirche. Confirmirte 41 Kinder, mehr als in Heedelberg. Die Friedens-Gemeinde nimmt durch das Aufwachsen Slatingtons in den letzten Jahren ungemein zu. Als ich dort anfing zu predigen, war die Gemeinde ganz klein.—Der Prediger der Evangelischen über der Lechakaft war bei unserer Confirmation gegenwärtig; wohl um zu hören und zu sehen, ob er nicht etwas zu kritisiren finden könne.—Bei dem Abendmahl Sonntags war die Kirche nicht vermögend, die Menschenmenge zu fassen. Von weit her waren Fremde gekommen. Vor dem Gottesdienste hatte ich eine Kindes-Leiche auf dem Gottesacker zu beerdigen. Die Mutter wankt zwischen unserer und der evangelischen Kirche hin und her.

Nach der Beerdigung ging die Familie ebenfalls mit in die Kirche, wo ihr der vordere Stuhl eingeräumt wurde. Ich hatte nur das Begräbniss, aber keine Leichenpredigt zugesagt. Während dem Anfangs-Gebet wird nun die Mutter "happy", sinkt um mit einigen lauten Ausrufen und wird steckensteif. Zwei Vorsteher fassen sie und tragen sie in den Gang der Kirche, wo sie während der Predigt verbleibt und sich wieder erholt. Die Störung war unangenehm. Nach der Predigt kommt die Frau wieder in die Kirche und bei der Austheilung des Abendmahls auch zum Altar. Ich war im Augenblick ungewiss, was ich thun sollte; da sie sich aber fest und stille hielt, ging Alles im Frieden ab.

Am 23. October hatte ich die letzte Unterrichts-Stunde mit meiner Confirmanden-Classe in Heidelberg. Die letzte Rede zu ihnen war nicht ohne tiefen Eindruck. Der Aelteste Daniel Peter war gegenwärtig und lud mich ein zu Mittag. Als ich fortfuhr, hatte mein "Schimmeli" ein neues Geschirr an und das alte lag im Wagen. John Hunsicker und Daniel Peter, die zwei Aeltesten der Gemeinde, machten mir ein Geschenk damit.

October 27. Beim Nachmittags-Gottesdienst in der Friedenskirche war die Kirche überfüllt. Der evangelische Prediger in Slatington hatte während der Woche jeden Abend Gottesdienst und schimpfte auf mich; er erklärte die Confirmation als ein zum Teufel Führen der Kinder. Einige der schwankenden Familien sandten ihre Kinder — die ich vor einigen Wochen confirmirt hatte—in ihre Versammlung und munterten sie auf, auf ihre Gnadenbank zu gehen, um sich auch dort zu bekehren. Sie gingen dort vor, "der Parre hot sie awer net dorch bringe könne". Nun erwartete die Gemeinde heute eine Antwort von mir, die ich auch gab.

October 30. Reise nach Philadelphia. Schon seit Jahren gehen wir jeden Herbst dahin und kaufen unsere Winter-Einlage in Kleidern daselbst, wobei wir etwa $20 ersparen.—Am Abende besuchte ich Dr. C. Hering, den alten Freund meines Vaters. Wir hatten ein langes Gespräch über die alte Zeit und das Wachsthum zum Besseren.

November 10. Besuchte vom Gottesdienst der Friedenskirche aus Vater Nicolaus Kern. Hat ein grosses Gewächs aus seiner Seite schneiden lassen.

Im November Court und Hofford hier, um Rücksprache zu halten, Collecten oder eigentlich Subscriptionen in meinen

Gemeinden zu sammeln, für die Gründung eines Mädchen-Seminars in Allentown.

December 1. Als ich von der Ziegelkirche und Langschwamm heimkomme und es schon Nacht war, sendet Ab. Grimm einen Boten: ich solle umgehend mitkommen—etwa fünf Meilen—und seiner Frau das Abendmahl reichen. Ich sagte: Morgen. Die Frau lag schon Monate lang krank, wie mir der Bote sagte, und nun in der Nacht, nach einem anstrengenden Tagewerk und so langer Versäumniss der Familie mich einzuladen, noch einen solchen Weg zu machen, war eine grosse Zumuthung.—Des andern Tages früh ging ich hin und noch zeitig genug. Die arme Frau hat Magenkrebs und muss sterben. Ihren Seelenzusand fand ich viel besser als ich erwartete. Voll Hoffnung blickte sie dem Tode entgegen. Sie betete laut ein Lied aus unserem Gesangbuch und betete es aus vollem Herzen. Ich sah welch ein reicher Segen in unserem Kirchenliede ruht!—Ich reichte ihr das Abendmahl und sah den Frieden ihres Herzens auf ihrem Angesichte leuchten; selbst ihr Gatte war ergriffen.—Etwa zwei Wochen später beerdigte ich Mrs. Grimm, sie war eine Walberts Tochter. Ihr Bruder Levi, der auf dem alten Gute, dem zweiten Hause oberhalb meines Vaters Hause, wohnte, lag ebenfalls krank. Er wollte seine Schwester nochmals sehen; so wurde der Sarg auf dem Gang nach der Kirche in sein Haus gebracht, wo ich eine Rede hielt.

December 13. Beerdigte ich Mrs. Geiger in Heidelberg, die verwittwete Mutter von Schulmeister Geiger an der Kirche. Am Tage vorher heftiges Schneewetter, alle Strassen zugeblasen. Die Leute an dem Wege ritten mir vor, dass ich durch konnte. Es war 12 Uhr, bis ich nach dem Leichenhause bei Germansville kam.

December 16. Vor einigen Tagen glaubte ich, einen Stoss von einem Erdbeben zu verspüren. Ich ging eben durch mein Zimmer, da bemerkte ich ein wiederholtes Erschüttern des Hauses und ein dumpfes Rollen, das aus dem Keller zu kommen schien. Viele andere haben es ebenfalls in ihren Häusern gehört.—Heute lese ich, dass auf den 9. December um etwa 4 Uhr, Zeit und Tag dieselbe wie auch hier die Erschütterung stattfand, eine Pulvermühle in der Nähe von Beaver Meadow mit sieben Tonnen Pulver aufgeflogen sei. Der Ton und die Erschütterung wurde an andern Orten, die der Explosion viel näher lagen, gar nicht gehört. Ein Beweis von unterirdischen, weit fortlaufenden Höhlen, die der Träger

des Schalles sind und gewöhnlich auch den Zug der Erdbeben bilden.

December 24. Abends Christfest in Heidelberg. Die Kirche schön geschmückt und überfüllt. Hielt eine Anrede an die Gemeinde und Sonntagsschule; dann folgten die mir widerlichen "Dialogues". Warum nicht die Festperikopen und dann fertig? — Am Schluss des Gottesdienstes machte Geiger, ohne mein Wissen, ein Festgeschenk der Gemeinde für mich bekannt. Erhielt $22.14.

December 25. Abends Christfest in der Ziegelkirche. Kuntz, der Superintendent, liess sich so gut an, dass wir ihm das ganze Festprogramm übergaben. Nun hatte er aber eine Exhibition eingerichtet, die eine Schande war. Allerlei dummes Zeug wurde geschmacklos in Dialogues durchgeschwatzt, dass ich mich herzlich dabei schämte und die würdigen Glieder unzufrieden waren; die Welt aber freute sich, denn das war nach ihrem Geschmack. Kuntz hatte ein Meisterstück der Dummheit aufgeführt.

Am 29. December zum Jahresschluss predigte ich in der Ziegelkirche und Langschwamm. Wieder ein Jahr durch, schwer an Arbeit und manchen traurigen Erfahrungen, aber auch Gutes in Fülle von der Vaterhand Gottes erhalten. Alles Böse hat in Heimsuchungen auch seinen reichen Segen gebracht. Besonders die Geldsorgen sind meistens verschwunden. Mit Ausnahme der stehenden Bonds, wofür mein Haus gut ist, habe ich meine andern Schulden bezahlt, und konnte im November $1000 in einer Bank in Reading deponiren.

XXVII.

Das Jahr 1868.

Schwarmgeister — Hausverkauf — Intermezzo — Hausbau — Croll in Langschwamm — Classis — Synode in Hagerstown — Schwiegervaters Tod — Meine Mutter — Wohlthaetigkeits-Anforderungen — Amtserlebnisse.

Im Laufe des letzten Winters, von früh im Herbste, wo ich Confirmation in Heidelberg und Friedenskirche hatte, haben die Schwärmer desperate und recht unehrliche Angriffe gemacht, um in meinen oberen Gemeinden Proselyten zu ma-

chen. In Slatington und Lobarsville (Slatedale) hielten sie jeden Abend ihre Versammlungen; dabei schimpften sie, a la mode, recht tapfer über die Kirche, auf uns Prediger als Baalspfaffen und versuchten, kein gutes Haar an uns übrig zu lassen. Die Sippschaft hatte im Laufe des Winters wohl vierzig Personen auf ihrer Gnadenbank. Darunter waren Viele, die schon bei ihnen waren, aber wieder "durchgemacht" wurden, weil sie in die Welt zurück gefallen waren. Nebst diesen kam auch eine Zahl solcher, die zu keiner Kirche gehörten, auf die Bussbank und auch vier oder fünf der Halben von meinen Gliedern wurden endlich eingefangen.

Einige Monate lang predigte ich über den Schwarmgeist, zeigte das Krankhafte in dem System dieser Bekehrungsweise, und behandelte die Mode als Quacksalberei im Bereiche des Christenthums. Durch gründliche Erklärung der Sache, wobei die Kirchen überfüllt waren, wurde auch dieser Sturm abgeschlagen.—Der Anlauf dieses Winters war der schwerste. Von da an trennte sich die Strömung; unsere Kirche war frei geworden von dem unsauberen Geiste und selten, dass mehr ein Glied verwirrt wurde und abging.—Auf meine Predigten, denen immer einige Spione beiwohnten, schimpften die Schwärmer noch mehr auf mich. Sie nannten mich "einen gottlosen Pfaff, der nicht fit wäre zu predigen"; sagten, "ich hätte auf der Kanzel gelogen und die Schrift verdreht".

Auf diese Lästerungen waren viele meiner Glieder nicht zufrieden, sie drangen in den Kirchenrath die Lästerer gesetzlich zu belangen. Der Kirchenrath aber drang in mich und wollte mir die gesetzliche Anklage aufsatteln. Ich sagte dem Kirchenrath, die Quelle der Lästerung sei mir zu gering und ich würde mich unter keiner Bedingung an die Obrigkeit wenden. Einzelnen, die vorwärts wollten, rieth ich ab, weil es rachsüchtig aussehe und unnöthige Kosten machen würde. Einer meinte: "Dann nehmen wir eine Trumm und Bell und trummen die Leute auf's Square in Slatington und rufen die Lästerer öffentlich als Lügner aus!" Nun das wäre etwas von Lynch-Law, aber am Ende gerade nicht schlecht!

Aehnliche Versuche wie in Slatington hatte ich auch in Langschwamm zu erleben. Auch hier machten diese Spectakelmacher in Shamrock ihre Anläufe. Einzelne Evangelische waren nach Shamrock gezogen, bauten eine kleine Missionskirche, wo sie Himmel bestürmende Versammlungen hielten und tapfer auf die alte Kirche schimpften. Alles war hier eitel. Das Volk ist besser aufgeklärt und die Schwärmer

in ihrer Lebensweise zu gut bekannt. Nur ein Beispiel ihres Wandels, und zwar eines ihrer Hauptglieder. Vorsteher Oswald erzählte mir die Sache: R., der gegen die DeLongen-Kirche hin wohnte, kam in Geldverlegenheit und kam zu Vorsteher Oswald, um $100 von ihm zu borgen. Oswald versprach ihm das Geld, wenn er seinen Schwiegervater als Bürge auf die Note brächte. R. holte das Geld und gab eine mitgebrachte Note dafür, als Oswald die Note betrachtete, sah er, dass die Unterschrift des Bürgen gefälscht war, und sagte R. er traue dem Namen nicht; worauf R. Geld und Note mitnahm, um ihm umgehend eine andere Note zu bringen, die von seinem Schwiegervater besser geschrieben sein solle. Oswald traute dieser zweiten Unterschrift; das heisst, sie war gut gefälscht. Ein Jahr später, als die Note verfallen war, bezahlte R. nicht; er war am "Aufbrechen". Oswald ging zum alten Vater Diener, R.'s Schwiegervater, und beklagte sich: er müsse R. verklagen; worauf dieser ihm erwiderte: "dann würde er gar nichts bekommen, R. wäre nichts mehr werth". Oswald aber antwortete: "Dann müsse sein Bail zahlen"; und auf die Frage: Wer denn sein Bail wäre, hielt ihm Oswald die Note hin. Der alte Diener las, schüttelte den Kopf und sagte: Das habe ich nicht geschrieben, das ist gefälscht! Oswald liess R. mit Einsteckung drohen und erhielt dann ohne weiteres sein Geld.—Wie stimmt solche Ehrlichkeit mit der vorgegebenen Sündlosigkeit überein?!

Während dasStrohfeuer in Slatington am höchsten brannte, liess ich mir vom Kirchenrath die Glieder nennen, die nach den Versammlungen gelaufen und mehr oder weniger wankend geworden. Ich ging dann nach der Gemeinde, besuchte etwa ein Dutzend Familien und verweilte drei Tage dort. Ich belehrte die Familien in ihren Häusern und erntete reiche Frucht. Alle wurden ruhig und kein Glied mehr ging ab.

Auch Schwager Fogel bekam in seiner Jordan-Gemeinde, wo eine Vereinigte-Brüder Mission angefangen wurde, denselben Kampf.—Als sie in Guthsville ihre verlängerten Versammlungen einige Zeit gehalten hatten, bestellte Fogel in der Jordan-Kirche auf Wochenabende Gottesdienst, wo auch ich mehrere Abende aufeinander predigte und den Schwarmgeist beleuchtete. Auch hier trug das einfache Schriftwort seinen Sieg; die Glieder wurden ruhig und alles Poltern, Lästern und Lärmen der wilden Buschprediger half nichts. Der gute Sinn der Glieder liess sich nicht berücken.

Endlich nach langen Jahren kam auch die Stunde, wo ich

mein Haus neben dem Wirthshaus verkaufen konnte und von diesem Höllennest wegziehen durfte. Dr. Saylor, der seinen Store in Fogelsville verkaufte, suchte schon längere Zeit eine Wohnung. Ich liess ihm mein Haus anbieten, und da kamen endlich zwei Wünsche in einen zusammen. Obgleich Correll, Fogel und andere aus altem Neid alles versuchten, Dr. Saylor von dem Kaufe abwendisch zu machen, so kaufte er am 16. März dennoch mein Haus an $2000. Diese Summe bezahlte meine Schulden und liess mir, zu dem Tausend das ich in einer Bank deponirt hatte, noch $600 mehr in Händen. Also endlich frei!—Aber mit dem Verkauf kamen neue Sorgen. Die Frage war jetzt, wo hinziehen? und darf oder soll ich ein neues Haus bauen? und wenn, wo sollen wir unterdessen wohnen? Und über Alles, ehe ich bauen durfte, musste ich mit Ephraim Mickley ein Uebereinkommen finden, oder ich würde wieder in meiner Lage gesteckt haben. Alles aber kam jetzt zum Besten. Gottes Stunde war gekommen und da geschah nichts halb. Ephraim Mickley war zum Abschluss geneigt; er nahm $300 an, die ich ihm anerbot, und gab mir in Rücksicht auf all seine Anforderungen einen Empfangsschein. Ein neues Haus musste und konnte jetzt gebaut werden, jeder rieth mir dazu und die früher von Schwiegervater gekaufte Vierackerlotte, war angepflanzt und wartete nur eines Hauses, um eine der angenehmsten Heimathen zu werden. Und zuletzt kam Philip Mink und bot mir mit einigen Zimmern einen Aufenthalt an, bis mein Haus fertig wäre.—Das war ein grosser Erlösungstag aus einem Fegfeuer, das mich lange Jahre brannte. Die Krisis meiner Geldsorgen war nun nicht nur vorüber, sondern Alles hat sich zum Besten gestaltet. O, aus wie vollem Herzen sagte ich Gott Dank!

Auf den 1. und 2. April *zogen wir aus* und bei Minks ein; es war das Haus, das Grossmutter Fogel bewohnte. Diese Wohnung für den Sommer war von Gott gegeben. Erst einen Tag ehe wir zogen, musste uns Mink den Antrag machen, zu ihm zu ziehen. Am 30. März wusste ich noch nicht, wo wir am ersten April hinziehen sollten. Am Abend blickte ich aus dem Fenster unseres einzigen Zimmers, das andere war die Kellerküche, über die Strasse hinüber nach meinem verlassenen Hause und meine Seele bebte bei dem Gedanken an all das Leid, das ich in jedem Hause getragen hatte. O, mein Heiland, gib mir einen neuen Anfang! und doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe!—Noch eine Geschichte fällt hier ein, die, um mein Lebensbild richtig zu zeichnen und der

Wahrheit getreu zu sein, mit eingeführt werden muss. Ich hatte mit Schwager E. J. Fogel bei dem Ankauf meines Hauses einen Vertrag auf Ehrenwort: Erstens, dass ich für allen etwaigen Verlust — weil ich alle früheren Noten in vollem Nennwerth austauschte — gut stehen würde, und zweitens, dass aller Gewinn mein sei. Unter diesem Versprechen hatte ich fort und fort von den auf dem Hause stehenden Mortgage-Noten bezahlt, bis die stehende Schuld von über $3000 auf $1400 reducirt war. Mein Schwager trug mir diese Offerte selber an, in Anbetracht was ich für ihn gethan hatte, als: Verhelfung zu seinem Amte, Loskaufung von seiner Ziehung in das Militär, Leihung von Geldern, zweijährigem unentgeltlichen Unterricht und letzthin auch Mithülfe in seinem Felde. Dr. Saylor zahlte die $1400 Mortgage-Bonds, die noch auf dem Hause stunden, und die übrigen $600 von der Ankaufssumme —$2000—in Fogels Hände, als Ueberschuss mir zu gut.

Bei Minks wohnten wir, obgleich sehr eingeengt, doch zufrieden. Wir hatten ein Schlafzimmer, die Kinder schliefen auf dem "Speicher", und in der Kellerküche kochte Frau Amanda, mit Hülfe einer Magd, für die vielen Arbeitsleute, die wir den Sommer über am Hausbau selbst beköstigten. Unser kleiner Nevin erkältete sich und bekam ein heftiges Typhoid-Fieber, das ihn wochenlang in unser einziges Zimmer bettete. Aber nichts machte mich zagen, denn Gottes Hand war zu sichtbar mit uns. Bis es ans Wasserfahren ging, hatte sich Nevin so weit erholt, dass er alles Wasser fuhr zum Kalklöschen und "Mortar" machen. Er war mit John in vielen Stücken mir gute Hülfe und ersparte einen manchen Thaler.

Der *Bau eines Hauses war nothwendig*, so machten wir Anstalt denselben auszuführen. Noch nichts war dazu vorbereitet ausser der angepflanzten Vieracker-Lotte, die ich vor Jahren von Schwiegervater angekauft hatte. Der Arbeit und Sorgen lagen nun viele auf mir, denn um dies alles zu besorgen bei meinem Amtsberufe, brauchte ich oft noch die Nacht dazu. Ich bestellte Arbeiter zum Ausgraben des Kellers und Fuhren zum Steinefahren für die Kellermauer. Am 4. April wurde der Anfang mit dem Ausgraben gemacht. Im Verlauf der Woche war die Arbeit fertig, dass die Maurer anfangen konnten. Es waren meistens Glieder der Ziegel-Gemeinde, die die Arbeit thaten. Gleichzeitig kamen nun auch Fuhren, um die Steine für die Kellermauer zu fahren, und von Langschwamm mit dem schweren Gebälk für den unteren Floor, welches Peter Butz von den Gemeindegliedern dort für mich

als Geschenk ausgewirket hatte und herüber sandte; so brachten auch die Heidelberger die vor einigen Jahren dort bereiteten Bretter, wie ich sie brauchte, ein Theil hier nach Fogelsville und die übrigen nach Allentown in die Factory, wo sie zu Thüren, Fenstern und Läden verarbeitet wurden. Bis ich die Leute zum Ausgraben, und alle die nöthigen Fuhren bestellt hatte, lernte ich wieder ein Stückchen aus dem Leben kennen. An manchem Hause hiess es: Bitte entschuldige mich, ich kann nicht kommen! Es ist alt-hergebrachte Sitte unter den Pennsylvaniern, dass die Nachbarn sich bei dem Bauen unentgeltlich Hülfe leisten, und bei dem Prediger war dies vor allen vorausgesetzt; kein einziger nahm mir etwas ab für Ausgraben und Fahren.

Als Maurermeister hatte ich David Eisenhart und als Schreinermeister Peter Butz von Langschwamm angestellt. Am 21. April fing Eisenhart die Kellermauer an und in sechs Tagen stund sie fertig da. Wie die Kellersteine aus dem Wege waren, mussten nun die Backsteine, ein rundes 100,000, gefahren werden. Da ging die Lumperei los. Es war ein sehr nasses Frühjahr, die Bauern in ihrer Feldarbeit sehr weit zurück, und beinahe jeder sagte mir ab. Nur wenige sagten zu, und ich hatte keine Aussicht, die Arbeit fertig zu bringen Da kommt über Nacht wieder Regen, aber es war mir zum Heil; am Morgen kommen die Fuhren—konnten auf ihren Feldern nicht arbeiten—und es wird eine Menge Backsteine aufgefahren.

Das "Lumber", als Sparren, Balken, Scantling, Flooring und Bretter, wurde von zwei Gliedern in Slatington für mich drohen in den "Beach Woods" bestellt und kam in drei grossen Karren per Eisenbahn nach Chapman's Station. Dies musste abgeladen und heimgebracht werden. Ich, John und Nevin machten uns ans Abladen, brachten es mit grosser Anstrengung zu Wege und fuhren Vieles nach Hause. Da gab es Arbeit, dass ich oft nicht wusste, wo anzufangen. — Den Sand zum Mörtel für Backsteinlegen fuhren Jesse Laros und Sam Schmidt mit Vierpferde-Fuhren in einem Tage, und zwar einen wahren Berg von Sand.

In der ersten Woche Mai fingen die Schreiner ihre Arbeit an. Thüren, Fenster, Gestelle liess ich in Allentown in der Factory machen, aus meinen Kastanien-, Weisseichen- und Weisseschen-Brettern von Heidelberg. So kam die Sache ins Laufen. Wohl hundert Schwierigkeiten waren zu überwinden, niemals aber fehlte etwas. Waren die Backsteine auf

dem Gerüste alle, so kamen gewiss in rechter Zeit andere herbei. — Die "Slate" zum Dache kauften die Heidelberger und schenkten sie mir durch Veranstaltung von Peter Schneider in Sägersville; und die Slatingtoner verpackten sie und sandten sie per Eisenbahn unentgeltlich nach Chapman's Station. War etwas zu zahlen, wie die Kellersteine von H. Correll, der bei dem letzten Wagen seine Bill von $50 brachte, weil ich damals keinen Credit hatte, so zahlte ich "Cash" ab; denn ich hatte ja $1600 in der Bank. Auch das Lumber wurde bei Empfang abbezahlt; so wuchs mein Credit wieder. Ich aber musste bekennen: Der Herr baut mein Haus!

Am 5. Mai wurde angefangen mit dem Backsteinlegen; unter viel Regenwetter ging die Arbeit fort. Bis Pfingsten war die Arbeit fertig und bald auch das Dach auf dem Hause. Mitte Juni brachten Glieder der Lecha-Gemeinde von der Kleinen Lecha den Sand zum Pflästern, und im August wurde auch diese Arbeit von Sam Röhr fertig gemacht. — Während ich dem Holzwerk, das alles Kastanien, Weisseichen und Weisseschen ist, zur Bewahrung gegen Kalkflecken, vor dem Pflästern einen Anstrich mit Oel gab, brachte ich Terpentin in die Augen und bekam einen Anfall von meinem Augenleiden, jedoch ohne Neuralgien, und im Verlauf der Woche konnte ich wieder mithelfen. Wie die Schreiner eine Arbeit fertig hatten, folgte ich mit dem Oel- und Firniss-Pinsel nach, und so wurde das Haus, bis auf den Parlor, auf den 8. September fertig.

Am 15. September zogen wir ein. Das Haus ist 30 bei 28 Fuss, mit zwei Flügeln von 20 bei 18 und 18 bei 18 Fuss in Cottage-Styl aufgeführt und macht einen wohlgefälligen Eindruck. Das Haus kostete alles fertig — davon aber manches, wie die "Porch", erst einige Jahre später vollendet wurde — $4800. Das Einkommen dieses Jahres, das sehr reichlich war, mit dem vorräthigen Gelde und $500, die ich in Heidelberg borgte, bezahlte meine Schuld auf ein Geringes ab. — Schon vor Jahren hatte ich die Lotte mit Bäumen bepflanzt, und nun wohnten wir mitten in einem schönen "Grove", mit einer mannshohen "Hedge" von Arbor-Vitae (Immergrün) zu beiden Seiten des Hauses umgeben. Das Obst fing eben an zu tragen, und wir hatten eine Wohnung wie keine schönere Lage im County.—Das hat der Herr gethan! Wie oft musste ich dies, nach meinen grossen und schweren Verlusten, bekennen!

Am 22. Mai versammelte sich unsere *Classis in Weissport*. Wegen meinem Hausbau konnte ich nicht beiwohnen. In meiner Abwesenheit beschloss die Classis, aus hochkirchlicher Freundschaft gegen mich, *Slatington — denХанpttheil* meiner Friedens-Gemeinde — ohne irgend welche Anregung von Slatington aus, als ein Missionsfeld zu erklären, und bestimmte S. A. Leinbach als Missionar. — Die Brüder wussten recht wohl, dass ich dort eine Sonntagsschule organisirt hatte, und im Begriffe stand, selbst eine Gemeinde zu gründen. Als Strafe, dass ich nicht mit den Hochkirchlichen zog und damit sie einen ihrer Männer in die zu gründende Gemeinde hinein bringen könnten, wollten sie mir das Feld aus den Händen nehmen. Die Pläne waren zu tölpelhaft, um sie nicht zu durchschauen. Die Macht der Classis konnte hier nicht allein handeln, denn die Gemeinde hatte auch mitzureden, und da musste selbst die ehrwürdige Classis im krummen Wege Schiffbruch leiden. Bruder Leinbach fing dort an zu predigen und suchte Anhang zu gewinnen. Die Glieder verwehrten ihm das Predigen nicht, kamen aber in allen Stücken zu mir um Rath, mit Ausnahme eines Mannes—W.—, der eine Tochter hatte. Die Glieder dort wählten einen Kirchenrath und ich organisirte die neue Gemeinde am 26. September, als die St. Johns Gemeinde von Slatington, durch Einsetzung des Kirchenraths. Ich hatte zu dem Zweck einen besonderen Gottesdienst in der Friedenskirche, wo die Gemeinde als Tochter von der Mutter-Gemeinde, in der Einsegnung des neuen Kirchenraths, ausging. — Das war ein Strich durch die Rechnung der East-Pennsylvania Classis und brachte die Brüder gewaltig in Harnisch gegen mich, wie der Verlauf der Geschichte offenbarte. Unsere Classis nahm immer mehr Beneficianten auf, sandte sie nach Lancaster und legte nun Assessments auf die Pfarrstellen. So waren jetzt Donat, Bär und Lindermann in Lancaster, letzterer aber verliess später dort und kam in unser Collegium. Ich legte nun diese Assessments vor meine Kirchenräthe mit angemessenen Randglossen, und diese beschlossen, keine Studenten mehr in Lancaster zu unterstützen, da der hochkirchliche Geist dort massgebend und die "College-Chapel" dort in ihrer Form mehr katholisch als reformirt war. Die Assessments wurden also nicht bezahlt; wir liessen es auf die Folgen ankommen. Der Kampf mit der Classis begann. Im Juni erhielt ich einen Mahnbrief von N. S. Strassberger, Secretär der Classis, die Assessments recht bald zu bezahlen. Keine Antwort folgte.

Wir wollten der Classis Gelegenheit geben, ihre Machtsprüche in Ausführung zu bringen, und die rechte Lage dann dem Volke in den County-Zeitungen vorlegen. Es hiess: keine Gewalt gegen unser gutes Recht!

Am 8. December wurde noch eine Spezial-Versammlung unserer Classis in Bethlehem gehalten. Es lag der von der Synode ausgehende Plan vor, das Franklin und Marshall College fest zu begründen. Es wurde beschlossen, dass jedes Glied der reformirten Kirche wenigstens einen Thaler beitragen solle, und den Predigern wurde es zur Pflicht gemacht zu sorgen, dass die Gelder eingesammelt würden. Dass dies jetzt eilig—bei Spezial-Versammlungen—in Ausführung gebracht werden sollte, hatte seinen Grund darin, dass die Lancaster-Fraction Kenntniss erlangt hatte von unserem Plane, ein Collegium zu gründen. Sie dachten, wenn sie vorausziehen, wären die Wasser ausgefischt, bis wir nachkommen würden. "Das ginge wohl, allein es ging doch nicht!" Wir beschlossen unter uns, alle Assessments und Collekten, die auf Lancaster Bezug hatten, einfach liegen zu lassen, und unsere Projekte auszuführen.

Auf der *Synode zu Hagerstown* sollte der Plan ausgeführt werden, unsere Richtung in der Person Bruder Bombergers zu vernichten. Das Hochkirchenthum merkte, dass die Opposition gegen ihre Neuerungen sich gewaltig verstärkte, und so wurde ein Gewaltstreich ausgeheckt, der dort ausgeführt werden sollte.—Dr. I. A. Dorner, Professor der Theologie auf der Universität zu Berlin, Deutschland, hatte ein Pamphlet: "Kritik über den Conflict der liturgischen Frage in Amerika," herausgegeben. Bruder Bomberger übersetzte die Schrift im "Church Monthly" ins Englische. In dieser Schrift wurde die liturgische Frage gründlich beleuchtet, und sie war ein gewichtvolles Zeugniss gegen Lancaster. Nebenbei behandelte das "Church Monthly" die Frage so gründlich und vernichtend und that so derbe Steinwürfe nach Lancaster, dass, wie die Lancaster-Brüder meinten, dem Ding ein Ende gemacht werden müsste. Die Steine sollten von der Lancaster Burg zurückprallen. Und so wurde beschlossen, Bruder Bomberger auf der Synode zu Hagerstown zu vernichten. — Der hochkirchliche Ring stellte sich als die Synode — die er regierte—dar und wollte Bruder Bomberger als Beleidiger, ihren Angreifer, richten. Nämlich Bruder Bomberger hatte im "Church Monthly" und im "Evening Telegraph", einem Philadelphia Blatt, die Art und Weise der Wahl Dr. Gerharts zum

Professor der Theologie im reformirten Seminar zu Lancaster angegriffen und als einseitig von dem liturgischen Flügel ausgegangen, der so kirchlich geworden sei, dass er aufhöre reformirt zu sein. Darauf hin nun wurde Bruder Bomberger verklagt und eine Schrift von einer Committee der Synode vorgelegt, worin obige Punkte als *uebrraus falsche Angabe* sehr lahm widerlegt wurden — während sie doch *ueberaus wahr* waren — und beschlossen, dass die Synode von Bruder Bomberger eine Zurücknahme jener Aussprüche verlange und dass er, im Falle er dies verweigere, suspendirt sei und hiermit ist. Dies war eine Spitzbüberei! Hatte Bruder Bomberger eine Schuld begangen, die Suspension verdiente, dann hätte er verklagt und verhört werden müssen; hier aber war ein Urtheil ohne Verhör vollzogen—etwas, das in unserer Kirche nie erhört wurde. Die Spitzbüberei war gut ausgedacht. Bruder Bomberger musste zurücknehmen oder suspendirt stehen; eine Appellation an die General-Synode hätte die Suspension nicht aufgehoben. Bruder Bomberger machte folgende schriftliche Erklärung: "Ich nehme die im Bericht der Committee angeführte Veröffentlichung der Worte oder Sprache, gegen welche diese Synode Einwand erheben zu müssen glaubt, zurück und bedaure, dass sie Veranlassung zu Aergerniss geworden sein sollten." Diese Erklärung war schärfer als die Synode gleich einsah; sie war keine Zurücknahme, sondern bezog sich nur auf das Produkt der Committee, wurde aber von der Synode einstimmig angenommen. — Mit dieser Niederträchtigkeit hatte sich die Lancaster-Fraction blossgelegt, ihr Geist und Herrschsucht war am Tage und Manche fielen Bruder Bomberger zu, die, ohne diese gemein ausgeübte Rache, noch länger im Dunkeln geblieben wären. Erst mit diesem Schritt wurde mir selbst der Staar vollkommen gestochen. Von da an nahm ich Bruder Bomberger's Partei völlig. Ich fand auch denselben Geist in unserer Classis herrschen, der mir von Jahr zu Jahr mehr zum Greuel wurde.

Am 22. August Morgens frühe um halb sechs Uhr *starb Schwiegervater Solomon Fogel.* Er kränkelte den ganzen Sommer an Leberleiden. Vor einigen Tagen rührte ihn der Schlagfluss. Am 26. fand seine Beerdigung statt. Bruder Hofford von Allentown hielt eine deutsche und Bruder Bausman von Reading eine englische Predigt. Alfred G. Herman, der Pastor loci (Ortsprediger), hielt die Standrede am Hause. Die Pastoren Leinbach und Schantz, Rath, Steck, Leopold und Kramlich wohnten ebenfalls bei. Ich habe die Geschichte

der Fogels-Familie aufgesucht und im "Hausfreund" veröffentlicht.

Am 22. October *zog meine Mutter*, auf ihr besonderes Verlangen, auf eine kurze Zeit zu Mutter Grünewald hier in Fogelsville. Nach Vaters Tod wohnte sie bald allein, bald bei Bruder Heinrich und bald bei mir. Als mein Bruder nach Fogelsville zog, kam sie auch herab zu uns. Jetzt zog Bruder Heinrich nach Kutztown und nun wollte Mutter den Winter über allein wohnen. — Die alte Heimath in Weissenburg, die mein Bruder mir weggenommen hatte, hatte er an Schmale verkauft. Dort treibt Schmale jetzt vandalische Verwüstungen. Die alte ehrwürdige Kneip riss er zusammen und baute eine prosaische Waschküche damit. Die Einfriedigung des Hofes musste einem engen Raume weichen; die Zierbäume wurden umgehauen und selbst der herrliche Baumgarten, wo viele Bäume abstarben, wurde völlig niedergehauen; die unvergesslichen Anlagen wurden vom Pfluge umgeworfen und nun sieht endlich alles nackt und verwüstet aus. Auch der Fischteich und Weingarten ist völlig verschwunden. *Sic transit gloria mundi!* (So vergeht die Herrlichkeit der Welt!)

Im Verlaufe dieses Jahres erhielt ich wenigstens *dreissig Circulare und Briefe* um Mithülfe für diesen oder jenen wohlthätigen Zweck. Es ist unmöglich allen Anforderungen, die in neuerer Zeit gemacht werden, zu entsprechen. Es gibt eine grosse Zahl von Gemeinden und Predigern, die sich auf das Collektiren legen. In der Kirche wächst der Weltgeist immer mehr; es werden Kirchen gebaut, die nicht auf den Geist Gottes sehen, sondern völlig sich nach der Fashion einrichten. Es heisst: wir müssen mit der Zeit fortschreiten! es werden kostbare Tempel gebaut, um Glieder anzuziehen. Glieder!! sind es, darnach man jagt, und Gottesfurcht! ja, die soll wohl auch dabei sein—wenn sie von selbst kommt und dem Weltreiben nicht im Wege steht! Und nun geht's an's Betteln, statt selbst zu geben. Warum baut man nicht um Gottes willen klein oder einfach, wie man kann? Wer da nicht kommen will, bleibe draussen! Solche sind doch eher ein Fluch als ein Segen. Der Welt zu gefallen geht man Weltwege, die Kirche aber verliert an innerem Leben und bald wird der Teufel herrschen in allen Winkeln, Ecken, Strassen und Märkten!—Ich finde, dass gerade die Gemeinden, die sich mit Collekten aus andern aufbauten, für andere kaum etwas thun. Es ist Speculation; nicht selten wohnen in solchen Gemeinden reiche Glieder, deren eins den Bau hätte aufführen kön-

nen; besonders ist dies in Städten der Fall.—Die Mission ist christliche Pflicht, aber kein Faulkissen für die Welt!

Amtserlebnisse.

Januar 10. Beerdigte Vater Nicolaus Kern. Einer der aufrichtigsten alten Schweizer-Charaktere. Er war in der Friedens-Gemeinde eine Säule geworden und billigte den Schwarmgeist seines Sohnes Robert durchaus nicht.

Maerz 14. Nach wochenlangem barbarischen Wetter, darunter letzte Woche jeden Tag Schnee, Nebel und Regen, wird es endlich besser. Eine Amsel singt auf dem Locustbaum an meinem Hause mit fröhlicher Stimme ihr Frühjahrs-Lied. Auch kommen die Blauvögel angerückt.

Maerz 15. Auf dem Wege nach Heidelberg und Friedenskirche beinahe unmöglich durchzukommen. Der Schnee ist durch das gelinde Wetter so weich geworden, dass die Pferde durch die hohen Schneebänke brechen und die Fahrt gefährlich wird.

Maerz 24. Fuhr hinauf nach Riedys Mühle in Heidelberg, nahe am Blauen Berg, wo ich die alte Mutter Riedy besuchte. Sie lag auf ihrem Sterbebette. Fand sie aber voll Glauben und Hoffnung; sie, wie ihr alter Gatte, ergeben sich vollkommen in Gottes Willen. Obgleich sie lutherisch ist, verlangte sie aber jetzt das Abendmahl mit ihrem Gatten, der reformirt ist, von mir.

April 1. Beerdigte Georg Metzger in Heidelberg.

April 2. Heute fand die Beerdigung der Mutter Riedy in Heidelberg statt. Eine reife, würdige Garbe hat Gott in ihr eingesammelt. Die Art und Weise, wie der alte Vater es nahm: still, ergeben und doch völlig gebrochen, zeigt, dass er seiner Gattin schnell nachfolgen wird, wie dies auch sein einziger Wunsch ist, den er ausspricht.

April 9 und 10. Gründonnerstag und Charfreitag. Abendmahl in der Friedenskirche. Schnee während der Nacht und den ganzen Tag, liegt einen Fuss tief. Konnte kaum meine Heimath wieder erreichen, so ermattet war mein Pferd.

April 14. Heute, wie ich erwartete, dass es bald geschehen würde, hatte ich Vater Abraham Riedy in Heidelberg zu begraben. Unmittelbar nach der Leiche seiner Gattin erkrankte er und starb. Grossvater hatte ihn noch getauft und confirmirt. So gehen die alten Väter einer nach dem andern hin und lassen uns die Erinnerung und Nachfolge.

Juni 19. Einen Selbstmörder (David Rothenberger in Langschwamm) begraben.

Juli 12. Die grösste Hitze seit neun Jahren. 99 Grad und dabei schwüle, schwere Luft. Es war kaum zum Athmen. Viele Arbeiter mussten aufgeben und überall kamen Sonnenstiche vor.

Vom 2. bis 16. August hielt ich meine fünf Erntepredigten und collectirte $200.86. Manche Glieder beschweren sich, dass sie der Erntepredigt nicht beiwohnen können; einzelne Bauern liessen sie nicht von der Arbeit, und die in den Erzminen arbeiten, durften nicht austreten, ohne ihre Arbeit zu verlieren—so baten mich diese: künftig die Erntepredigt auf Sonntags zu halten. Es wird wahrscheinlich so kommen müssen, wie ungern ich diese schöne alte Sitte aufgebe.

August 29. Die Sonntagsschulfeste in den verschiedenen Kirchen wie immer gehalten. Heidelberg aber wollte es im Walde begehen. Auf meine Einwendungen stellte mir Schulmeister Geiger seinen Plan vor und ich willigte versuchsweise ein. Ich predigte Vormittags in der Kirche; nach der Predigt ging die Sonntagsschule in Procession in einen kleinen Wald, einige hundert Schritte von der Kirche, wo eine lange Tafel mit kalter Speise von Brod und allerlei Kuchen bereitet wai. Diesen Tisch umringten nahe an zweihundert Kinder. Nun wurde ein Lied gesungen, ein Tischgebet gesprochen und dann gegessen, wo die Lehrer den Kindern aufwarteten. Nachdem die Kinder gegessen hatten, kamen auch die Eltern und beinahe die ganze Gemeinde ass. Alle hatten Körbe mit Speise mitgebracht. Alles ging in schönster Ordnung ab; man hörte kaum jemand laut reden. Wie das Essen vorüber war, versammelte sich die Sonntagsschule und Gemeinde auf einem mit Sitzen bereiteten Ort, unmittelbar bei dem Tische, wo auch eine Bühne zum Reden bereitet war. Um zwei Uhr hielt ich noch eine Anrede, und dann fand ein Examen der Kinder statt, das sehr befriedigend war. Die ekelhaften Dialogen blieben weg. Das Fest war wirklich schön und am Schlusse erklärte ich: so lange es auf diesem Fusse erhalten und vor Ausartung bewahrt bleibe, wäre ich damit einverstanden. Jahrelang blieb es so. Niemals artete es aus in lustige Spielereien und war ein Muster von Ordnung, weil es Gottesdienst blieb. Einigemal wurde auch die Predigt im Walde gehalten.

September 1. Vater Jonathan Klein nach der Ziegelkirche beerdigt. Br. Leopold hielt die Predigt; Klein war lutherisch.

Auch Vater Klein, wie überhaupt die Kleins Familie, gehören zu den christlichen Familien, die wir in der Gemeinde haben. Die Mutter ist reformirt. Ich hatte die Standrede zu halten.

September 11. Versammlung der Hausfreunds-Committee in Reading. Alle gegenwärtig. Br. Bausmann will von der Geschäftsführung erlöst sein. Nahmen Br. Lebermann als Geschäftsführer an, verlangt aber $300. Das geht nicht; würde den ganzen Ueberschuss wegnehmen, der doch Bausmann angehört, da Bausmann alles Risico übernahm.—Wir hatten im Verlaufe des Jahres noch mehr Versammlungen.

September 20. Als ich heute Morgen nach der Lechakirche kam, war das Chor von Hamburg auf Besuch dort. Wir luden sie ein, den Gesang bei dem Gottesdienst zu führen, was sie willig übernahmen und mit gutem Erfolg ausführten.—Am Nachmittage hatte ich Kindergottesdienst in Langschwamm. Ich hatte diese Gottesdienste gelegentlich, um die Kinder anderer Sonntagsschulen, die in Nebensonntagsschulen gehen, auch an die Kirche ihrer Gemeinde zu gewöhnen. Die Kinder der Gemeinde nehmen die untere Kirche, im Beisein ihrer Lehrer, in Besitz; der übrige Theil der Kirche wird dann von den Gemeindegliedern besetzt. Der Superintendent gibt den Gesang aus und singt mit den Kindern und unser Vorsinger begleitet den Gesang auf der Sonntagsschul-Orgel, die unten in der Kirche steht. Der übrige Gottesdienst ist wie immer: ich halte eine ganz einfache Predigt zu den Kindern, über einen Gegenstand, der den Kindern fasslich und interessant ist. Die Frucht dieser Gottesdienste ist gut. Die Kinder freuen sich darauf. Eines Sonntags, als ich nach der Predigt meine Mittags-Ruhe in der Kirche hielt, kamen die Kinder für die Sonntagsschule Nachmittags in die Kirche. Als sie mich sahen, schwatzten sie unter sich, dann kamen sie zu mir und ein kleines Mädchen von etwa elf Jahren machte den Redner und sagte zu mir: Parre! wann kriegen mir dann ah mol widder 'n Kerch? Dass ich die Bestellung zusagte, versteht sich von selbst.

November 23. Heute Dr. M. Longs letztes Kind begraben in Langschwamm. Letzte Woche ein anderes seiner Kinder begraben. Von hier an Dr. Longs christliches Herz und kirchlicher Sinn. Niemals mehr fehlte er in der Kirche, es war denn ein Patient, der nicht aufzuschieben war.

November 30. Mrs. Jonas Peter in Heidelberg begraben. Manche Sorge lag auf ihrem Herzen, die aus früherer Zeit sie

wohl drückte, aber demüthig und ergeben machte. Ihr Gatte bezahlte mir $15 für die Leichenpredigt.

December 7. Mrs. David Bleiler in der Ziegelkirche begraben. Mrs. Mary Bleiler war der uneigennützigste Freund, den wir in der Ziegelkirche hatten. Sie that uns viel Freundschaft. Ihr Gatte reich und kinderlose Ehe. Auf der Leiche von Mrs. H. Kramlich letzte Woche ging Bleilers Pferd durch bei meiner alten Heimath, warf den Wagen um und verletzte Mrs. Bleiler. Sie lag bewusstlos, bis sie starb.

December 14. Eine irische Leiche in Langschwamm. Mrs. John Patrick war eine Reifingers Tochter, ehelichte John Patrick, einen Iren, und lebte mit ihm ordentlich, aber auf irische Weise. Sie wohnten nahe bei Fogelsville in einer elenden Hütte bei einer Erzgrube, wo Patrick arbeitete. Die Frau erkrankte; ich besuchte sie und reichte ihr das Abendmahl. Als ich ins Leichenhaus kam, sass die Hütte gedrängt voll Irischer, die ihre Pfeifen dampften und die Branntwein-Flasche auf dem Tische unter sich hatten. Sie nahmen mich mit grossem Respect auf, luden mich zum Mittrinken ein, nahmen meine Zurückweisung aber ohne Beleidigung auf. Der Frau Verwandtschaft war deutsch und auch Patrick verstund deutsch, so predigte ich natürlich deutsch, womit aber die andern Iren nicht einstimmen wollten.

December 24. Christfest in Heidelberg, Abends.

December 25. Christfest den ganzen Tag in der Lechakirche. Nachmittags predigte Bischof Oberholzer, ein Mennonit. Er war von H. Ruth, dessen Frau früher zu dieser Denomination gehörte, eingeladen. Oberholzer war vor zwanzig Jahren ein "Blacksmith", wurde aber von seiner Gemeinde als Prediger erwählt. Er gründete dann eine kleine Zeitung in seiner Schmiede und bildete sich aus. Er that sehr viel für seine Confession, gründete im Westen ein Seminar und liess von Europa einen Professor kommen. Ich war mit ihm wie mit seiner Predigt sehr wohl zufrieden, und so auch die Gemeinde.

December 30. Leiche in Langschwamm. Wieder einer aus Reifingers Familie. Dieser Samuel Reifinger ging auf der Eisenbahn, blieb liegen und wurde überfahren.

December 31 beerdigte ich den alten Vater John G. Remaly in der Friedenskirche. Er war Wittwer und wohnte bei seinen Kindern.

XXVIII.

Das Jahr 1869.

Ein neues Problem der Narrheit—Slatington "Surprise"—"Surprise" in Heidelberg—Mutters Krankheit—Eine neue Wolke—Liturgischer Streit—Classis—Committee in Slatington—Aufgeschobene Classis in Allentown—Meine alten Feinde in Fogelsville—Female College in Allentown—Synode—General-Synode—Maxatawny Erbe—Ziegel-Sonntagsschule—Henry Leonard—Einweihung der Slatington-Kirche—Amtserlebnisse.

Unter Sturm und Wetter, mit Regen, Kiesel und Schnee kam der erste Januar angerückt. Aber trotz dem abscheulichen Wetter musste ich hinter dem warmen Ofen heraus und hinab nach Langschwamm, wo ich eine Kinderleiche zu halten hatte. Mein armes Schimmeli schüttelte ebenfalls den Kopf, als der Kiesel ihm um die Ohren schlug, und meinte die Welt sei verkehrt, da er gestern in Slatington war und bei solchem hässlichen Wetter wieder hinaus müsse. Des Jahres Anfang war unfreundlich, aber die Pflicht ruft, und da hilft kein Maulspitzen, es muss gepfiffen sein.

Was aber die Menschen doch für Narrheiten in der Welt treiben! und gar viele gescheidte Leute lassen sich zu Narren machen. In Slatington *halten die Oddfellows eine "Fair"* und speculiren dabei auf die Dummheit der Leute. Nicht nur wird da allerlei verkauft, was für das Leben kaum Werth hat, und zu dreifachen Preisen, Abends in der Fairhalle mit leichtfertigen Gesprächen hin und her promenirt, tractirt, gegessen und getrunken, und das nicht zu entbehrende Geld vergeudet; sondern da gibt es "Drawbags", wo man für zehn und fünfundzwanzig Cents ins Dunkle hineingreift und ein ungewisses Ding, von ein paar Cents werth, heraus zieht und eine Schule zum "Gamblen" hält, die ihre Frucht reift Aber die Krone der Fair war, dass die drei Pfarrer in Slatington: der lutherische, Presbyterianer und methodistische, herhalten mussten, und auch aus ihnen ein "Gambling-Capital" geschlagen werden sollte. Es wurde nämlich bei der Fair von den Bürgern Slatingtons und der Umgegend gestimmt, wer unter den drei Predigern der "populärste" sei. Wer eine Stimme

abgab, musste einen Thaler zahlen, und der Prediger, der die Stimmenmehrheit erhielt, erhielt als Sieger eine Nähmaschine als Geschenk. Gut! aber der Narren waren in Slatington zu wenige, sie wollten ihre Pfarrer nicht so an den Pranger stellen, behielten ihre Thaler im Sack und so kam nicht genug ein, das Projekt auszuführen.—Aber nicht die Oddfellows allein treiben solche Thorheiten, ach nein! diese Fairs wurden nachgerade etwas Allgemeines im Lande bei Sonntagsschulen und Kirchen. Man zerrte die Thorheit ins Heiligthum, um Gebelustige zu machen. Die Sünde wird der Kirche zur Dienerin gemacht, um dem Herrn stinkende Opfer zusammen zu trommeln. Das sind Saaten, die ihre Frucht zu schrecklichen Ernten reifen werden; die Vermengung der Kirche mit der Welt wird beide in eins vereinigen und das wird ein Ding werden, vor dem jedes Kind Gottes zittert. Der Anfang davon ist schon überall wahrzunehmen.

Ausgangs Januar erhalte ich vom Aeltesten L. C. Smith in Slatington eine Note per Post, am kommenden Tage *einige Besucher von Slatington* zu erwarten. Ich schloss auf eine Copulation. Gegen Abend kommt der Besuch und es fahren etliche zwanzig Schlitten am Hotel auf, wo die "Party" ein grossartiges Supper bestellt hatte. Am wenigsten dachte ich, dass dies mein Besuch sei. Die Gesellschaft aber formirte sich zu einer Procession und kam die Strausse heraus nach unserem Hause. Beim Zng der Thürglocke öffnete ich, und siehe da steht eine Reihe, zwei bei zwei, bis weit in die Strasse hinaus. Das erste Paar reicht mir die Hand und von der Thüre komme ich nicht mehr weg, bis das letzte Paar drinnen war, wo meine Frau die Gäste ebenfalls empfing. Als ich mit den Letzten eintrat, ist das grosse Zimmer voll, etliche fünfzig Menschen stehen im Kreise umher. Aeltester Smith empfängt mich, in die Mitte tretend, mit einer Anrede und gibt mir als Zeichen der Liebe und Achtung der Gegenwärtigen ein Geschenk von $75. Ich stund da, so etwa wie ein Stock an die Wand gelehnt, und wusste den Augenblick nicht gerade, wie der Erscheinung zu begegnen, denn ich war wirklich überrascht. Endlich kam doch so etwas von einer hölzernen Dankrede zum Vorschein, was meine Besucher mehr gaudirte als das Gegentheil gethan hätte. Nach einer stündigen angenehmen Unterhaltung, tritt Bruder Smith auf und ladet Frau und mich ein, ein für uns im Hotel bereitetes Ehrenmahl mit zu geniessen. Es war da ein grossartiges Supper bereitet. Zwei lange Tische waren durch das Esszimmer gedeckt und mit

allerlei Wohlschmeckendem überladen. Ich und Frau bekamen den Ehrensitz oben an und Br. Fogel am zweiten Tische, denn er wurde ebenfalls herein geholt. Das war noch nicht in Fogelsville vorgekommen. Als die Procession nach meinem Hause ging und uns mitbrachte, da ging den Nachbarn und dem Wirthe selbst erst das rechte Verständniss auf, dass dies Alles uns zu Ehren bestellt und eingerichtet war. Es war eine "Revanche", meinen alten Verfolgern gegenüber. Gerade an dem Orte, dem Hotel, von wo aus mir so manches Herzeleid zugefügt wurde, sollte mir vor den Augen meiner Hasser eine Ehrenerklärung werden, und sie war ein vollkommener "Success".

Das war aber noch nicht Alles; bei meinem nächsten Gottesdienst *in Heidelberg wiederholte sich der "Surprise"*. Nach dem Gottesdienst trat Jonas Krum zu mir an den Altar und überreichte mir im Namen vieler Glieder, die in der Kirche geblieben waren, ein Geschenk in Geld. Krum sagte mir—er hatte das Geschenk vermittelt—"es sei für ein neues Pferd, wenn ich so wolle". Ich dankte den Gliedern herzlich.—Zu Hause ergab das Geschenk die Summe von $146.—Sollte ich mein Schimmeli abschaffen, das mir besser diente als irgend ein anderes Pferd? Nein, das geht nicht! Das kleine, zähe Ding zog durch "Dick und Dünn", hatte gleichsam Menschenverstand, verstund sogar die Launen seines Meisters, wusste alle Wege, und wo es laufen oder gehen durfte, und machte seine Wege auf genaue Zeit, so dass ich nie zu spät kam. Es hiess: Dort kommt's Schimmeli mit dem Parre! und jetzt ging's in die Kirche; denn alle wussten: Es geht vom Wagen ohne Weiteres in die Kirche; und es fehlten keine zehn Minuten an der rechten Zeit. Das Schimmeli abschaffen? Nein! Der Herr hatte mir das Geld zu anderen Zwecken zugeschickt. Es waren vom Hausbau her, und durch denselben veranlasst, manche Kleinigkeiten stehen geblieben, die im Laufe der nächsten zwei Wochen einkamen und ein Sümmchen von $100 machten. Da war mir's ja klar, wozu die $221 dienen sollten. Der Herr baute ja mein Haus und wusste immer was Noth war!

Im Februar dieses Jahres stieg nochmal *eine truebe Wolke* auf, allein ohne besondere Nachwehen, da meine Geldangelegenheiten geordnet waren und ich mit freien Händen handeln konnte. Ich erhielt einen Brief von Esquire Cooper, Assignee von Schwiegervater Fogel, dass dessen Rechnungen ausgeglichen werden müssten; und da sich eine Note von mir von

$1000 vorfand, so würden die Assignees diese Note an Judge Fogel, dem die Estate schuldig war, übergeben, wo ich bis 1. April zahlen möchte. Das kam mir unerwartet. Schwiegervater hatte die Vieracker-Lotte, worauf mein Haus jetzt steht, mir verkauft, unter der Bedingung, die Lotte nach Ausgleicung seiner Geldangelegenheiten meiner Frau zu schenken. Mir schien damals die Procedur verdächtig, liess es aber gelten. Als er gestorben, war in seinem Testament von der Lotte keine Rede, und ich hatte $1800 zu zahlen, und der früher gegebene Deed war verschwunden. — Ich ging zu Charles Folk in Langschwamm, ihm meine Lage erklärend. Er offerirte mir sogar das Geld und ich konnte auf April Willoughby Fogel bezahlen. Freilich hatte ich nun wieder eine Schuld von $1500, allein sie drückte mich nicht. Im April 1868 wurde hier ein Bauverein gegründet; wo ich fünf Shares und in 1873 fünf Shares mehr kaufte. Im August 1875 kaufte ich mein Geld aus dem Bauverein und bezahlte meine Schuld ab. Von 1875 bis 1877 hatte ich jetzt monatlich $20 zu zahlen, bis in 1877 der Verein auslief und die ganze Schuld völlig getilgt war.

Auf Ostermontag bekam meine *Mutter einen Anfall von Magenkrampf.* Darauf kränkelte sie einige Zeit und auf den 9. April zog sie zu uns, um jetzt bleibend bei uns zu wohnen. Nach und nach entwickelte sich bei ihr ihr altes Leberleiden, das einen sehr bösartigen Verlauf zu nehmen drohte; oft war ihre Lage hoffnungslos. Es entwickelte sich wieder, wie vor zwanzig Jahren, ein Geschwür in ihrer Leber, das Heinrich und Dr. F. Slough am 2. Mai öffneten. Bei der Oeffnung war der Geruch so schlimm, dass niemand im Zimmer bleiben konnte. Von da an besserte sich ihr Zustand zusehends, bis Mitte Juni konnte sie wieder auf sein und wurde wieder recht wohl.—Kaum aber war die Mutter am Besserwerden, als unser Calvin gefährlich erkrankte. Er war mit andern Jungen noch im Mai baden gegangen, erkäliete sich und schwebte Tage lang zwischen Leben und Tod. Aber auch diese Gefahr ging vorüber.—Da waren gleich beim Anfang unserer neuen Gestaltung Mahnungen genug, die uns erinnern sollten, dass wir noch ferne vom Paradies waren, in das wir wähnten eingezogen zu sein.

Auch dies Jahr war nicht ohne Folge in der *Gestaltung der liturgischen Frage.* Der Kampf wurde immer heftiger. Die Lancaster-Partei wurde, seit sie wähnte, Dr. Bomberger auf der Synode zu Hagerstown letzen Herbst vertilgt zu ha-

ben, immer siegesgewisser und anmassender. Sie meinte mit Gewalt siegen zu können, und übten Gewalt an Allen, die ihnen im Wege stunden. Das Beispiel an Dr. Bomberger geübt, wurde auch an andern massgebend. Das Volk wurde hintergangen, denn die Lancaster-Partei machte schlechterdings lügenhafte Darstellungen von der Liturgie und von uns, die wir der neuen Liturgie entgegen waren. Ihre Wege, die sie einschlugen, waren unehrlich und unchristlich. Wäre die Liturgie in ihrer wahren Gestalt vor ihre Gemeinden gekommen, so hätte sie noch weniger Anklang gefunden, darum wurden die Gemeinden im Dunkeln gehalten und hintergangen.

Am 18. Mai versammelte sich unsere *Classis in Egypten*, der Kirche S. A. Leinbachs. Als ich nach der Kirche kam, war der Vorsitzer Schmidt nicht gegenwärtig. N. S. Strassberger, Secretär der Classis, verlangte von mir die Präsidentenpredigt zu halten; Leinbach und andere schienen dagegen zu sein; sie warteten auf Loos, als der kam und die Predigt nicht halten wollte, stimmten die gegenwärtigen Glieder ab und die Predigt wurde mir aufgelegt. Ich predigte und theilte einige Seitenstösse aus, die trafen. Nach der Predigt fand die Organisation statt und ich wurde, zum Aerger der Lancaster-Brüder, zum Vorsitzer erwählt—nicht durch die Stimmen der Prediger, sondern der Aeltesten, die in den Strom noch nicht eingeweiht waren. Das Ergebniss der Wahl war ihnen nicht angenehm.—Dr. Appel von Lancaster machte vor der Classis eine Darstellung über den Thaler-Plan und die Nothwendigkeit der Verlegung des Seminars von Mercersburg nach Lancaster, wozu $30,000 collectirt werden sollten. Die Rede Appels machte geringen Eindruck; jeder fühlte sich beengt über die Anforderung, die an die Kirche gestellt wurde.—Auch die Begrüudung eines Missionshauses in Ost-Pennsylvanien wurde besprochen. Allein auch da waren die Lancaster-Brüder im Ungewissen ihres Erfolges, denn wir nahmen keinen Antheil an der Sache- Das Missionshaus war von Seiten Lancasters nur unserem Project, "Ursinus College" zu gründen, entgegen gesetzt. Der Plan des Missionshauses schlief ruhig ein, als Ursinus anfing zu leben.

Durch Leinbachs Bericht kam nun auch die Slatington Gemeinde-Affaire an der Classis auf. Leinbach beklagte sich gegen mich, dass ich in *seine* Angelegenheiten eingegriffen hätte und in Slatington eine Gemeinde organisirte. Ich stellte der Classis vor, dass ich schon seit drei Jahren durch Sonn-

tagsschule und Reden in Slatington eine Mission habe und nun die Gemeinde gegründet hätte. Die Lancaster-Brüder beschuldigten mich, ich hätte in Slatington nichts zu thun und wäre aus Ordnung. Ich erwiderte B., das sei eine dumme Rede und hiesse ebensoviel als wenn ich Brendel sagen wollte, er habe nichts in Farmersville zu thun, das doch seine Gemeinde ist. Slatington sei meine Friedens-Gemeinde und da habe weder Leinbach noch Classis etwas zu thun, es komme denn von dort eine Petition oder Appellation an die Classis. Es sei der Eingriff in Slatington ein krummer Weg, den ich mir nicht gefallen lasse, da die Arbeit dort meine Arbeit sei, die ich zu thun besser verstehe als jeder Andere.—Die Lancaster-Brüder machten einen Vorschlag, dass die Classis mir verbiete, in Slatington zu predigen, weil dort eine englische Gemeinde gegründet werden müsse und unserer Kirche Glieder verloren gegangen seien. Das war eine blanke Unwahrheit und nur einer der krummen Wege dieser Brüder, und ich wollte ihn ans Licht bringen; darum machte ich den Zusatz zu dem Vorschlag: Die Classis solle eine Committee ernennen, die in Slatington selbst die Sache untersuche, und wenn eine englische Gemeinde sich als nothwendig erweise, so wolle ich zurückziehen. Mein Zusatz wurde durch die Stimme der Classis angenommen.—Mein Plan war schon Jahre her, aus Slatington und Friedensgemeinde eine Pfarrstelle zu bilden, und so bald die Sache in Ordnung wäre, dort zu resigniren und einen unserer Männer dort einzusetzen. All dies wussten die Brüder und um deswillen suchten sie, mir das Feld aus den Händen zu nehmen, und es selbst zu besetzen. Als trotz all der Abwehr Br. Loos's und Brendels der Zusatz durch die Aeltesten der Classis doch angenommen wurde, sprang Leinbach auf und machte den Vorschlag: dass Brendel, Loos und der Aelteste Lerch diese Committee bilden sollten. Wieder ein krummer Weg. Die Ernennung dieser Committee lag als Vorsitzer in meiner Hand; allein ich liess es gehen, weil ich meiner Sache gewiss war und wünschte, dass sich Loos durch eigene Anschauung überzeugen möchte, und ich einen Beweis seiner Ehrlichkeit erlangen konnte.—Die Committee wurde von der Classis bestätigt, und sie bekam Gelegenheit, sich mit Ausnahme von Bruder Lerch als eine Committee voll Lug und Betrug zu erweisen.

Diese Committee hatte es eilig. Kurz nach der Classis erhielt ich einen Brief von Brendel, Vorsitzer der Committee, worin er mir schrieb, die Committee werde sich auf den 31.

Mai in Slatington versammeln. Als ich auf den bestimmten Tag dahin kam, sass die Committee in einer Halle mit niemand als mit Woodring und Schreiber versammelt. Woodring war von einem Lumbering-Ort weiter oben an der Lecha, wo er ein Glied der Presbyterianer-Kirche war, hierher nach Slatington gezogen. Hier besuchte er erst die Presbyterianer-Kirche, schloss sich aber dann an meine Friedens-Gemeinde an. Schreiber kam von Whitehall und war eben nach Slatington gezogen und noch kein Glied. Diese zwei waren die Einzigen, die unter dem Einfluss der Committee stunden und von derselben sich gebrauchen liessen, um Machinationen für die Lancaster-Partei in Fluss zu bringen. Mit mir kam Vater J. Kern in die Hall; kaum sassen wir, so vertagte sich die Committee bis auf Nachmittag. Der Nachmittags-Sitzung wohnten viele der Hauptglieder bei, als: Esquire Smith, Doan Neff, J. Remmel, J. Kern und viele andere. Die Committee examinirte, auf mein Verlangen, aus diesen Gliedern einzelne über die Lage der Mission und das Bedürfniss derselben. Das lag aber nicht im Plan der Committee; sie wollte vielmehr für eine englische Gemeinde agiren, und den Gliedern sagen, es sei eine englische Gemeinde hier nothwendig. Darum als Brendel aus der Examination der Glieder merkte, dass die Sonntagsschule mehr deutsch als englisch war, kein einziges Glied wegen englischer Sprache abgegangen, noch ein einziges Glied englische Predigt wünschte, ausser Woodring und Schreiber, die beide so deutsch waren als wie die Andern—da wurde er grob und demonstrirte, wie die Sache schön gegangen wäre, wenn ich nicht unbefugter Weise eingegriffen hätte. Ich sagte: Er sei völlig im Irrthum; die Ruhestörer seien die, die unberufen in meine Gemeindearbeit eingegriffen hätten und, wie es scheine, ihren Irrthum noch nicht einsehen wollten. Brendel fiel mir in die Rede, hiess mich schweigen und sagte mir: Ich hätte hier gar nichts zu sagen.—Die Glieder sagten dann noch der Committee: Sie wollten ihre Gemeinde-Angelegenheit selber schlichten, forderten von der Classis weder Unterstützung noch einen Missionär, da sie ihre Kirche selber bauten, ihren Prediger bezahlten und niemand anders als Prediger wollten als wie mich. Das Missionsfeld Leinbachs bestund in Woodring und Schreiber.—Kurz nachdem ich die Gemeinde durch Einsetzung des Kirchenraths organisirt hatte, machten die Glieder Anstalt, eine neue Kirche zu bauen. In diesem Frühjahr wurde der Eckstein gelegt, wo ich die Glieder aufmunterte Loos einzuladen. Durch den

Sommer wurde die Kirche bis auf das "Basement" fertig und auf Christtag eingeweiht.

Am 22. Juni fand eine aufgeschobene Classical-Versammlung in Allentown, in Br. Wagners Kirche, statt. Hier berichtete die Slatington-Committee, und zwar von vorn bis ans Ende offenbare Unwahrheit. Was die Committe nicht gefunden hatte, das gab sie vor gefunden zu haben: Ein Bedürfniss für englischen Gottesdienst und Streit, weil ich mich dort eingemischt und die Gemeinde unordnungsmässig organisirt hätte. Lüge! denn kein Glied hatte nach englischem Gottesdienst gefragt und Streit war keiner in Slatington noch in der Friedenskirche, sondern alles lebte im besten Frieden. Brendel kannte ich schon lange, aber dass Loos sich zu einem solchen Bericht verleiten liess, konnte ich nicht fassen! Nur der Aelteste Lerch war treu und ehrlich. Er sagte zu Bruder Wagner: Sobald sie sich als Committee in Slatington versammelt hätten, hätte er gleich gesehen, dass Leinbach dort keine Freunde hätte und die Einmischung von Seiten der Classis nur Unfriede schaffen könne. Brendels und Loos's Absichten waren, weil sie wussten—ich hatte öffentlich gesagt, dass ich die Gemeinde mit Friedensgemeinde zu einer Pfarrstelle verbinden würde—dass ich in Kürze dort resigniren würde, die Stelle mit einem Lancaster-Mann zu besetzen.—Ich beschuldigte Brendel und Loos öffentlich vor der Classis, ihr Bericht sei unwahr, und ihre Absicht voller Ränke und Falschheit. Wagner und Hofford sattelten um auf meine Seite. Br. Beck nicht so plump, aber immer schlüpferig, machte den Vorschlag, die Organisation anzuerkennen, aber Leinbach solle ferner als Missionär dort fortwirken. Bruder Leinbach, der seine Stellung in Slatington wohl erkannte, zog zurück und liess sich nicht länger gebrauchen. Ich hatte Zoll um Zoll der Classis abgerungen und das Feld war so weit klar.—Von da an predigte ich nun regelmässig im Schulhause in Slatington im Wechsel mit der Friedenskirche, bis die neue Kirche eingeweiht und Bruder L. K. Derr erwählt war, wo ich dann auch die Friedensgemeinde resignirte, um die Slatington Pfarrstelle zu bilden. Der Satan liess den Herren Pfarrern aber keine Ruhe. Er log ihnen vor, wenn sie schlau und klug wären, könnten sie doch noch einen ihres Gleichen hinein schaffen. Freilich dazu ist ja der Erzfeind immer bereit. Und so gab es noch manche Ränke im Verlauf des Winters. Brendel, Schödler und andere predigten in Slatington, krochen in den Häusern hin und her und intriguirten und

zuletzt kam es noch zu einer Specialversammlung der Classis.

Alles hat seine Zeit, sagt Salomo. So die obige Geschichte und auch die *Verfolgungen meiner Fogelsviller Feinde.* Im März starb der alte Benjamin Fogel. Er wurde auf den 13. März begraben; Alfred J. Dubs hielt seine Leichenpredigt. R. R. ward mein Freund und zwar suchte er meine Freundschaft. Er kam zu uns auf Besuch und lud uns freundlich ein zum Gegenbesuch. Ich bat Gott um Weisheit, diesen Leuten recht begegnen zu können. So ändern sich mit der Zeit die Verhältnisse. Bei den schwersten Angriffen, die diese Menschen auf mich machten, hielt ich mich immer negativ: ich wies nur die Angriffe ab und griff in meinen Vertheidigungen nie ihre Person an. Dies lernten sie zuletzt fühlen und wurden meine Freunde. Thue recht, fürchte Gott und scheue Niemand!

Am 22. October erhielt ich eine Einladung, der *Eroeffnung des "Female College"* in Allentown beizuwohnen. Es wurde dies Institut auf den 3. November eröffnet. Das Institut ging von unserer Classis aus und hatte meine ganze Billigung. Allein da wir eben im Begriff waren, "Ursinus College" zu gründen, so durften wir unsere Kräfte nicht vertheilen. Ich gab dem Project meine ganze Zustimmung, das Geld aber nach Ursinus—wohl wissend, dass die Lancaster-Brüder, die auch alles in ihre Hände nahmen, schon sorgen würden, dass es in Ausführung käme. Die Lancaster-Brüder nahmen Alles in ihre Hand, da war es auch in Ordnung, dass sie die Arbeit thaten. Und ihr Geld an das Female College verwendet, war viel besser als wie nach Lancaster gesandt.

Die *Oestliche Synode* versammelte sich im October in Danville. Im Frühjahr hatte die Philadelphia-Classis die Handlungsweise der Hagerstown-Synode gegen Dr. Bomberger kritisirt und deswegen ein Memorial in Behuf Dr. Bomberger's nach der General-Synode beschlossen. Dies Memorial bittet die General-Synode, die Oestliche Synode zu nöthigen, ihre Handlungsweise gegen Dr. Bomberger zurück zu nehmen.—Auch fasste die Philadelphia-Classis starke Beschlüse zu Gunsten des Ursinus-Collegiums.—Bei der Oestlichen Synode nun berichtete die Committee über Classical-Verhandlungen dies Memorial als *unregelmæssig.* Es war dasselbe den Lancaster-Brüdern ein Dorn im Auge und musste jedenfalls so gestellt werden, dass es an der General-Synode, ohne behandelt zu werden, verworfen werden konnte. Darum wurde ein Committee ernannt: J. O. Miller, E. V. Gerhard, W. C. Cremer,

die der Synode über das Memorial zu berichten hatten. Diese Committee modellirte so: Dass die Synode zu Hagerstown nicht beabsichtigte, das Amt des Predigers noch sein Recht als Delegat anzugreifen, sondern nur erklärte, dass Dr. Bomberger ihrer Verbindung unwürdig sei—natürlich weil er ihnen die Wahrheit sagte—bis er widerrufe, was die Synode für verläumderisch und beleidigend hielt. Die Committee meinte auch, dass die Handlung der Philadelphia-Classis mehr als Petition enthalte, vielmehr eine Klage sei, und weil die Synode davon keine Kunde erhalten habe, so sei die Verhandlung der Philadelphia-Classis unregelmässig. Da guckt der Pferdefuss für einen Blinden heraus. Der Klagepunkt wurde einer schon ernannten Committee, im Interesse der Oestlichen Synode vor der General-Synode zu handeln, überwiesen.

Ende October wurden "*Memorial Petitions*" an die General-Synode in den Gemeinden circulirt und Unterschriften gesammelt, die der General-Synode bei ihrer Versammlung im November vorgelegt werden sollten. Der Zweck war, die General-Synode zu bitten, die Probezeit der revidirten Liturgie abzubrechen, weil dieselbe überall, wo Versuche gemacht wurden sie einzuführen, Streit und Zwietracht zur Folge hatte.

Die *General-Synode* versammelte sich auf den 24. November in Philadelphia. Wir, Familie und Schwager Fogel, gingen ebenfalls hin. Dr. Gerhard wurde als Präsident erwählt, das stellte schon im Voraus den Sieg — die Mehrheit — der Lancaster-Partei fest. Viele unserer Delegaten aus den westlichen Classen fehlten; viele Deutsche, selbst Männer wie Dr. Stern, nahmen weniger Interesse an der liturgischen Frage als an dem Deutschthum, das sich gerade jetzt in der Synode fester begründen wollte—und das brachte unsere Richtung in den Nachtrab. Bei den ersten Sitzungen bemerkte ich schon, dass die Lancaster-Partei alles aufbot, den Sieg zu gewinnen. Krumme Wege mussten dienen, wo der gerade Weg des Rechts nicht durchging. Es galt nur Sieg! Higbee, Appel, Calender, Miller, Gerhard und Andere verbanden Bosheit und Fähigkeit, um Bruder Bomberger zu vernichten. Das Memorial der Philadelphia-Classis, wegen der Behandlungsweise Dr. Bomberger's von der Synode zu Danville, wurde einer Committee übergeben. Diese berichtete im Sinn der Oestlichen Synode: dass die Beschwerde ausser Ordnung sei, weil sie unregelmässig sei. Der Plan der Lancaster-Partei war, die Sache in keinem Fall vor die Synode kommen zu lassen.

Ein öffentliches Verhör würde jedenfalls zu Gunsten Doctor Bomberger's ausgefallen sein, da die Behandlungsweise gegen Bomberger zu offenbar ungerecht war. Der Bericht der Committee wurde angenommen und die Beschwerde zurück gewiesen.

Eine Committee, die über die eingegangenen "Memorial Petitions"—die verlangten die Probezeit der revidirten Liturgie abzukürzen, berichtete, dass das Gesuch nicht sollte gewährt werden. Die Reden, die darüber gehalten wurden, dauerten durch mehrere Sitzungen und waren voll Feuer, mit guten und schlechten Gründen angefüllt. Der Erfolg der Abstimmung war, dass die Liturgie dem Gebrauch der Gemeinde ferner frei stehe. Gleichzeitig wurde auch über die westliche Liturgie gestimmt, die im Geiste der alten reformirten Richtung verfasst und dieser Synode vorgelegt war. Die Abstimmung ergab, dass diese Liturgie dasselbe Recht wie die revidirte Liturgie haben solle.—Hatte die alt-reformirte Richtung ihren Zweck, die revidirte Liturgie aus dem Wege zu räumen, nicht erreicht, so hatte sie jetzt doch eine Liturgie erlangt, die im Geiste der alten Pfälzer nahe verwandt war; moralisch war die Macht der Lancaster-Fraction gebrochen. Die alte Richtung hatte eine Liturgie ohne Responsorien, und der Kampf hatte die revidirte Liturgie so beleuchtet, dass ihr Grabgesang schon vernommen werden konnte. Dr. Nevin selbst erkannte, dass sie ein "Failure" sei.—Dennoch ging ich, von dem was ich sah und hörte, mit traurigem Herzen heim. Nein, das war nicht der Geist Christi, der dort herrschte, sondern ein recht boshafter Menschengeist, der mit seinen eigenen Ansichten herrschen wollte. Gott bewahre seine Kirche vor den menschlichen Producten, die nicht von dem Heiligen Geist gewirkt sind!

Mein Oheim *Peter Hoehn in Maxatawny* vermachte meiner Cousine Amelia Helffrich, einer Tochter von Samuel Helffrich, eine Zehnacker-Lotte mit Wohnung darauf; im Fall sie ohne Kinder sterbe, war das Erbe mein. Amelia Helffrich verehelichte sich zu W. Weiler, einem "Lumpatius", der sie verliess, und blieb ohne Erben. Das Haus auf dem Gute in Maxatawny wurde alt und unbewohnbar; Amelia verständigte sich mit mir: ihr jährlich $50 zu zahlen so lange sie lebe, dann solle ich das Erbe ohne weiteren Vorbehalt in Besitz nehmen, verkaufen oder ein Haus darauf bauen.—Wir machten diesen Contract schriftlich bei "Notary" Frank Ku-

der in Fogelsville.—Ich nahm das Gut in Besitz, baute ein Haus darauf und verrentete es seither.

In der Ziegel-Gemeinde, wo unsere Sonntagsschule in einem blühenden Zustande war, zettelte uns Satan nochmals *einen widerlichen Streit* an. J. K., der lutherische Superintendent, versuchte die alten, unkirchlichen Wege wieder einzuführen und trotzte uns in allen Stücken. Da er merkte, dass er sein Vorhaben nicht ausführen konnte, wollte er im Herbst die Sonntagsschule eingehen lassen, um im Frühjahr bei der Eröffnung derselben die Lehrer, die ihm entgegen waren, aus der Schule zu halten. K. sagte: Er kümmere sich nichts um die Regel, der Kirchenrath wäre auf seiner Seite, und leider waren Glieder im Kirchenrath, die ihm beistunden. Die Lehrer der Sonntagsschule waren aber meistens für Ordnung und gegen K.—Als K. nun die Schule einstellen wollte, sagten die Lehrer: Erst stimmen, ehe dies geschieht! Bei der Wahl aber stimmten die Lehrer, die Schule fort zu halten. Das ärgerte K. und er resignirte, meinend die Schule damit aufzubrechen. Die Schule aber geht jetzt in guter Ordnung fort. Nun steckt sich K. hinter den lutherischen Kirchenrath und gewinnt noch einige reformirte Vorsteher; auf die Kirchenrechnung beschliesst der Kirchenrath, die Sonntagsschule durch den Winter einzustellen, um damit Kohlen zu sparen, obgleich die Sonntagsschul-Lehrer sich erboten, die Kohlen zu bezahlen. So hat Satan scheinbar gesiegt!

Im December kam der *Aelteste Henry Leonard* von Heidelberg College, der Fischermann, auf einer "Fishing Tour" durch den östlichen Theil der Kirche auch nach Fogelsville. Ich hiess ihn herzlich willkommen und fand in ihm einen lieben Bruder, der all seine Geschäfte einstellte und sich der Kirche zum Dienste opferte. Er ist einer der uneigennützigsten Männer, die mir je begegneten; sein Beruf ist sein Leben, all sein Thun und Reden geht in seinem Berufe auf.—Ich gab $300 und öffnete ihm meine Stelle zum Fischen.

Am 24. December Abends hielt ich das Christfest in Heidelberg. Auf den *ersten Weihnachtstag* weihten wir die Slatington-Kirche ein. Br. L. K. Derr hielt eine der Predigten. Am zweiten Weihnachtstage waren die Lancaster-Brüder gegenwärtig und trieben ihre Machinationen; ich liess ihnen alle mögliche Freiheit, wohl überzeugt, dass alle Ränke ohne Erfolg bleiben würden. Ihr ganzes Streben ging jetzt dahin, Schödler oder irgend einen andern ihrer Prediger nach Sla-

tington zu bringen. Durch den Winter waren Brendel und Loos sehr beschäftigt, Slatington zu kapern; ihr Drehen, Winden und Lügen war lächerlich. Die Slatingtoner Glieder durchschauten sie, besonders da sie anfingen, mich und die Richtung, die ich vertrat, als Schwärmerei zu verschreien. Mein Auftreten und Predigen war ein Beweis dagegen. Es half nichts, obgleich noch einer neuen Spitzbüberei zu begegnen war (siehe weiter unten), so lag doch der Erfolg in Gottes Hand.

Am *zweiten Weihnachtstage* predigte ich in der Ziegelkirche und Langschwamm, wohin mich Br. Leonard, der einige Zeit bei mir aufstellte, begleitete. Br. Leonard nahm Antheil am Gottesdienste und ich musste ausrufen: Ein rechter Aeltester, wie wir viele in unserer Kirche haben sollten.

Amtserlebnisse.

Januar 23. Jonathan Bärs letztes Kind begraben. Starben beide innerhalb fünf Tagen an Croup. Ziegelgemeinde.

Februar 10. Endlich durfte Mutter Jonas Kern zu ihrer Ruhe eingehen. Haben sie heute beerdigt. Vor sieben Jahren wurde sie vom Schlag gelähmt, und konnte sich nicht mehr selbst aufsetzen noch niederlegen. Diese lange Zeit musste sie wie ein Kind gepflegt werden. In den letzten Jahren konnte sie auch nicht mehr schlucken und musste durch eine Röhre mit Suppe genährt werden.—Ich besuchte sie oft und fand sie immer mit Geduld und Ergebung ausgerüstet. Sie klagte niemals und hatte nur den Wunsch bald zu sterben, um heim zu gehen.

Februar 27. Maria Klein in der Ziegelgemeinde begraben. Am ersten September letztes Jahres ihren Gatten Jonathan Klein begraben. Diese Mutter, eine Weilers Tochter, war eine Maria, die unter Vielen nicht ihres Gleichen fand. Sie war unter den Guten eine der Besten.

Maerz 4. Susanna Haupt begraben an der Ziegelkirche. Es war Mrs. Haupt unsere Nachbarin. In meiner Jugend haben wir ihr manchmal Schabernack gespielt, da sie mit ihrem schneidigen Mund uns oft musterte. In ihren letzten Jahren war sie viel friedlicher geworden. Sie bekam Auszehrung und siechte langsam hin.—Ihr Gatte starb in 1884 im Sommer am Krebs am Arme. Er musste entsetzlich leiden. Der Geruch war so schlimm im Zimmer, dass ich nicht darin bleiben konnte, als ich ihn besuchte. Die ganze Familie ist

ausgestorben, bis auf die jüngste Tochter, die zu Dieterich verheirathet ist, und zwei Kinder von Ph. Schantz, der die älteste Tochter Mary als Gattin hatte.

Maerz 27. Ueber Ostern hielt ich das Abendmahl in Slatington und Heidelberg. Ich machte die Tour per Eisenbahn über Catasauqua und besuchte Glieder in beiden Gemeinden. Der alte Vater Heil in Germansville liess mich auch rufen. Er lag krank auf seinem Bette und war voll Zweifels. Er begrüsste mich mit dem Wort: Du heisst Helffrich, kannst mir aber wohl auch nicht helfen! Heil war schwärmerisch. Er wollte fühlen und nicht glauben; stellte sich die Bekehrung als ein Entzücktwerden vor, weil er aber so etwas nicht erfahren konnte, war er voller Zweifel. Ich sagte ihm, er müsse glauben und im Glauben Christum ergreifen, mit allem andern habe er nichts zu thun. Endlich nach langem Gespräche fasste er Muth und rang sich zum Frieden. Eine Woche später sagte mir sein Sohn: er sei völlig ruhig und ergeben. Am 14. April hielt ich seine Leichenpredigt in Heidelberg. Er starb an der Auszehrung und im Frieden.

Anfangs dieses Monats besuchte uns Thomas Bartolette. Er war ein Sohn der Mrs. Bartolette in Reading, wo ich wohnte während den Jahren, die ich in Reading zubrachte. Tom wohnte an den Eisenwerken in der Kaft bei Hamburg. Er war im Eisenwerk beschäftigt und seine Gesundheit mangelhaft. Die Mutter war gestorben und seine Schwester wohnte bei ihm.

April 8. Ein Sohn von Stephen Fritz in New Smithsville holte mich ab und brachte mich wieder heim, um ein krankes Kind zu taufen. Fritz erzählte mir unterwegs, wie er schon seit vier Jahren im Winter ein gutes Geschäft mit Schildkröten-Handel treibe.—Unsere Gegend hat eine Land-Schildkröte, die im Sommer über Wiesen, Felder und Wälder, überall wo sie Gras findet, sehr zahlreich verbreitet ist; im Herbst zieht sie sich nach Wiesen, wo Bächlein fliessen, und bohrt sich unter den Rasen in den Morast des Baches ein, wo sie ihren Winterschlaf hält. Das Fleisch dieser Schildkröte ist ungewöhnlich zart und gut. Niemand in der Gegend aber fing sie, so verbreitete sie sich ausserordentlich. Nun hörte Fritz, dass sie in Philadelphia in "Restaurants" zu guten Preisen eingekauft wurden zur Bereitung von "Turtle-Suppe". Fritz ging, beim Anfang des Winters, auf die Jagd und fing mit Mistgabeln, mit denen er die Schildkröten unter dem Rasen heraus schaffte, eine Unzahl. Er sagte mir: er habe oft Hun-

derte an einem Tage gefangen. Er verpackte sie in Fässer und versandte sie nach Philadelphia, wobei er einen grossen Gewinn löste.—Schnell sahen das auch Andere und es wurde, durch die ganze Umgegend auf Meilen weit, ein bedeutender Schildkröten-Handel getrieben. Die Folge ist, dass kaum mehr eine Schildkröte gesehen wird. Wo man kaum über ein Feld gehen konnte, ohne zweien oder dreien zu begegnen, findet man jetzt im ganzen Sommer kaum eine einzige mehr.

April 14. Beerdigte in Heidelberg Levi Hunsickers ältestes Söhnchen. Ich blieb bei der Familie über Nacht. Abends versammelte ich die Familie zu einem Gottesdienste, wo ich mit ihnen redete und sie auf die Absichten Gottes mit unseren Heimsuchungen aufmerksam machte. Levi wohnt bei seinem Vater John in demselben Hause und es ist eine Musterfamilie.

Bei *meinen Abendmahlen dies Fruehjahr* führte ich zum erstenmal die Missions-Collecten ein. Es wurden bisher bei jedem Abendmahl Collecten gehoben, aber immer im Interesse der eigenen Gemeinde verwendet. Ueberall war der Kirchenrath auf meine Vorstellung willig, nur in der Ziegelkirche fand ich Schwierigkeiten. Die Gemeindeglieder waren mit wenig Ausnahmen willig, allein hier waren einige der Weltlinge im Kirchenrath und diese widersetzten sich mit aller Gewalt; sie meinten: das sei der Gemeinde ihr Einkommen weggenommen. Der vereinigte Kirchenrath beschloss: Wir Prediger sollten jedesmal im Gottesdienst auf das Abendmahl die Missions-Collecte heben. Des Friedens willen gingen wir darauf ein; aber auf Pfingsten hielt ich eine Missionspredigt, legte der Gemeinde vor, wie eben das Opfer bei dem Abendmahl das Dankopfer sei, das wir Gott bringen sollen, und der Kirchenrath durch seinen Beschluss zwischen die Gemeinde und die Ausführung ihrer Pflicht getreten sei. Im Verlaufe eines Jahres, wo der Kirchenrath theilweise mit neuen Gliedern besetzt wurde, stellte der Kirchenrath selbst das Verlangen: Wir sollten die Missions-Collecte beim Abendmahl heben.

Auf den 4. Juli predigte ich für Schwager Fogel in der Jordankirche und in Cedarville. Es war wieder eine schwärmerische Aufregung aufgetaucht.

Im November klopfte Br. Bausman an um Unterstützung für das Waisenhaus in Womelsdorf. Es war dieses Heim für Waisenkinder von Philadelphia nach diesem Orte verlegt worden. Das Gut wurde von Manderbach—wenn ich nicht irre

—eingekauft und war als Manderbach Springs bekannt. Der Kauf war ganz angemessen und der Ort hätte nicht besser gewählt werden können. Br. Bausman ist Vorsitzer der Waisenhaus-Behörde.—Ich sandte $70. Gerne hätte ich viel mehr für das "Home" gethan, denn es hatte meine ganze Zustimmung; allein die Gründung unseres Ursinus-Collegiums, das die Hauptsache war, nahm alles auf, was wir aufmachen konnten. Die Lancaster-Brüder hatten uns diese Ausgaben aufgeladen und so beschlossen wir — da sie auch die ganze Verwaltung des Waisenhauses in ihren Händen hatten — sie hätten die Zeche zu bezahlen. Dennoch wurde von Langschwamm und Lecha von Zeit zu Zeit etwas nach dem Waisenhaus hingesandt.

October 19. Friedrich Lembach an der Ziegelkirche beerdigt. Lembach war in Lumpsheim, Baiern, geboren. Er kam nach America vor Jahren und Vater erwarb ihn als Weingärtner. Er wohnte in der Weinberg-Strasse — dem Klein-Thale—auf unserem Weinberg, den er anlegte. Später baute er nach Seipstown, wo er noch Jahre lang wohnte. Seine Gattin überlebte ihn und zwei Kinder: Friedrich und Elisabeth, Mrs. Walb.

XXIX.

Das Jahr 1870.

Kirchenblaetter — Slatington Gemeinde—Special-Classis in Slatington — Herr's Wahl in Slatington — Catasauqua Gemeinde—Ursinus Collegium—Gestaltungen in den Parteien – Eroeffnung von Ursinus Collegium — Hausfreunds Gaehrungen—Special-Classis in Bethlehem — Synode zu Mechanicsburg — Special-Classis in Hecktown — Amtserlebnisse.

Mit dem Jahresanfang wurde von Seiten der Lancaster-Partei ein desperater Versuch gemacht, die Blätter und Bücher des reformirten Verlagshauses in allen Gemeinden, und besonders in den Gemeinden der Prediger, die gegen die Lancaster-Richtung waren, zu verbreiten. Die reformirte Druckerei war seit dem Brand von Chambersburg nach Philadelphia verlegt worden und war jetzt völlig in den Händen der

Hochkirchlichen. Der "Messenger" gab bald in jeder Nummer Artikel gegen die altreformirte Richtung zum Besten und so einseitig und unwahr, dass man sie nicht ohne Aerger lesen konnte. Die "Review" liess ihr Licht der Mercersburger Theologie leuchten und hätte gar zu gern in die Gemeinden der Altreformirten hineingeleuchtet, um ihren Predigern entgegen zu wirken. Artikel im Geiste der Altreformirten wurden im "Messenger" und "Review" schon lange nicht mehr aufgenommen, sondern mussten durch das "Monthly" und die "Christian World" ihren Ausfluss haben. — Die Behörde sandte ein Circular an alle Prediger, sie ermahnend, pflichtgetreu die Blätter und Bücher der Kirche in deu Gemeinden auszubreiten. Das hiess aber das Gift in die Familien streuen und noch helfen es zu verbreiten. Da blieb nichts übrig als die Thüre zuzuschliessen und draussen halten, was nicht ehrlich war.

Während dem Winter waren Brendel und Loos durch Woodring und Schreiber thätig, ***in Slatington einem hochkirchlichen Mann*** Eingang zu verschaffen. Woodring, einer der Aeltesten der neuen Gemeinde, und Schreiber waren von ihnen gewonnen und liessen sich zu Allem gebrauchen. Der Mann, den sie sich ausersehen hatten, nachdem S. Leinbach sich völlig zurückgezogen, war Schödler. Schödler fing schon im Januar an zu predigen in der Townhalle. Er ist fähig und begabt und hatte Allen mit seiner Predigt gefallen; konnte aber, abgesehen von seiner hochkirclichen Stellung, schon aus andern Gründen mein Vertrauen nicht haben. Schödler bot dem Kirchenrath an, wenn die Gemeinde ihn wählen würde, wolle er predigen "für das, was fällt"; d. i. ohne einen bestimmten Gehalt zu verlangen. R. Lisberger über der Lecha, Prediger in der alten Indianländer Gemeinde (Cherryville) und Kreidersville, hatte sich dem Saufteufel überlassen, war angeklagt und musste sein Feld verlassen; da wurde nun geplant, Schödler zum Erben einzusetzen und die Slatington Gemeinde mit in die Verbindung zu ziehen. Lieber als die Gemeinde nicht in ihren Händen zu haben, sollte sie in eine Verbindung gezogen werden, wo sie zum dritten Rang, mit ungenügendem Dienst, hinabgewürdigt wurde, statt die erste Stelle einzunehmen. — Durch Beeinflussung wurde Reninger, lutherischer Prediger der Slatingtoner Gemeinde bewogen, Schödler seine Kanzel anzubieten. Und nun predigte Schödler auf meiner Kanzel und versuchte Alles, um einen Anhang zu gewinnen. — Da ich die Gemeinde unmöglich bedienen

konnte und öffentlich diese Erklärnng machte: die Friedens-Gemeinde abzutreten, um beide zu einer Pfarrstelle zu grür•den, wozu ich L. R. Derr, meinen früheren Gehülfen, empfahl — nahmen einige Glieder Anstoss und wandten sich auf Schödlers Seite. Sie sagten: wie sollen wir den Lohn aufbringen, und weniger als $800 war nicht ausreichend, während Schödler mit $200 zufrieden gewesen wäre. — Nun hiess es Arbeit! Ich ging nach Slatington und arbeitete noch zwei Tage. Mit dem Subscriptions-Büchlein in der Hand ging ich in etwa fünfzig Häuser, stellte den Leuten die Lage vor und hatte $500 als Predigerlohn, während noch etwa 200 Glieder zu schreiben hatten. Somit war der Gehalt ausser Frage. Alle diese Glieder waren für Derr. Ich ging mit frohem Herzen heim.

Ich war kaum aus Slatington fort, so fingen die Intriguen schon wieder an. Woodring und Schreiber merkten, dass ich einen grossen Schritt vorwärts gethan hatte. Auf Donnerstag war eine Special-Classis in Allentown. Woodring kam dahin und erstattete Bericht an Brendel und Loos. Nun wurde ein neuer Plan ausgeheckt, mir entgegen zu wirken.—Umgehend erhielt ich von Brendel und Loos eine Notiz, auf den 24. Februar eine Special-Classis nach Allentown zu berufen, um die Angelegenheiten der Slatington-Gemeinde zu ordnen, die Brodheadsville-Gemeinde zu versorgen und R. Lisbergers Fall zu untersuchen. Als Präsident der Classis lag es in meiner Gewalt, die Versammlung nach einem solchen Ort zu berufen, wie es mir gut schien. Ich berief die Classis statt nach Allentown nach Slatington selbst, damit die Gemeinde die Verhandlungen mit anhören und sehen konnte, wie die Lancaster-Brüder zu Werke gingen. Dieser Wechsel des Ortes von Allentown nach Slatington, wo alle Glieder die beabsichtigte Spitzbüberei mit anhören konnten, war den Herren Intriguanten gar nicht angenehm; sie mussten sich aber begnügen. Jedoch wurde ich von da an niemals mehr zum Vorsitzer erwählt.

Schödler predigte ohne Ruf und Recht in Slatington für Reninger fort, der ihn unterstützte. Reninger, der gegen Derr war, brachte Vater I. Kern, eins der Hauptglieder der Gemeinde und Aeltesten, und noch einige Glieder im Kirchenrathe von Derr herum auf Schödlers Seite, so dass Schödler scheinbar die Mehrheit im Kirchenrath hatte. Diese Gestaltungen und Pläne der Slatington Committee, Brendel und Loos, die ein oder den andern Schleichweg verfolgten, die ich

noch nicht durchschauen konnte, bewogen mich, die Slatington Gemeinde zu einer Predigerwahl zu drängen und die Wahl noch vor der Special-Classis bekannt zu machen. Die Gemeinde war willig, nur war zuerst Aeltester Kern unentschieden. Jemand hatte unterdessen einen anonymen Brief, als von Slatington kommend, an Derr geschrieben, worin Derr gewarnt wurde, nicht nach Slatington zu gehen; denn er ginge sicherlich der "Starvation" entgegen. Derr schrieb jetzt an Vater Kern, sandte ihm den anonymen Brief und das öffnete Vater Kern's Augen. Der Kirchenrath trat zusammen, beschloss eine Wahl auf den 5. März zu halten, und stellte Derr als Candidaten auf. Als ich am 13. Februar nach Slatington kam, wo ich Gottesdienst hatte, übergab mir der Kirchenrath die Bekanntmachung der Wahl. Also doch gesiegt! Ich machte die Wahl bekannt und gleichzeitig legte ich der Gemeinde Bruder Derr ans Herz als den geeignetsten Mann, ohne dass ich Schödler antastete. Ich konnte nicht anders. Die Gemeinde war durch meine Arbeit entstanden, ich kannte alle Glieder und wusste, dass Derr der Mann war, der dahin passte.

Auf den 24. Februar, wie bestellt, versammelte sich die *Classis in Slatington.* Da kam nun das Project der Committee zum Vorschein und zeigte, dass ich die Brüder ganz recht beurtheilt hatte. Die regelrechte Bestellung der Predigerwahl in der Gemeinde hatte den Herren Brüdern ihren Witz vertrieben, sie waren schrecklich erbost. — Ihr Plan war: eine Versorgungs-Committee für die Gemeinde zu ernennen, die auf unbestimmte Zeit die Gemeinde mit der Predigt versorgen sollte — natürlich so lange bis sie sahen, dass sie ihren Mann Schödler oder einen Andern erwählen konnten. Darum sollte jetzt keine Wahl gehalten werden. Auf das Recht der Gemeinde, die ihr Consistorium hatte und constitutionell ihre eigenen Angelegenheiten verwalten konnte, wurde von der Committee nicht gesehen. Die Lancaster-Partei bestritt dies Recht, wenigstens in unserer Classis.—Dieser Plan sollte trotz der bestellten Wahl jetzt noch ausgeführt werden. Da erst gingen den Gliedern die Augen auf, sie fühlten, dass ihr Recht in den Wind ging, und bestunden auf ihrer Wahl; alles Drehen und Wenden half nichts. Die Kirche ist unser, wir haben unseren Kirchenrath und wollen uns unsern Prediger selbst wählen, hiess es jetzt mit ziemlich rauher Stimme. Was hat die Classis uns in unserem Recht zu gebieten? Brendel und seine Anhänger machten Kehrt. Sie sahen böse Fol-

gen kommen und die Wahl blieb unangetastet stehen. — Der Pferdefuss zeigte sich auf andere Weise. Loos machte den Vorschlag, und zwar gegen die allgemeine Constitution der reformirten Kirche, die nur regelmässigen Communikanten Stimmrecht gibt, dass Alle, die erst kürzlich nach Slatington gezogen seien, Stimmrecht haben sollten. Ich liess dies gelten, ob es gleich etwa zehn Stimmen gegen uns gab. Die Classis stimmte für den Vorschlag. Nun kam Brendel mit noch einem Vorschlag, nämlich: Dass Alle, die bei der Wahl sich äusserten, Glieder der reformirten Kirche werden zu wollen, Stimmrecht haben sollten. Bruder Wagner, Sekretär pro tempore, der neben mir sass, schämte sich solcher offenbaren Ungerechtigkeit und sagte zu mir: Das ist ja genug, einen Elephanten durchzulassen. Allein ich machte auch *dagegen* keinen Einwand, weil die eigentliche Gemeinde einig war und all die krummen Wege nichts halfen. Die Classis schämte sich nicht, auch diesen Vorschlag durch ihre Stimme gut zu heissen. Und die Urtheile kirchlicher Behörden sind nach der Lancaster-Lehre Gottes Urtheile unter Führung des heiligen Geistes! Da müsste man doch erst ein Esel werden, um solchen Unsinn zu glauben.—Gleich kam noch ein ähnlicher Fall vor der Classis zur Verhandlung. Die Brodheadsville Gemeinde war predigerlos. Brendel hatte die Gemeinde besucht und fürchtete, es möchte auch dort ein altreformirter Mann erwählt werden. Nun brachte er den Vorschlag, dass die Classis eine Versorgungs-Committee ernenne, die jene Gemeinde einstweilen mit der Predigt versorge oder einen Missionar dahin sende, bis eine Wahl stattfinden könne. Ich frug Brendel als Präsident der Classis, ob die Gemeinde eine organisirte Gemeinde sei und ihren Kirchenrath habe. O ja! erwiderte er. Dann erklärte ich den Vorschlag als unconstitutionell, da es ein Eingriff der Classis in das Gemeinderecht sei, weil keine Petition oder Appellation von der Gemeinde zu solchem Schritt der Classis vorliege. Das kam Brendel und Loos unerwartet. Loos appellirte von meinem Urtheil an die Classis. Bruder Wagner nahm die Stimme; auf zweimaliges Stimmen standen die Stimmen gleich und Wagner hatte zu entscheiden. Wagner, obgleich Lancaster-Mann, war zu treu und wahr gegen das Recht zu entscheiden, und sagte: ich entscheide für des Präsidenten Urtheil, weil ich glaube, dass es recht ist! — Lisbergers Fall wurde gar nicht verhandelt, weil kein Interesse dazu mehr vorlag. Es handelte sich nicht um die arme Seele Lisbergers, sondern um seine Pfarr-

stelle und die war jetzt nicht zu verwerthen. Beim Ausgang aus der Kirche kam Loos zu mir und sagte, die Classis habe also gegen ihn und für mein Urtheil entschieden; ich antwortete ihm: ja, weil sie nicht anders konnte, ohne sich selbst ins Angesicht zu schlagen! Ja, sagte er, ich denke, es ist vielleicht so recht! — O ihr Kameele-Verschlucker und Mückensäuger!

Die Wahl in Slatington fand auf den 5. März statt, wie bestellt. Es war unter den losen Leuten, die sich um keine Kirche kümmerten, tüchtig gearbeitet worden, um sie zur Wahl zu bringen; denn sie hatten ja nach dem Beschluss der Classis billiges Stimmrecht, brauchten nur sagen, sie wollten zur Gemeinde gehören, wenn sie auch erst aus den Bierkneipen abgeholt wurden. Ich hatte bei einer Kirchenraths-Versammlung der Friedenskirche den Gliedern, die sich an die Slatington-Gemeinde anschliessen wollten, Entlassungsscheine gegeben. Die Committee, welche die Wahl hielt, von der Classis ernannt, liess Niemand von unsern Gliedern stimmen ohne die Entlassungsscheine aufzuweisen. Dagegen alle auf ihrer Seite, die sagten, dass sie Glieder werden wollten, durften stimmen. So stimmten etliche zwanzig Personen, die nie Glieder waren und viele derselben auch nicht geworden sind. Sie wurden aus dem Wirthshaus angeworben und kümmerten sich nach der Wahl eben so wenig um die Kirche als wie vorher. — Das Ergebniss der Wahl war eine Mehrheit von sechs Stimmen für L. K. Derr. Der Wust ging wieder hin wo er herkam, Woodring zu den Presbyterianern, und die einzelnen Glieder, die gegen Derr gestimmt hatten, kamen zurück und wurden Derr's beste Freunde. Derr's Stellung wurde gleich die einflussreichste in Slatington; er hatte gutes Material und die Gemeinde wuchs rasch. — In der Friedenskirche predigte ich fort bis Herbst, weil die Ruhestörer auch dort anfingen zu wühlen. Als sie sahen, dass ich nicht resignirte, zogen sie sich endlich zurück. Am 20. November hielt ich meine Abschiedspredigt und Derr wurde, wenn ich nicht irre, einstimmig erwählt.

Unsere Classis versammelte sich zu ihrer Jahresversammlung in der Trockenland Gemeinde, und Brendel wurde zum Präsidenten erwählt. Die Rebellen in Slatington waren noch nicht zufrieden und brachten, von der angestellten Streit-Committee aufgemuntert, einen Protest gegen die Wahl Derr's vor die Classis. Der Grund des Protestes war, dass ich von der Kanzel für Derr "gellectionirt" hätte. Sie hatten darauf

Bezug, dass ich bei Bekanntmachung der Wahl Derr's ihn der Gemeinde empfahl, aber auch hinzufügte, jedes Glied solle stimmen wie sein Herz es dränge. Die Classis stimmte über den Protest und man denke sich: die Stimmen stunden sich gleich! Bei einer zweiten Abstimmung wurde der Protest mit zwei Stimmen Mehrheit verworfen. — Gott erbarme sich unserer Kirche, wenn das der rechte Geist ist! Herr, bat ich, lass ihn zur Hölle fahren und solche Baalspfaffen mit; denn der Teufel hat keine besseren Priester auf Erden als die Vertreter jener Partei, die ich mit wenig Ausnahmen an unserer Classis habe kennen lernen. Solche Vertreter des heiligen Amtes sollen Christi Reich bauen! Wem wird dabei das Herz nicht schwer? Von da an kümmerte ich mich nicht mehr um die Classis. Ein solches Puppenspiel mit durchzumachen, war mir scheusslich. Besser zu Hause bleiben als sich fremder Sünden schuldig machen.

Eine ähnliche Affaire wie die in der Slatington Gemeinde *fand auch in Catasauqua* statt. Die Classis hatte eine Missions-Committee ernannt mit Fug und Recht, alle vakant werdenden Gemeinden zu versorgen mit der Predigt und wieder zu Predigern zu verhelfen. Das sah ganz recht und christlich aus, war aber nur ein Deckmantel, hinter welchem sich eine Masse von Schlechtigkeit und Intriguen verbarg, und jedenfalls ein Eingriff in die constitutionellen Gemeinderechte, da jede organisirte Gemeinde in ihrem Consistorium das Recht der Selbstverwaltung besitzt. Diese Committee wurde gebraucht in der East-Pennsylvania Classis, um alle vakant werdenden Gemeinden mit Lancaster-Männern zu besetzen. In der Slatington Gemeinde kam das Werk dieser Committee zum Bestand und wurde nun massgebend. Die Committee erwies sich als eine Streit-Committee und artete in eine wahre Vigilanz-Committee aus, die überall fahndete, eingriff und Streit statt Frieden stiftete. — Diese Committee mischte sich auch in die Angelegenheiten der Gemeinde von Catasauqua und richtete sie zu Grunde. Bruder Cyrus Becker, der die Gemeinde neu organisirt hatte, und Joseph Laubach, der die Lotte zu einer neuen Kirche geschenkt hatte, zogen sich zurück, da sie nicht streiten wollten. Die Classis hatte jetzt freien Schwung und ernannte in 1873 A. B. Koplin als Missionar, natürlich einen Lancaster-Mann, und zahlte ihm $1000 Jahreslohn, den die Gemeinde der Classis zahlen sollte. Die Gemeinde hatte Schulden, und da die Hauptglieder nicht in die neue Richtung einfallen wollten, wurden sie von der Clas-

sis in Kirchenbusse genommen; nun kam es, dass die Kirche durch den Sheriff verkauft wurde. Die Classis kaufte die Kirche an und organisirte eine neue Gemeinde, die erst in 1883 die Kirchenschuld abbezahlte. Viele der Hauptglieder gingen der reformirten Kirche verloren.

Im Laufe des letzten Jahres gründete sich ein Verband zur Stiftung eines neuen Collegiums auf dem Grunde der altreformirten Lehre. Diese Organisation bekam einen Freibrief von der Obrigkeit in der Gestalt eines Universitäts-Charter, wo alle Fächer der Wissenschaften gelehrt werden konnten. Das Collegium sollte unter keine Synode gebunden sein, damit es von solchen nicht beeinflusst werden könne, von seinem im Charter gegebenen Standpunkte abzufallen. — Die Behörde des Collegiums kaufte Freeland Seminary, bei der Trappe in Montgomery County, an. Bei einer gehaltenen Versammlung um die zweite Woche Februar wurde die Facultät des Collegiums erwählt. Das Ergebniss war: Präsident Dr. I. H. A. Bomberger, Rev. H. W. Snyder, Lic. J. Van Hagen, J. S. Weinberger, J. W. Sunderland, LL. D., und Warren Royer, M. D. — Das Collegium sollte bis September eröffnet und zugleich auch ein theologisches Seminar in Verbindung mit dem Collegium angefangen werden. — Dr. Bomberger, als Haupt-Professor erwählt, resignirte seine Race-Strasse Gemeinde in Philadelphia, damit er sich dem Collegium gänzlich widmen konnte.

Der Plan Ursinus zu begründen, das ist die nothwendigen Gelder zu erlangen war: 1, "Stock Certificates", deren jedes Share auf $50 festgesetzt wurde; 2, "Course Scholarships", je $100 das Stück, die vier Jahre Unterricht frei geben; und 3, "Perpetual Scholarships" mit dem Recht eines fortlaufenden Unterrichts, zu $500 das Stück, und 4, freie Gaben.

In der ersten Woche März kam Dr. Bomberger zum ersten Mal zu uns nach Fogelsville. Ich subscribirte $1000 für Scholarships, deren ich ein "perpetual" und ein "Course Scholarship" für mich behielt, die andern verkaufte, und später noch mehr. Im Juni wurde der Plan entworfen, dass eine Anzahl Prediger oder Gemeinden die Ausstattung einer Anzahl Zimmer — im Ganzen 25 — im Collegium übernehm sollten. Die Ausstattung kostete per Zimmer $70. Natürlich übernahm ich ein Zimmer und sandte das Geld an Bruder Bomberger.

Am 29. August kam Bruder Bomberger in Gesellschaft von Br. Becker, Earl, Laubach und Mickly von Catasauqua



The Old Lehigh Church.



The New Lehigh Church.

zu mir auf Besuch. Br. B. hatte die neue Kirche in Catasauqua eingeweiht. Br. B. sagte mir, dass eine schöne Anzahl Studenten Anspruch gemacht und die kommende Woche bei Eröffnung des Collegiums eintreten würden. Die Aussicht war gut.

Erste Woche September fand die Eröffnung statt, und zwar mit unerwartetem Erfolg. Das Collegium hatte warme Freunde und einen schönen Anfang von Studenten.—Es war also eine Quelle für die altreformirte Richtung gewonnen und nun Aussicht, sich Lancaster entgegen über dem Wasser halten zu können. Auch mein ältester Sohn John war in das College eingetreten.

Die Gestaltungen zwischen den in der Kirche bestehenden zwei Parteien wurden immer gespannter.—Um diese Zeit trat Georg Wagner, ein Sohn des alten Pfarrers Wagner, zum Katholicismus über. Das war eine Frucht der Mercersburger Lehre. Später folgten noch mehr. Dieser Uebertritt vom Herd Lancasters aus reizte die Prediger und viele Hauptglieder der Kirche zum Sturmlaufen; die Beschuldigungen gegen Lancaster mit seinem Hochkirchenthum und der Einrichtung seiner College-Kapelle mit katholischem Cultus, gewannen immer mehr Grund in der Kirche. Das "Church Monthly" und die "Christian World", ersteres ganz besonders, waren tapfere Kämpfer, die nicht nur die Anfälle zurückschlugen, sondern die Wahrheit hoch empor hielten und wissenschaftlich den Sieg errangen. — Im Verlauf der Zeit schwieg der "Messenger". Lancaster wollte sich in den hochtrabenden Ton des Schweigens einhüllen und das "Monthly" todtschweigen; allein die Kugeln, vom "Monthly" geschleudert, schlugen fort und fort auf den Panzer Lancasters, bis er wissenschaftlich zertrümmert war. Der Kampf wurde schwer, denn es wurde gegen Hierarchie und Hinterlist gekämpft, die wie immer den geraden Weg der Ehrlichkeit verliessen, um sich in jesuitische Schleichwege zu verhüllen.

Die Lancaster-Partei richtete ihr Auge auf den Westen und glaubte, in Illinois und Iowa die Mehrheit erringen zu können. Coard sollte in Illinois wirken, allein Forney gewann den Vorzug und Rettig erhielt die Ueberhand in Iowa. Die altreformirte Richtung gewann den Westen und hielt ihn fest. Die Deutschen waren in grosser Mehrheit in ihr vertreten, obgleich einige fähige Männer von Lancaster gekapert wurden. — Dagegen gewann Lancaster alle östlichen Classen mit Ausnahme der Philadelphia Classis. In manchen Classen war

ihre Mehrheit klein. Das Volk aber, so weit es die Kirchenfrage verstund, war überall, mit Ausnahme einzelner Glieder, der altreformirten Richtung treu. — Es galt nun Männer heranzubilden, die die altreformirte Richtung vertreten sollten; denn die von Lancaster gekommenen gingen mit geringer Ausnahme mit ihrer "Alma Mater". So wurde gestrebt, so viel Studenten als möglich nach Ursinus zn senden; das Gleiche geschah von der Lancaster-Partei. Da diese aber die Mehrheit in den Classen hatte, nahm sie Beneficiaten auf, sandte sie nach Lancaster und belegte alle Pfarrstellen mit Assessments. Das sollte die andere Richtung entmuthigen und unfähig machen ihr Werk zu treiben. Da hiess es, den Knoten mit dem Alexander-Schwert durchhauen. Die Alt-Reformirten beschlossen keine Assessments für Lancaster-Beneficiaten zu bezahlen, möge die Folge sein, was sie immer wolle. In der Lebanon-Classis wurde dies Recht anerkannt, in unserer Classis nicht. Die East-Pennsylvania Classis vielmehr ernannte eine Committee, die sich erkundigen und Anstalt machen sollte, die "Delinquents" gesetzlich vor der Court zu zwingen; erhielt aber von ihrem Advokaten die Anweisung, dies zu unterlassen, da keine Gesetze dazu vorhanden wären. — Lindeman, ein Beneficiat unserer Classis, zahlte seine von der Classis erhaltenen Gelder zurück und ging von Lancaster nach Ursinus. Herbert, mein Student, der in Myerstown war, ging nach Heidelberg-Collegium in Tiffin. Fritsch von der Langschwamm-Gemeinde, ein Student von Mühlenberg in Allentown, war mit dem Lutherthum unserer Tage verfallen, sattelte um und kam zu unserer Kirche. Ich nahm ihn auf und sandte ihn nach Ursinus. — Unsere Hauptarbeit, die Kirchenfrage betreffend, war jetzt Studenten nach Ursinus zu senden, um unsere Seite zu verstärken. Auf den in das Amt tretenden Predigern ruhte unsere Hoffnung. Lancaster erkannte das ebenfalls und legte uns alle möglichen Beschwerden in den Weg. — Wo ein Feld vacant wurde, da galt es bei der Lancaster-Partei es zu besetzen. Uns blieb nichts als uns zu wehren, denn unserer Vigilanz-Committee war keine Unverschämtheit und Ungerechtigkeit zu gross, ihre Zwecke zu erreichen.

Der Reformirte Hausfreund hatte diesen Sommer auch seine Mucken. Zum Jahresanfang schien er seine Ausgaben nicht decken zu wollen und Bruder Bausman, unser Editor, fühlte auf einmal, sich vom Hausfreund zurückziehen zu wollen. Er schrieb mir, er könne die Last des Hausfreunds ne-

ben seinen andern Verpflichtungen nicht weiter schleppen, und verlangte die Committee solle Männer wie Judge Laubach und Lerch von Bethlehem gewinnen, um die Geschäfts-Verantwortlichkeiten zu übernehmen, und die Committee selbst solle den Inhalt des Blattes liefern. Das hiess so viel, als ich solle den Editor machen, denn die andern zwei schrieben nicht, das Blatt aber in andern Händen lassen, wobei es sich von selbst ergeben hätte, dass Bruder Bausman der Grossvater geblieben wäre. Ich berief die Committee nach Reading, um zu verhandeln. Als ich dahin kam, waren die Brüder nicht zugegen. Später, als ich wieder fort war, kam Fischer. Bausmans Plan ging jetzt dahin, dass die drei östlichen Classen die Verantwortlichkeit des Hausfreunds übernehmen sollten, und die Committee dies Gesuch an die Classen vermitteln solle. Dabei lag dann auf flacher Hand, wer der angestellte Editor werden und dass das Blatt jedenfalls in den Händen der Lancaster-Brüder bleiben würde, wogegen ich auch keine Einwendung hatte, so lange der Hausfreund nur erträglich unparteiisch blieb.—Im December (19.), wo es sich gestaltete, dass wenigstens kein Verlust mit dem Hausfreund in Aussicht stund, schrieb mir Bausman, er wolle wenigstens noch ein Jahr länger so fort fahren und die Last tragen. Zum Schluss sagte er: "$50 for past services, and if the money is here, $200 annually for the future. Entweder, oder!" Ich hatte nie einen andern Gedanken. Das Einkommen des Reformirten Hausfreundes gehörte Bausman, da er die ganze Verantwortlichkeit des Blattes auf sich genommen hatte; und dass er ihn abschütteln wollte, da Verluste in Aussicht stunden, war wenigstens menschlich.

Brendel, Präsident der Classis, berief eine Versammlung unserer Classis auf den 27. September nach Bethlehem. Die Versammlung ging ebenfalls aus von unserer Vigilanz-Committee. Die Committee hatte nach der Resignation Lisbergers, veranlasst durch dessen trockene Leber, seine Pfarrstelle in ihre Hände genommen und die Verwaltung derselben angeordnet. Die alte Indianländer Gemeinde (Cherryville) wurde Bruder Bartholomew übertragen. Bartholomew aber zog sich bald zurück. Nun wandte sich die Gemeinde nicht an die Vigilanz-Committee, sondern an Derr in Slatington und Derr sagte seinen einstweiligen Dienst zu, bis sie sich an eine andere Gemeinde durch Wahl eines Predigers anschliessen würde.—Bei dieser Gestaltung aber glaubte die Committee und die hinter ihr stehende Lancaster-Partei, die Besetzung der

Stelle aus ihren Händen zu verlieren; und so wurde Bartholomew von der Committee vor die Classis gerufen, sich zu verantworten, warum er die Gemeinde verlassen habe. Ist noch je so etwas in der reformirten Kirche erhört worden? Weil nun Derr in der Gemeinde wohl gefiel, so meinte die Committee dem Ding ein Ende machen zu müssen, und beschloss die Cherryville und Kreidersville Gemeinden in eine Pfarrstelle zu bilden und die Versorgung derselben wieder zu führen, bis ein Prediger erwählt würde. Bei der Classis wurde warm verhandelt. Die Committee hatte kein Recht der Klage gegen Bartholomew, da keine Classis Macht hat, einen Prediger zu zwingen, ausser seiner Pfarrstelle einen regelmässigen Dienst zu thun. Die Cherryville-Gemeinde nahm sich aber die Freiheit zu behaupten, sie habe das Recht, sich selbst nach einem Supply oder Prediger umzusehen. Und als die Committee darauf bestund, beide Gemeinden in eine Parochie zu formiren, erwiderte die Gemeinde, sie verbinde sich jetzt nicht mit Kreidersville, sondern wolle Derr einstweilen als Supply behalten, bis sich die Verbindung friedlich gestalten würde.—Die besser gesonnenen Glieder der Classis sahen, dass da keine Gewalt zu üben war, und so liess die Classis die Sache ruhen. Die Slatingtoner Niederträchtigkeiten fingen an weiter zu wirken und neue Gewalt war nicht rathsam. Die Vigilanz-Committee zog ihre Fühlhörner ein und liess die Sache gut sein.

Im October versammelte sich *die Synode in Mechanicsburg*. Als es bekannt wurde, dass die Altreformirten nicht nur ein College errichteten, sondern in Verbindung damit auch ein theologisches Seminar begründeten, glaubte die Lancaster-Partei diese letztere nach dem Buchstaben der Constitution der Kirche verwehren zu können. Dr. S. K. Fischer reichte vor der Philadelphia-Classis eine Schrift ein, um von der Classis einen Ausspruch gegen ein solches Unternehmen zu erlangen. Die Schrift war auf den constitutionellen Punkt: dass Niemand als von der Synode erwählte Professoren berechtigt wären, Theologie zu lehren, gegründet. Die Classis ging nicht darauf ein und verschob die Verhandlung des Punktes auf unbestimmte Zeit. Bruder Fischer kündigte der Classis an, dass er als Beschwerde die Sache an die Synode appellire. — Diese Beschwerde kam jetzt vor die Synode, wurde einer Committee übergeben, die vor der Synode berichtete: dass die Beschwerde ordnungsmässig sei und dem Kläger und dem Verklagten, Bruder Fischer und Bruder Bomberger, im Namen

der Classis zwanzig Minuten zur Darstellung erlaubt werden, Bruder Fischer mit 15 Minuten schliesse und die Synode dann ohne Debatte stimme. Die Synode unterstützte die Beschwerde, beschloss aber, den Fall einfach wieder an die Classis von Philadelphia zurück zu weisen. Diese Handlung der Synode war billig und der erste kluge Schritt, den sie in dieser Angelegenheit that. Es war schwerlich gute Herzensgesinnung, sondern Schlauheit. Die Lancaster-Brüder wollten auf die Durchsetzung der Sache nicht eingehen; die Klügeren fürchteten sich vor den Folgen, obgleich sie hier das Recht des Buchstabens auf ihrer Seite hatten. Eine synodale Verbietung des Seminars hätte eine umgehende Spaltung der Kirche zur Folge gehabt; denn nur ein Narr lässt sich von einem anderen erhängen, wenn er zwei gesunde Hände hat sich zu wehren. — In der Philadelphia-Classis, wo Bruder Bomberger Glied war und die altreformirte Richtung eine starke Mehrheit hatte, lag die Beschwerde in guten Händen. Mit dem Ursinus-Collegium lebte das Seminar auf und wurde mit gutem Gewissen Theologie gelehrt, mochten die Lancaster-Brüder vor Neid die Zähne knirschen.

Noch eine Special-Classis wurde auf den 17. November nach Hecktown berufen, um unter andern Punkten den moralischen Charakter J. S. Weiss's auf Rumors hin zu untersuchen und C. Becker's Betragen zu prüfen, dass er fremde Personen, die nicht in Verbindung mit der reformirten Kirche stehen, in seiner Kirche hat predigen lassen. Man kennt den Vogel an den Federn; schon der Inhalt dieser Punkte zeigte, dass die Sache von dem Geist der Vigilanz-Committee ausging, die der Teufel überall gebrauchte, wo er glaubte Streit stiften oder den Namen und Ruf eines Altreformirten beflecken zu können. — Bei der Classis ergab es sich nun, dass in Weiss's Stelle, Mount Bethel, auch nicht ein Schatten von Rumor war, sondern er im besten Rufe stund. Aus vergangener Zeit wurde etwas aufgesucht und verdreht, um einen Rumor zu machen und Weiss's Charakter zu verdächtigen, weil man glaubte, er stünde im Wege und könne durch Verdächtigung zur Flucht bewogen werden. Weiss hatte nämlich Blasenbeschwerden und grosse Schmerzen; sein Arzt verordnete ihm Opium in Gin. Es war in Philadelphia, in einem Hotel. Die Dosis fing an zu wirken und im "Reading Room" versank er in einen Zustand ähnlich dem Trunke. Dies wurde ihm nun erklärt, er sei betrunken gewesen, während er nie Starkes trinkt. Sein Name sollte gebrandmarkt

werden, dazu musste etwas aufgesucht werden. Die Classis fand ihn unschuldig. Auch wollte die Classis an Becker keine Schuld finden, dass er einen lutherischen Studenten für sich hatte predigen lassen. Die Aeltesten der Classis begriffen die krummen Wege unt traten ihnen entgegen.

Amtserlebnisse.

Am 14. Februar beerdigte ich den alten Vater Wetzel am Red Lion nach der Langschwamm-Kirche. Vater Wetzel brachte sein Alter auf 91 Jahre, und war eine Säule der Gemeinde. Als ich ihn zum letztenmal besuchte, war er wie in einem wachenden Traum. Er sagte mir, er sei durstig und niemand könne ihm das Wasser aus der Quelle holen, dass er sich satt trinken könne. Ich verstund ihn erst als spreche er von wirklichem Wasser. So hatten ihn auch die Seinigen erst verstanden und er selbst verwechselte seinen Begriff. Als er von dem Wasser und seinem Durst erst redete, meinte sein Sohn er spreche von einer Quelle, die weiter ab auf seiner Wiese quillt, und sie holten ihm; da er es aber trank, sagte er: Ach nein, das ist auch schlecht Wasser, das geht nicht ein da!—nach seiner Brust zeigend—da ist ein grosser Durst, o ich möchte mich erquicken an der grossen Quelle! Trinken! o, trinken möchte ich, trinken und immer trinken! Er redete vom lebendigen Wasser, von dem Jesus zur Samariterin sprach. Ich verhiess ihm, er solle bald aus dem lebendigen Brunnen trinken, von dem Jesus sprach, und seine Seele freute sich. Wenige Tage später entschlief er und konnte sich nun satt trinken.

Am 22. Februar hatte ich eine andere Gemeinde-Säule der Erde zu übergeben. Es war Vater Johann Adam Hahn. Er wurde nach der Seiberlings-Kirche beerdigt, Fegely hielt die Predigt und ich die Standrede und Beerdigung. Hahn war aus Grumbach, Lobenstein, Sachsen, Deutschland. Er kam nach Amerika schon vor Jahren, als noch Joch an der Ziegelkirche Lehrer war, bei dem er zuerst wohnte und sich dann in der Nähe Seiberlings ankaufte, Holzhandel trieb, Pfeifenköpfe aus Buchswurzel schnitzte, bauerte und recht wohlhabend wurde.—Hahn war ein sehr gebildeter Mann. Er hatte des Theosophen Jacob Böhms sämmtliche Werke und verstund sie. Auf seinem Sterbebette vermachte er mir dieselben und sein Schwiegersohn I. Brunner überbrachte sie mir bald nach dessen Tode.

Maerz 6. Beerdigte Henry Maberry, einen erwachsenen Sohn von Ruben Maberry, nach der Lechakirche. Er kam bei Catasauqua unter die Karren auf der Eisenbahn und beide Beine wurden ihm abgeschnitten. Ungeheure Menschenzahl.

Maerz 7. Zwei Leichen, ebenfalls in der Lecha-Gemeinde: Daniel Greis und ein Kind von Peter Eck. Greis war an der Auszehrung gestorben und noch in den zwanziger Jahren. Er war ein Glied der Odd Fellows; natürlich musste da bei dem Begräbniss der Orden sein "Hocus-Pocus" mitmachen. Es ist ein wahrer Unsinn. Würde die Kirche ihre Pflicht der Bruderliebe üben, so wären alle diese Orden nicht vorhanden. Wie es jetzt ist, wirken sie manches Gute; das gibt dem Orden aber kein Recht zu einer kirchlichen Handlung.

Maerz 15. Beerdigte William Schmidt in der Friedenskirche. Er war Soldat und seit dem Kriege krank; endlich starb er am Typhus. Das Militär folgte in Reih und Glied dem Sarge zum Begräbniss und zur Kirche. Es war dies die tausendste Leiche, die ich in meiner Amtszeit hielt.

April 15. Charfreitag. Abendmahl in der Ziegelkirche. Organisirte die Sonntagsschule wieder für den Sommer. Der Streit vom letzten Winter lebt wieder auf, da die Rebellen unabhängig von Prediger und Kirchenrath die Sonntagsschule eröffnen wollten. Bei der Vorbereitung stellte ich der Gemeinde vor, was aus solchem Thun folgen sollte, und drang auf Ordnung und Recht. Dem Vorsteher Gehres drohte ich mit Strafe, wenn er sich nicht zum Rechte fügen würde; und alles kam endlich wieder in Ordnung.

Auf den 7. Juli erhielt ich einen Brief von L. H. Kefauver, dem Secretär der Trustee-Behörde des Heidelberg-Collegiums in Tiffin, Ohio, dass das Collegium auf den 30. Juni den Ehrengrad "Doctor of Divinity" mir verliehen habe. Schon einige Tage vorher hatte mir Br. H. Leonard einen Brief mit derselben Nachricht zugesandt.—Die Doctorwürde! in aller Welt, denke ich, was willst Du mit dem Ding anfangen? In America gibt es so viele D. D.s, und manche so leichtgeistig, dass man lächeln muss, wenn man sie ansieht. Ich habe manche kennen lernen, die sich aufblasen wie ein Frosch, wo man Angst hat, sie möchten zerplatzen. Wie soll ich mich dieser Ehre gegenüber verhalten? Ich hatte nicht die geringste Ahnung von der Sache, und Gott weiss es, nicht einen Wink gegeben oder den geringsten Schritt gethan, diese Würde zu erhalten; da kam sie auf einmal für mich, wie aus den Wolken gefallen. Nun, der Herr hats aufgelegt, der wird

es auch helfen tragen! Das Unangenehmste, das ich dabei zu tragen fühlte, war der Neid Mancher, die schon längere Zeit nach dieser Ehre geizten und billiger Weise übergangen waren.

Auf den 2. Juli starb mein früherer College *Jere Schindel* in Allentown. Schindel war erwählt von Lehigh und Northampton County als Staats-Senator. In 1861 resignirte er seine Stelle, trat durch die Rebellion als Kaplan in den Dienst der U. S. Armee. In 1864 nahm er eine Stelle irgendwo in Dauphin County an, wo er sich seinem Amte weihete, bis er kurz vor seinem Tode erkrankte und in Allentown starb. Einige Tage später wohnte ich seiner Beerdigung bei. Vater Mennig in Allentown hielt seine Leichenpredigt.

Den 27. August feierten wir unser Sonntagsschulfest in Heidelberg, wo Derr von Slatington gegenwärtig war und Antheil nahm. Slatington und Friedenskirche macht sich recht gut. Die Gemeinde ist ganz einig, und seit die Streitstifter keinen Zugang mehr haben, ganz im Frieden. Auch Am. Keiser, der Derrs Stelle in Mahanoy angenommen hat, wirkt mit gutem Erfolg.

Am 7. August beerdigte ich in der Ziegelkirche einen Deutschen namens Jacob Graf, aus Preussen. Alle seine Verhältnisse waren fremd. Er hatte in Hynemansville helfen dreschen, fiel aus dem Vorschuss der Scheune und zerbrach das Genick.

September 4. Bei meinem Gottesdienst in Langschwamm fand ich Herrn Daniel Miller, Editor des Republikaners von Berks. Er begleitete mich nach der Ziegelkirche, wo ich eine Leiche hatte, und von dort nach Fogelsville. Miller ist ein Berks-Countier und ein begabter junger Mann, der sein Blatt von dem alltäglichen Schmutz frei hält und in der Politik—Republikaner—ein musterhaftes Blatt liefert, das die schamlosen Angriffe auf seine Gegner gewissenhaft vermeidet. Wie viel besser wäre unsere Politik, gingen alle Blätter von diesem Grunde aus!

October 30. Abendmahl in der Ziegelkirche. Eine Woche vorher auch Abendmahl in Langschwamm. In der Woche vorher Abendgottesdienste. In der Ziegelgemeinde predigte Leopold einige Abende für mich, und ich bei seinem Abendmahl für ihn.

November 1. Gestern Abend, da es schon dunkel geworden, kam Wm. Lichtenwallner und ladet uns ein, einer "Surprise-Party" bei John Fogel beizuwohnen. Etliche zwanzig

Personen waren von Allentown gekommen, um John Fogel mit einem Besuch zu überraschen. Lichtenwallner, ein Schwager Fogels, wollte auch uns mit haben. Augenblicklich war mir's klar: das ist nichts für dich! Meine Frau wollte mit und ging; ich blieb zu Hause. Kaum eine halbe Stunde später kam wieder ein Bote: ich müsse mit gehen! Gerade dieses Dringen war mir ein Beweiss, dass ich daheim bleiben solle. Es war eine ganz weltliche Gesellschaft, wo es vorauszusehen war, dass es nicht in christlicher Ordnung hergehen konnte, und gerade so ging es. Mein Schwager, E. J. Fogel, war auch eingeladen und ging hin mit seiner Familie. Kaum war abgegessen, so setzten sich schon zwei Parteien und spielten Karten und die Jugend fing an zu tanzen. Herr Pfarrer Fogel machte ein dummes Gesicht und ging heim.—Was haben wir mit der Welt zu thun? In der letzten Zeit kommt eine wahre Party-Wuth auf. Jeden Augenblick ist eine Party an einem oder dem andern Ort, die mit Spielen, Saufen, Tanzen und viel Schlimmerem oft noch endet. Der Teufel hat wieder etwas Neues erdacht, mit dem er die arme, dumme Welt zum Narren hält.

November 2. Empfange schon zum zweitenmal ein Circular von Williams & Co., No. 196 Broadway, New York, eine Falschmünzer-Firma, oder Spitzbuben-Bande, die ihres Gleichen sucht. Das erste Exemplar sandte ich nach Washington, das andere habe ich in mein Manuscript eingefügt, als Muster für die Moral New Yorks. Für $25 gutes Geld verspricht diese Sippschaft ein Package von $2500 ihrer Noten und treibt, wie es scheint, einen grossartigen Handel. Ohne Zweifel haben sie im Lande Leute, die das falsche Geld ausbreiten, denn in unserer welthungrigen und geldsüchtigen Zeit fehlt es nicht an Fischen, die an solcher Angel beissen.—Später hörte ich, dass ein Mann von Chapman's Station, nahe bei Fogelsville, wirklich $25 an obige Adresse abgesandt hat und eine kleine Box mit Sägemehl angefüllt zurück erhalten hat. War es nur eine solche Spitzbüberei, dann möchte ich es noch gerne als eine schöne Strafanstalt erklären, mit der schlechte Menschen, die ihre Nachbarn mit falschem Geld betrügen wollten, abgestraft werden. Das Strafgeld von $25 wäre aber noch viel zu wenig gewesen; noch ein paar Jahre Zuchthaus gehörten dazu.

Am 6. November wurde die Lechakirche wieder eingeweiht, nachdem sie im Verlaufe des Sommers ausgebessert und in Fresco angestrichen wurde. Br. A. Dechant predigte für mich.

Am 12. November hatte ich Confirmation und am folgenden Tage Abendmahl in derselben Kirche. Die Classe bestund aus zwölf Confirmanden. Ehe zum Schluss der Ausgangsvers gesungen wurde, trat James Weiler mit der Confirmanden-Classe und überreichte mir einen Stock mit silbernem Knaufe und mit der Inschrift: "Rev. Wm. A. Helffrich von seiner Confirmanden-Classe, 1870". Weiler übergab mir das Geschenk mit einer angemessenen Rede als Zeichen der Liebe und Achtung meiner Confirmanden. Ein Mädchen in der Classe namens Sarah A. Greiss war die Veranlassung des Geschenks. Ich antwortete mit einer kurzen Dankrede.

December 29 war ein sehr kalter Tag. Ich hatte auf diesen Tag Levi Peter in Heidelberg zu begraben. Als ich nach dem Leichenhause kam, fror ich bis ins Innerste. Derr von Slatington war ebenfalls eingeladen und hielt die Standrede. Während der Rede, die nach der alten Sitte vor dem Hause gehalten wurde, stund ich ebenfalls in der Kälte draussen vor dem Hause und fing an zu zittern und unwohl zu fühlen. Nach der Kirche gekommen, konnte ich nicht mehr mit nach dem Gottesacker. Derr vollzog die Bestattung. Ich glaubte aber dennoch predigen zu können. Gleich beim Anfang der Predigt merkte ich, dass etwas nicht recht war: ich wähnte ich stünde am andern Ende in der Kirche, und nur mit Gewalt konnte ich Sätze bilden und meine Gedanken verfolgen. Auf einmal hörte alles auf. Ich hielt mich fest an der Kanzel, dass ich nicht umsank. Nach etwa einer halben Minute fing ich wieder an zu predigen und führte die Predigt durch. Während der ganzen Predigt wusste ich kaum wo ich war. Erst einige Stunden später kam ich zum klaren Bewusstsein. —Am folgenden Tage hatte ich Vater George Zimmermann in der Ziegel-Gemeinde zu beerdigen. Ich war so hinfällig, dass ich kaum vermochte zu predigen, allein mein Kopf blieb klar und so ging es doch.

XXX.

Das Jahr 1871.

Krank—Ursinus College—Weitere Entfaltung der Kirchenfrage—Classis—Charles Goranflos Tod—Wenzel Walenda—Cherryville-Gemeinde—Herbert—Mein Sohn Nevin nach Ursinus—Spezial- und Jahres-Versammlung der Synode—Henry Leonards zweiter Besuch—Amtserlebnisse.

Auf den 1. Januar hatte ich Gottesdienst in Heidelberg; niemand hatte mich erwartet; die Glieder tadelten mich sogar, dass ich bei meiner wankenden Gesundheit nicht eine Zeitlang ausruhte. Ich predigte aber regelmässig fort bis zum 19. Februar, wo ich endlich nicht mehr konnte. Während dieser Zeit hatte ich oft Schwindel und wurde mehrmals von so grosser Schwäche überfallen, dass ich kaum vermögend war, meinen Amtspflichten nachzukommen. Hätte ich damals einige Zeit geruht, so wäre es vielleicht schneller mit meiner Gesundheit wieder in Ordnung gekommen; allein ich glaubte es ginge doch.—Am 14. Februar hatte ich Gottesdienst in Langschwamm und der Ziegelkirche, da wiederholte sich mein Anfall während der Nachmittagspredigt. In der Kirche schien mir alles verkehrt. Ich stund wieder am andern Ende der Kirche, allein ich verlor das Bewusstsein nicht; und obgleich meine Gedanken sich kreuzten, konnte ich doch meine Predigt ohne Unterbrechung vollenden.—Hatte ich früher diesen Anfall für Schlagfluss gehalten, so merkte ich jetzt, dass er nur in nervöser Schwäche und Ueberarbeit bestund. Diese Schwcähe nahm jetzt so zu, dass ich liegen blieb. Von da an merkte ich beim Lesen, dass meine Hände zitterten, und nie mehr verliess mich dieses Zittern.—Erst auf den 4. März predigte ich wieder, ohne dass ich noch dazu befähigt war. Eine Tochter Ruben Friedrichs nahe Ruppsville war gestorben und die Familie wünschte, ich solle die Leichenpredigt halten. Die Beerdigung fand statt nach der Ziegelkirche. Ich liess mich bereden die Predigt zu halten, und es ging. Ich nahm meine Arbeit wieder auf; niemals aber erhielt ich meine Kraft wieder, wie ich sie früher hatte. Manchmal wenn ich Abends heimkam, summte und brummte es in

meinem Kopfe, und oft erst nach Mitternacht konnte ich schlafen.

Ursinus College, unsere Hoffnung für die Zukunft, forderte jetzt all unsere Hülfe und Unterstützung, die wir aufbringen konnten.—Dr. Bomberger gab sich alle erdenkliche Mühe, das Seinige zu thun. Er lehrte in den Classen, wo immer Aushülfe nothwendig war, und reiste durch die Gemeinden; bald war er in Huntingdon, bald in Harrisburg, bald da, bald dort, regte die Prediger an, suchte Studenten, Gelder und Anhänglichkeit für Ursinus zu gewinnen und wirkte mit grossem Segen für die neue und grosse Aufgabe. — Auch wir thaten was wir vermochten in Sendung von Geld und Studenten. Zu meinen früheren Studenten sandte ich noch Seip von Seipstown, Wetherholt, John Kaiser von Langschwamm und Andere.—Dr. Bomberger schrieb mir am 5. Januar: Gestern sechs neue Studenten und noch mehr kommen!—Ein neuer Anbau an das College-Gebäude war nothwendig und wurde berathschlagt.—Ursinus blühte auf. Die Zahl der Studenten nahm zu und die Facultät fand sogar im feindlichen Lager Anerkennung. Das Gedeihen des Collegiums war über Erwarten gut. Die grösste Sorge blieb, wie die Gelder zu erschwingen, um die Schuld auf den Ankauf des College Gebäudes zu bezahlen.—Dr. Bomberger hatte noch die reformirte Gemeinde in der Trappe, Collegeville, zu seinen Amtsgeschäften übernommen und war kaum zu sehen, wie er dies alles ausführen und dabei auch noch die Geldangelegenheiten der Anstalt versehen sollte. Und doch ging alles mit bestem Erfolge vorwärts. Ursinus setzte sich fest und fester, und die Seifenblase — wie Lancaster sich beliebte auszudrücken — wollte nicht zerplatzen, sondern wuchs von Semester zu Semester zu einem recht ansehnlichen Ding, zum grossen Aerger derer, die ihm gern ein kühles Grab gewünscht hätten. Dabei schoss das "yellow-kivered Monthly" seine Kugeln fort und fort nach Lancaster und seine guten Berichte in die Welt hinaus.

Die *Entfaltung der liturgischen Frage* und des auf sie gegründeten Hochkirchenthums ging langsam vorwärts.—Die East-Pennsylvania-Classis hatte schon ein Jahr früher eine Committee angestellt, die revidirte Liturgie ins Deutsche zu übersetzen. Einzelne Formulare waren fertig, wurden von Einzelnen versuchsweise gebraucht, fanden aber in Lancaster keine völlige Anerkennung. Die Folge war, dass die Synode selbst die Uebersetzung in die Hände nahm und mit dem

Werk rüstig vorwärts schritt. Brendel hatte sich im October vor der Synode geäussert, dass die Einführung der Liturgie in die deutschen Gemeinden ohne Schwierigkeiten geschehen würde, weil da immer eine Liturgie gebraucht worden wäre und sie liturgisch gesinnt seien. Freilich war der Gebrauch der Pfälzer-Agende von den alten Vätern ganz allgemein, aber eine Liturgie mit Responsorien, wie die Lancaster revidirte Liturgie, war etwas ganz anderes, den deutschen Gemeinden ganz fremd, und konnte nie eingeführt werden, wie die Erfahrung bei später gemachten Versuchen zur Genüge bezeugt hat. Jeder, der den Geist der deutschen Kirche kannte, wusste, dass die Darstellung falsch war. Aber die Liturgie wurde übersetzt und gedruckt, damit die deutschen Lancaster-Brüder einen Versuch machen konnten, nachdem es in ihrem Herzen juckte. — Einige Zeit früher hatte Dr. Bossard die westliche Liturgie in die deutsche Sprache übersetzt, dieselbe wurde aber von einer Synodal-Committee einer Revision unterworfen und erschien dann im Druck. Diese Liturgie war nach ihrem Vorbild, der pfälzischen, von Responsorien frei, aber in der Sprache und Form lahm. Der Geist derselben war gut, aber die alte Form fehlte vielfältig und Neues hatte sich eingeschlichen. Sie war aber reformirt und das genügte. Ich verkaufte hundert Exemplare in meinen Gemeinden und führte sie beim Gottesdienst als Agende ein.

Die Entfaltung der Kirchenfrage zeigte ihre Richtung, als klaren Beweis, im Uebertritt von Rev. George Wolf von Norristown und Rev. John S. Ermentrout von Reading, längere Zeit Principal der Kutztown Normal-Schule, zwei unserer reformirten Prediger aus der Lancaster-Schule, zur römisch-katholischen Kirche. Kurze Zeit vorher waren J. H. Wagner und Prof. Budd von Lancaster-College zu Rom übergegangen. Das war freilich eine bedenkliche Entfaltung der Lancaster-Richtung. Sie zeigte klar, in welcher Richtung die Kirchenfrage vorwärts schritt. Dass da das "Church-Monthly" Sprengkugeln warf, versteht sich; dass aber der "Messenger" so oberflächlich darüber hinging, war zum Weinen. Aus Selbstvertheidigung konnte nur lahm geantwortet werden. Die Behandlung der Sache war mehr eine Zuschmiere als eine Aufdeckung des Grundes vom Uebel. Auch des Hausfreunds Behandlung der Sache, von Bausman, war nicht ohne innere Gewissens-Angst. Man konnte es ohne Brille zwischen den Zeilen lesen. Es war eine bittere Pille für Lancaster, in die sich ihre eigene Lehre zum Verschlucken gestaltet hatte.

Wo eine Pfarrstelle vacant wurde, suchte die Lancaster-Partei einen ihrer Männer einzuschieben. In den meisten Classen hatten die Lancaster-Brüder eine Missions-Committee angestellt, die aber unter diesem Namen wesentlich die vacanten Gemeinden mit Lancaster-Männern zu besetzen suchte. Diese Committee erwies sich meistens als ein Streitchor, denn alle unsere Gemeinden uns ohne Widerstand wegfischen zu lassen, ging doch auch nicht an. Hatten wir auch vieler Orten, trotz dieser Committee, die Gewalt die Stellen zu besetzen, so fehlten uns die Männer, solche auszufüllen. In der Lebanon-Classis waren vier Stellen vacant und wir hatten keinen Mann für eine.

Der Concentration Lancasters gegenüber brauchten wir ebenfalls ein Centrum, um welches sich die Gleichgestimmten schaaren konnten. Dies Centrum hatten wir wohl in Ursinus, seit unser Collegium gegründet war. Jedoch war es nöthig, weiter zu greifen als blos Prediger näher zu vereinigen; auch die Glieder der Kirche sollten mit verbunden und angeregt werden. Und so wurde die "Ursinus-Union" ins Leben gerufen. Dieser Verein wurde im August in Little York gegründet, d. i. die Sache wurde dort besprochen und beschlossen. Der Verein versammelt sich immer beim Schluss eines Semesters, wählt seine Beamten und ist besonders thätig, neben den College-Interessen, für Home-Mission, wo er neben seinen eigenen Missionen, auch die deutsche Synode in ihrer Home-Mission unterstützt.—Im Verlauf des Sommers tauchte das Gerücht auf, einer der Ursinus-Professoren habe eine römisch-katholische Frau. Das war zum Lachen. Dr. Bomberger schrieb mir: "Surely it must be our worthy bachelor, Professor Super, for none of the rest of us have!"

Als das Seminar von Mercersburg nach Lancaster verlegt wurde, resignirten Prof. Higbee und Kerschner. Der Plan ging, eine neue Synode (die Potomac-Synode) zu gründen, wo das Mercersburg-Collegium wieder aufleben und in der neuen Synode Stellung nehmen sollte. Dr. Higbee war dazu wohl als Hauptvertreter ausersehen.

Unsere Classis versammelte sich im Frühjahr in Kutztown. Es waren Jahr nach Jahr Assessments für die Lancaster-Beneficiaten auf unsere Gemeinden gelegt worden. Wir liessen die Classis Taxen legen nach ihres Herzens Gelüsten, ohne je daran zu denken solche zu bezahlen. Auch in Kutztown wurden wieder brennende Beschlüsse über die Delinquenten abgefasst. Ich glaube es war in Kutztown, wo beschlossen

wurde, dass solche Brüder, die nicht auf eine bestimmte Zeit ihre Assessments bezahlten, als suspendirt angesehen werden sollten. Unsere Ursinus-Brüder frugen mich: ob wir zahlen müssten? Ich sagte ihnen: Nein! unter keiner Bedingung. Mir war es daran gelegen, dass unsere Classis einen solchen Schritt nehmen sollte. Mein Plan war dann in unseren County-Zeitungen, mit denen wir alle unsere Glieder erreichen konnten, unsere Sache zu vertheidigen und die Classis im klaren Lichte darzustellen. Es hat mich später öfters gereuet, dass ich es nicht doch gethan habe. Die Classis nahm ihren Beschluss zurück, der Hund frass wieder was er gespeiet hatte und die Knute war mir, wie ich damals meinte, aus der Hand genommen.

Charles Goranflo, verheirathet zu meiner Cousine Hannah Helffrich, einer Tochter von Heinrich Helffrich, Esq., starb am 6. April in Allentown. Goranflos war eine christliche Musterfamilie unter Tausenden. Sie wohnte in meiner ersten Zeit auf der alten Heimstätte meines Grossvaters in der Ziegelgemeinde und war meine beste Mithülfe. Mrs. Goranflo war besonders in der Missionssache thätig; sie ging in viele Familien und suchte das Gefühl für Mission anzuregen. Sie hatte einen Strumpf am Bettpfosten hängen, wohinein sie bei jedem Einkommen von Geld oder besonderen Gnadenerweisungen, die die Familie empfing, ein Opfer einlegte und bei Gelegenheit dann austheilte. — Am 21. Mai starb auch eine Tochter aus dem Hause und in einigen Jahren auch Mrs. Goranflo selbst.

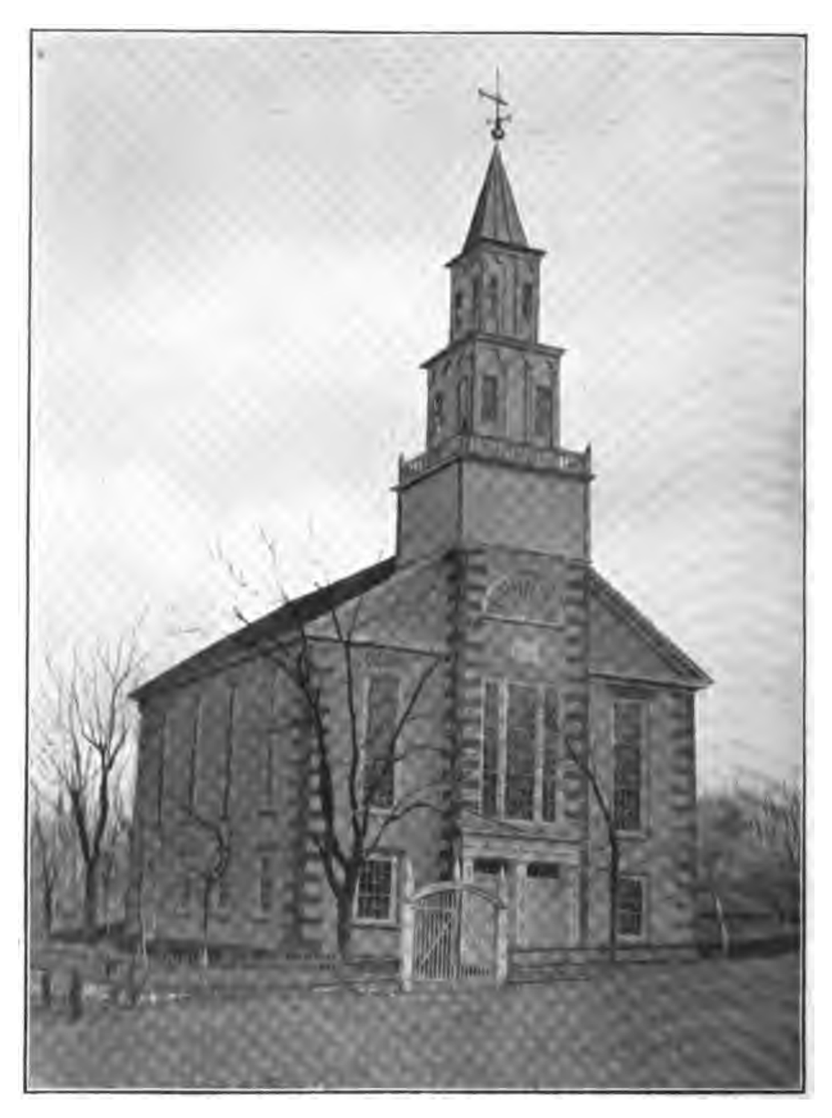
Im Laufe des Jahres kam *Wenzel W. Walenda* nach Fogelsville. Walenda war aus Nedruschitz, Böhmen, Europa, gebürtig und Katholik. Mit besonderen Talenten ausgerüstet, war er nicht in seinem Fache und zappelte wie ein Fischlein auf dem Trockenen, ohne zu wissen was er suchte oder wollte. In Europa wo er sich dem Handelsgeschäft widmete, wechselte er seine Stelle öfters, bis er zuletzt auf dem Trockenen sass. Nun wanderte er aus nach Amerika und kam nach New York. Dort fand ihn Henry Stein, als er eben gelandet war, und brachte ihn als "Hostler" für Dr. Frank Slough mit nach Fogelsville.—Als Hostler war er noch weniger an seinem Platze, denn er verstund nicht einmal ein Pferd aufzuschirren. Später versuchte er das Schmiede-Handwerk zu erlernen, allein ebenfalls ohne Erfolg. Während dieser Zeit kam er oft zu mir und ich gab ihm Bücher zu lesen, woran er mehr Lust hatte als zu allem anderen. Von Fogelsville kam er nach

Seipstown, wo er einige Jahre in der Schmiede arbeitete, ohne dass er die Sache lernte. Während dieser Zeit besuchte er mich ziemlich regelmässig, holte sich Bücher und las fleissig. Walenda hatte eine gute gewöhnliche Schulbildung und ich hatte den Plan, ihn ins Predigtamt zu bringen, wollte aber auf den Wink Gottes warten. Um diese Zeit sprang die Schwärmerei in Seipstown, durch Butzi Stettler und andere, wieder frisch auf, und es wurde dort eine Vereinigte-Brüder-Mission von etwa sechs oder sieben Gliedern gegründet. Walenda kam auch in den Strom und legte mir den Kram vor. Ich widerlegte ihm den Unsinn und brachte ihn nach und nach auf die rechte Spur. Ich nahm ihn dann als Glied auf in der Ziegelkirche und machte einstweilen einen Colporteur aus ihm, der die Bücher unseres Verlags in Cleveland, Ohio, fleissig in meinen Gemeinden ausbreitete.

Die Vigilanz-Committee unserer Classis machte jetzt alle Versuche die *Cherryville-Stelle* mit einem Lancaster-Mann zu besetzen. Derr wollte seine Arbeit auch nicht länger seiner eigenen Stelle entziehen und so wurde die Stelle genöthigt, zu einer Wahl zu schreiten. So ging die Katzbalgerei los. Die Stelle gehörte uns und ich wollte, wenn möglich, einen Mann unserer Richtung dort haben. Durch Dr. Wolf wurde ich auf Br. C. A. Rittenhouse aufmerksam gemacht. Ich verschaffte ihm durch Br. Derr eine Einladung, in der Stelle zu predigen, und trotz allen Intriguen und Berichten, die gegen ihn verbreitet wurden und manche leider zu wahr, kam doch eine Wahl für Rittenhouse zu Stande und er wurde erwählt.

Mein *Student Herbert in Heidelberg College*, Tiffin, Ohio, machte mir viele Sorgen. Er wurde beeinflusst oder es kam ihm in den Sinn, nach dem Lancaster-Collegium überzugehen, wo er fertig studiren wollte. Ein Grössenwahn berückte ihn, als wäre Heidelberg nicht hinreichend ihm Genüge zu thun; Dr. Nevin müsse die letzte Feile an seine Ausbildung anwenden. Im Grunde war dies mehr ein bäurischer, dummer Stolz als blinder Wahn. Ich stellte aber Herbert frei hinzugehen, wohin er wolle, nur in Lancaster könne er von mir keine Unterstützung erhalten, und gab ihn als Student auf. Als Herbert dies merkte, gab er sich in seine Stellung in Tiffin, blieb und kam am Ende recht gut durch.

Im September, als Ursinus-Collegium in Collegeville seinen Cursus wieder öffnete, sandte ich auch ***meinen zweiten***



The Long Swamp Church.

Sohn: Nevin, dahin. Neben ihm gingen wieder einige neue Studenten aus meiner Stelle nach Ursinus.

Am 12. Juli versammelte sich die Synode zu einer *Special-Sitzung* in Lancaster, veranlasst durch die Resignation der Professoren Higbee und Kerschner. Die Resignation wurde angenommen und Dr. Th. G. Appel als Professor der Kirchengeschichte erwählt. Die Wahl eines theologischen Gehülfslehrers unterblieb bis zur regelmässigen Jahresversammlung der Synode, verursacht durch eine Petition der deutschen Prediger, die für Anstellung eines deutschen Professors eintraten.

Die regelmässige *Jahres-Versammlung der Synode* fand im October in Pottstown statt. Die Gehülfslehrer-Stelle im Seminar wurde zu einer dritten ordentlichen Professur, und zwar zu einer deutschen, erhoben, die Besetzung derselben aber einstweilen der Visitations-Behörde überwiesen.—Ueber den Abfall der Prediger Wolf und Ermentrout zu Rom verfasste die Synode durch eine Committee eine Schrift, in der sie die Schuld des Abfalls von der Mercersburger-Lehre abweist, ohne die Tendenzen ins Licht zu stellen. Die Schrift ist eine Diction, aber keine Widerlegung der Beschuldigung, dass die Mercersburger-Lehre die Schuld des Abfalls sei. Eine Abweisung ist keine Widerlegung. "Hans Jockli!" das ginge wohl, allein es geht nicht! Es wohnen noch mehr Leute im Dorfe, die Urtheil und Wissenschaft auch nicht in Pacht geben!—Eine bestehende Committee, die Appellationen, durch die Kirchenfrage veranlasst, diese Synode vor der General-Synode zu vertreten, wurde beibehalten.

Anfangs November kam *Bruder Leonard*, Agent des Heidelberg-Collegiums, wieder nach Fogelsville. Er collectirte für das Heidelberg- und das Ursinus-Collegium in Langschwamm und Lecha. Zwei Theile gingen nach Ursinus und ein Theil nach Heidelberg. Leonard ging mit mir nach der Heidelberg-Gemeinde, wo ich Confirmation und Abendmahl hatte. Er half mir das Abendmahl austheilen. Die Confirmanden-Classe bestund aus 53 Confirmanden und die Gästezahl belief sich auf über 200. Die Kirche aber war überfüllt und Br. Leonard staunte über eine solche Zahl Menschen, die man im Westen in Kirchen nicht vorfinde. Leonard ging von mir nach Slatington und Tamaqua, wo er einige $300 Fische für das Heidelberg-Netz einfing.

Amtserlebnisse.

Am 18. und 19. März war unser *Abendmahl in der Ziegelkirche.* Schon wochenlang hatten die Vereinigten Brüder Abendgottesdienst in Seipstown. Sie hatten einen neuen Versuch gemacht, eine Gemeinde zu gründen. Ich hielt es für nothwendig, Abendgottesdienst vor dem Abendmahl zu halten, und predigte während der Woche Abends in der Ziegelkirche, trotzdem meine Gesundheit noch sehr mangelnd war. Die Glieder wohnten in grosser Zahl bei, mehrere Abende war die Kirche voll. Beim Abendmahle konnte die Kirche die Leute nicht fassen. Der Erfolg in Seipstown blieb wie immer klein und keine meiner Glieder schlossen sich dort an.

Auf Ostermontag wurden die Beamten der *Ziegel-Sonntagsschule* neu erwählt. Seit dem Winter von 1869 war ungetrübter Friede in der Sonntagsschule; aber länger als ein paar Jahre Friede in der Ziegelgemeinde war etwas gar Seltenes. Ein neues Scharmützel musste 'mal wieder kommen. Charles Ziegler, der Superintendent werden sollte, war einigemal in Seipstown bei den Versammlungen gewesen und hatte nun viele Glieder, deren manche ebenfalls dort waren, gegen sich. Ziegler aber war ganz und gar mit uns und weit von der Schwärmerei entfernt, odgleich Mrs. Ziegler nicht frei war von dieser Schwäche. Als ich nun Ziegler als Superintendent vorschlug, wollten die Glieder noch einen Namen vorschlagen. Dieweil zwei Candidaten unconstitutionell sind, verweigerte ich dies. Die Gegner hatten die Mehrheit, statt aber gegen Ziegler zu stimmen, gingen sie nach ihren Sitzen und stimmten gar nicht. So wurde Ziegler erwählt und war der beste Vorgänger, den die Schule je hatte. In kurzer Zeit waren alle zufrieden mit dem Gang der Schule, obgleich die Gegner mit Ziegler, weil er weit über ihre Köpfe hinaus ragte, sich nicht aussöhnen wollten.

Am 22. April fing ich nach dem Gottesdienst *in Heidelberg Kinderlehre* an und formirte die Confirmanden-Classe auf die Herbst-Confirmation. Während dem Sommer hatte ich den einen Sonntag Nachmittag, wenn ich Vormittags in Heidelberg predigte, frei. Ich hielt dann immer nachmittags Kinderlehre und lud die Gemeinde ein beizuwohnen. Viele Glieder kamen und wohnten den Erklärungen bei.

Am 5. Mai beerdigte ich Henry E. Laros, einen erwachsenen Sohn von Jesse Laros, nach der Ziegelkirche. Er war

ein frommer Jüngling. Er war nach Warren in Ohio gereist, wo er erkrankte und starb. Seine Eltern liessen seinen Leichnam herein holen. Ich predigte über Hiob 14, 1. 2. Nur noch ein Sohn blieb der Familie, der später der alten Heimstätte den Namen Laros erhielt. *Die Laros-Familie* stammt aus Frankreich und waren Hugenotten. Sie waren aus Frankreich nach der Pfalz vertrieben und wohnten bei Frankfust. Der Stammvater, Johann Louis Larose, und seine Ehefrau,, Anna Kunigunde, geborne Schaad, wanderten ein nach Amerika ums Jahr 1740 und liessen sich in Upper Milford nieder. John Louis hatte drei oder vier Söhne. Der älteste, Johann Nicolaus, zog in diese Gemeinde und kaufte das Gut, wo die Familie jetzt noch woht. Er verehelichte sich mit Catharina Bartholomä. Ein Bruder von ihm, oder wahrscheinlich ein Bruders-Sohn, war der reformirte Prediger Johann Jacob Larose im Westen. Ein Sohn von J. Nicolaus war Heinrich Larose, geboren April 22, 1776. Dieser verehelichte sich im Mai 1797 mit Christina Jacoby; er zeugte Jesse und Thomas Laros, zwei Söhne und Töchter.—Jesse Laros war geboren am 20. Mai 1800 und verehelichte sich am 16. October 1831 mit Lydia Siegfried und empfing das alte Familiengut, das er seinem einzig überlebenden Sohne Jesse hinterliess, um den Namen fortzupflanzen.

Dies oder letztes Frühjahr schenkte mir die Langschwamm-Gemeinde einen neuen Wagen. Peter Butz, Charles Folk und einige Andere waren die Veranlassung. Der Wagen sollte auf Christtag übergeben werden; da er aber nicht fertig wurde, liessen die Glieder die Uebergabe bis auf Ostern, wo die Strassen wieder fahrbar waren. Das Geschenk kostete $170.

Am 6. Mai beerdigte ich William Borger in Langschwamm. Borger war einer meiner besten Freunde und eine alte Familie der Gemeinde. Er zog auf einige Jahre nach Allentown, bekam aber das Heimweh nach seiner alten Gemeinde, und kam wieder zurück, um bei seinen Vätern begraben zu werden; auch seine Frau, eine geborne Carl, stammte aus einer der ältesten Familien der Gemeinde.

Am 20. Juni *copulirte ich Sophia R. Miller*, Tochter von Peter Miller in Sägersville, mit Dr. Wm. G. Seiple von Guthsville. Sophia Miller war eine besondere Freundin unseres Hauses, die oft wochenlang bei uns auf Besuch war. Die Copulation fand im Hause der Brauteltern statt, wie das um diese Zeit gebräuchlich wurde. Das ganze Haus war voll ge-

ladener Gäste, darunter die jüngeren Aerzte Allentowns, Freunde Dr. Seiples. Nach der Trauung war ein grossartiges Mahl bereitet. Gegen Abend, nach einem geselligen Verkehr, reisten die Gäste wieder nach Hause; und wir, Frau und ich, wurden von einem schweren Gewitter mit Sturm überholt, dass wir glaubten. der Sturm werde unsern Wagen umwerfen. —Diese grossen Hochzeiten waren eine alte Pfälzer-Sitte und dauerten vor fünfzig und sechzig Jahren zurück auch hier oft mehrere Tage, und nicht selten mit wildem Gelage. Die Sitte kam ab, um jetzt hie und da in besserer Form wieder aufzukommen. Viel zweckmässiger und christlicher aber wäre eine kirchliche Trauung.

Am 21. Juni *beerdigte ich John Peter* in Heidelberg. John Peter wohnte herab gegen Lowhill, wo das Daubertsthal anfängt, und war einer der belesensten und befördertsten Glieder der Gemeinde.—Durch seine Krankheit besuchte ich ihn öfters—er starb am Krebs—und fand ihn ganz ergeben. Einige Zeit vor seinem Tode hielt ich in seinem Hause einen kurzen Gottesdienst, wobei ein Theil des Chors der Kirche Antheil nahm. Peters Tochter, in Slatington wohnend, war Methodist und brachte von ihrer Art zusammen und wollte ebenfalls Gottesdienst halten. Schmidt von Lynn predigte und meinte, den kranken Vater noch bekehren zu wollen. Als er ihre falsch angebrachte gute Absicht merkte, untersagte er den weiteren Gottesdienst.

Am 25. Juni beerdigten Jæger und ich meinen alten Freund Joshua Schmoyer in der Lecha-Gemeinde. Schmoyer, obgleich Lutheraner, war einer meiner wärmsten Freunde und Vermittler, dass ich die Gemeinde angenommen hatte. Er war eins der Hauptglieder der Gemeinde, das die alten Streitigkeiten unter Pfarrer German durchkämpfen half.

Am 9. Juli beerdigte ich in Langschwamm Johann Christian Casper Rossteuscher. Er betrieb einen Hausirhandel und wohnte bei Maberrys. Montags war er mit seinem Bündel von Hause gegangen; Freitags wurde er im Walde gefunden und nach seinem Kosthause gebracht, wo er starb. Er litt an Wassersucht und war auf dem Wege von grosser Schwäche überfallen worden. Er war am 15. April 1809 in Bürden,Sachsen-Hildburghausen-Meiningen, Europa, geboren.

August 19 wurde *Mrs. Susan Stein* in der Lecha-Gemeinde begraben. Lutheraner Jäger predigte. Mrs. Stein war die Wittwe von Dr. Mosser, eine Breinigs-Tochter. Sie ehelichte Henry Stein.

Am 27. August feierten wir unser *Sonntagsschulfest in Heidelberg* im Walde. Die gute Ordnung hielt an und es kam mir vor wie das altjüdische Laubhüttenfest. Trotz der grossen Menge von Besuchern war alles still und ordentlich. —Auch in der Lechakirche hielten wir ein Sonntagsschulfest. Die Predigt wurde in der Kirche gehalten und dann unter den Lindenbäumen vor der Kirche ein langer Mittagstisch für die Kinder gesetzt, woran auch Hunderte von Besuchern gespeist wurden. Hier war schon ein anderes Volk. Die Ordnung artete aus in Unordnung und ich sprach beim Kirchenrath gegen die Wiederholung des Festes.

Am 2. October beerdigte ich in Heidelberg Elias Peter. Sein Pferd war ihm durchgegangen, wobei er verwundet wurde, Mundsperre bekam und schnell wegstarb.

Im November, durch Erkältung veranlasst, wurde mein Uebel wieder schlimmer. Auf Anrathen Br. Wolfs reiste ich nach New York zu Dr. William Hall, einem der besten Aerzte Amerikas, um meinen Zustand genau untersuchen zu lassen. Er gab die Schuld der Ueberarbeit und einem versteckten Leberleiden, das als Folge sich setzte. Meine Cur bestund in ein paar Pillen, einer stricten Diät und strenger Lebensweise, die ich bei meinen Amtspflichten nicht führen konnte, dieweil eine Predigt oder Leiche nicht von einem hässlichen Tage auf schönes Wetter verlegt werden konnte.

Am 27. November hatte ich ein Söhnlein von Dr. Frank Wertz in Langschwamm zu beerdigen. Wertz war verehelicht mit Annie Trexler, einer Tochter von Dr. Lesher Trexler. Dr. Trexler war vielleicht mein bester Freund, den ich hatte; seine Tochter nicht weniger. Sie war oft Monate lang bei uns, von classischer Bildung und gutem christlichen Herzen. Der Tod ihres Kindes ging ihnen sehr nahe.

Dr. Trexler versank um diese Zeit in einen tiefen Abgrund, der ihn um so strafbarer machte, als seine Bildung und Stellung im Leben hoch stund, denn er war unstreitig in Stellung der erste Mann des Townships und einer der ersten im County. — Zwischen Dr. Trexler und seiner Frau, einer gebornen Schindel, entstund eine Spannung, wobei keins nachgab, Dr. Trexler, der eine unbeugsame Natur hatte, am allerwenigsten. Trotzdem dass sie Jahre im Frieden lebten, konnte und wollte nichts zum Frieden führen. Bald verliess Doctor Trexler sein Haus und zog nach dem Westen. Welch einen Scandal die Geschichte in weiter Umgegend veranlasste, lässt

sich kaum denken; der Schmerz der Angehörigen aber hatte keine Worte sich auszusprechen.

Am 24. December feierten wir das Christfest in der Ziegelkirche mit der Sonntagsschule. Ein schöner Christbaum stund in der Mitte.—Am 25. wurde das Fest auch in Langschwamm begangen und am 26. predigte ich in der Ziegelkirche für die Gemeinde.

XXXI.

Das Jahr 1872.

Gesundheits-Zustand—Deutsche Stroemung in der reformirten Kirche: Facultaet in Lancaster, deutsche Classen und Synode—Ost-Pennsylvanische Classis—Aeltester D. Dunn in Mercersburg-Classis — Ursinus — Martinsburg Synode—Memorial der Philadelphia Classis — General-Synode — Versuch einer deutschen Ost-Pennsylvanischen Classis — Dr. Wilhelm Jordan — Judge Willoughby Fogels Tod—Amtserebnissc.

Der Winter von 1871 auf 1872 war mir günstiger als der vorangehende: *meine Gesundheit wurde besser.* Dr. Hall's Diät wirkte gut. Bei all meiner Krankheit hatte ich in den letzten Jahren zugenommen, bis ich 220 Pfund wog; sobald ich aber auf Dr. Hall's Diät lebte, nahm ich an Gewicht ab, bis ich meinen früheren Habitus, 170 Pfund, wieder erlangte. Ich ass nie mehr als drei Speisen in einer Mahlzeit und etwa die Hälfte weniger als früher. Fette Speisen und Zucker vermied ich gänzlich und trank nur kleine Portionen Wasser nach dem Essen, selten zwischen der Zeit; Pie und Kuchen mussten gänzlich über Bord. Zuerst stellte sich ein wahrer Wolfshunger ein. Das fand sich aber bald und ich merkte, dass das viele Essen wirklich nur eine Angewohnheit war; gar bald war mein Magen mit wenig zufrieden, fühlte bedeutend leichter und klarer im Kopfe. — Mit Ausnahme einer Woche im Januar, wo ich mich heftig erkältet hatte, konnte ich den ganzen Winter meinen Amtspflichten nachkommen. Hätte ich mich vor Erkältungen hüten können, so wäre wahrscheinlich meine Gesundheit wieder besser geworden; allein da liegt für den Landprediger die Gefahr. Die Kirchen sind im Winter manchmal warm; schwitzt man während der

Predigt, und geht dann hinaus in die Kälte, um fünf oder zehn Meilen zu fahren, das genügt, um eine eiserne Gesundheit aufzureiben. — Auch meine Frau wurde leidend. Wir suchten ebenfalls Dr. Halls Hülfe. Meine Frau reiste dreimal während des Winters nach New York und einmal nach Philadelphia zu Dr. Hering und Dr. Adly. Sie wurde manchmal recht elend und bekam hysterische Anfälle.

Das *deutsche Element entfaltete sich* zu einer selbstbewussten Kraft in unserer reformirten Kirche um diese Zeit, und ein Zusammenstoss mit Lancaster konnte nicht ausbleiben. Als Dr. Higbee und Gehülfslehrer Kerschner bei der Verlegung des Seminars nach Lancaster resignirten, richteten die deutschen Prediger eine Petition an die Synode: einen deutschen Professor anzustellen, um die Interessen der deutschen Kirche zu decken. Sie gründeten diese Anforderung auf den gerechten Anspruch, dass die frühere deutsche Professur der deutschen Kirche entzogen wurde. Im Lancaster-Ring wurde berathschlagt, denn eine solche Gelegenheit die Deutschen zu kirren durfte nicht versäumt werden. Es wurde ein Plan gelegt, den deutschen "Michel" zu fangen, der aber, da unsere deutschen Brüder Stoff der rechten Art waren, gänzlich fehl schlug. Es wurde von Lancaster aus einzelnen deutschen Brüdern, deren Gefühle mit Lancaster waren, der Plan eingeimpft, in Lancaster nach und nach eine Facultät zu gründen. Um dem Ding einen Schein zu geben, versprach die Synode die Gehülfslehrer-Stelle zu einer ordentlichen deutschen Professur zu erheben; dann sollten die Deutschen weitere Professuren gründen, bis eine deutsche Facultät ins Leben gerufen wäre; und diese sollte mit der in Lancaster bestehenden in ein Ganzes verschmolzen werden. Dabei hätten dann die Deutschen wohl den Besitz gehabt, aber die Besetzung, Lenkung und Gewalt über die Facultät wäre in den Händen des Lancaster-Rings geblieben. — Schon früher war unter den Deutschen auch das Streben erwacht, ihre eigenen Classen und Synoden zu haben, und die Bewegung in Gang gesetzt. Beiden Stücken, Synode und Lehranstalt, war im Grunde der Lancaster-Ring entgegen, aber da jene Richtung sah, dass sie die Strömung der Deutschen nicht unterdrücken konnten, ohne sich gewaltige Gegner zu machen, so wollten sie die Deutschen lieber an sich ziehen, um sie beherrschen zu können.

Um die Sache in Gang zu setzen, sollten die Deutschen eine Conferenz abhalten, um die ganze deutsche Kirche anzu-

regen. Die Conferenz wurde, nach einer Berathung in Philadelphia und einer Special-Sitzung, auf den 23. Januar nach der reformirten Salems-Kirche in Philadelphia berufen. Der Zweck der Conferenz war: die Beschlüsse der Synode, in Rücksicht auf die deutsche Professur in Lancaster und eine zu gründende Facultät, zu berathen. Die Conferenz sollte am ersten Abend durch Busche von New York und am zweiten Abende von Schreiber dieses mit Predigten über den Gegenstand angesprochen werden.

Eine deutsche Facultät in Verbindung mit unserer Anstalt zu Lancaster sah mir sehr verkehrt und verdächtig aus. Warum nicht eine Anstalt auf eigenem Fusse, ohne allen Pomp an grossen Gebäuden, an einem anderen Orte und in allen Stücken frei und selbstständig? Seit wann braucht die deutsche Kirche einen Vormund? Die Liebe und Freundschaft Lancasters war zu verdächtig!—Die deutsche Kirche war am Aufwachen und die vorliegende Kirchenfrage für Lancaster zu wichtig, als dass nicht alle Wege eingeschlagen werden sollten das deutsche Element in das Lancaster-Netz zu fangen. Hätte Lancaster nur halb den Verstand und die Geschichtkenntniss gehabt, welche es sich selbst beimass, dann hätte es den deutschen Charakter besser beurtheilt und keine so schiefen Pläne gelegt. Aber die Aussicht die deutschen Studenten dahin zu bekommen, die deutschen Professoren unter ihren Einfluss zu bringen—selbst Dr. Schaff war eine Zeitlang mercersburgisch—mit ihren Principien anzufüllen oder zu massregeln, war zu gross, dass nicht alles versucht wurde, das Ziel zu erreichen.

Die Conferenz fand statt wie sie berufen war. Ich konnte wegen einer heftigen Erkältung nicht beiwohnen, schrieb aber einen Brief, in dem ich meine Ansichten auseinander setzte und zur deutschen Selbstständigkeit mahnte.—Die Conferenz fasste Beschlüsse ab, die eine ganz andere Richtung nahmen als wie Lancaster wünschte.—Es wurde beschlossen, die von Lancaster anerbotene Offerte einer deutschen Professur, als Ersatz für die früher gehabte, anzunehmen; dass weitere Professuren von Seiten der Deutschen gegründet werden sollten; dass die Fonds dieser Professuren einer von den Deutschen zu erwählenden Trustee-Behörde anvertraut werden — und aber, dass für den Fall, wenn zu irgend einer Zeit die Verbindung mit Lancaster sich als unpractisch erweisen würde, die deutschen Classen oder Synode, die Fonds in ihren Händen, das Recht hätten sich zurück zu ziehen und ihre eigenen Anstalten

zu gründen. — Nun ja! das war dem Fass den Boden eingeschlagen. Im hochkirchlichen Ring hiess es: "So hen mer's net gemeent"!

Die Conferenz fasste noch Beschlüsse, deutsche Classen zu bilden, durch Gesuche der deutschen Prediger an ihre Classen auf Grund der Beschlüsse der General-Synode; und ebenfalls eine deutsche Synode zu gründen auf constitutionellem Wege. Die Gesuche zur Gründung deutscher Classen wurden von den meisten Classen gebilligt. Die Ost-Pennsylvanische Classis willigte nicht ein. Die Ursache, dass diese Classis der Bewegung entgegen trat, lag darin, dass die Deutschen so dumm waren nicht einzusehen, dass ihre Facultät und Gelder besser unter der Lancaster-Vormundschaft gestanden hätten. In dem Vorbehalt, ihre Unabhängigkeit und Freiheit zu wahren, konnten sie ja selbstständig werden, und dann wäre eine deutsche Classis in Ost-Pennsylvanien dem Lancaster-Geiste eine Schlinge um den Hals gewesen. Und so hiess es auf gut Pennsylvanisch-Deutsch: Halt fascht, was du hoscht!—Trotz der Verweigerung der Ost-Pennsylvanischen Classis traten so viele Classen in Existenz, dass eine deutsche Oestliche Synode gegründet werden konnte.

Die in Philadelphia abgehaltene Conferenz sandte ihre Verhandlungen durch Bruder Gehr an die Synode von Martinsburg ein und die Verwaltungsbehörde der Lancaster-Anstalten berichteten über dieselben vor der Synode. Man konnte durch diesen Bericht die langen Gesichter des Lancaster-Ringes sehen. Der Bericht sagte, die Beschlüsse der Conferenz erklären sich selbst und zeigen warum die Behörde keinen weiteren Versuch machte, einen Agenten zur Sicherung der Sache anzustellen. Der Pottstowner Beschluss, dass die Verwaltungs-Behörde dieser Synode eine Darlegung über den Zustand der Fonds des theologischen Seminars machen solle, unterblieb nun, und ein gar tiefer Grund wurde als Ursache angegeben, dem jeder ansehen konnte, dass gedreht und gewickelt werden musste. Dagegen berichtete das Committee für das theologische Seminar folgende Beschlüsse: Dass die Verwaltungs-Behörde einen Agenten suche, die Gelder zur deutschen Professur zu sammeln; dass sobald die Professur gegründet sei, den deutschen Brüdern *Erlaubniss* gegeben sei, einen Professor zu *ernennen*, jedoch der Annahme und Bestätigung der Synode unterworfen. Das war durchsichtig dünne! Dass die Fonds aber von der Verwaltungs-Behörde verwaltet werden müssten, wie bisher geschehen. Dem möglichen Austritt

der Deutschen zur Gründung einer eigenen Anstalt, wo sie die Fonds, die sie dem grössten Umfange nach selbst zu sammeln hatten, mitnehmen und als Eigenthum betrachten konnten, wurde der Beschluss entgegen gestellt: Dass die Synode zukünftige Schwierigkeiten nicht voraus sehen könne und dass die Fonds für die Deutschen und Englischen von der Synode verwaltet würden. Das war die Hauptsache. Ei, ei! als ob eine deutsche Synode, die im Begriff stund begründet zu werden, das nicht selbst thun könnte! Ach, dass doch die dummen Deutschen sich so etwas heraus nehmen und selbständig werden wollten, und den Lancaster-Ring zwangen, eine solche lahme Erklärung machen zu müssen! — Dagegen wurde die Gründung der deutschen Classen in Ausführung gebracht; und ein Gesuch ging von der Synode nach der General-Synode, eine deutsche Synode zu bilden. So war wenigstens die Selbständigkeit der deutsch-reformirten Kirche gewonnen und das war die Hauptsache; alles Andere hatte Zeit, sich nach und nach von selbst zu gestalten.

Die Ost-Pennsylvanische Classis versammelte sich im Frühjahr auf den 7. Mai in der Forks-Gemeinde, Northampton County. Die Prediger Zieber und Heilman waren gegenwärtig und bohrten im Interesse Lancasters. Die Gemeinden Wesnersville, Leonardsville, Windsor und Dunkelskirche wurden zu einer Pfarrstelle organisirt, und ein Ruf an den Licentiat B. Weiss von Weissenburg, ein Beneficiat Lancasters, ohne alle Einwendung bestätigt. — C. A. Rittenhaus wurde von der Lebanon-Classis empfangen, aber sein Ruf von Cherryville und Kreidersville wurde nicht endgültig bestätigt. Rittenhaus war ja kein Lancaster-Mann und war gegen den Willen der Vigilanz-Committee erwählt worden; so wurde erst eine Committee ernannt, seinen Charakter zu untersuchen; dass er von der Lebanon-Classis ehrenvoll entlassen war, genügte nicht. Die Committee sollte bei einer aufgeschobenen Versammlung auf Pfingstmontag in Catasauqua berichten.—Auch die Lynnville-, Lowhill-, Lynn- und Jacksonville-Gemeinden wurden auf eine gewaltsame Weise, ohne die Zustimmung, ja gegen den ausgesprochenen Willen der Lynn- und Lowhill-Gemeinden, in eine Pfarrstelle geschnitten. — Eine andere Committee wurde ernannt, um E. J. Fogel's "Conduct" gegen die Classis zu untersuchen; natürlich weil er die Lowhill- und Lynn-Gemeiuden auf den Befehl der Classis nicht aufgab, damit auch dort ein Lancaster-Mann eingeschoben werden konnte. Auch diese Committee sollte in Ca-

tasauqua berichten. — Nach der alten Moore Township Stelle wurde Bruder Fritzinger, gegen den Willen der Gemeinde, als "Supply" gesandt. Dort setzte es Händel ab, und die Kirchthüren wurden geschlossen.—Auch ging eine Klage von der Classis nach der Synode gegen die Philadelphia-Classis, die Lindeman examinirt und licensirt hatte. Lindeman war nämlich früher ein Beneficiat dieser Classis, bezahlte seine empfangenen Gelder zurück und nahm sich die Freiheit, von Lancaster nach Ursinus zu gehen. Die Classis hatte, da einige Glieder glaubten Lindeman werde sich dorthin wenden, an die Philadelphia-Classis geschrieben, sie solle ihn nicht aufnehmen, da er ihr Student sei. Die Philadelphia-Classis kehrte sich daran nicht, da sie die Verhältnisse kannte, schritt vorwärts, nahm Lindeman auf und empfahl ihn nach einer Stelle in der Zions-Classis, wo er erwählt wurde. — F. Hahn und B. Forrer, zwei neue Beneficiaten, wurden von der Classis aufgenommen und nach Lancaster gesandt. Dazu wurden neue Assessments ausgeschlagen auf die Pfarrstellen und die strengsten Beschlüsse abgefasst, die auferlegten Gelder zu zahlen.

Der gute Erfolg von Ursinus-Collegium, die Weigerung aller Altreformirten, die auferlegten Assessments für Lancaster-Beneficiaten zu zahlen, der Verlust einiger derselben, und das Misslingen, die Deutschen in die Lancaster-Falle zu locken — trieb die Lancaster-Partei, das Seil über die Altreformirten durch die ganze Kirche zum Zerreissen straff anzuspannen. Auch die Slatington und Cherryville Affaire, die für die Vigilanz-Committee völlig missglückte, wie auch Lindeman's Angelegenheit, trieb in unserer Classis den Keil immer fester. Die Brüder wollten sich an mir reiben, da sie mich als die Triebfeder aller Auflehnung ansahen. Sie planten das Complott der Gründung der Lynnville Pfarrstelle und glaubten, mich damit treffen zu können. Schon im vorangehenden Jahre hatte die Vigilanz-Committee sich die Instruction von der Classis ausgewirkt, die Lynnville Pfarrstelle zu gründen. Ich hatte Lynn, Lynnville und Lowhill resignirt. Fogel nahm Lynn und Lowhill mit Billigung der Classis in Dienst. Nun aber beschloss der Ring, einen Lancaster-Mann dahin zu postiren. Die Committee bestellte eine Versammlung der Kirchenräthe nach Lynnville, hielt einen Gottesdienst und dann eine Berathungs-Versammlung. Die vier Kirchenräthe waren eingeladen, aber es nahmen keine Glieder Antheil. Als der Gottesdienst schloss, gingen alle nach Hause. Die

Committee merkte, dass hier nichts aufzurühren war und ging unverrichteter Sache nach Hause. Alfred Dubbs, einer der Committee, sagte: da ist nichts zu thun. Die Schuld wurde nun Bruder Fogel beigelegt, als habe er in den Gemeinden gegen den Willen der Classis gewirkt, und wurde unter die Untersuchungs-Committee gestellt. Die Lynnville-Pfarrstelle wurde aber nun ohne Einwilligung der Gemeinde zu einer Pfarrstelle erklärt und Fogel befohlen, dort nicht mehr zu predigen. Das war wieder etwas Neues, bisher noch nicht vorgekommen. Das Wohl der Gemeinden lag den Brüdern nicht an, aber die Kirchenautorität sollte jetzt musterhaft aufgestellt werden. — Sie waren grosse Esel, die meinten, gegen unsere feste Stellung, Einfluss und gutes Recht mit Gewalt einschreiten zu können. Es blieb nichts, als dass die Gegner ihre Hörner abrannten. Heute noch steht Lynn in meiner Pfarrstelle; der andere Theil des Feldes wurde von Bruder Bachmann besetzt.

Noch unverständiger ging die Classis in den Beneficiaten-Assessments vorwärts. Das Handwerk sollte uns durchaus in Ursinus gelegt werden. Die Auflagen wurden so schwer gemacht, dass wir nichts weiter für Ursinus aufbringen könnten. Darum nahm die Classis noch zwei Beneficiaten mehr auf und beschloss, dass alle Studenten künftig unter Aufsicht der Classis studiren und hingehen müssten, wohin die Classis sie weise. Alle früheren Bestimmungen wurden als "null und void" erklärt.—Das war noch das Verkehrteste, was die Classis beschliessen konnte. In einem freien Lande, einer freien Kirche, wo das Volk für seine persönlichen Rechte eifersüchtig wacht, solche gewaltsamen Beschlüsse aufzustellen, setzt Halbverrücktheit voraus.—Wir, die fünf oder sechs Prediger der altreformirten Richtung, nahmen einen festen Stand ein und beschlossen, unter keiner Bedingung die Taxen zu zahlen. Ich legte auch die Beschlüsse meinen Kirchenräthen vor und erklärte sie von der Kanzel. Die Glieder staunten und die Kirchenräthe beschlossen, keine Assessments zu zahlen, sie möchten heissen, wie sie wollten. — Ich meinerseits sagte der Classis, dass meine Kirchenräthe beschlossen hätten, von da an keine "Classical" noch "Synodal Dues" zu bezahlen, bis die Classis diese Beneficiaten-Assessments zurück nehmen würde — Gewalt wider Gewalt! hiess es nun. Und so that auch meine Parochie. Es wurden keine Gelder mehr bezahlt an die Classis oder Synode, bis in späteren Jahren die Oestliche Synode beschloss, die Verwendung der Gaben jeder

Gemeinde frei zu stellen. Von da an zahlten wir unsere "Dues" wieder regelmässig. Unterdessen aber legte die Classis Jahr nach Jahr ihre Assessments und Bruder Beck, Schatzmeister der Classis, schien eine Freude daran zu haben, bei jeder Classisversammlung die Namen der Delinquenten mit der Summe, die sich auf Hunderte von Thalern belief, öffentlich auszurufen. Wir lachten den Brüdern ins Gesicht bei jeder Vorlesung und liessen ihnen ihre *leere* Freude.

Die aufgeschobene Classicalversammlung fand auf Pfingstmontag in Catasauqua statt. — Die Untersuchungs-Committee — oder wie die Leute sagten, die "Schnüffel-Company" — konnte gegen C. A. Rittenhaus nichts auffinden und so wurde sein Ruf bestätigt. Fogels Untersuchungs-Committee konnte ebenfalls nichts beweisen gegen Fogel. Was dort gesagt und erklärt worden war, war von mir, nicht von Fogel geschehen. Bruder Beck aber wusch Fogel den Pelz tüchtig vor der Classis und alles auf blosses Vermuthen hin, und der arme Schlucker liess die ganze Wäsche über sich hingehen, ohne zu mucksen. Lisberger, der wegen Trunkenheit abgesetzt war, wurde wieder in den Verband der Classis aufgenommen, da er sich wirklich besserte. Lindeman kümmerte sich nicht um eine an ihn ergangene Einladung, vor der Classis zu erscheinen; dagegen schrieb Bruder Bomberger einen Erklärungsbrief an die Classis in Rücksicht auf seinen Studenten Lindeman. Die ganze Spiegelfechterei ging ab, ohne dass nur ein Glas zerbrochen, vielweniger ein Loch in die Welt geschlagen wurde. O, die armen Wichte, die sich aufblasen wie die Frösche und gerne römische Bannstrahlen geschleudert hätten! aber es ginge nicht, die Wetze war nicht gu-et!

In der Mercersburger Classis kam die Assessment-Frage ebenfalls vor. Die Classis beschloss, dass alle collectirten Gelder für wohlthätige Erziehung—Gelder für Beneficiaten—erst an die von der Classis aufgenommenen Beneficiaten gehen müssten, ehe die Gemeinden Recht hätten, Gelder zu andern Studenten zu geben. Das waren dieselben Beschlüsse wie in unserer Classis und kamen aus derselben schmutzigen Quelle. —Der Aelteste David Dunn von der Huntingdon-Parochie appellirte vom Beschlusse der Classis an die Synode, wo das Recht der freien Verwendung der Erziehungsgelder entschieden werden sollte.

Unser *Ursinus-Collegium* kam trotz allen Anfechtungen in eine ruhige Strömung; es ging langsam aber gesunder Weise vorwärts. Aber gerade dies rief in der Lancaster-Partei einen

neuen und heftigen Anprall auf Ursinus hervor, der das Collegium in die Luft sprengen sollte. Nicht nur der Bruch der Beneficiaten-Assessments, wie solche den Altreformirten zum Selbstmord auferlegt wurden, sollten die Parochien von Ursinus ablenken, sondern es wurde ein neuer und direkter Angriff auf das Collegium geplant. Dr. Fischer beabsichtigte einen neuen Angriff auf Ursinus. Einer aus ihrer Mitte hatte die Sache ausgesprochen, und sie erwies sich später als wahr. Vor der kommenden Synode zu Martinsburg sollte von constitutionellem Rechte aus ein Beschluss durchgeführt werden, der Bruder Bomberger verbiete, im Ursinus-Collegium Theologie zu lehren und dadurch auch ein Geschenk von $5000 von Ursinus abzuwenden, das von einer Person bei Philadelphia Ursinus zugedacht war, das aber unter dem Fall einer Verdächtigung des Ursinus-Collegiums, dass es nicht bestehen werde, einem andern Collegium zu gewinnen in Aussicht stund. — Die Freunde Ursinus' kehrten sich an nichts, trotz allem guten Willen seiner Feinde blühte es auf. Ein neuer Flügel zum Gebäude war angefangen, ward fertig bis zur Oeffnung des Herbst-Semesters und wurde auf den 2. October eingeweiht. Die Zahl der Studenten nahm zu und war bei der Eröffnung im Herbst grösser als je. Moses Peter, aus meiner Heidelberg-Gemeinde, der im Mühlenberg College war, nahm meinen Rath an und ging nach Ursinus. Ein anderer Jüngling, James Mebry von Langschwamm, ging ebenfalls als Beneficiat meiner Stelle dahin; noch andere junge Männer, die das Amt nicht im Auge hatten, wie John Peter von Heidelberg, M. Schäfer von der Ziegel-Gemeinde und noch andere von Langschwamm und Heidelberg.—John und Nevin, meine beiden ältesten Söhne, die während den Sommerferien Traubenhandel trieben, um Menschen kennen zu lernen, waren selbstverständlich auch wieder dort.

Im October kam die ***unvergessliche und beruechtigte Martinsburg-Synode*** in Sitzung, die sich an krummen Wegen, Intriguen, Ungerechtigkeit und Pfaffenmacht mit dem dunkeln Mittelalter messen konnte. Nicht nur hat die Martinsburger Synode die zweifelhafte Ehre, dem Deutschthum in der reformirten Kirche Amerikas die Selbständigkeit abzusprechen und den Vormund spielen zu wollen—wie oben beschrieben—, sondern sie hat sich noch in zwei andern Stücken unvergesslich hervorgethan; nämlich 1, in der Anmassung einer hierarchischen Macht über die freie Gemeinde-Verwaltung ihrer eigenen Opfer, die sie unter Classical-Macht zu stellen hoffte;

und 2, in der Absprechung des Rechts, Theologie zu lehren im Ursinus-Collegium, das einen gesetzlichen "Charter" (Freibrief) dazu hatte und einen ebenso fähigen Lehrstuhl wie Lancaster oder Tiffin.—Diese Stücke legten das Gelüste der Hochkirchlichen nach römischer Macht und Priesterherrschaft offen ans Tageslicht und liessen endlich die Quelle des schmutzigen Pfuhles, woraus in letzter Zeit so viel schmutziges Wasser floss, offenbar werden.

Die Appellation des Aeltesten David Dunn von der Mercersburg-Classis kam vor der Synode zur Verhandlung. Dunn erwählte Prof. Super von Ursinus zu seinem Vertreter vor der Synode; Prof. Higbee vertrat die Mercersburg-Classis. Den Gründen des Gemeinderechts, der christlichen, persönlichen Gabenfreiheit und der Gewissensfreiheit in den in der Kirche vorhandenen zwei Richtungen, wurde mit Kirchen-Autorität geantwortet, welcher sich jeder zu unterwerfen habe, da sie Gottes Ausspruch sei. Die Synode stimmte, verwarf die Appellation und bestätigte den Beschluss der Mercersburg-Classis.—Der Aelteste Dunn, nachdem eine Appellation von Prof. Super an die General-Synode nicht angenommen wurde, brachte selbst eine Appellation auf dem Wege der Beschwerde an die General-Synode, die nicht abgewiesen werden konnte.

Der Hauptpunkt: die Absprechung und Verbietung, im Ursinus-Collegium Theologie zu lehren, kam dann, wie voraus verlautete, vor die Synode. Es wurde eine Schrift der Synode vorgelegt, in der Klage vor die Synode gebracht wurde, dass Dr. Bomberger in Ursinus Theologie lehre, wozu er nach der Constitution der Reformirten Kirche kein Recht habe, da er weder zu einem Professor erwählt noch eingesetzt sei und dass dies eine Unordnung sei. Es wurde Dr. Bomberger von der Synode befohlen, unverzüglich von dieser Unordnung abzulassen; zugleich auch eine Committee ernannt, die, wenn er den Einhaltsbefehl nicht beachtete, beauftragt war, mit solchen gesetzlichen Schritten vorwärts zu gehen, wie es nothwendig sei, die Ordnung der Kirche aufrecht zu erhalten. Dr. Super appellirte von diesem Machtspruch an die General-Synode. Auch diese Appellation wurde verworfen und musste unter der Gestalt einer Beschwerde vor die General-Synode gebracht werden. Ja wahrlich, das war dumm! Die Führer mussten complet verrückt gewesen sein. Die Constitution der Reformirten Kirche stellt nur die Ordnung für die Lehrer der Theologie in allgemeinen Fällen fest, hier aber lag ein aussergewöhnlicher Fall vor, den die Constitution nicht decken

konnte. Und Gottes Wort, das nicht sagt wer Theologie lehren soll und wie und wo sie gelehrt werden darf, gibt Freiheit und Befehl, einer falschen Tendenz, die dem Untergang der Kirche droht und zugleich die Macht in derselben hält, entgegenzutreten mit reiner Lehre und Gründung von Lehrstühlen, die die Wahrheit verkündigen. Soll da die Wahrheit schweigen, weil eine Fraction herrscht? Wir, mit gutem Gewissen auf altreformirtem Grunde stehend, hahen nicht nur das Recht, sondern nehmen uns auch die Freiheit, das im Predigtamt ruhende Recht Theologie zu lehren und Lehrer zu bilden, unsern alten Glauben und Lehrgrund weiter zu pflanzen und aufzurichten, wo er am Sinken ist. — Uebrigens hatte die Synode auch, nach dem Buchstaben der Constitution, kein Recht Dr. Bomberger zu richten oder eine Committee ihn gesetzlich zu belangen anzustellen, und auch nicht einen Schatten von Recht ihm zu gebieten, da er kein Glied der Martinsburg-Synode war. Die Constitution bestimmt Ort und Weise eines Gerichts auf das Bestimmteste. Alles was die Synode gesetzlich hätte thun können, wäre gewesen, die Philadelphia-Classis zu instruiren, Dr. Bomberger als ein Glied ihres Körpers zu verhören und über ihn zu verhandeln. Die Synode berief sich auf den Buchstaben des Gesetzes und übertrat es selbst.—Giese's Uebertritt zur Episkopal-Kirche, nicht lange vor der Martinsburg-Synode, wurde von derselben beinahe stillschweigend übergangen. Er war ebenfalls ein Lancaster-Feuerfresser. Die deutsche Uebersetzung der Liturgie wurde gebilligt und den Gemeinden empfohlen.

Martinsburg hatte den Weg geöffnet zu einer Spaltung in der Kirche; keiner der Altreformirten, der nicht zur Gründung einer neuen Synode willig war, und viele waren unwillig, als gerathen wurde zu warten bis nach der General-Synode. Jeder hatte diese Sippe satt. Frei von denselben, wie hätten wir sie durch die County-Zeitungen unter dem Volke und unsern Gliedern in das rechte Licht stellen können! Meine Hand brannte recht um anzugreifen, und wie nothwendig wäre, menschlich gedacht, eine solche Strafe gewesen—allein Gott wollte es besser machen und uns vor Kirchenspaltung bewahren. Schon in Martinsburg wurde beschlossen, ruhig auszuhalten bis nach der General-Synode, wo jeder fühlte, dass uns Recht werden müsse.

Kurz nach der Martinsburg-Synode hielt die *Philadelphia-Classis* eine Versammlung, welche den Schritten der Synode entgegen Dr. Bomberger mit 23 Stimmen gegen 5 von aller

Schuld frei sprach. Diese gesetzliche Behörde, die nur allein ein Gericht über Bruder Bomberger halten konnte, billigte sein Verfahren im Ursinus-Collegium und verfasste ein Memorial an die General-Synode, welches aber an der General-Synode zurückgenommen wurde, da die Verhandlungen derselben alles deckten.

Die General-Synode versammelte sich am 27. November in Cincinnati.—Schon vor der Organisation merkten die Lancaster-Brüder, dass sie in der Minorität waren. Um nicht von vornherein durch stricte Parteiwahl ihren Einfluss zu verlieren, wurde Dr. I. H. Klein, einer der Editoren des "Church Monthly", durch Acclamation zum Präsidenten ernannt. Das stellte die Richtung der General-Synode fest und verhiess den Altreformirten einen entschiedenen Sieg.

Die Super-Appellation, welche die Frage: ob Dr. Bomberger oder auch andere Professoren ein Recht hätten, im Ursinus-Collegium Theologie zu lehren, oder in anderen Worten: im Ursinus-Collegium ein Seminar zu besitzen, kam zuerst zur Verhandlung. Die Committee, die bestimmen sollte, ob und wie die Appellation vor die Synode kommen solle, war auch theilweise mit Lancaster-Männern besetzt. Die Lancaster-Glieder der Committee: I. Gräf, William Rupp und Aeltester Seibert waren gegen die Appellation und unterschrieben den Bericht nicht. Die Mehrheit der Committee berichtete auf Gültigkeit der Appellation und sie kam zur Verhandlung. Dr. Bomberger übernahm die Vertheidignng selbst, da Bruder Super abwesend war. Jeder, der sehen wollte, musste erkennen, wo das Recht lag. Das Princip lag im hierarchischen Gelüste des Hochkirchenthums. [Die gegebenen Gründe sind veröffentlicht im "Church Monthly", No. 1 und 2, Jahrgang 1873.] Als die Synode zur Abstimmung schritt, ergaben sich 100 Stimmen zur Aufrechterhaltung der Appellation und 75 gegen dieselbe. Die Lancaster-Partei war auf das Haupt und im Herzen geschlagen; nicht wissend was gerade zu thun, forderten die Führer einen Ausspruch, was die Synode mit dieser Entscheidung sagen wolle. Das war eine bösgemeinte Absicht, hatte aber den glänzendsten Erfolg, da ohne einen solchen Ausspruch die Entscheidung ohne bestimmte Klarheit gewesen wäre. Es wurde eine Committee ernannt, einen solchen Ausspruch zu verfassen und der Synode zur Annahme vorzulegen. Diese Committee legte folgenden Ausspruch vor, der angenommen wurde: 1, Dass die General-Synode entschieden hat, dass der theologische Unterricht im Ursinus-

Collegium auf Ansuchen des Directoriums nicht ordnungswidrig sei, und 2, dass die Martinsburg-Synode unconstitutionell handelte, indem sie sich Jurisdiction über einen Prediger der Philadelphia-Classis anmasste. Das war kurz, bündig und klar geprochen! Ursinus-Collegium mit seinem Seminar war anerkannt und der hochkirchliche Geist hatte eine Schlappe bekommen.

Die Dunn-Appellation: ob Gemeinden oder Kirchenräthe gezwungen werden können, von ihren Classen aufgelegte Assessments zu bezahlen, kam zunächst zur Verhandlung. Dr. E. Nevin, Dunn's Anwalt, vertheidigte das Gemeinderecht und die Freiheit der Opfergaben; Dr. Appel und Higbee, Anwälte der Oestlichen Synode, widersprachen sich. Einmal behaupteten sie der Beschluss der Classis sei kein Zwang, die Classis meine es nicht so; dann vertheidigten sie wieder das Recht der Classis, ein Assessment zu legen, und die Verpflichtung der Gemeinden, solche zu zahlen.—Die Heuchler wollen nicht meinen, was gesagt ist, und nicht sagen, was gemeint ist. Niemand leugnet, dass eine Classis das Recht hat, ihre Gemeinden zu nöthigen Missionsgaben aufzufordern; aber sie zu zwingen, gegen ihr Gewissen Opfer zu geben zu solchen Zwecken, die sie als unrecht ansieht, wie in dem vorliegenden Falle, ist mehr als Wahnsinn.—Die Synode stimmte und die Stimmenzahl für die Anfrechthaltung der Appellation war 90 gegen 85. Auch hier wurde nun ein bestimmter Ausspruch von der Synode verlangt. Derselbe geschah ebenfalls durch eine Committee, die folgende Bestimmung machte: 1, Dass kein Kirchenrath oder andere Gerichtsbarkeit (Classis oder Synode) ein Recht hat, Gaben von dem Zweck, für welchen sie gegeben sind, abzuwenden; 2, dass die Kirchenräthe das Recht haben zu sagen, wozu Gaben, die zu keinem bestimmten Zweck gegeben sind, verwendet werden sollen. Ueber diesen Ausspruch wurde abermals gestimmt. Für denselben stimmten 90 Synodale. Die meisten Gegner stimmten gar nicht, sie schämten sich oder wollten ihre Namen zu einer solchen Gewalthandlung nicht auf "Record" haben.

Nach der General-Synode spie der "Messenger" Feuer gegen dieselbe. Ein Jeder, der sich solche Ausdrücke gegen die Oestliche Synode erlaubt hätte, würde ohne Fehl strenger Kirchenbusse unterworfen worden sein. War Dr. Bomberger einmal gemassregelt worden, weil er sich eines wahren Ausdrucks gegen die Synode bedient hatte, so hätte der "Messenger", mit gleichem Masse gemessen, wenigstens aufgehängt

werden müssen. Besonders aber wurden die deutschen Brüder schamlos beschuldigt, natürlich weil sie nicht mit der Lancaster-Fraction gestimmt hatten.—Die Schere des "Monthly" aber schnitt scharf zu in seiner Kritik; die Artikel werden in der Zukunft, wenn die vorliegende Kirchenfrage völlig beseitigt ist, erst ihre volle Anerkennung finden.

Im November erhielt ich Briefe von Bruder I. K. Loos, der im Begriff war, eine *englische Zeitung herauszugeben*. Das Blatt erschien, machte einige Jahre seinen Lauf und war nicht ohne Werth.

Mein Plan war jetzt, *eine deutsche ostpennsylvanische Classis zu bilden*, fand aber keinen Anklang bei den Brüdern. Wir Altreformirten waren nur sechs Prediger, die Lancaster-Brüder opponirten und zugleich äusserten sie sich auch, dass wenn wir die Classis bilden würden, so viele ihrer Richtung mitfolgen würden, dass sie die Mehrheit hätten. So liessen wir die Sache einstweilen ruhen.

Am 24. März erhielt ich eine Einladung von Dr. C. Hering, nach Philadelphia zu kommen. *Dr. Wilhelm Jordan, der grosse Rhapsodien-Dichter*, war von Deutschland gekommen und gab Vorlesungen aus seinem Nibelungenliede. Er hatte eine neue Bearbeitung desselben in der Rhapsodienform herausgegeben und diese altdeutsche Poesie neu belebt. Jordan ist ein Genius erster Grösse.

Judge Willoughby Fogel von Fogelsville erkrankte. Der Schlag rührte ihn zuletzt und nun lag er hülflos auf seinem Sterbebette. Ich besuchte ihn amtlich, hoffend ich könnte ihm nützlich sein, fand ihn aber bewusstlos; alles was ich vermochte war, mit der Familie für ihn zu beten und ihm alles Gute zu erflehen. Am 27. April starb er und am 2. Mai wurde er begraben. Der Freimaurer-Orden begrub ihn nach des Ordens Gebräuchen. Pfarrer Alfred G. Dubbs hielt die Leichenpredigt.

Amtserlebnisse.

Am 20. Januar beerdigte ich ein Kind von Aaron Grünewald und dessen Frau Eliza, geborne Wehr, nach Heidelberg. Ich hatte vor einem Jahre die jungen Leute copulirt. Bald nach der Leiche trennten sie sich.

Vor etwa zwei Jahren reiste *Emma M. Walbert*, eine Tochter von Nathan Walbert in der Ziegel-Gemeinde, mit Bekannten nach Lenawee in Michigan. Letzten Herbst erkrankte

sie dort und bekam das Heimweh; sie verordnete, dass ihre Eltern sie heimholen sollten, wenn sie sterbe. Ihre Krankheit gestaltete sich zu Typhus, woran sie starb. Im Winter, nachdem sie fünf Monate begraben war, wurde ihr Sarg wieder aus dem Grabe genommen und hierher gesandt, wo ich am 27. Februar ihre Leichenpredigt hielt.

Am 5. März beerdigte ich *Willoughby Schwarz*, Stiefsohn von Stephen Butz, nach der Langschwamm-Kirche. Schwarz war ein vielversprechender junger Mann. Er bekam die Auszehrung und starb schnell. Ich hatte ihn auf seinem Sterbebette besucht und ihm das Abendmahl gereicht. Er war ein Bruder von Lawyer Schwarz und studirte ebenfalls.

In Heidelberg wohnte *eine alte verwittwete Mutter:* Elisabeth Hausmann. Sie war lange Jahre leidend. Jedes Jahr besuchte ich sie zweimal, betete mit ihr und reichte ihr das Abendmahl. Sie wohnte bei ihrem Sohne, der sie mit kindlicher Liebe pflegte. Sie erkrankte letzten Winter und starb am 5. März. Am 10. März hatte ich ihre Leichenpredigt zu halten.

Am 13. März hatte ich *Abraham Romich* in Langschwamm zu begraben. Er war einer meiner besten Freunde und ein Hauptglied der Gemeinde. Männer mit einem Charakter wie Romich gibt es leider zu wenige. Seine Voreltern stammten von Emaus, wo sie zu den Zeiten Zinzendorfs Herrnhuter wurden. Romich wohnte viele Jahre auf dem Gute, wo er starb, in Pacht und hatte niemals mit seinem Pachtherrn, Mr. Drescher, auch nur einen Wortwechsel.

Am 12. April wurde *Emma Schœd*, eine Tochter Charles Weiler's, in Langschwamm begraben. Sie war in Reading gestorben. McCauly und Bausman waren mitgekommen. Ich sollte die Standrede halten und Boyer, der lutherische Prediger der Gemeinde, predigte. [Weiler's Töchter waren alle lutherisch, nach dem Bekenntniss ihrer Mutter; die Söhne reformirt, nach ihrem Vater.] Ich hielt die Standrede, McCauly die Beerdigung und Bausman eröffnete den Gottesdienst. Boyer in seiner Einleitung sagte: Er sei ganz ergriffen! aber er habe zu reden. Am Hause hätte die grosse Versammlung *Praktisches* gehört von Bruder Helffrich, jetzt solle sie auch *Theoretisches* hören. Und wir durften eine solche Theorie vernehmen.

Am 18. April wurde *Ida Mosser*, Tochter von Dr. Mosser in Breinigsville, nach der Lechakirche beerdigt. Letztes Jahr beerdigten wir ihre Mutter, Mrs. Stein. Jäger und ich hiel-

ten die Leiche. Miss Mosser hatte Auszehrung. Sie war nach Florida gereist ihrer Gesundheit wegen, konnte aber bei ihrer zu weit entwickelten Krankheit keine Hülfe mehr in Floridas Clima finden. Dem Tode verfallen, machte sie sich auf die Heimreise und starb unterwegs in Savannah, Georgia. Sie wurde heimgebracht und hier beerdigt.

Am 12. Mai beerdigten Leopold und ich *Eliza Lichtenwallner*, eine Tochter von meinem Freunde James Lichtenwallner. Es war ein vielversprechendes Kind, eine Krone in der Sonntagsschule. Es wurde den Eltern schwer, dies Opfer zu bringen.

Am 8. Juni hatte ich *eine gar traurige Leiche* in Heidelberg. Jonathan Schneider, nahe bei Riedy's Mühle, ein ehrbarer und würdiger Mann, hatte lange Zeit ein sehr schmerzhaftes Gichtleiden. Seine Schmerzen wurden je und dann so gross, dass er die Besinnung verlor. In einem dieser Anfälle trank er Scheidewasser und starb in wenigen Stunden.

Eine noch traurigere Leiche hatte ich in derselben Gemeinde auf den 30. Juni zu halten. Jonathan Hoffman erhängte sich. Der Selbstmord kam schon einigemal in derselben Familie vor. Alle hatten Milzkrankheit. Bis auf den heutigen Tag ist diese Krankheit mir ein Geheimniss.

Am 1. Juli beerdigte ich *Ephraim De Long* in Langschwamm. Ephraim De Long war ein Jammerbild von einem Krüppel. Er war völlig steif, und zwar in sitzender Stellung; sein Haupt hing abwärts und er konnte es nicht rühren. Er wohnte in Mertztown, wo ich dem Namen nach ihm einige Kinder taufte. Doch trug er sein Elend mit Geduld und Ergebung. Sein Tod war eine grosse Gnade.

Am 17. Juli hatte ich *wieder einen Sohn aus der Reifingers Familie*, William H., in Langschwamm zu begraben. Auch dieser wurde, wie die andern, durch ein Unglück hinweg gerafft. Er arbeitete mit Andern in einem Brunnen bei Klein's Corner. Die ganze Sippe war betrunken. Der Ziehkübel stürzte hinab und schlug ihn ohnmächtig. Er erholte sich aber und wollte hinauf gezogen werden. Sein Mitarbeiter, der sich hinab winden liess, nahm Reifinger dann unter den Arm, hielt ihn, den Ziehstrick zwischen den Armen, und liess sich mit der Bürde hinauf ziehen. Oben angekommen, konnten die Beistehenden nicht geeignete Hülfe leisten, weil zu betrunken, und der ihn mit heraufgebracht, völlig erschöpft, konnte ihn nicht länger mehr halten; so entglitt ih-

nen das arme Opfer, stürzte wieder achtzig Fuss tief in den Brunnen hinab und brach das Genick.

Am 26. August *wieder ein Unglueck.* Ein Söhnlein von fünf und einem halben Jahre von James Knedler von Alburtis, recht würdige Eltern, ritt einen Esel in der Fuhre. Das Kind fiel herab, während die schwere Erzfuhre nicht schnell anzuhalten war; das Rad ging ihm über den Kopf und tödtete es augenblicklich.

Am 12. September hatte ich die Leiche von *Mutter Catharina Fretz*, Gattin von Ruben Fretz. Sie litt längere Zeit, wohl mehr aus Elend und Sorgen denn Krankheit. In ihrer Krankheit besuchte ich sie und reichte ihr das Abendmahl; Elend und Sorge hatten ihr Herz weich gemacht.

Im October *collectirte Bruder Stoll* in der Heidelberg-Gemeinde. Er ist Prediger der Breslau-Gemeinde auf Long Island, eine arme deutsche Gemeinde, die eine Kirche dort baute und leider auch nach gewöhnlicher Weise theuer und ansehnlich, um Glieder anzuziehen; daher über das Vermögen der Glieder gehend und sich damit tröstend, die Schuld zusammen collectiren zu können. Wann werden die Christen klug, dass sie vernünftig handeln? Besser im kleinen, einfachen Gotteshaus anbeten als Schulden machen und den armen Pfarrer in der Welt umher senden und betteln lassen, damit man nur eine schöne Kirche habe.

Am 1. November beerdigte ich *meinen alten Freund Daniel Folk* in Langschwamm. Der arme "Schlucker" heirathete in seinen alten Tagen noch einmal eine viel jüngere Wittwe, baute sich ein schönes neues Haus in Lyons an der Reading Eisenbahn und wollte da sein Alter verbringen. Nach einigen Jahren verliess ihn seine Frau, ohne alle Ursache, wie sie selbst sagte; nur, dass sie nicht länger mit ihm leben wollte.—Vater Folk wurde etwa ein Jahr später krank. Ich besuchte ihn und er klagte mir sein Leid. Alle Aufmunterung beantwortete er mir damit: O, welche Schmach! mir bleibt nichts als zu sterben und heimzugehen. Kaum war er beerdigt, so kommt seine Wittwe und macht Anspruch auf ihr Anrecht an das Erbe. Charles Folk, der Sohn des alten Vaters, fand sich mit ihr ab, durch eine viel zu grosse Summe.

Am 24. November hatte ich *Vormittags-Gottesdienst* in der Ziegelkirche. Nachmittags predigte ich nicht in Langschwamm. Mein Pferd erkrankte an der "Epizootic". Schon eine Woche früher hörten wir aus der Zeitung, dass in Philadelphia, New York und allerwärts eine Seuche unter den Pfer-

den ausgebrochen sei (Anschwellung des Halses und Rotzer), die alle Pferde überfiel und allen Verkehr völlig stockte. In kurzer Zeit war es auch bei uns im Lande. Ich konnte mein Pferd kaum nach Hause bringen. Am Abend kam Jemand von Topton, um die Leiche von Louis Butz anzusagen. Ich konnte nur versprechen unter der Bedingung, dass man mich abhole. Als am Morgen der Mann kam, der mich nach der Leiche abholte, war unterwegs auch sein Pferd erkrankt. Stunden lang mussten wir fahren bis wir nach dem Leichenhause kamen. Man brachte mich mit einem andern Pferde nach der Kirche. Von der Kirche musste ich mit der Eisenbahn nach Hause.—Die meisten Pferde wurden wieder gesund und innerhalb drei Wochen war wieder alles in Ordnung.

Am 30. November beerdigte ich *unsere alte Nachbarin Yettie Grimm* in Weissenburg. Ihr Gatte war schon Jahre her gestorben. Mrs. Grimm war eine Tochter von J. Walbert, im zweiten Haus oberhalb meines Vaters Wohnung. Sie war eine tüchtige Hausfrau, ihr Gatte aber liebte je und dann "ein bissel Branntewei und Zucker nei". Er war Schuster und das Sitzen machte ihm, wie seine Frau sagte, eine trockene Leber. Im ganzen aber lebten sie gut miteinander. Die Frau war zu vernünftig um zu streiten.

Am 25. December *Christfest in Langschwamm.* Des Nachts und am folgenden Tage schneite es unablässig fort und es fiel der tiefste Schnee seit achtzehn Jahren; alle anderen Feste unterblieben.

Am letzten Jahrestag beerdigte ich Christian Dankel in Langschwamm. Er verdient Anerkennung. Gleich im Anfang meines Amtes, wo ich sozusagen mit allen Wirthen im Streite lag wegen den Frolics, gab mir Vater Dankel in allem recht und unterstützte mich, obgleich er selbst eine Wirthschaft hielt. Mit ihm gleichgesinnt war auch Nathan Trexler in Mertztown. Dankel hatte die Wirthschaft nahe Trexlers Furnace.

Die Missions-Collecten meiner Pfarrstelle waren dies Jahr $479. Herbert, mein Student, der gar keine Mittel und auch wenig Geschick oder Willen hatte, sich etwas zu verdienen, kostete mich $350, wovon ich ihm ein grosses Theil aus meiner eigenen Tasche lieh. Alles Geld, das ich ihm persönlich lieh, bezahlte er mir ehrlich zurück, es ging aber wieder für andere Studenten.

Die zwei letzten Jahre predigte ich über *die Evangelien des Kirchenjahres*, mit der Absicht wo möglich ein System

aufzustellen. Ich fehlte gänzlich. Mein Gedanke war, die Evangelien auszuarbeiten zu einem Volksbuch für unsere Kirche. Ich kam zum Schluss, dass jedes Evangelium ein System für sich selbst ist. Wohl finden sich hie und da zwei und drei oder mehr Evangelien, die sich in einem Zusammenhang zusammen stellen lassen. Bin aber überzeugt, dass ein zusammenhängendes Ganze bei der Wahl der Evangelien nicht im Plane war. Anders verhält es sich mit den Episteln des Kirchenjahres. Ein Jeder kann da den Faden finden und ihn leicht verfolgen.

XXXII.

Das Jahr 1873.

Willie geboren—Upper Milford Stelle—Special-Synode in Lancaster — Classis — Hausfreund — Agent fuer Ursinus — Heipstown-Schwaermerei — Ursinus' Erfolg — Evangelische Allianz in New York — Synode in Bloomsburg — Entfaltung und Wendung der Kirchenfrage—Epistelpredigten—Amtserlebnisse.

Auf den 4. Januar beerdigte ich ein Töchterlein von Daniel Acker in der Ziegelkirche; als ich um Mittag nach Hause kam, war uns unser fünfter Sohn geboren. Töchter hat uns der Herr vorenthalten. Diesen letzten Sohn hat uns der Herr, nachdem dreizehn Jahre kein Kind mehr in unserem Hause gewesen, als ein Geschenk für unsere alten Tage gegeben. Gar bald waren unsere drei älteren Söhne—ein Sohn war uns jung gestorben—auf der Schule, und da wäre unser Haus leer gewesen; so gab uns Gott dies Kind für unsere älteren Jahre, und wir fühlten uns wieder jung. Die Mutter war nach ihrem sehr kränklichen Zustande viel besser als erwartet werden konnte. Einige Wochen später kam Dr. G. S. Weiss von Mt. Bethel auf Besuch und taufte unser Söhnlein, wobei wir ihm den Namen William Ursinus beilegten.

Die *Upper Milford Pfarrstelle* wurde durch die Resignation von Th. S. Appel, einem Sohn S. Appels von der Ziegel-Gemeinde, vacant. Die Goschenhoppen-Classis traf Anstalten, die Stelle durch Vater Weiser zu versorgen. Die Sache ging gut, denn die Brüder dort handelten nicht, wie die Ost-Pennsylvanische Classis durch ihre Vigilanz-Committee, mit Ge-

walt und Intriguen.—Im Monat Januar erhielt ich eine Einladung dort zu predigen. Auch kam eine Committee zu mir, um über die Annahme eines Predigers zu berathen. Die Upper Milford Gemeinde wollte einen altreformirten Pfarrer haben. Ich schlug ihnen Schweizer vor. Da aber Licentiat Schaub, aus der Huff-Gemeinde, die Stelle suchte und Schweizer entgegen war, gab sich Schweizer nicht zur Wahl.—Unterdessen bediente Dr. Weiser die Gemeinde fort, und da sich kein geeigneter Mann fand, blieb alles in Status quo bis zum Schlusse des Jahres.—Im Herbst kam die Committee wieder und nun schlug ich Br. Eli Keller in Canal Winchester, Ohio, vor, von dem ich unterdessen brieflich gehört, dass er lieber wieder zurück nach Pennsylvanien käme. Die Committee bat mich, an ihn zu schreiben und ihm eine Einladung zukommen zu lassen, um Besuchspredigten zu halten. Ich schrieb an Keller und es kam so weit, dass er Anfangs 1874 predigte und auch erwählt wurde. Die Goschenhoppen-Classis kam nicht dahinter, wer den Candidaten beigebracht hatte, fügte sich aber und bestätigte den Ruf, obwohl Keller ein Altreformirter war. Das Verhältniss zwischen Keller und seiner Pfarrstelle erwies sich als ein recht gutes.

Unerwartet schnell wurde nach der General-Synode eine *Special-Versammlung der Oestlichen Synode* nach Lancaster berufen. Diese Versammlung nach der Niederlage der Lancaster-Partei an der General-Synode führte Verdächtiges mit sich. Und bei genauer Beachtung der im Aufruf angegebenen Punkte konnte die Absicht leicht erkannt werden. Der erste Punkt war: einen Plan zu gewinnen, wie die Pittsburg und Potomac-Synoden—zwei neue Synoden, die aus der Oestlichen Synode gegründet wurden—mit der Oestlichen Synode verbunden werden könnten, um die Haltung und Hebung des theologischen Seminars in Lancaster zu leiten. Der zweite Punkt war: wie diese Synoden das Missionswerk gemeinschaftlich betreiben könnten. Und drittens, das Problem der Gründung mehrerer Missionshäuser. — Der erste Punkt war natürlich die Hauptsache. Durch die Gründung der Pittsburg- und Potomac-Synoden war die Macht der alten Oestlichen Synode sehr geschwächt, und da die General-Synode gegen die Lancaster-Partei entschieden hatte, war eine Concentration für dieselbe nothwendig, und diese glaubte man auf irgend eine Weise verwirklichen zu müssen. Wohl mochten auch einige der Lancaster-Partei in den neugegründeten Synoden beabsichtigen, in Mercersburg wieder ein neues Semi-

nar zum Collegium anzufangen, was nothwendig Lancaster schwächen musste.—Es wurden an der Special-Synode solche Einrichtungen in Bezug auf das theologische Seminar in Lancaster getroffen, die die westlichen Synoden an Lancaster fesselten und zufrieden stellen konnten.—Bei etwaiger Gründung von Missionshäusern, was möglich war, da eine Strömung in der Kirche war, um Männer auf einem kürzeren Wege als wie auf dem Wege der Collegien geschah ins Amt zu bringen — wurde beschlossen, dass solche Missionshäuser unter der Controlle der Visitations-Behörde des theologischen Seminars in Lancaster stehen sollten. — Dies Letzte war für Lancaster die Hauptsache. Im Grund war Lancaster gegen die Gründung von Missionshäusern; sollte aber doch eins oder das andere entstehen — wie ein solches besonders von den Pennsylvanisch-Deutschen in Ostpennsylvanien im Plane lag und sogar Fogelsville von Dr. Wolf und Dr. Kremer vorgeschlagen war — so wollte doch Lancaster seine Hand darauf legen und es meistern. Die Aussicht diesen Kampf kämpfen zu müssen, liess die Sache zu nichte gehen.

Unsere Classis hielt ihre Jahres-Versammlung in der DeLong-Kirche zu Bowers Station, Berks County, und zwar am 20. Mai. Vormittags hatte ich die alte Mutter Zerly in Langschwamm zu beerdigen, von wo ich bis zur Eröffnung der Classis die Kirche noch zeitlich erreichte. Dr. G. S. Weiss wurde zum Präsidenten erwählt. Obgleich die General-Synode, durch Bestätigung der Dunn-Appellation, die freien Missionsgaben entgegen den Assessments festgestellt hatte, so fuhr unsere Classis doch fort, die Assessments für Lancaster-Studenten uns aufzulegen, und drang auf Einzahlung derselben. — Die Catasauqua-Gemeinde war endlich durch Einmischung unserer Vigilanz-Committee total zusammen gebrochen. Nun organisirte die Classis eine ganz neue Gemeinde dort. Das Kirchen-Gebäude hatte die Classis auf Sheriffs-Verkauf eingekauft und stellte einen Missionar an, dem sie $1000 jährlich zahlte und als Assessments auf die Pfarrstellen legte. Die Sache grenzte an Verrücktheit. Es hatte dort eine recht ansehnliche Gemeinde bestanden, die von den ersten Bürgern Catasauquas zu ihren Gliedern zählte. Diese waren glücklich vertrieben worden, als die Classis die Gemeinde-Rechte mit Füssen trat. Nun sollen wir schwere Taxen zahlen, um das hierarchische Gelüste der Lancaster-Faction in unserer Classis wieder gut zu machen. Nein! Wir beschlossen, jene Faction auch den Zahlmeister machen zu lassen. —

Vater Zuilch, Prediger der Jacksonville-Gemeinde, wurde von der Classis ersucht, ihr zu helfen die Lynnville Pfarrstelle zu gründen. Das hiess: Er solle seine Jacksonville-Gemeinde abtreten, um uns, d. h. Fogel, zwingen zu können, Lowhill und Lynn aufzugeben.

Die Synode hatte bei ihrer Versammlung im October beschlossen, dass die drei östlichen Classen: die Ost-Pennsylvanische, Goschenhoppen und Lebanon, entscheiden sollten, ob es nicht thunlich sei, *den Hausfreund mit der Kirchenzeitung zu vereinigen.* Ein Theil der Lancaster-Brüder wünschten den Hausfreund in die Kirchenzeitung zu stecken, die damals noch unter der Synodal-Behörde in Philadelphia gedruckt wurde und die Schulden über Schulden hatte. Der Hausfreund lohnte sich und seine Subscriptionsliste wäre dort recht gut brauchbar gewesen. Die Deutschen mochten zufrieden sein mit der zusammen geschütteten Suppe. Allein das Ding ging doch nicht so; die deutschen Pennsylvanier waren da der Wirth und wollten auch in die Rechnung reden, wenn sie selbige zahlen sollten. Bausman war entschieden gegen die Verschmelzung; so beinahe alle deutsch-pennsylvanische Prediger, die nach ihrem eigenen Urtheil sprachen. Die Goschenhoppen-Classis entschied sich für die Vereinigung. Auch in unserer Classis waren einige Lancaster-Männer, die die Interessen ihrer Gemeinden verkauft hätten, nur um mich aus der Aufsichts-Committee des Hausfreundes weg zu bringen. Auch diese wollten lieber den Hausfreund der Publications-Behörde in Philadelphia verhandeln; allein die grosse Mehrheit der Prediger stimmten für den Fortbestand des Hausfreundes. Auch die Lebanon-Classis entschied sich für den Hausfreund, und so durfte er in Gnaden fortleben.

Im Sommer dieses Jahres *hatte unser Collegium eine fællige Schuld* zu zahlen und das Directorium ernannte Br. W. D. Rodrock zum Agenten, der die Gelder collectiren sollte. Im Juni legte ich die Sache vor die Heidelberger Gemeinde und führte den Agenten ein. Im Laufe der Woche collectirte Br. Rodrock in der Gemeinde. Ich ging mit ihm, um den Anfang zu machen. Der Erfolg war gut. Der Agent hatte in wenigen Tagen etwas über $700.

Noch einmal sollte ich einen *Kampf mit dem Schwarmgeiste* zu bestehen haben. Im Nachsommer nahm das Unwesen einen neuen Anlauf in Seipstown, einem Orte in der Ziegelgemeinde, jetzt aber unter der Fahne der Vereinigten Brüder. Butzi Stettler und einige andere "Halbleinene" predig-

ten, oder besser schrien, drauf los, die Leute müssten sich bekehren, wenn sie nicht alle in die Hölle kommen wollten. Das hatten nun die Seipstowner schon oft und lange gehört und glaubten es auch alle, Aber zu dem Ende, wozu es die Schreier haben wollten, führte es nicht. Nun brachten sie einen ordentlichen Prediger ihrer Benennung, S. Etter, mit sich, der sollte das Werk in Gang setzen. Wochen und Monate lang wurden jetzt Abendversammlungen gehalten, um Glieder zu gewinnen. Zuerst wurde vorgegeben: es sollten sich die Leute nur bekehren und dann bei ihrer Kirche bleiben; es sei alles nur Liebe und Brüderschaft, was sie wollten. Die Leute sollten in den Schwarmgeist gezogen werden und dann, weil sie wussten dass die Kirche das nicht dulden kann, unter dem Vorgeben der Verfolgung zur rechten Stunde eine Organisation stattfinden. Etter selbst kam in unsern Vormittags-Gottesdienst, den Leuten zu zeigen, dass er brüderlich gegen uns gesonnen sei. Auf diese Weise wurden einige Familien, wie Mohr, Stettler, Seip, Walbert, Knauss und Walp, schwankend.

Als unser Abendmahl in der Ziegelkirche kam, beschlossen Leopold und ich entschiedene Schritte zu thun. Die Kirchenräthe verordneten, dass die Glieder schon lange Zeit gehabt, den Schwarmgeist zu prüfen und jetzt von jenen Versammlungen wegbleiben müssten, wenn sie hier Glieder bleiben wollten, widrigenfalls bei der nächsten Abendmahlsfeier solche zurück gestellt würden. Mit Ausnahme von Nathan Mohr, Levi Stettler und Mrs. B. Seip, die schon vor Jahren uns verlassen hatten, hatten die andern alle bei uns communicirt und wollten bei der Gemeinde bleiben, aber die vorgeheuchelte Brüderschaft geniessen. — Die Beschlüsse des Kirchenraths wurden von der Kanzel verlesen und nun hatte die Gemeinschaftlichkeit und Bruderliebe der Seipstowner Engel ein Ende. Sie schimpften auf uns wie die Rohrspatzen, wir bekamen die Ehrentitel "Baalspfaffen", "Satanspriester" und dergleichen mehr, unsere Glieder wurden gewarnt und gemahnt, Sodom und Gomorra zu verlassen. Auch das war nichts Neues in Seipstown. Durch den ganzen Winter liefen unsere Glieder trotz den Beschlüssen und mehrmaliger Mahnung dennoch hin und meinten, die Beschlüsse wären nicht so ernst gemeint; selbst Mrs. Charles Ziegler wollte ihre Freiheit haben und beredete ihren Mann ebenfalls mit zu gehen. Bei dem Frühjahrs-Abendmahl wurden etliche zurückgestellt, die nicht auf die Beschlüsse geachtet hatten. Das machte

einen grossen Aufzug und führte dazu, das sich eine Vereinigte-Brüder Gemeinde in Seipstown organisirte. Unser Schritt hatte die Vereinigte-Brüder Gemeinde in Seipstown gegründet, aber auch unsere Glieder gerettet. Erst in 1876 kamen sie zum Kirchbau; die Kirche wurde von Etter und Keck eingeweiht. Bis heute hat die Gemeinde ausserhalb den ersten Familien keine weiteren Glieder erhalten.

Ursinus Collegium lebte nach der General-Synode frisch auf und fasste neuen Muth, nachdem der böswillige und unchristliche Angriff der Martinsburg-Synode zurückgeschlagen war. Der Druck auf den Gemüthern, ob die General-Synode Ursinus günstig beurtheilen und somit die altreformirte Richtung anerkennen werde, oder ob eine Trennung in der Kirche stattfinden müsse, war verschwunden. — Das Frühjahr-Semester brachte zwanzig neue Studenten, unter denen einige aus andern Anstalten waren, die in die höheren Classen eintreten konnten. Im Sommer kam William Bothe zu mir um Rath, wie es ihm möglich sei ins Predigtamt zu treten. Er war um diese Zeit bei dem Aeltesten John Jones in Langschwamm. Ich wies ihn nach Ursinus, wo er im Herbst auch eintrat.— Das Seminar in Ursinus hatte fünf junge Männer für das Amt bereitet, die im Frühjahr von der Philadelphia Classis examinirt und licensirt wurden; alle hatten bis Sommer ihre Stellen gefunden und fingen an mit Segen zu arbeiten. — Unser Collegium brauchte bis Herbst etwa $2000, die bis zur rechten Zeit vorhanden waren. Bis zum Anfang des Spätjahr-Semesters kamen wieder etliche zwanzig neue Studenten, und sechs traten ins Seminar.—Die Ursinus-Union organisirte vier Behörden: 1. Das "College-Aid Department"; 2. "Beneficiary Educational Aid Department"; 3. "Church-Aid Department" 4. "Publication-Aid Department". Alles lief versprechend vorwärts und "die Seifenblase" wollte immer noch nicht zerplatzen. Von allen Seiten kam Hülfe mit Gefühl und Geld. Nebst den Gaben aus meinen Gemeinden war ich so glücklich, auch von Vater J. Benninger an der Lecha, der Bruder Leonard für Tiffin $300 gegeben hatte, nochmals $200 für Ursinus zu erhalten. In jeder Beziehung blühte Ursinus auf.

Die Evangelische Allianz versammelte sich in New York vom 2. bis zum 12. October, in der grossen Halle der "Young Men's Christian Association", Ecke der 23. Strasse und Vierter Avenue. Diese Allianz wurde in 1846 in London gegründet von protestantischen Christen vieler Länder. Ihr Zweck war der Welt zu zeigen, dass die Christenheit in allen wesent-

lichen Stücken eine Einheit sei. Die Allianz sprach diese Einheit aus in etwa zehn Punkten, die die Hauptstücke des Christenthums einschlossen, und von allen Vertretern der verschiedenen Confessionen des Protestantismus angenommen wurden. — Wenn je der Geist Gottes in einer Versammlung unserer Zeit wehete, dann war es dort. Ich fühlte als sässe ich in einem der alten Concilien der ersten Jahrhunderte. Der christliche Geist der alten Zeit war von den christlichen Männern unseres Jahrhunderts dort vertreten. Die Abhandlungen über die zu besprechenden Gegenstände waren früher vertheilt worden und waren meisterhaft ausgeführt von den fähigsten Männern unserer Zeit. Alle geschriebenen Abhandlungen wurden vorgelesen. Die Wissenschaft Deutschlands war in Dr. Dornen, Dr. Christlieb, Krummacher und Anderen vertreten; England war in grosser Zahl repräsentirt. Aus Ostindien, vom Morgenland, Russland, Griechenland, Italien, Spanien, Frankreich, Holland, Schweden und anderen Ländern waren die Delegaten herbei gekommen. An 200 Abgeordnete waren vom Ausland, über 500 Einheimische und viele von Canada gegenwärtig. Die grosse Versammlungshalle konnte die Menschen nicht fassen; sie vertheilten sich in drei Sectionen, die ihre Versammlungen in den nahe gelegenen grossen Kirchen hielten. Zusammen genommen waren es an 10,000 Menschen, die den Sitzungen beiwohnten, und da alle Abhandlungen in den täglichen Blättern New Yorks, Philadelphias und anderen Städten abgedruckt wurden, war die Zahl derer die von der Allianz angeregt wurden nach Hunderttausenden zu zählen.—Freilich war das ein Werk Gottes!

Was die Allianz für Geist und Herz war, war der Central Park für den physischen Menschen. Dr. Sell, mein alter Freund, der Arzt in New York geworden, machte den Führer. Auch wurde uns, etwa zwanzig Besucher und Delegaten der Allianz, eine Fahrt auf einem kleinen Government-Steamer gegeben, um die Bay von New York und eine Ansicht der Stadt und Umgebung zu sehen.

Unsere Synode versammelte sich im October in Bloomsburg. Unter den gewöhnlich vorkommenden Verhandlungen war wesentlich ein Punkt, der in die schwebende Kirchenfrage eingriff. Die Mercersburg-Classis ersuchte die Oestliche Synode, die nächst kommende General-Synode zu beauftragen, den Dunn-Appellations Fall noch einmal zu prüfen. Die Synode verordnete eine Committee: Dr. Gerhard, Dr. Bomberger und Aeltester Manger, die das Gesuch der Mercersburger

Classis untersuchen und der Synode darüber berichten sollten. Diese Committee berichtete, dass es unschicklich sei, eine Wiedererwägung der Handlung der General-Synode zu beantragen, und zwar deswegen, weil die Handlungen der General-Synode endgültig sind. — Das war unerwartet und warf ein besseres Licht auf die Lancaster-Partei, die die Macht in Händen hatte anders zu handeln. Viele Prediger der Altreformirten gaben den Lancaster-Brüdern das ganze Gewicht dieser Handlung—vielleicht mehr als damit gemeint war—und gewannen wieder mehr Zuneigung und Liebe zu ihnen. Gerade dieser Beschluss gab Vertrauen, als später durch Dr. Weiser die Friedens-Commission ins Leben gerufen wurde.

Die Uebersetzung der Liturgie ins Deutsche war vollendet und wurde der Synode vorgelegt. Die deutsche Philadelphia-Classis war mit der Uebersetzung nicht zufrieden. Die Synode beschloss, die Liturgie der Classis zu übergeben, mit der Anweisung die Mängel zu verbessern.

Auch ging ein Gesuch von der Philadelphia deutschen Classis an die Synode, eine deutsche Oestliche Synode zu gründen. Es wurde gebilligt und sobald die Anzahl von Classen sich zusammen fanden in Ausführung gebracht.

Die Entfaltung der Kirchenfrage hatte durch die General-Synode einen gewaltigen Schub vorwärts erhalten. Natürlich waren die Lancaster-Brüder im Anfange erbost.

Professor E. O. Forneys Uebertritt zur katholischen Kirche und die durch das "Monthly" folgende scharfe Kritik gab Lancaster einen neuen Stoss, machte die Partei wohl auch verstockter, da sie die Schuld nicht tragen wollte und doch dafür zinsbar gemacht wurde.—Forney war ein Graduate Lancasters und zur Zeit seines Uebertritts zu Rom Prediger in Norristown, wo schon von seinen Vorgängern, zur Zeit ihres Dienstes dort, nach Rom abgefallen waren. Am 2. Juli resignirte er in seiner Gemeinde und wurde bald darauf in die katholische Kirche aufgenommen. Die Angriffe auf Lancaster waren scharf und machten nicht wenig Aufsehen. Das "Monthly" führte eine schwarze Liste derer, die zu Rom übergetreten waren, und hielt Lancaster mit seiner hochkirchlichen Lehre für die Uebertritte verantwortlich.

Freilich sprachen diese Uebertritte laut für sich selbst. Lancaster fühlte wohl, dass es Kehrt machen müsse, und war um diese Zeit im grossen Ganzen geneigt dazu; allein einzelne Kampfhähne hatten noch keine Lust zum Abbrechen.

Da kam noch ganz unerwartet eine neue Bombe, zerplatzte

im feindlichen Lager und traf wohl schwerer als irgend etwas, das bisher in den Kampf eingegriffen hatte. Er war das Buch Dr. B. Schnecks, eine scharfe Kritik über die Mercersburger Theologie. Dr. Schneck hatte bisher dem Kampfe so zu sagen beinahe stillschweigend zugesehen. Und gerade jetzt war die Zeit, wo sein Wort fruchtbaren Boden fand. Er schrieb mir einen langen Brief über sein Vorhaben, wie er dazu kam sein Wort zu sprechen und wie er kämpfte und betete, von dem Drang zu schreiben los zu kommen, und doch zuletzt sprechen musste: Mit Gott, frisch zu! Ohne dass es ein Bruder wusste, schrieb er das Werk fertig und sandte das Manuscript nach der Druckerei. Nun erst wandte er sich an einzelne Brüder um ihre Meinung.—Wie die Bombe krachte, ist wohl noch Vielen in Erinnerung. Das Buch erschien zuerst in englischer Sprache und bald auch im Deutschen und war für Lancaster eine unverdauliche Pille, die Bauchgrimmen machte. Der Verbreitung des Buches wurden alle erdenklichen Hindernisse in den Weg gelegt, allein alles umsonst. Die Lancaster-Brüder lasen es selbst am eifrigsten, freilich um es an den Galgen zu wünschen. Bald nach Herausgabe des Buches entschlief Dr. Schneck selig im Herrn und mit gutem Gewissen. Das Buch war sein Schwanengesang. Es half tüchtig mit den Frieden wieder zu bringen.

Im Verlaufe dieses Jahres predigte ich regelmässig über *die Episteln des Kirchenjahres.* Hier fand ich was ich bei den Evangelien vergebens gesucht hatte. Ohne dass ich damals noch den Gedanken hatte, ein Predigtbuch drucken zu lassen, wollte ich doch erforschen, ob nicht in den Perikopen des Kirchenjahres ein zusammenhängendes Ganze läge.—Ich studirte den Lauf der Episteln mit Fleiss, arbeitete mich in den Reichthum der Episteln hinein, machte Zusammenstellung und fand die Bahn, die ich später in der Ausarbeitung meines Predigtbuches verfolgte. Die Glieder meiner Gemeinden wurden selbst aufmerksam auf den Zusammenhang, und fingen an mich zu bitten, meine Predigten drucken zu lassen. Die Gottesdienste waren oft so überfüllt, dass kein Sitz mehr übrig war.

Amtserlebnisse.

Am 5. Januar beerdigte ich in Langschwamm *die alte Mutter Susanna Fenstermacher*, geborne Maddes. Sie war die Wittwe von George Fenstermacher, mit dem sie sich vor 72

Jahren verehelichte. Von Geburt war sie katholisch und erreichte ein Alter von 93 Jahren.

Am 10. März beerdigten Dubs und ich *Moses Blank* in der Lecha-Gemeinde: Blank war auf der Eisenbahn verunglückt bei Huntingdon. Die Car gerieth in Brand und er verbrannte in derselben. Dubs predigte.

Am 8. Februar hatte ich *die erste Leiche am Fleckenfieber* in der Lecha-Gemeinde. Horatius Danckel. War nur vier Tage krank.—Von da an hatte ich viele Leichen am Fleckenfieber, das sich in unserer Gegend verbreitete. Manche starben in zwei und drei Tagen weg; selten dauerte die Krankheit sieben Tage. Die Einzelnen, die wieder gesund wurden, verbrachten ihre 21 Tage, ehe sie sich erholten, was mir die Ueberzeugung gab, dass die Krankheit weiter nichts war als eine bösartige Form des Typhus.

Am 12. April hatte ich die *Beerdigung von Charles Weiler* in Langschwamm. Weiler war ein Vorgänger in der Gemeinde, kreuzte aber öfters meine Pläne. Besonders in der Sonntagsschule, deren Superintendent er längere Zeit war, war er mir öfters entgegen. Wohl war christliches Leben in ihm, aber es war getrübt durch Eigenliebe.—Der Herr sandte ihm ein langwieriges Leberleiden, das ihn wohl zur Demuth führte. Ich besuchte ihn oft in seiner Krankheit. Es ging ihm schwer ein; o, wie seufzte er unter der Ruthe Gottes! Doch fand er sich zuletzt hinein und ergab sich.

Der *Verlauf meiner Amtserlebnisse* war mit kleinen Variationen den früheren Jahren gleich. Es war ein besonders kalter Winter, der meiner Gesundheit durch mehrmalige, schwere Erkältungen besonders zusetzte; doch konnte ich meinen Amtspflichten nachkommen.

XXXIII.

Das Jahr 1874.

Lynn-Gemeinde — Gestaltungen in der Kirche — Dr. B. S. Schneks Tod und Angriff auf sein Buch — Classis — Synode — Ursinus — Panik — Amtserlebnisse.

Mit dem Jahresanfang fing ich wieder an in Lynn—Ebenezer — zu predigen. Ich fürchtete, die Classis würde Fogel erdrücken, wenn er ihr allein Trotz biete und in Lynn und Lowhill fortpredigte. Ich nahm die Hälfte auf mich und be-

diente die Lynn-Gemeinde. In dieser Gemeinde hatte ich nie resignirt; sie blickte noch immer zu mir um Rath, und gerade in dieser Zeit, wo sie sich gegen den Beschluss der Classis, in ein Feld geschnitten zu werden in das sie nicht wollte, auflehnte, auch um Hülfe. Georg Schellhammer, der im Kirchenrath war, kam zu mir und forderte mich auf, ich solle wieder selbst in der Gemeinde predigen und dieselbe vor der Classis vertheidigen. Da ich die Friedenskirche resignirt hatte, war es mir möglich Lynn mit Heidelberg zu bedienen, und ich sagte zu. Fogel predigte fort in Lowhill und ich nahm Lynn auf mich, der Classis zu begegnen, mochte kommen was da wolle. Wenn eine Classis keine Gemeinderechte mehr achtet, dann thut es noth, dass sie etwas Besseres gelehrt werde. — Die Classis—oder besser die Brüder, welche die Classis regierten — hatten, da sie hörten, dass ich selbst wieder in Lynn anfing zu predigen, eine Committee: Derr und Zuilch, ernannt, um über Lynn und Lowhill zu bestimmen. Schon die Ernennung dieser Committee zeigte, dass jene Brüder keinen Kampf wollten, weil sie überzeugt waren, dass ich nicht nachgeben und sie mit Gewalt nichts gewinnen konnten.—Die Committee versammelte sich in Lynn und bestimmte, dass Fogel in Lowhill und ich in Lynn einstweilen als Supply fortpredigen sollten. Nun das wäre jedenfalls geschehen, denn ich hatte schon vor der Versammlung der Committee Lynn zugesagt und zu predigen angefangen. — Eine solche eigenmächtige Handlung hätte ich nie gethan unter andern Verhältnissen; da aber die ganse Sache nur eine Machthandlung der Lancaster-Partei in unserer Classis, weiter nichts als eine Reibung an mir und die Bildung jener Pfarrstelle ganz verkehrt war, indem die Heidelberger Gemeinde ganz isolirt worden wäre—so lehnte ich mich auf und war bereit, den Kampf mit den Streitstiftern und im Nothfall auch mit der Classis aufzunehmen.—Die Brüder liessen Alles ruhen und heute noch bediene ich die Gemeinde mit meiner Stelle, obwohl die Classis fort und fort Lynn als von mir "supplied" betrachten will. — In der Lynn-Gemeinde geht es jetzt besser als in früheren Jahren. Die Glieder kommen besser in die Kirche. Auch in andern Rücksichten nimmt die Gegend einen frischen Aufschwung, da die Berks County Railroad von Reading nach Slatington mitten hindurch geht und einen vielseitigen Verkehr mit sich führt.

Die Gestaltungen in der Kirche nahmen immer mehr eine feste Richtung unter den zwei Parteien ein und eine Frie-

denspartei machte sich merklich sichtbar. Vor Allem galt es Raum zu gewinnen, vacant werdende Felder zu besetzen, wo es immer möglich war, um bei der nächsten General-Synode stark vertreten zu sein. Die Arbeiter meinten es ernst. Den Vorrang im Osten nahm die Lancaster-Partei ein; die Altreformirten nahmen an der Diplomatie Lancasters ein Vorbild und nicht umsonst. Es wurde gerungen um die Herrschaft; denn die Martinsburg-Synode hatte deutlich gesprochen, was die Macht in den Händen der Lancaster-Partei meinte. Die Krisis war da und da hiess es Vorsicht!

Kansas und Nebraska wurden von der Ursinus-Union als Missionsfelder in Angriff genommen, mit der Absicht, sobald als möglich eine Classis dort zu bilden. Bruder Beck wurde letzten Sommer dorthin gesandt und er erwies sich als sehr geeignet. Vier andere Missionäre folgten nach. Beide Gebiete sind unserer Kirche versprechende Missionsfelder. Noch vor der nächsten General-Synode wurden dort die Kansas- und Nebraska-Classen organisirt.

Unsere jungen Prediger aus Ursinus wurden in Stellen versetzt, wie sie das Seminar verliessen; reichten aber lange nicht aus.—Die Friedensville-Stelle in Saucon wurde vacant, und es war sehr zu wünschen, dass wir sie besetzen könnten, wie es mit Upper Milford durch Bruder Eli Keller geschehen war. W. Herbert von Tiffin war für die Stelle ausersehen; allein Landisburg in der Zions-Classis musste besetzt werden, weil sonst die Mehrheit in jener Classis den Altreformirten verloren gegangen wäre, und so ging Herbert dorthin und wurde erwählt. Friedensville wurde aufgegeben im Mangel eines Mannes für die Stelle. — In allen Classen war ein Ringen, sich mit allen Kräften zu versehen, die Delegaten zur nächsten General-Synode machen zu können.

Die Kräfte, die den Kampf vorwärts schoben, waren Bruder Bombergers furchtlose Angriffe im "Monthly" und seine scheerscharfe Kritik, mit der er alles beschnitt was unter seine Hände kam. Nicht weniger war aber in letzter Zeit Dr. B. Schnecks Buch über die Mercersburger Theologie ein gewaltiger Hebel geworden. Die Altreformirten fanden darin eine grosse Aufmunterung und wurden viele wieder eifriger, die des Kampfes satt hatten. Die Führer der Lancaster-Partei hatten eine neue Nuss zu knacken, "die Beelzebub selber kaum knackt"; aber sie bissen tüchtig, dass die Zähne krachten. Der bessere Theil jener Partei fing an Friede zu rufen. Russel im westlichen Kirchenblatt blies die erste Friedens-

posaune und Bruder Bausman im "Hausfreund" desgleichen. Ich glaube, dass Bausman und Russel es mit ihrem Friedensruf aufrichtig meinten. Das Gefühl, dass die hochkirchliche Richtung nicht Wasser halte, kam in ihnen in den Vordergrund; nun sollte Friede werden, ohne dass sich noch in ihnen ein Plan fand, wie das geschehen könne. Darum hiess es: Ihr Theologen, steckt eure Schwerter ein! Alles Andere meinten sie werde schon von selbst kommen. — In Wahrheit war der Sieg von den Altreformirten gewonnen. Das "Monthly" polemisirte so scharf, dass die Antworten ausblieben.

Dr. Schnecks Buch machte von der Presse aus einen ungewöhnlich schnellen Lauf in alle Lager. Lancaster wollte es zuerst todt schweigen. Das half aber nichts, denn die Pressen der andern Confessionen hoben es hoch und machten es weit bekannt. Wer Interesse an der Kirchenfrage hatte, kaufte und las es. — Das Buch war noch kaum recht im Laufe, da *rief Gott den demuethigen Knecht heim.* Das Werk war gethan, aber die Anfechtungen sollten seine sanfte Seele nicht mehr treffen. Am 19. April entschlief Dr. Schneck nach einem achttägigen Krankenlager im Frieden. Er starb in Chambersburg, wo er eine deutsche Gemeinde bediente. Am 21. April fand seine Beerdigung statt.—Wie hoch geehrt Dr. Schneck in der Kirche und in Chambersburg war, davon zeugte schon sein Leichenbegängniss. Alle Geschäfte der Stadt, Stores, Banken u. s. w. waren geschlossen; die Stadt trauerte, Tausende von Menschen standen an der Strasse, als der Leichenzug vorüberging. Die Fakultät mit den Studenten der Female College, die Direktoren der Bank und 25 Prediger waren im Trauerzug. Es fanden mehrere Gottesdienste statt. Die Hanptpredigt hielt Dr. Bomberger, und Abends hielt Dr. Gehr eine Gedächtnisspredigt in Dr. Schneck's Kirche.

Kaum war Dr. Schneck im Grabe, so wurde sein Buch angegriffen und zwar auf schmachvolle Weise. Dr. Gerhard beschuldigte Schneck, dass er (S.) falsche Citate gemacht habe, um deren willen er an S. geschrieben, und Dr. S. solches brieflich anerkannt hätte. Dr. Gerhard publicirte Schnecks Brief, aber nur theilweise, so wie es in seinen Kram passte. Später fand sich eine Abschrift von Schnecks Brief unter seinen Papieren, die der Sache eine andere Gestalt gaben, als sie von Dr. Gerhard dargestellt worden war. Dr. Bomberger machte Dr. Schnecks Vertheidiger und so klar und hell, dass Lancaster stille schwieg. — Ein Hauptstück, mit dem Lancaster den Eindruck von Schnecks Buch schwächen wollte,

war, dass ausposaunt wurde: Dr. Schneck habe bereut, dass er das Buch geschrieben habe. Diese Verleumdung wurde sogar noch vor Dr. Schnecks Tode ausgesprochen. Wie unlauter Lancaster zu Werke ging, beantwortet ein Brief Dr. Schnecks an mich, den er am 6. April schrieb, also in der letzten Woche vor seiner Erkrankung. Ich füge den Brief hier bei:

Chambersburg, April 6, 1874.

Lieber Bruder Helffrich!

Sie werden hoffentlich bei dieser Zeit schon eine Anzahl des deutschen Werks über Mercersburger Theologie erhalten oder doch bereits von Kohler bestellt haben. Er hat zu meiner völligen Befriedigung das Ganze auf sich genommen — Risico und auch Profit, wenn etwas von dem letzteren dabei heraus kommen sollte. Er bezahlt alle gemachten Kosten des Drucks, Uebersetzens etc. (Ich lieh das Geld hier aus der Bank und habe es Alles bezahlt, und K. bezahlt mich wieder.) Sie sehen also wie die Sachen stehen. Ich gab und will auch ferner noch gerne mir alle Mühe geben, zu thun was ich kann, durch Briefschreiben und dergleichen, um das Werk zur Notiz zu bringen ....

Es ist mir lieb, dass Br. Gehr in der "Kirchenzeitung" eine positive Stellung eingenommen hat, und dass die letzte Nummer von einem Correspondenten einen recht tüchtigen Artikel ("So weit ist's gekommen") hat, der den schwarzen Flecken trifft. Das wird wohl den Fischer arg in den Harnisch bringen und ihn zum *Drohen* reizen, wie er es früher gethan, so dass der deutsche Editor sich nicht *mucksen* durfte. Dass man dem Heidelberger Catechismus Hohn spricht und das ganze Fundament des *Protestantismus* untergrub—das durfte das Kirchenblatt der armen geduldigen Kirche aufzwängen, aber beileibe nicht die reformirte Lehre in Schutz nehmen. Man sehe nur wie jesuitisch die Professores es jetzt machen—bemänteln—besänfteln—besticheln: aber ja nicht offen mit der Farbe heraus! Das arme Buch und dessen Autor ja nicht *nennen* — aber anschwärzen etc. Nun gut! Nur dabei verharret. Mittlerweile geht es über Berg und Thal — die religiösen Blätter anderer Kirchen: Lutheraner, Presbyterianer, Methodisten, besprechen und empfehlen es mit Wärme. Das "Evangelical Review" (von Gettysburg) wird in der jetzt erscheinenden Nummer einen längeren Artikel haben (ist mir als Probe bereits zugekommen), und andere, wie ich höre, thun dasselbe. Also wird es doch nicht still *geboren*, das elende, arme, "poor, hashed-up thing", wie es hier und anderswo titulirt wurde, bevor es noch zur Geburt gelangt war. Ich habe selbst ja eine geringe Opinion davon und brüste mich gewiss nicht damit. Allein weshalb brauchen die grossen gelehrten Herren so grosses Malheur unter den Ihrigen darüber zu machen und so bitter böse darüber zu sein? Warum schlagen sie es nicht mit Einemmal maustodt? Einer sagt: Ich mache falsche Citate; ein Anderer: ich zeuge von einem "bad spirit"; ein Dritter: "he is already sorry for having said some things"; ein Anderer: "That letter was not written by any one in particular etc." Einer schickt mir eine Postal Card (J. G. Wolf von Lancaster) mit gehässigen Worten und Vorwürfen, die wirklich *kindisch* sind und citirt Matth. 7, 1—5. und Prov. 27, 6.! —

Doch genug!

Suchen Sie, lieber Bruder, ihre Amtsbrüder zu ermuntern, das deutsche Büchel auszubreiten. Das englische that vortreffliche Wirkung. Beweise liegen vor die Menge.

Dem Herrn allein die Ehre.

Ihr Bruder in Christo, B. S. Schneck.

Nun das guckt nicht als ob Dr. Schneck, einer der würdigsten alten Väter der reformirten Kirche und eine Säule in derselben, Umkehr gemacht und sein Werk vor seinem Tode bereut habe; denn so zu sagen von seinem Todesbette aus schrieb er diesen Brief.

Unsere Classis versammelte sich in Nazareth, Northampton County, auf den 12. Mai. Die Hauptverhandlungen bestunden in den Machinationen der Lancaster-Partei. Dahin fiel jetzt auch der "Hausfreund". Nicht dass er wesentlich in die Kirchenfrage eingriff, aber dass einige unserer Lancaster-Brüder mich nicht mehr länger in Verbindung mit dem "Hausfreund" wissen wollten. Es wurde in jeder der drei östlichen Classen ein Mann ernannt, die mit einander den "Hausfreund" als Commmittee verwalten sollten. Ich wusste nichts davon—da ich an der Classis in Nazareth nicht gegenwärtig war — bis Bausman mir schrieb, die Ostpennsylvanische Classis habe—ich glaube—Reineke als Aufseher erwählt und das mache meinen Bericht an die Synode überflüssig. Ich schrieb meinen Bericht und bat die Synode mich zu entlassen, was auch geschah. — Im Anfang dachte ich, Alles sei in Ordnung, bald aber kam es zu Tage, dass die Absicht war, die Uerbersicht des "Hausfreunds" mit lauter Lancaster-Männern zu füllen. Die Classis wollte Niemand zum Mitreden haben, der nicht in ihr Horn blies. Gut! das konnte sie ja machen wie sie wollte. Bausman war wohl im voraus davon unterrichtet und auch damit einverstanden. Ich hatte einen Artikel geschrieben, "Die Hechel", den er aufnahm und auf sich bezog, desgleichen sagte auch Dr. C. Weiser in einem Artikel im "Hausfreund": der "Hausfreund" habe die Auszehrung. Bausman beschwerte sich brieflich bei mir, dass Dr. Weiser und ich ihm Backenstreiche versetzten als Dank für alle seine Mühe.

Ein anderer Punkt der Classical-Verhandlung waren die Assessments. Gerade als ob die General-Synode nichts beschlossen hätte, nie eine Dunn-Appellation erledigt worden wäre, die diese Assessments abgethan, legte die Classis dieselben weiter auf und gab impertinente Befehle, ohne Verzug die Assessments zu bezahlen. Ich sagte den Unsrigen: Nicht zahlen! die Brüder sind verrückt geworden, nur Geduld! wenn das leere Fass den Berg hinab gepoltert ist, bleibt es ruhig liegen. Und — sie haben uns nicht gefressen.

Die Synode versammelte sich im October in Bethlehem. Eine böse Kunde war der Bericht der Publications-Behörde,

der feststellte, dass ein Deficit von $15,000 vorhanden sei. Das war eine Wirthschaft! Der "Messenger" und die "Review" verschlangen $3000 mehr als die Einnahmen deckten. Da musste an der öffentlichen Krippe gefressen worden sein oder es hätte nicht so schlecht bestellt sein können.

Das Committee, das von der Bloomsburg-Synode angestellt war, um bei dieser Synode über die Handlung der General-Synode in Betreff der Super-Appellation zu berichten, berichtet: Dass es nicht rathsam sei, dass die Synode weitere Handlung in dieser Sache [nämlich das Verbot, dass im Ursinus-Collegium Theologie gelehrt werden dürfe] vorzunehmen; gleichwohl ist diese Synode der Meinung, dass die Errichtung eines theologischen Seminars in den Grenzen dieser Synode, von ihren Gliedern, *ohne ihre Einwilligung offenbar unconstitutionell sei.* Ja, ihr Esel, das wäre freilich so, wenn ihr die reformirte Kirche wäret, aber "sintemal und alldieweil" ihr das nicht seid, hängt es nicht von euch ab zu sagen, ob Andere nicht auch und noch bessere Seife kochen dürfen.

Schon vor Jahren wurden von der Niederdeutsch-Reformirten Kirche Versuche gemacht, eine Vereinigung mit unserer Kirche zu bezwecken. Wie ernstlich wurde dies gewünscht von vielen Predigern unserer Kirche und wie billig sollte es sein! Auf der General-Synode zu Cincinnati in 1872 wurde beschlossen, aus den fünf Synoden unserer Kirche eine Haupt-Committee zu ernennen, um in einer Conferenz mit der Niederdeutschen Kirche über diese Vereinigung zu berathen. Auf den 18. November versammelte sich diese Conferenz in der Ersten reformirten Kirche in Philadelphia. Es wurde brüderlich beschlossen und verhandelt, allein unser Theil fand Hindernisse, die jetzt nicht beseitigt werden könnten [natürlich die Kirchenfrage, die in der Niederdeutschen Kirche wenig Anklang fand] und der Dortrechter Canon musste eine Scheidewand bilden, um nicht zu thun, was man nicht thun wollte. — Hoffentlich kommt diese Vereinigung doch noch zu Stande. Zwei Kinder einer Mutter sollten nicht in einem Hause wohnen können?

Ursinus-Collegium fing das Frühjahr-Semester wieder mit fünfzehn neuen Studenten an. Mein dritter Sohn, Calvin, kam jetzt auch dahin. John, mein ältester Sohn war schon ein Jahr früher nach dem medizinischen Collegium in Philadelphia gegangen, wo er Homöopathie studirte. Von Lancaster und Palatinate College wurde alles Mögliche und Nichtmögliche gethan, um Ursinus zu schaden, allein es blühte

immer mehr auf. Trotz der Panik, die sich immer mehr fühlbar machte, konnte ich wieder $450 zum Collegium beisteuern.

Das Commencement im Sommer war ein vollkommener Erfolg. Nicht nur waren die Studenten gut bestanden, sondern die Zahl der Besucher war, was der Saal setzen konnte. Und auch in der Ursinus-Union Versammlung wickelte sich eine schöne Scene ab. Br. G. Wolf übergab Dr. Bomberger, im Namen der Ursinus-Union, als Anerkennung seiner geleisteten Dienste eine werthvolle goldne Chronometer-Taschenuhr und $355 in Greenbacks. Das war eine Ueberraschung für den Dr. Bomberger. Allein eine andere Ueberraschung sollte gleich nachfolgen. Gerade im Augenblick als Dr. Wolf aufstund und sein Geschenk übergeben wollte, war auch Dr. Bomberger aufgestanden, um eine Handlung des Directoriums vom Collegium bekannt zu machen. Sobald die Uebergabe der Taschenuhr abgemacht war, folgte nun Dr. Bombergers Bekanntmachung, nämlich: Dass den Brüdern G. Wolf, Nicolaus Gehr, T. G. Wiehle und J. H. Reiter der Ehrengrad D. D. verliehen wurde. Nun war Bruder Wolf an der Reihe, überrascht zu sein, denn er hatte in seinem anspruchslosen Herzen ebenso wenig an das D. D. gedacht, als wie Dr. Bomberger an einen goldenen Chronometer und 355 Thaler in Greenbacks. Das Auditorium nahm die Ankündigung von Wolfs Namen zur Doctorwürde mit lautem Beifall auf.

Eine grosse Unannehmlichkeit brachte mir die Christtags-Vacation von Ursinus. Nevin, mein zweiter Sohn, wollte nicht mehr nach Ursinus. Er war völlig mit Professor Van-Haagen verfallen. VanHaagen hatte Launen auf meine Söhne, und die ganze Zeit sie dort waren, hatte er immer etwas zu beissen. Die Sache war schon zu lange und ich glaubte, ein Wechsel wäre für Nevin besser, und sandte ihn nach Tiffin.—Calvin musste wieder nach Ursinus, obgleich er nicht weniger Anfechtung mit VanHaagen hatte. Noch andere Studenten, ja die meisten, klagten über VanHaagens Parteilichkeit, die er gegen manche Studenten zeigte.

Die grosse Panik wurde immer mehr zum drückenden Alp, der sich mit schwerer Hand auf die ganze Nation legte. Schon längere Zeit fing sie an und nahm langsam und stetig zu. Das Geld im öffentlichen Verkehr sammelte sich in den Kassen der Reichen und Krach auf Krach folgte, bis zuletzt alles Vertrauen schwand. Das Geld war in Fülle vorhanden, aber in die Kassen verschlossen und so trat die bitterste Noth

ein. Niemand wollte sein Geld auf die Geschäfte wagen. Der nächste Schritt war Stillstand der meisten Geschäfte; Arbeitsmangel folgte und die Armen und Mittelclassen hatten kaum zu leben.—Auch das Geld auf dem Lande verschwand nach und nach; die Noth, die zuerst in den Städten herrschte, kam auch zu uns in das Land. Der Bauer arbeitete so wenig mit fremden Kräften wie möglich. Die Strassen liefen voll Tramps; wir speisten manchen Tag ein halbes Dutzend und mehr. Unsere Armenhäuser waren voll Ausländer, die das County speiste. Jeder empfand den Druck.

Amtserlebnisse.

Sonntags den 21. Juni predigte ich in Langschwamm und Lecha; nach dem Mittags-Gottesdienst fuhr ich nach Seipstown, wo ich das neu erbaute Schulhaus einweihte. Der Superintendent der Volksschulen vom County, Mr. Knauss, war gegenwärtig und hatte am Vormittage eine Rede gehalten.—Wir fingen jetzt eine Sonntagsschule da an, um die Kinder von Seipstown unter unserer eigenen Zucht zu halten, da die Vereinigten Brüder alles versuchten, unsere Kinder in ihre Sonntagsschule zu ziehen.

Im Juni wurde in der Ziegelgemeinde eine Wahl gehalten für ein Cemetery und die Wahl entschied für dasselbe. Vor etwa zwei Jahren war ebenfalls eine Wahl für ein Cemetery, ging aber verloren. Im Herbst, October 2, 1875, wurde es eingerichtet, wie es jetzt zur Seite der Kirche besteht und von mir und Leopold eingeweiht. Der Kirchenrath bestimmte, da nach gemachter Regel die Lotten ausgelost werden mussten, dass die mittlere Lotte unserer Familie zugewiesen werden sollte; wie es denn auch geschah. — Nun war der Grund gewonnen, dass wir ein Familien-Begräbniss anfangen konnten. Um aber die Ueberreste meines Vaters und meiner Grosseltern versetzen zu dürfen, brauchte es noch gesetzliche Unterweisung und Unterhandlungen in der Familie, welche die Versetzung bis 1876 verzögerten.

Durch den Sommer wurde auch ein neues Schulhaus gerade der Langschwamm-Kirche gegenüber gebaut. Es ist theilweise von der Gemeinde und theilweise vom Township errichtet; steht aber unter dem Contract, dass die Schul-Directoren dasselbe zu keinem andern Zweck gebrauchen oder verrenten dürfen als zu Schulzwecken. Das Haus ist zweistöckig für zwei Schulen, darunter eine "Grammar-School",

eingerichtet. Am 5. December habe ich das Schulhaus eingeweiht.

Am 16. December ertrank ein Kind von William Wagenhorst im Mühlrace. Wagenhorst liess mich rufen. Ich fand die Familie beinahe in Verzweiflung, hielt einen Familen-Gottesdienst mit ihnen und konnte sie getröstet verlassen.

Auch dies Jahr predigte ich über die Episteln und kam durch vielseitige Aufforderungen zum Entschluss, die Predigten für den Druck zu schreiben.

XXXIV.

Das Jahr 1875.

Das Studium meiner Soehne—Die westliche Liturgie eingefuehrt — Die Oestliche Deutsche Synode organisirt — Classis — General-Synode — Mehr Uebertritte nach Rom — Fredericksburger Streit — Oestliche Synode — Pan-Reformirtes Concil—Verschiedenes.

Auf Neujahr ging *mein Sohn Nevin nach dem Heidelberg-Collegium* in Tiffin, Ohio. Wie schwer mir dieser Schritt wurde, in Rücksicht auf Ursinus, sah ich doch keinen andern Ausweg. In Ursinus studirte er nicht, weil er unbilliger Weise angefochten wurde. In Tiffin öffnete sich ihm eine völlig neue Umgebung und neue Anregungen trieben ihn zum Studium. Dass der Wechsel gut war, vernahm ich bald, nicht nur aus Nevins Briefen, sondern auch aus Briefen von Dr. Good und Dr. Williard, die mit seinem Studium wohl zufrieden waren.

Mein Sohn John, der ebenfalls über Weihnachten heimgekommen war, ging wieder nach Philadelphia in das Medicinische Collegium, wo er im März graduirte. John machte dann im Frühjahr einen Versuch in der Praxis in Alburtis und nicht ohne Erfolg; da aber in Emaus, einem Herrnhuter-Ort, ein homöopathischer Arzt verliess, übersiedelte er dorthin und gewann bald eine gute Stellung. — Am 12. Juli verehelichte er sich mit Ida Sunderland, einer Tochter von J. Sunderland, Principal des Female College in Collegeville, die er dort während der Zeit seines Studiums kennen lernte.

Calvin musste "nolens volens" wieder zurück nach Ursinus, noch einmal einen Versuch machend, ob es nicht besser gehe.

Im Verlaufe des Winters führte ich *die westliche Liturgie* in meinen Gemeinden ein, und verbreitete sie auch als Familienbuch in vielen Häusern. Etwa 200 Exemplare fanden Eingang in den Familien. Die Liturgie entspricht dem Geiste unserer Kirche, aber bei grösserer Vorsicht in der Ausdrucksweise hätten manche Härten umgangen werden können und das Buch wäre mit besserem Anklang erschienen. Noch immer rufe ich: Warum nicht die alte Pfälzer-Agende in verjüngtem Kleide?!

Nach dem Beschluss der General-Synode wurde *die Deutsche Synode des Ostens* auf den 12. Januar in der reformirten Salems-Kirche in Philadelphia organisirt. Dies war ein bedeutungsvoller Schritt. Die deutsche Kirche im Osten wurde hiermit von hemmenden Schranken frei und für die Zukunft selbstständig, was schon lange hätte sein sollen. Die reformirte Kirche im Ganzen bekam hiermit einen neuen Factor zu ihrer weiteren Entfaltung. Die deutsche Kirche hat mehr Leben, wenn auch weniger Aeusserlichkeit, als wie die englische. Während der englische Theil mehr auf äussere Gestaltung der Kirche in Form und Namen, nach amerikanischer Weise, sieht, geht die deutsche mehr auf Innerlichkeit aus und wirkt mit viel mehr Selbstverläugnung. Wo unsere feinen, jungen Collegialen mit Nasenrümpfen vorübergehen, setzt sich ein deutscher Missionshaus-Student, mit trockenem Brod zufrieden, fest und ruht nicht, bis er eine kleine Gemeine um sich gesammelt hat. Gottlob! dass diese Synode besteht. Sie wird auf mancherlei Weise in die Entfaltung unserer Kirche mit nun freien Händen eingreifen. Jetzt wurde auch die Reformirte Kirchenzeitung von der Synode übernommen und im Laufe des Jahres mit dem Evangelist in Cleveland in ein Blatt vereinigt. Das war ein weiser Schritt. Die Synode hat ihr eigenes Organ und wurde somit dasselbe von der Lancaster-Faction und der Fischer'schen Bevormundung frei. Die neue Gestaltung gab der Kirchenzeitung einen raschen und gediegenen Aufschwung nach innen und aussen.

Mit der Gründung dieser deutschen Synode erwachte auch wieder das Verlangen, eine deutsche Classis in Ost-Pennsylvanien zu gründen. Die Brüder in Philadelphia munterten dazu auf und nicht weniger war es mein Wunsch. Wie gerne ich die Sache ausgeführt hätte, so scheiterte sie doch, da keiner der pennsylvanisch-deutschen Brüder ausser L. K. Derr mit eingehen wollte. Wohl hätte ich mich an die deutsche Philadelphia-Classis anschliessen können, damit wäre aber

nichts als meine eigene Stellung verbessert, dagegen aber mein Einfluss auf die zurückbleibenden Brüder verloren gewesen. So unterblieb die Sache und war wohl so am besten.

Unsere Classis hielt in der St. John's Kirche, Allentown, in der ersten Woche April eine Special-Versammlung, um Delegaten nach der General-Synode zu ernennen. Bei der Versammlung machte sich auch unser Vigilanz-Committee wieder zu thun. Vater Zuilch war eben gestorben. Da wollte sie natürlich die Gestaltung der Pfarrstelle lenken. Es wurde eine Committee ernannt, welche die Stelle einstweilen versorgen sollte, bis die Herren Brüder glaubten, alles nach ihrem Sinne lenken zu können. Freilich kamen Glieder jener Stelle bald zu mir und befragten mich um Rath. Nach zu langer Verzögerung wurde aber doch einer unserer Männer, Br. J. Bachman, erwählt.

Die Jahres-Versammlung der Classis fand in Lenhartsville, nahe bei Hamburg, statt. Am Eröffnungstage hatte ich eine Leiche in Heidelberg, fuhr dann am Nachmittage über Lynnville nach der Ontelaunee und längs dem schönen Bache hinab bis nach Lenhartsville an der Fogelsville und Hamburger Strasse, einige Meilen östlich von letzterem Orte. Die Vigilanz-Committee machte neue Versuche, die Ebenezer- (alte Lynntowner) Gemeinde in die Lynnville-Stelle einzureihen; allein ohne Erfolg, da die Aeltesten der Classis anfangen, für sich selbst zu denken, und die Gemeinde-Rechte nicht preiszugeben gesonnen sind.

Die General-Synode versammelte sich auf den 19. Mai in Fort Wayne, Indiana. — Es wurde von den Hochkirchlichen ein schlauer Versuch gemacht, die Handlung der General-Synode von Cincinnati, in Bezug auf das Recht in Ursinus-Collegium Theologie zu lehren, zu widerrufen. Ein gewisses Institut in der Clarion-Classis hatte—wahrscheinlich absichtlich, um die Sache vor die Synode bringen zu können—Versuche gemacht Theologie zu lehren, und so kam die Sache auf dem Wege der Klage vor diese Synode. Nach vielem Streiten wurde ein Beschluss angenommen, dass das Recht Professoren der Theologie zu ernennen allein den Synoden zufalle—was die Constitution der Kirche ja klar genug bestätigt und in allen gewöhnlichen Fällen niemand bezweifelt — aber mit dem Zusatz, dass dieser Beschluss auf keine Weise die Handlung der General-Synode von Cincinnati in Rücksicht auf Ursinus-Collegium berühren solle. Alle weiteren Verhandlungen waren friedlich. Eine der wichtigsten war

die Gründung eines allgemeinen reformirten Concils, das alle Bekenntnisse dieses Stammes in ein Ganzes zusammen binde. Der Anlauf zu diesem echt christlichen Vorhaben ging aus von der General-Assembly der Presbyterianer-Kirche der Vereinigten Staaten. Dieser Körper sandte eine Mittheilung an unsere General-Synode, worin diese ersucht wurde um ihre Mitwirkung, ein solches allgemeines Concil ins Leben zu rufen. Unsere Synode stimmte von Herzen bei. Da aber in dem Aufruf nur der Westminster-Catechismus als Grundlage genannt, die reformirte Kirche aber nur den Heidelberger anerkennt, so wurden keine Delegaten ernannt; aber Beschlüsse abgefasst, auf einer breiteren Basis alle reformirten Bekenntnisse zu einem Concil zu vereinigen, um alle Zweige des einen Stammes in innere Verbindung zu bringen.

Ein *neuer Abfall nach Rom* alarmirte die reformirte Kirche. Rev. C. B. Wolf (ein Bruder von dem andern Wolf, der vor etwa drei Jahren nach Rom übertrat, und beide Söhne von Dr. Bernhard Wolf, Professor an unserem Seminar) und später Dr. Gans, ein Führer der Hochkirchlichen, verliessen unsere Kirche und gingen nach Rom. Diese Uebertritte wirkten mehr verderbend auf die hochkirchliche Partei, als alle frühere zusammen. Viele strichen die Segel und fingen an, im Stillen sich zu wenden. Um diese Zeit war es, da Dr. C. Weiser sein bedeutungsvolles Wort sprach, das bald zum Stichwort wurde: Reformirt! oder marschirt! Besonders Dr. Gans's Austritt machte tiefen Eindruck und war ein mächtiger Schub hin nach der Friedensrichtung. Von den Hauptmännern Lancasters, wie Dr. C. Weiser, B. Bausman und andere, fingen an nach Wegen zu forschen, wie Friede zu machen und der Schaden Israels geheilt werden könne.

Nicht weniger machte der *Fredericksburger Gemeindestreit* in der Kirche grosses Aufsehen. Als der alte Pastor jener Gemeinde, Dr. Zacharias, gestorben war, wollte der Kirchenrath (der mit einer Stimme Mehrheit hochkirchlich war) einen Lancaster-Mann gegen den Willen der Gemeinde (die mit grosser Mehrheit am alt-reformirten Geiste festhielt) erwählt haben als Prediger der Gemeinde. Der Kirchenrath nominirte nacheinander zwei Lancaster-Männer, beide aber wurden mit grosser Mehrheit von der Gemeinde verworfen bei stattfindender Wahl. Nach der letzten Wahl wurde eine Petition, von etwa zwei Drittheilen der Glieder der Gemeinde unterschrieben, an den Kirchenrath eingereicht, mit der Bitte Pastor Becker als Candidat aufzustellen, der ein alt-reformirter

Mann war. Der Kirchenrath aber verwarf die Petition und stellte sich herrschsüchtig gegen das Recht der Gemeinde. Die Gemeinde appellirte an die Maryland-Classis, aber die Classis unterstützte die Handlung des Kirchenraths gegen alles vernünftige und billige Recht. Nun tröstete sich die Gemeinde auf eine bevorstehende Wahl von Kirchenraths-Gliedern; allein als die Wahl gehalten werden sollte, beanspruchte der Kirchenrath abermal das Recht der Nomination und stellte Lancaster-Männer als Candidaten auf, so dass die Mehrheit den Hochkirchlichen bleiben musste. Die Gemeinde aber stellte ihr eigenes Ticket gegen den Kirchenrath auf und erwählte es mit grosser Mehrheit. Der alte Kirchenrath aber erklärte sein eigenes Ticket als erwählt. Die Classis und Synode unterstützten den Ausspruch des Kirchenraths. Unterdessen wurde Eschbach von Baltimore als Prediger erwählt — die Gegner gingen nicht zur Wahl — und gegen den Protest der Gemeinde von der Classis bestätigt und installirt. Es wurde jetzt an die Court von Frederick appellirt, allein auch dort gegen Recht und Billigkeit durch äusseren Einfluss gegen die Gemeinde entschieden.

Die *Oestliche Synode versammelte sich* im November in Lancaster. Die Druckerei in Philadelphia, "Messenger" und Anhängsel, entpuppte sich immer mehr in einem traurigen Lichte; die Schuld wurde als $50,000 angegeben. Die Synode machte neue Einrichtungen zur Tilgung der Schuld; vor allem wurde die "Era", das neue westliche Blatt, mit dem "Messenger" verschmolzen; dann ein Haupt-Editor, Dr. P. S. Davis, mit drei Gehülfs-Editoren, nach den drei östlichen Synoden, ernannt.—Die Kirchenfrage betreffend kam wesentlich nichts Neues vor.

Am 30. November fand noch *eine Special-Versammlung unserer Classis* in Allentown statt.—Aus neunzehn Punkten war der fünfzehnte: Massregeln zu treffen die "Delinquents" zu veranlassen, ihre Assessments zu bezahlen. Das Assessment für meine Pfarrstelle belief sich schon über $1000. Dem Poltern der Lancaster-Brüder wiesen wir nur ein lächelndes Gesicht und hörten den Rathschlägen stille zu, ohne nur eine Antwort zu geben. Dieser neue Anprall beruhte auf den Verhandlungen der Lancaster-Classis, die Br. Eckert auf die Klage hin, "Lancaster Measures" opponirt zu haben, suspendirt hatte. Allein auch auf diesen Schritt liessen wir uns nicht einschüchtern. Ich dachte: thut was ihr nicht lassen könnt! nachher komme ich. Die deutschen County-Zeitun-

gen stunden mir offen zur Kritik, und eine Beleuchtnng der Sache von da aus hätte Wunder gewirkt. Allein die Brüder wagten keine Schritte wie Suspension: die Beschlüsse hiessen nur, wie immer: Ihr müsset bezahlen! und zwar auf "Lawyer's Advice". Das letzte, natürlich privatim geäussert, war "a klee bissele geloge", denn einige Allentowner Lawyers gaben einer früheren angestellten Committee den Rath: nichts derartiges zu beginnen, da kirchliche Assessments nicht gesetzlich eingetrieben werden könnten.

Das *Pan-Reformirte Concil* hielt im Juli dieses Jahres in London eine vorläufige Versammlung, wo eine Constitution verfasst wurde, die allen reformirten Kirchen zu gleichem Rechte Eintritt zusagte. Das war ein Schritt vorwärts in unserer schrecklich selbstsüchtigen Zeit, da jeder gerne sein Ich auf Verlust des Andern obenan stellen möchte. Die erste allgemeine Versammlung dieses christlich würdigen Körpers wurde später in Philadelphia mit grossem Erfolg abgehalten.

Bei dem Frühjahrs-Abendmahl in der Ziegelkirche wurden noch einmal *Anklagen vor den Kirchenrath* gegen Glieder gebracht, die den Seipstowner Versammlungen Antheil nehmend beiwohnten. Wir forderten sie auf um sie zu hören. Es blieb uns nichts übrig als sie zu suspendiren, wie ungern ich es that, da es lauter gut gesinnte Glieder waren, die nur augenblicklich vom Schwarmgeist berührt waren.

Auf den 17. August hielt Dr. Bomberger für mich die Erntepredigt in Langschwamm. Das einzigemal, dass er für mich predigte. Ich wollte ihn nicht bemühen, da er so viel anderswo in Anspruch genommen war.

Sehr anstrengende Arbeit im Fruehjahr, besonders durch die Zeit da ich die Abendmahle hielt, brach meine schwache Gesundheit wieder völlig zusammen. Ich wurde krank und musste ruhen; kaum waren die Abendmahle vorüber, so blieb ich auch liegen. Nachdem ich mich etwas erholt hatte, versuchte ich wieder zu predigen, allein ich konnte kaum die Kirche erreichen. Um diese Zeit kam mein Schwager Llewellyn Fogel von Wilkes-Barre und drang in mich, eine Zeitlang mit ihm nach Wilkes-Barre zu gehen, um mich zu erholen. Ich nahm seine Einladung mit Dank an. Dort ruhte ich aus nach Leib und Geist und erholte mich. Ein anderer Schwager, E. Troxell, ebenfalls in Wilkes-Barre wohnend, fuhr mich im schönen Wyoming-Thal, wo Wilkes-Barre liegt, umher, nahm mich auch mit hinaus in die Berge bis nach der Toby-

hanna und Harvey's Lake, wo die frische erquickende Bergluft einen wohlthätigen Eindruck auf mich machte. Erst Ende Juni kam ich wieder zum Predigen. Es war aber wieder ein Schritt abwärts gegangen, von dem ich mich niemals mehr völlig erholte.

Um diese Zeit *kam Br. Frænkel eines Tages* nach Fogelsville zu uns auf Besuch und blieb mehrere Wochen bei uns. Wir unterhielten uns ganze Tage auf dem Gebiete der verschiedensten wissenschaftlichen Fächer und ich war erstaunt ihn, als noch jungen Mann, so gut beschlagen zu finden. Fränkel war damals auf seiner Flucht von Hazleton, wo ein Verhör vor seiner Classis ihm bevorstand und er suspendirt wurde. Er sagte mir davon aber kein Wörtlein, bis ich es in der letzten Woche seines Hierseins brieflich erfuhr. Als ich ihm die Sache anvertraute, machte es wenig Eindruck auf ihn; im Gegentheil er war die ganze Zeit heiter und sehr gemüthlich. Schade! für die schönen Talente, sein umfangreiches Wissen, das alles durch sein flatterhaftes, weltliches Gemüth eitel weggeworfen zu sein scheint.

Ein grosses Uebel wird in den letzten Jahren in unserer Kirche immer mehr herrschend; es sind unsere *Sonntagsschul-Picnics.* Mit grossem Missfallen muss jeder Christ darauf hinblicken. Sie fangen an gerade in ein rechtes Satansgelage auszuarten. Bald nach der Ernte geht es los; in allen Richtungen werden Picnics gehalten. Eine allgemeine Einladung sammelt die Leute irgendwo im Wald, wo ein wildes und rohes Leben geführt wird. Anfänglich war die Absicht, den Schülern ein unschuldiges Vergnügen zu machen. Allein bald musste auch eine "Brass-Band" mit, die lustige Stückchen aufspielte und das Gemüth der Lehrer und Kinder verweltlichte. Marketender-Tische wurden aufgerichtet und Erfrischungen verkauft, um Geld für die Sonntagsschule zu gewinnen. Da strömte denn die Welt herbei, und bald waren unsere Sonntagsschul-Picnics ein Bataillon, wo gegessen, getrunken, gespielt, gelacht und getümmelt wurde, wie es Satan nur wünschen konnte. Wochenlang dauerten diese Feste, bald an diesem, bald an einem andern Orte. Das Ganze ist ein wüstes Weltleben. Zuletzt benutzten auch die politischen Candidaten die Gelegenheit, um "Speeches" zu halten. Gott erbarme sich!

Im Nachsommer dieses Jahres musste ich trotz der Panik, die unser Land so schwer heimsuchte, *eine Scheuer bauen.* Ein kleines von Brettern aufgestelltes Ställchen konnte nicht

länger genügen. Eines Nachts regnete es stark und als ich Morgens nach dem Stalle kam, mein Pferd zu füttern, stand mein armes altes Schimmeli bis über die Hufe im Wasser. Es nickte mit dem Kopfe als wollte es sagen: Ist das nicht barbarisch? Ja wohl, du altes treues Thier, das geht nicht! und als mein Schimmeli nun noch gar lahm wurde, da hiess es: Ein neuer warmer Stall, mag es kosten was es will! Obwohl die Auslagen ziemlich bedeutend wurden, musste dennoch wieder gebaut werden. Der Bau mit den Kosten meiner drei Söhne auf der Schule war freilich schwer; allein auch dieser Hügel wurde erstiegen. Der Bau wurde angegriffen, ausgeführt und auch bezahlt, und nun war auf meiner Vieracker-Lotte alles im besten Stande.

In dies Jahr fällt auch *Moody und Sankey's erster Auftritt* in unserer Gegend. Es war im Herbst, als Moody und Sankey nach Philadelphia kamen; alle Blätter waren voll von Berichten über den neuen Evangelisten und über den Gesang Sankeys, der vor Tausenden ganz allein sang mit Begleitung eines Melodeons, das er selber mitspielte; und so sang, dass die Thränen den Zuhörern über die Wangen flossen. Ich wollte mir einen Begriff aus eigener Anschauung machen und wir reisten nach Philadelphia. Im Vorbeigehen nahmen wir auch Calvin von Collegeville mit. Moody und Sankey hielten ihre Versammlungen täglich und an jedem Abend im alten Reading Depot, wo Raum eingerichtet war für 8,000 bis 10,000 Menschen, der auch gewöhnlich allabendlich angefüllt und öfters überfüllt war. Nun, ich hörte Moody predigen und Sankey singen.—Beide Männer sind eine eigenthümliche Erscheinung. Moodys Predigt war ganz einfach, durchaus nichts vom hochfahrenden Geist des Schwärmers, demüthig aber voll Ernst und frei, jedes Herz erfassend, ohne dass man sagen könnte, dass er ein glänzender Redner sei; im Gegentheil machte er einige Verstösse gegen die Gesetze der Rhetorik. Für mich stund es fest, dass Gottes Geist durch ihn sprach und er ein tüchtiges Rüstzeug Gottes ist, ein Evangelist nach apostolischem Sinne. Und Sankeys Gesang? Ich fand gerade bestätigt, was ich gehört hatte. Was Moody im Predigen war, das war Sankey im Singen. Als Moody seine Predigt geschlossen, setzte er sich hin, und Sankey stund auf, machte einige Bemerkungen und nannte ein Lied, das er singen wolle. Er spielte einen kleinen Eingang auf dem Melodeon, von dem ich mir wenig versprach; aber kaum fing er an zu singen, so verspürte man ein Geisteswehen, das zum

Herzen floss und unwiderstehlich ergriff. Es war nicht die Kunst seines Gesanges—ich hatte schon weit grössere Sänger gehört — die das Herz ergriff, sondern ein Geistesleben, das durch sein Lied zum Herzen drang. Sankey predigte oder betete durch sein Lied, etwas was ich nie vorher in diesem Grade hörte. Bei den Gottesdiensten sang Sankey nicht allein, sondern es war ein grosser Chor von Hunderten von Sängern auf der Bühne. Wenn er allein sang, gab er es jedesmal aus und gewöhnlich sang er einmal bei jeder Versammlung. Auch waren grosse Hallen neben dem allgemeinen Versammlungs-Saale eingerichtet, wo nach dem Gottesdienst viele Helfer waren, Prediger der Stadt und andere beförderte Christen, die bereit waren, jedem Rath zu ertheilen, der nach den Versammlungen noch Fragen stellen oder Fürbitte haben wollte. Moody wies alle Erweckten nach den Gemeinden der Stadt und wies es auf das Entschiedenste ab, eine Secte oder Kirche bilden zu wollen. Er forderte aber die Prediger auf, beizuwohnen und die Ernte einzusammeln.

Das Jahr 1875 forderte zwei unserer alten Väter aus unserer Mitte: Vater John Zuilch in Steinsville und Dr. Daniel Weiser von Goschenhoppen wurden heimgerufen und entschliefen wohlbetagt.

Auch ein besonderer Freund und Glied meiner Langschwamm-Gemeinde, William Wagenhorst, wurde am 21. November durch den Tod abgerufen.

Im Verlaufe des Jahres schrieb ich die erste Hälfte meiner Epistel-Predigten für mein Predigtbuch. Alles Sperren dagegen half nichts, ich musste schreiben.

XXXV.

Das Jahr 1876.

Unsere alte Heimath Mosbach — Classis — Special-Classis in Catasauqua — Synode — Special-Classis in Allentown—Centennial—Verschiedenes.

Als ein Neujahrs-Geschenk erhielt ich von Dr. Calvin Knerr, meinem Grossneffen, eine grosse Photographie von *Mosbach am Neckar*, der Heimath meines Grossvaters, wo er 1739 geboren und als Gehülfe seines Stiefvaters, Inspector Helffenstein, predigte, und in 1771 nach Amerika auswan-

derte. Schön, sehr schön liegt die Stadt am Neckar. Man sieht über Stadt und den Fluss hinüber einen aufsteigenden Gebirgszug, der bis oben hinauf mit Weinbergen und Feldern geschmückt ist. Mitten in der Stadt sieht man den runden Thurm einer Kirche, in der mein Grossvater predigte. Dr. Knerr war, nachdem er in Philadelphia graduirt hatte, nach Europa gereist, um sich noch weiter auszubilden. Ich bat ihn bei seiner Abreise, die alte Heimath zu besuchen und wo möglich ein Bild von der Stadt mitzubringen.

Unsere Classis versammelte sich am 23. Mai in Macungie (Millerstown). Das Missionswerk unserer Classis in ihrem eigenen Bezirke: als Gründung neuer Pfarrstellen, wie auch Gemeinden, wurde ernstlich besprochen und ist höchst nöthig. Da aber die Mission weniger in Absicht lag als vielmehr die Interessen der Lancaster-Partei, die von der Vigilanz-Committee geleitet wurde und zwar so durchsichtig, dass bei jedem Vornehmen zu erkennen war, wie die ganze Absicht nur darauf hinaus ging, einen Lancaster-Mann unterzubringen — so scheiterten ihre Pläne, indem wir nicht einwilligten, und es wurde im Grunde wenig oder nichts ausgerichtet. Alle Vertheilungen der Pfarrstellen sollten durch eine Committee der Classis, die immer aus den einseitigen Hochkirchlichen bestund, geschehen, und immer hatte diese Committee einen Lancaster-Studenten oder einen ihrer Anhäuger vorräthig, der eingeschmuggelt werden sollte. Wollten wir in die Theilung sprechen oder einen Mann vorschlagen, selbst bei unseren eigenen Gemeinden, so hiess es: das wird die Committee schon versorgen, oder alle Gegenreden wurden aufgeworfen. Da sperrten wir uns, liessen sie die Hörner ablaufen—und es geschah nichts oder gab Streit wie in Slatington, Moore Township, Catasauqua und anderen Orten. Gemeine Politik und schmutzige Intriguen herrschten.—Auch wurde an der Classis wieder gesprochen von einer Theilung in zwei Classen. Diese Theilung wäre schon länger geschehen, allein die Hochkirchlichen fürchteten: wir Deutsche würden austreten und eine deutsche Classis bilden, wobei voraussichtlich war, dass diese deutsche Classis eine Mehrheit von Altreformirten haben würde und dadurch die Herrschaft der Lancaster-Partei verloren ginge. Nur diese Furcht schob die Theilung so lange auf.—Leider fürchteten einige deutsch-amerikanische Prediger die Bevormundung der europäisch-deutschen Brüder und an diesem "Bautze" strandete die deutsche Classis von Ostpennsylvanien. Alles Einreden half nichts!

Eine Special-Classis fand statt auf den 12. und 13. September in Catasauqua. Diese Versammlung wurde veranlasst durch Uebergriffe der Vigilanz-Committee. Diese Committee hatte, unter dem Schilde von Missionsthätigkeit, ohne Rücksicht auf Gemeinderechte zu nehmen, die Weissport und Moore Township Pfarrstellen gegründet. In Weissport wurde Freiman als Missionar bestellt; die Sache gelang. Die Gemeinde willigte ein, indem den Leuten vordemonstrirt wurde: die Classis würde der Gemeinde helfen, ihren Pfarrer als Missionar zu erhalten. Auf dieser Classical-Versammlung wurde ein Ruf an Freiman vorgelegt und bestätigt. — Anders ging es in der Moore Township Gemeinde. Dort wurde Br. Ernst auf dieselbe Weise von der Committee angestellt. Die Gemeinde aber — eine alte, schon lange bestehende — die ihren Kirchenrath, Kirche und alles hat, wollte sich keinen Prediger senden lassen, sondern selbst ausersehen und erwählen. Br. Ernst aber kam, predigte und wollte sich nicht abweisen lassen. Die Gemeinde protestirte bei dieser Versammlung, gegen diese Weise mit einem Prediger bedacht zu werden. Das half aber nichts. Br. Ernst erhielt Anweisung von der Classis selbst, fortzupredigen, und that so.

Die Synode hielt ihre Jahres-Sitzung in Reading, anfangend am 1. November. Ausserhalb dem gewöhnlichen Geschäftsgang waren es wesentlich zwei Punkte von Bedeutung, die besprochen und verhandelt wurden.—Es machte sich eine starke Strömung bemerkbar, um allen Verband mit der altlutherischen Synode abzubrechen. Das extreme Lutherthum hatte in den "Galesburg-Regeln" festgesetzt: keine Kanzel- noch Altar-Gemeinschaft mit anderen Confessionen zu halten. Diese Lieblosigkeit und verknöcherte Selbstsucht des Lutherthums bewog viele Glieder der Synode, die äussere Gemeinschaft mit solchen aufzuheben, die da meinten sie hätten das Reich Gottes in Pacht, während unter ihnen selbst doch vorherrschend Streit und Zwietracht waltet. Da aber der Hauptstrom der Hochkirchlichen, der in manchen Stücken jener Richtung folgt, noch an der Verbindung festhielt, so wurde der Abbruch der gegenseitigen Delegaten-Sendung nicht wesentlich gedrängt.—Der zweite Punkt war die grosse Schuld der Druckerei in Philadelphia. Diese stierte der Synode wie ein Gespenst ins Angesicht und trug Hörner und Klauen. Die Schuld wurde angegafft und angestaunt, ohne Mittel erdenken zu können, wie das Ungethüm los zu werden.

Die Kirchenfrage stund um diese Zeit etwa auf folgender

Basis: Die Führer des Hochkirchenthums fingen an einzusehen, dass sie ihre Neuerungen nicht durchzwingen konnten. Sie wollten die Controversie fallen lassen und lieber Frieden machen, als wie nach wenig Jahren dazu gezwungen werden. Jedoch ging dies mehr von Einzelnen aus als wie von den eigentlichen "Roosters". Viele haben von Anfang an jener Faction mehr äusserlich—versuchsweise—angehangen; waren nie wirklich damit einverstanden und nahmen die gesprochenen Friedensworte, die um diese Zeit anfingen recht geläufig zu werden, von Herzen auf. Die "Roosters" wurden stille und warteten, wie der Readinger Calender sagte: auf Hoffnung besserer Zeiten. Ich glaube, dass ihre Gesinnung noch heute dieselbe ist.

Noch eine Special-Versammlung unserer Classis fand statt auf den 5. December in Allentown. Die Moore Township Gemeinde fügte sich nicht in den Beschluss der Classis: in die von der Classis (Vigilanz-Committee) geschnittene Pfarrstelle zu gehören und den aufgedrungenen Pastor anzuerkennen. Die Sache wurde nochmals von der Classis verhandelt, aber von Seiten der Classis von ihrem früheren Standpunkt aus. Sie blieb auf ihrem Ausspruche; dass die drei Moore Township Gemeinden eine Pfarrstelle seien und Rev. D. B. Ernst der Pastor derselben. Die Classis hatte hiermit einen Machtspruch gethan und zwar wider Billigkeit und Recht, und Bruder Ernst wollte nach dem Spruche handeln und predigte fort. Die Gemeinde aber that anders. Sie schloss dem Pfarrer die Kirchenthüre zu, und als sie aufgebrochen werden sollte, um Pfarrer Ernst predigen zu lassen, gab es böse Händel. Die Sache wurde vor das Gericht gebracht und die Glieder, die sich für ihre verschlossenen Kirchthüren wehrten, für ihre Thätlichkeiten bestraft. — Wer aber war Schuld an der Sache? Die Gemeinde bestund auf ihrem Rechte, und keine kirchliche Behörde hat ein Recht, ohne Mitwirkung einer organisirten Gemeinde, solche in ein beliebiges Feld zu schneiden und ihr einen Pfarrer als Missionar zu senden, und wenn sie solchen bei einer Wahl abstimmt und verwirft, dann aufzwingen zu wollen.—Das Gemeinde-Recht bleibt in der reformirten Kirche, trotz allen sophistischen Drehungen und Wendungen von kirchlichen Behörden, wie solche vom Hochkirchenthum unserer Zeit der alten Ordnung entgegen gestellt werden. Wäre die Vigilanz-Committee unserer Classis damals recht und billig gewesen, hätte die Kirchenräthe jener Gemeinden, nach einer Besprechung, zur Gründung einer Pfarr-

stelle, frei gelassen einen Prediger sich selbst zu rufen, so wäre alles im Frieden abgelaufen. Allein es sollte ein Lancaster-Mann hinein gezwungen werden, und zu diesem Zwang liess sich die Gemeinde nicht treiben. Pfarrer Ernst musste fort und erst als eine freie, ungehemmte Wahl gehalten und Br. John Schmidt, ein altreformirter Mann, erwählt war, wurde der Friede umgehend hergestellt. Der Gestank, den die East-Pennsylvania Classis durch ihre Machthandlungen verursacht, wird noch lange bleiben!

Am 10. Mai fand die *Erœffnung unseres "Centennials"* statt. Es war das Fest unseres hundertjährigen nationalen Bestehens und zugleich auch eine grosse Weltausstellung. An Grossartigkeit suchte diese Begebenheit ihres Gleichen. Die Ausstellung fand ihre Einrichtung auf dem Fairmount Park in Philadelphia. Die Eröffnung am 10. Mai vollzog Präsident U. S. Grant mit einer kurzen Rede im Beisein seines Cabinets, des Congresses, des Kaisers von Brasilien, des Governör Hartranft und der Gesetzgebung von Pennsylvanien, nebst vielen ausländischen Gesandten und etwa 200,000 Besuchern. Die Eröffnung fand statt auf der Terrasse der Memorial-Halle.—Die Ausstellung spottet aller Beschreibung. Die Bauten sind von ungeheurer Grösse und der ganze Park, von vielen Acker, ist in eine märchenartige Stadt verwandelt worden, wo jeder Staat der Union und manche ausländische Nationen Gebäude aufgestellt haben. Die Haupt-Gebäude decken viele Acker Grund. Die Ausstellungen der Kunsterzeugnisse aller Länder der Erde übertreffen alle Vorstellung. Viele gedruckten Berichte machen alle Beschreibung unnöthig. Wir, Frau und ich, besuchten die Ausstellung dreimal im Laufe des Sommers und nahmen auch unseren kleinen Willie einmal mit, damit er eine Erinnerung von der Sache haben möchte.

Verschiedenes.

Bruder Alfred J. G. Dubbs wurde in der neu-gegründeten Gemeinde in Allentown erwählt als Pastor und resignirte seine Trexlertown-Stelle. Dubbs brachte Reber, einen Lancaster-Mann, an seine Stelle. Reber zog nach Macungie, wo er mit guter Zufriedenheit der Gemeinden wirkte.

Im Mai wurde ich zu H. Herzog nahe bei Macungie gerufen, der erkrankt war. Herzog war früher mein Gemeindeglied in Langschwamm. Er litt an Uebernährung und wog nahe 400 Pfund. Er trank zu viel Wasser. Mein Lebenlang hatte ich noch keine so massenhafte Gestalt gesehen.

Am 4. April beerdigte ich Mutter Peter Moyer in Lynn; sie war am 30. April 1804 in Sengach, Maulbronn, Württemberg, Europa, geboren. Mutter Moyer war ein Muster von einer christlichen Hausfrau und so lange ihr Gatte lebte, war ihr Haus mein stetes Absteigequartier, wo ich immer mit Liebe und Zuvorkommen aufs freundlichste eingeladen und aufgenommen wurde.

Am 13. April beerdigte ich meinen alten Freund Daniel Clader; er war mit meiner Cousine Laura Fischer verehelicht, trieb in Rothrocksville ein grosses Storegeschäft und war Vorsteher in der Ziegel-Gemeinde. Die Leichenpredigt hielt ich im Leichenhause, da er nach Allentown begraben wurde, wo seine Verwandtschaft wohnte.

Am 27. April beerdigte ich Organist Friedrich Schmidt an der Lynn-Ebenezer-Kirche. Obgleich er lutherisch war, verlangte die Familie: ich solle die Leichenpredigt halten. Zwei Wochen vorher starb seine Frau und der alte Vater folgte rasch nach. Fr. Schmidt war ein gründlich gebildeter deutscher Schullehrer, der mit viel Segen lange Jahre an der Lynnville-Gemeinde gewirkt hatte. Er war aus Baiern, Europa, gebürtig. Pfarrer Fegely, der lutherische Prediger der Gemeinde, hat das Personal.

Jetzt erst, am 14. Juni, kamen wir zur Versetzung der Ueberreste von meinen Grosseltern und Vaters nach dem neuen Cemetery der Ziegel-Gemeinde. Die Herrmans und selbst mein Bruder nahmen Verdruss daran. Da aber das alte Familien-Begräbniss in Maxatawny gänzlich im Verfall ist und niemand es aufbessert, so nahm auf mein Zurathen Tante B. Schmidt, die einzige noch lebende Tochter, die Versetzung auf sich und die Sache wurde ausgeführt ohne weitere Folgen. *Requiescant in pace.*

Am 14. Juni kam Nevin von Tiffin zurück, seine Sommer-Ferien zu Hause zu verbringen. Er brachte Dr. Rust's Sohn mit, der die Vacation grösstentheils bei uns verbrachte.

Ende August fing ich meinen Hausbau auf unserem Maxatawny Property an. Meine Cousine Amelia Helffrich überschrieb mir alle ihre Anrechte, so dass ich bauen, verbessern oder verkaufen konnte, wie es mir zu meinem Nutzen schien. Der Bau des Hauses und Ausbesserung der Scheuer kostete mich über $800.

Mein alter Freund und Studien-Genosse Rev. S. K. Brobst, der lange Jahre, ja schon seit der Zeit seines Studiums, an Auszehrung litt und nur durch ein Wunder so viele Jahre le-

ben konnte, durfte endlich seine Arbeit niederlegen und zu seiner Ruhe eingehen. Ein treuerer Arbeiter im Dienste seines Meisters, und ein demüthigeres Gemüth voll herzlicher Liebe, wird schwerlich gefunden. Einmal sagte Br. Brobst —es war als mir der Doctor-Grad verliehen wurde—in seiner Kirchenzeitung: Schade, dass Dr. Helffrich nicht lutherisch ist; so möchte ich jetzt, aber in aller Liebe, Br. Brobst nachrufen; Schade, dass Du, lieber Bruder, manchmal ein bischen zu hart lutherisch warst!—Br. S. K. Brobst starb am 23. December in Allentown und wurde am 28. December daselbst beerdigt. Ein echter Israelit, in dem kein Falsch war!

Im Verlauf des Jahres schrieb ich mein Predigtbuch fertig, bis auf die Lücke, die durch meine Krankheit veranlasst wurde.

XXXVI.

Das Jahr 1877.

Der Winter fuer mich — Classis — Synode — Projekt einer altreformirten Synode—Verschiedenes.

Der Winter dieses Jahres war mir schwer und dunkel. Es war einigemal sehr kalt und ich hatte mich mehrmals schwer erkältet, nur mit knapper Noth konnte ich meinen Amtspflichten nachkommen. Wenn ich Abends heimkam, summte und brauste es stundenlang in meinem Kopfe, oft nach Mitternacht erst konnte ich einschlafen. Die geringste Störung brach meinen Schlaf und ich lag wach bis zum Tagesgrauen; dabei kreisten allerlei Phantasie-Gebilde durch meine Seele, dass ich mich wie von einer Meute getrieben und gehetzt hin und her warf. Bei all dem aber war nie der Frieden meines Herzens gestört, manchmal konnte ich über das traurige Geschick lächeln; dann wieder folgte die Schwermuth und Satan wollte mich mit Fäusten schlagen. Nur zu! sagte ich dann, Alles hat seine Zeit, und nach jeder dunkeln Wolke kam wieder ein heller Sonnenblick. — Dass aber diese Lage nicht so fortgehen konnte, war mir klar; eine Aenderung musste eintreten, sollte ich nicht meine Sinne verlieren. Wie aber diese Aenderung eintreten sollte, das war mir verschlossen — doch wusste ich, dass der Herr "Weg hat aller Wegen" und dass er zu seiner Zeit eintreten werde. Ob diese Wege aber

der Tod oder einstweilige Ruhe von meiner Arbeit sein werde, das konnte ich von ganzem Herzen in seine Hände legen.

Die *Classis versammelte sich* zu ihrer Jahressitzung am 7. Mai in der Südwhitehall-Kirche (Mickleys). Die Classis besetzte ihre Catasauqua-Mission, wo Br. Kopplin resignirte, mit J. J. Christ, einem Studenten, der eben von Lancaster gekommen war. — Mit Ausnahme von Xander entliess die Classis einstweilen alle ihre Studenten in Lancaster, unter der Anweisung: die Casse ist leer und ihr könnt eine Zeitlang Schule halten. Die Delinquents zahlten die Lancaster-Assessments nicht, und die Lancaster-Brüder wollten ihre Arbeit, da sie solche uns nicht aufsatteln konnten, auch selbst nicht tragen, da mussten oder sollten die armen Schlucker denn Schule halten, was dem Lancaster-Geiste (Demüthigung) gar schlecht entsprach. — Die Assessments für die Lancaster-Beneficiaten wurden aber mit Löwengesichtern eingefordert, und da nichts heraus zu "gucken" noch zu pressen war, wurde beschlossen, die Sache der Synode vorzulegen. Auch diese Drohung half nichts. Allein wir schauten doch mit Neugier darauf hin, was die Synode beschliessen würde. — Die Sache ward im Herbst in gar gemilderter Form vor die Synode gebracht. Es hiess: 1. Sind Pfarrstellen verpflichtet, Auflagen für wohlthätige Zwecke aufzubringen? — (warum nicht "Beneficiary Education in Lancaster" gesagt, denn darum handelte es sich?) und 2. Welche Abhilfsmittel besitzt eine Classis, im Fall Pastor oder Pfarrstelle sich nicht gehörig anstrengen, dieser Pflicht nachzukommen? Diese Anfragen, einer Committee übergeben, wurden von derselben berichtet und von der Synode beschlossen: 1. Dass Pfarrstellen verpflichtet sind, Auflagen für wohlthätige Zwecke zu bezahlen. (Das läugneten wir auch niemals in allen allgemeinen Fällen, allein für Lancaster-Beneficiaten zahlen und unsere Studenten fallen lassen, wäre ja ein kirchlicher Selbstmord gewesen. Die anderen wohlthätigen Zwecke wollten wir zahlen unter der Bedingung, dass die Classis uns von diesen frei liesse. Da die Classis dies uns verweigerte wider Recht, so bezahlte—wenigstens ich—gar keine Assessments, um zu meinem Rechte zu kommen.) 2. Weil aber solche Gaben nur moralische und keine gesetzliche Verpflichtungen sind, sollen Classen ihre Pastoren und Pfarrstellen liebevoll dazu bitten; im Fall der Verweigerung aber keine Zwangsmittel anwenden. Der Vorsitzer der Committee war Dr. VanHorn, das sprach schon für sich selbst; die Synode hatte auch um jene Zeit schon viele Friedens-

Stimmen und da ging ein solcher Beschluss schon durch, wie schwer es auch Manchen ankam.

Eine aufgeschobene Versammlung fand statt auf Pfingsten in Allentown, wobei nur verspätete Geschäfte abgehandelt wurden.

Die Synode hielt ihre Versammlung im October in Allentown. Schon vor der Versammlung wurden Stimmen laut, die eine Einigung zwischen den zwei streitenden Richtungen in der Kirche bezweckten. Diese Friedensrichtungen wurden immer lauter. In Nummer 19 des "Hausfreunds" brachte Bruder Bausman von Reading einen Artikel über Kircheneinigung, worin entschieden nach Frieden gerufen wurde: "Man hackt und hebelt schon lange genug auf die Streitpunkte und es ist hohe Zeit, mehr Gewicht auf das zu legen, worin wir alle einig sind." Dass der Ruf ernst gemeint war, bewies das, dass er in seinem Artikel auf die Hauptsache los ging. Er sagt: Wir haben vier englische und vier deutsche Liturgien, und behauptet, dass diese von Predigern der zwei Richtungen leicht in eine befriedigende vereinigt werden könnten. Die Friedensbewegung wurde immer reifer, allein auf dieser Synode wurde noch nichts verhandelt. Es schien, jede Richtung fürchtete sich die Sache anzugreifen.

Die Synode behandelte besonders die Missionssache. An Bruder Levans Stelle, der resignirte, wurde Dr. Theodor Appel als Missions-Superintendent erwählt. Die ausländische Mission wurde ebenfalls mit Nachdruck besprochen und Japan als ein geeignetes Land unserer Thätigkeit empfohlen.

Eine *schwere Stunde der Pruefung* sollte auch über unser Ursinus-Collegium kommen. Unter dem nun schon so lange dauernden Gelddruck unseres Landes konnte es nicht ausbleiben, dass die Gaben zu wohlthätigen Zwecken nachliessen oder doch geringer wurden. Schon in den letzten Jahren gab jede Pfarrstelle weniger. Nebstdem hatten wir zu viele Beneficiaten in Ursinus aufgenommen und einige Brüder liessen ihre Studenten auf der Anstalt sitzen, ohne angemessene Gelder einzusenden. So ging alles Geld hin, nur um das Collegium im Gange zu halten, und reichte nicht zu. In den letzten vier Jahren wurden über 7000 Thaler nur für Beneficiaten verausgabt. Mr. Hobson, unser Schatzmeister, schoss in die Kasse aus eigenen Mitteln über 3000 Thaler vor—so kam es nun zu einer Krisis, die wie ein Alp drückte. Hobson musste sein vorgeschossenes Geld haben oder wohl selbst untergehen; da war nun guter Rath theuer. Es handelte sich zunächst

nur um Hobsons $3000, allein wo sollten diese herkommen? Doch der Herr half! Mehrere unserer Hauptmänner gaben jeder $500, einige in Noten. Hobson konnten $2000 ausbezahlt werden, die dunkelste Wolke schwand, und nach und nach ging es wieder besser.

Ein neues Project, *die Gruendung einer altreformirten Synode*, die aber mit der General-Synode in Verbindung stehen sollte, kam auf um diese Zeit. Schon in Allentown bei der Synode wurde die Sache privatim besprochen und eine kleine Conferenz nach Ursinus berufen, die vorläufige Anstalten machen sollte, die Sache auszuführen. Diese Conferenz versammelte sich in der zweiten Woche im November an Ort und Stelle und berathschlagte etwa vier Stunden. Es wurde beschlossen, ein Memorial der nächsten General-Synode vorzulegen und die Synode zu ersuchen, ein Amendment zur Constitution an die Classen ausgehen zu lassen, um eine Synode auf obigem Grunde gesetzlich bilden zu können. Es wurde eine Committee ernannt aus folgenden Personen bestehend: Bomberger, Helffrich, Weiss, Kremer, Klopp, Sechler, Van Horn, Judge Hoover und Wiest, welche die Führung der Sache übernehmen sollten. Das Memorial wurde verfasst und Alles auf die General-Synode in Bereitschaft gehalten. Je nachdem sich die Sachen stellen würden, sollte vorwärts gegangen und wenn nothwendig eine allgemeine Convention, wie die in Myerstown, abgehalten werden. Im Falle aber an der General-Synode unsere Rechte von der Lancaster-Fraction anerkannt würden, so war der Schritt unnöthig. — Gottlob, dass wir zu den Schritten nicht gezwungen wurden, sondern bei der Synode die Friedensrichtung durch Bruder Weisers männliches und christliches Auftreten durchbrach.

Verschiedenes.

Pastor B. B. Ernst, der für die Moore Township Stelle von der Classis aufgezwungene Prediger, erkrankte und starb in Bath. Er starb am 8. März. Sein Tod machte Frieden in jener Stelle. Die Gemeinden wählten sich ihren Prediger selbst, in der Person von I. E. Smith, einer unserer Männer —aus meiner Lowhill-Gemeinde—und seither herrscht Friede dort.

Am 14. April wurde der alte Vater, *Ehrw. Dr. J. S. Dubbs*, heimgerufen und am 19. April beerdigt. Die Doctoren Weiser, Bomberger und Gerhard predigten bei seiner Beerdigung.

Dubbs begann seinen Lauf als Prediger in der Herrmans-Synode, kam aber beim Aufbruch derselben in die alte Synode zurück und wirkte mit gutem Erfolg lange Jahre in seiner letzten Stelle. Sein Alter war 80 Jahre.

Noch ein Todesfall aus der Reihe der Glieder unserer Classis folgte rasch auf Vater Dubbs' Absterben: *Dr. John Beck* von Easton. Dieser Bruder starb am 18. April und wurde am 25. April beerdigt.—Bruder Beck war begabt und ein gebildeter Prediger. Seine Gesinnung war hochkirchlich, wohl aufrichtig, aber nicht ohne Schlauheit, seine Zwecke zu erreichen. Sein Ziel war ihm mehr Hauptsache, als der Weg dasselbe zu erreichen. Er war Führer der Hochkirchlichen in unserer Classis. Seine Klugheit und Schlauheit errang ihm diese Stellung, obgleich Loos doppelt so viel polterte, von Brendel und seines Gleichen nichts zu sagen.

Die Hamburg-Gemeinde, in der Lebanon-Classis, war unter uns für den jungen Welker gezählt. Dr. Bomberger war in Hamburg im verflossenen Winter, die Stelle für ihn zu sichern, allein Welker verzichtete auf dieselbe. Nun kam die Reihe an Moses Peter, mein Student von der Heidelberg-Gemeinde. Er predigte dort, wurde erwählt und berufen und trat in den Dienst derselben.

Endlich konnte auch *Calvin mit Prof. Van Hagen* in Ursinus nicht mehr länger aushalten. Die Winter-Session war die letzte. Ich sandte ihn durch die Sommersitzung nach Lancaster, wo es ihm sehr gefiel. — Nevin graduirte im Sommer in Tiffin. Als er im Herbst wieder nach Tiffin ging, um in's Seminar einzutreten, sandte ich auch Calvin mit dorthin.

Wenzel Walenda ging jetzt auch mit nach dem Missionshaus in Sheboygan, wo er endlich zum Studium kam. Er hatte sich mit Rosa Ziegler, Tochter von Charles Ziegler, verehelicht. Sie blieb im ersten Jahre bei ihren Eltern. Walenda studirte fleissig und schwang sich rasch auf.

Ich schrieb die Luecken nach, die im letzten Jahre in meinem Predigtbuch geblieben waren.—Als ich mich jetzt nach einem Verleger umsah, erschrack ich über die Preise, die mir gefordert wurden. Ja, da muss der Druck unterbleiben, wo sollten $3000 herkommen. Die Sache schlummerte ein, bis ich wieder von Florida heimkam und man mir keine Ruhe mehr liess.

XXXVII.

Das Jahr 1878.

Erste Reise nach Florida—Ursinus—General-Synode—Classis—Oestliche Synode—Im Herbst abermals krank—Verschiedenes.

War meine Gesundheit im letzten Sommer und Herbst angehend, so wurde ich doch nicht wesentlich besser. Jetzt im Winter zog ich mir eine Erkältung zu und wurde recht elend. Ich dachte nach was zu thun sei; da kam mir eines Tages der "Florida New-Yorker" in die Hände. Dies war ein Blatt, das im Interesse der Florida Transit Railroad Company in New York verlegt wurde, und den "Florida-Boom" nach amerikanischer Weise in den glänzendsten Farben auftrug. Florida wurde als ein Eldorado dem Volke angepriesen und Viele fingen an im Winter dahin zu reisen.—Auf den Monat Februar war eine Excursion von New York und Philadelphia dorthin veranstaltet; da fuhr es auch mir durch den Sinn, die Reise mitzumachen, um wenigstens einen Monat zu ruhen und andere Luft zu athmen. Mein Student Mabry, jetzt im Seminar in Ursinus, sagte mir zu, unterdessen für mich zu predigen; so lag meiner Reise nichts im Wege und die Sache wurde festgesetzt. John, mein ältester Sohn, der in Emaus practicirte, entschloss sich, nachdem ich ihm die Sache vorgelegt, mitzumachen. Nun schrieb ich meinem Sohn Nevin in Tiffin von der beabsichtigten Reise. Aber siehe, eines Abends in der Woche vor meiner Abreise, da kommt mein Sohn Nevin von Ohio angestiefelt. Und als Antwort auf meine Frage: Was willst Du denn jetzt zu Hause? hiess es: mit nach Florida. Ich wollte ihm die Sache nicht absagen und so wurde beschlossen, miteinander zu gehen—Am 2. Februar beerdigte ich John Neff in Lynn; es war kalt und lag Schnee; ich dachte mir den Wechsel im Clima, wenn wir in Savannah ans Land steigen würden. Wir traten unsere Reise an und nahmen noch John Lichtenwallner, meinen Nachbar, mit, der sich ebenfalls entschieden hatte Florida zu sehen.

Wir verliessen Philadelphia Samstag den 9. Februar. Traten wir unsere Reise auch mit gutem Muthe an, so doch nicht mit der freudigsten Aussicht. Die Wetterberichte ver-

kündigten soeben grossen Sturm nördlich und südlich; und gerade über unsern Weg sagten sie auf Abends und den kommenden Tag Sturm an. Wir begaben uns um 11 Uhr auf den Steamer Juniata, Capitän Catharine, und traten unsere Reise im Namen Gottes an. Unter wehenden Tüchern und Hurrahs verliessen wir den Hafen Philadelphias. Den Delaware hinab ist es eine Lustreise, schön und glatt streicht das Boot über die stillen Wasser dahin. Man hängt da seinen Gedanken ungestört nach, baut Luftschlösser und die Phantasie macht ihre Sprünge ins Weite unter schönen Himmeln in sonnige Lande. Seit ich ein Knabe von vierzehn Jahren war, hatte der sonnige Süden seine Herrlichkeiten mir vorgespiegelt, und doch war dies die erste Reise ins Land der Tropen.

Nun ja, stille und glatt ging es den Delaware hinab bis nach Cape May. Dort steht der Leuchtthurm mit seiner Drehscheibe. Freundlich leuchtet er zu unserem Boote herüber. Aber gleich dort draussen rauschen die Wogen des Oceans, und über seine Wellen mussten wir, wollten wir nach Florida kommen. Schon war's Nacht, als wir an Cape May vorüberfuhren. Die ersten Wellen schlugen ans Boot. Wir waren auf hoher See. Der angekündigte hohe Wind liess auch nicht auf sich warten. Unter scharfer Brise stachen wir hinaus in die See. Luftschlösser und Phantasie nahmen gar bald Reissaus. Wir passirten in der Nacht, etwa 50 Meilen vom Lande, die Küste von Delaware und am Sonntag Morgen die Chesapeake Bay. Mit Tagesgrauen stieg der Wind immer höher und machte ein gar grimmig Gesicht. Als die Morgenglocke zu Tische einlud, fand sie wenig Gehör. Etwa zehn aus mehr denn fünfzig, die an Bord waren, kamen und setzten sich, die Andern waren ganz still in ihren Staterooms geblieben und waren—recht schrecklich seekrank. Ja, krank! und ich einer der Allerkränksten. Ist man zuerst furchtsam das Schiff möchte untergehen, so wäre man nun froh, wenn es doch nur versinken würde, um nur solche erbärmliche Krankheit los zu sein. Ich hatte das Ding vor etwa dreissig Jahren schon einmal auf den Seen durchgemacht, aber rein vergessen. Gewiss, es wurde wieder recht lebendig neu! Bis Montag Mittag kam kein Bissen in den Magen.

Gegen Abend nahten wir uns dem gefährlichen Cap Hatteras an der Küste von Carolina. Neptun stand dort drüben und forderte mit drohender Faust sein Opfer. Der Wind wurde nun völlig zum Sturme. Die Wellen schlugen, dass der Schaum über Bord spritzte. "Und es wallet, und kochet,

und brauset, und zischt!" Da war mit allen Sperren kein Ausweg; o, o, was war das für uns Landratten ein Husten und Pusten! Wer nicht einen solchen Sturm mitmacht, hat keinen Begriff davon. Der Kiel des Schiffes stieg in die Höhe, als sollte es in die Wolken fahren; in der nächsten Secunde geht es hinab, als wollte es in die Tiefe tauchen; und so entsteht ein wildes Jagen, als wenn böse Geister uns in den Abgrund treiben wollten. Ich dachte, als ich die Seeleute hin und her gehen sah, sie müssten andere Beine haben als ich. Meine Beine kamen mir bei einem Schritte zu kurz vor, bei dem andern zu lang. Alles letz, alles verkehrt! Da war nichts zu thun als sich hinsetzen und den lieben Gott walten zu lassen. So sass ich manche Stunde—und lang waren sie—liegen konnte ich nicht, und dachte: Was doch für Dummheit! lässest dich hinauslocken auf das tolle Meer und könntest ganz ruhig daheim sitzen bei deinen Lieben. Mitgefangen, mitgehangen!—Es sollte aber noch toller werden. Gegen neun Uhr in der Nacht kam noch das noch furchtbarere Rollen des Schiffes. Wir machten Kehrt um Hatteras herum; dabei packten die Wellen das Schiff von der Seite und warfen es von einer Seite zur andern, dass die Balken krachten; ich musste mich halten und stützen, dass ich nicht vom Sitze geworfen wurde. In Philadelphia war Br. A. J. G. Dubbs, als wir abgingen. Sein Abschiedswort war: Erst werdet ihr die kleinen Fische füttern und zuletzt vielleicht die grossen. Wie der Sturm recht am Schütteln und Rütteln war, kam mir das Wort wieder in den Sinn. Das Erste geschah freilich, vor dem Zweiten hat uns Gott behütet. Gerade als es am schlimmsten war, kam unser Capitän in die Kajüte, setzte sich neben mich, und sagte halb lächelnd und doch voll Mitgefühl: Noch eine Stunde, und wir sind um das Cap herum, dort können uns die Wellen nicht mehr fassen und das Schlimmste ist vorbei. Im Gespräche machte er die Bemerkung, dass so oft sie noch einen Prediger an Bord gehabt hätten, sei jedesmal des Sonntags so heftiges Wetter gewesen, dass kein Gottesdienst habe stattfinden können. Ich frug ihn, ob er meine, wir Prediger seien vielleicht alle Jonas? Freundlich erwiderte er: O nein! aber ihr sollt die Gefahr der See kennen lernen, dass die Kirche uns Seeleuten mehr im Andenken hält. Er hat wohl recht.

Gegen Morgen war das Cap umfahren, und ob auch der Wind noch immer hoch ging, wurden die Wellen doch ruhiger, die Gefahr war vorbei. Schnell entwickelte sich auf dem

Schiffe ein zugängliches und gemüthliches Miteinander. Bis Dienstag waren wir so ziemlich alle miteinander bekannt und am Tische sassen selbst die Ladies wieder heiter und fröhlich.

Aber was es doch für Menschen in der Welt gibt! Kaum ist der Sturm vorbei, so sitzen sie und spielen Karten etc. — Ich wünsche Niemandem etwas Böses, doch wäre es mir recht gewesen, wenn Neptun die Tische sammt den Karten über Bord geblasen hätte, und hätte auch dabei der Eine oder der Andere die Nase verschunden. — Am Dienstag Morgen um vier Uhr wurde der Leuchtthurm von Savannah sichtbar. Bald fuhren wir in die Bay, die mit Schiffen, welche mit Cotton beladen nach allen Landen segeln, gefüllt ist. Rechts und links in weiter Ferne tauchen die Pinewaldungen auf. Bei der Einfahrt steht links das alte spanische Fort Montello, das über hundert Jahre alt ist. Gerade mitten in der Bay erhebt sich Fort Pulaski. Die Ebbe war eingetreten, das Wasser seicht und so wurde es Mittag, bis wir an der Werfte anlegten. Terra firma! Gottlob! — Unser Kapitän wie unser Schiff bleibt mir ein freundliches Andenken an die rauhe See.

Anderes Land, andere Leute. Wir landeten am Dienstag Mittag im Hafen von Savannah in Georgien. — Wenn ein Schiff an der Werfte anlegt, beginnt ein reges Leben; es will seines Inhalts los sein, und auch der Mensch freut sich, wieder festen Grund unter die Füsse zu bekommen. Alles drängte hinaus, ich mit. Aber siehe, eine neue fatale Geschichte. Die ganze Erde wankt und schwankt. Hat man zuerst auf dem Boote keine entsprechenden Beine, entweder zu kurz oder zu lang, so ist es jetzt wieder so. Alles taumelt, wie der Betrunkene im Liede vom Monde; man kann es nicht glauben, dass man es selber ist.

Als unser Boot in den Hafen gefahren, versammelten sich die Excursionisten zu Ehrenbeschlüssen für unseren Kapitän, und luden ihn ein, mit uns im Marshall House Dinner zu nehmen. Dahin ging nun unser Weg zuerst. Nach dem Essen erhielten wir vom Editor der "Morning News" eine Einladung, seine Druckerei zu besuchen. Wir durchstrichen das weitläufige Gebäude bis hinauf auf die Kuppel, wo eine herrliche Aussicht über die Stadt sich vor dem Auge entfaltet. Als wir herab kamen, waren von den Eigenthümern der "Morning News" Carriages vorgefahren für uns, die uns nach Bonaventura und Thunderbolt nahmen. Zurückgekommen machten wir noch einen Ausflug nach Laurel Grove, dem Cemetery der Stadt. Es ist in vortrefflichem Stande erhalten.

Grossartige Monumente bezeichnen die Gräber mancher Reichen. An einem anderen Ende ruhen bisher, aber ohne besondere Auszeichnung, die in der Schlacht von Gettysburg gefallenen südlichen Soldaten. Das Cemetery ist mit den herrlichsten Anpflanzungen geschmückt.

Savannah hat schon ein südliches Aussehen. Menschen, Bäume, Pflanzen, Erde und Himmel — alles sieht anders aus als wie bei uns im Norden. Die Leute sind nicht so eilig wie in unseren grossen Städten. Bei uns herrscht das Geschäft mehr vor, im Süden das Leben. Es wird durch das günstige Klima der Erde das Auskommen leichter abgewonnen. Da nehmen die Menschen auch alles leichter, und je weiter südlich, desto mehr verliert sich das eilige Jagen und Rennen nach den Gütern der Welt. Keinen bekannten Baum oder Pflanze findet das Auge, alles ist neu und anders. Die Erde ist Sand, nichts als Sand. Der Mond scheint gerade über dem Haupte und die Sterne scheinen heller und klarer durch den reinen Aether. Die Bauait der Stadt ist anders als bei uns; schlechter, nicht so fest und prachtvoll. Dagegen hat sie den Vorzug der südlichen Baumarten. Mein erster Blick wurde von den glänzend grünen Magnoliabäumen gefesselt, die ihre Blätter das ganze Jahr grün erhalten. Alle Strassen der Stadt sind dicht mit Bäumen bepflanzt.

Die Hauptstrasse hat noch in der Mitte einen Schattengang für Fussgänger, der mit zwei Reihen Bäume gegen die Sonne geschützt ist. Nebenher laufen die Strassen, dann das Pavement, ebenfalls wieder mit einer Reihe Bäume geziert. In den Höfen stehen einzelne Orangen- und Palmettobäume. Mitten in der Stadt liegt ein altes Cemetery voll verfallener Denkmäler, das zu einem öffentlichen Park geworden ist. Die vier Thore stehen offen, Jeden zum Einkehren einladend. Viele Gräber sind wie kleine Häuser mit Backsteinen aufgeführt, deren Dächer aus der Erde hervorragen. In grösster Unordnung stehen die verschiedenartigsten Bäume unter vielen verfallenen Steinen zerstreut. Nirgends geordnete Pfade, alles wild und traurig.

In der Stadt herrscht Reichthum und Armuth, schwerlich ein Mittelstand. Der Baumwollhandel von Georgien hat seinen Ausfluss durch Savannah. Nach allen Ländern streichen die Schiffe mit diesem Handelsartikel aus dem Hafen Savannahs. — Die Stadt ist in den Händen der Deutschen. Deutscher Fleiss hat die einträglichen Geschäfte an sich gezogen. Die reichsten Leute sollen Deutsche sein. Sollte unsere Kir-

che nicht hier ein Interesse haben? Die lutherische Kirche ist gut vertreten, warum unter so vielen Deutschen nicht auch unsere Kirche?

Erst am Mittwoch konnten wir unsere Reise fortsetzen. Die "City of Bridgeton", die uns nach Jacksonville in Florida nehmen sollte, wurde durch den Sturm Tage aufgehalten. Der Sturm hatte das Wasser aus den Lagunen hinaus gezogen und liess keinen Durchweg; so war das Boot sitzen geblieben, bis die Flut das Wasser zurückbrachte. In der Nacht kam endlich der Steamer an, und unsere Excursion vereinigte sich mit der von New York, die ebenfalls am Samstag unter Leitung von Oliver, Editor des "Florida New-Yorker", New York verlassen hatte. Die "City of Bridgeton" nahm uns Alle auf. Obgleich es aber ein grosser River-Sieamer ist, konnten doch nicht Alle Staterooms erhalten. Capitän Oliver war sehr krank, und da er kein Stateroom mehr bekommen konnte, gaben mein Sohn und J. H. Lichtenwallner von Fogelsville das ihrige an ihn ab.

Unsere Reise von Savannah nach Jacksonville ist eine wunderliche Fahrt gewesen. Längs der ganzen Seeküste, 280 Meilen bis nach dem St. John's River, erstrecken sich Savannen—grosse Grasebenen, meistens aus Sumpf und nur wenig trockenem Lande bestehend. Durch diese Savannen ziehen sich Lagunen hin, todtes Meerwasser, die schiffbar sind und die "Inland Route" genannt werden. Nur auf einige Meilen weit sieht man hinaus auf's offene Meer; alles Uebrige, was das Auge siehet, ist Gras und Himmel, und dann und wann eine meilenweite Ausdehnung der Lagunen. In diese Lagunen lenkte unser Boot ein. Wir kamen auf weite Strecken mit den engsten Durchgängen, wo das Boot buchstäblich die beiden Ufer berührte. Nicht selten sassen wir auf und mussten mit grossem Zeitverlust uns losarbeiten. Besonders die "drei Schwestern" sind kurze Biegungen, welche kaum zu passiren sind. Kurz, wir schifften in Wiesen hin und her. Dann und wann ging es auch an herrlichen Pinewaldungen vorüber, die mit einzelnen Palmettobäumen bestanden sind. Sobald sich das Land nur einige Fuss über das Wasser erhebt, steht Wald und ist überall längs der Wasserstrasse bewohnt. Das Auge sieht da die lieblichsten Sommersitze, die den südlichen Comfort verkündigen. Zum Unglück fing es gegen Abend an zu regnen; in der Nacht legte sich ein dichter Nebel über das Wasserland und die Folge war, dass wir etwa drei Stunden still liegen mussten.

Am andern Morgen erreichten wir Brunswick, gegen Mittag einige schöne Inseln; St. Mary und Fernandina in Florida, das der Anknüpfungspunkt der Transit Eisenbahn nach Cedar Keys am Golf von Mexico ist. Fernandina liegt auf einer Insel und ist von einer schönen Bay umgeben. Wir legten hier nur an, um einige Passagiere abzulassen, dann ging es wieder weiter in die Wiesenfahrt, bis wir gegen Abend den St. John's River, einen gewaltigen Strom, erreichten. Weit draussen sahen wir am fernen Himmel die weissen Wasser der Meeresbrandung, wir aber schifften landeinwärts und nun mit schnellem Flug auf der glatten Bahn, bis wir spät des Nachts müde, reisesatt und bis zum Umfallen erschöpft Jacksonville, unsern ersten Bestimmungsort, erreichten.

Buschknueppel in der Fremde. Sind die Menschen da unten in Florida denn geradezu verrückt? dachte ich, als wir vom Boote in Jacksonville abstiegen. Eine Reihe von Omnibusses waren vorgefahren, von der Polizei aber in gewisser Entfernung gehalten. Dass nun jeder Treiber die grösste Zahl Passagiere erhalte, schrien sie alle, und jeder lauter und immer lauter, um über den andern hinaus gehört zu werden, bis es zuletzt ein Zetermordio absetzte, wie ich es noch nirgends sonst gehört habe. Mehrere Committeemänner, die da waren, um unsere Excursion zu empfangen, machten das Durcheinander noch grösser. Bis wir uns umsahen, war Capitän Vogelbach, der Führer unserer Excursion, hinweggedrängt und wir vier Fogelsviller waren in der grossen Menge in der Nacht allein an der Werfte von Jacksonville. Nun hiess es: hilf dir selbst. Wir ellbogten uns durch die Menge und landeten auf eigene Faust im Metropolitan House, einem guten Hotel. Unser Supper hatten wir noch auf dem Boote genommen, und da es spät war legten wir uns schlafen. Am andern Morgen suchten wir unsere Reisegefährten. Die tägliche Zeitung gab die angekommenen Gäste an und so war es leicht, uns alle wieder zu finden.

Eine Versammlung der Excursionisten im Nicholls Hotel, wo Mr. Oliver krank lag, setzte unsere weitere Reise in Florida auf kommenden Montag fest. Wir hatten somit drei Tage, um Jacksonville kennen zu lernen. Nun ging's an's Buschknüppeln. Die Stadt wurde nach allen Richtungen durchzogen, zu Fuss und zu Wagen; da und dort standen Gruppen und gafften, denn alles sieht hier unten fremd und anders aus. Gerade jetzt waren auch viele Fremde in der Stadt, weil eben die Staatsfair von Florida gehalten wurde.

Um dieser Fair willen waren die zwei Excursionen, eine von New York und die andere von Philadelphia, aufgemacht, an welche letztere wir uns angeschlossen hatten. Beide Excursionen, nun eine, bekamen durch Complimentary Tickets Einladung, der Fair beizuwohnen. Da die Fairgebäude einige Meilen unterhalb der Stadt am Ufer des St. John's Flusses liegen, wurden uns auch Freibillets ausgestellt, per Steamer hinzufahren. Am Nachmittage ging die ganze Excursion mit blauen Badges in die Staatsfair von Florida.

Nun ja! das Ding hat einen grossen Namen, die Sache selbst ist aber ein gar kleines Ding. In Florida wissen sie noch nicht, was Fair ist; unsere kleinsten Countyfairs in Pennsylvanien müssten denen da unten in Florida als ein Wunder erscheinen. An Leuten fehlte es zwar nicht; es mögen tausend oder mehr gegenwärtig gewesen sein; die Ausstellung aber mit Ausnahme dreier Stücke war für uns Pennsylvanier ein armselig Ding. Diese drei Stücke aber, besonders die zwei ersten, waren auch uns ein Wunder. Nämlich erstens die Orangen, und zweitens dis Witterung am 15. Februar. Da waren die Shaddock-Orange, eine Frucht grösser als der Kopf eines Kindes; dann die Grapefrucht, ebenfalls grösser als zwei Fäuste; dann noch vier oder fünf andere Arten Orange, unter denen die Tangerine, welche ganz los in ihrer Schale liegt und einen ganz besonders aromatischen Geschmack hat, die beste ist. Dann kommen die Citronen, Lemons, Limes, Greves — ein Mittelglied zwischen Feige und Orange—süsse Lemons—alles Früchte, die in die Orange-Familie gehören. So etwas kann man nur in den Tropen im heissen Süden sehen.—Waren die Orangen wundervoll, nicht weniger auch das Wetter. Ach, da droben in Pennsylvanien sitzt ihr jetzt und friert, dass die Zähne klappern; die Strassen sehen aus, dass einem angst und bang wird! Und hier? Die Sonne scheint so warm wie droben Ende Mai. Alles schön grün, frische Erbsen, Strawberries, Blumen, und die Vögel singen ihr Frühlingslied. Die Ladies gehen wie im Sommer und—sind eben so stolz wie droben bei uns. Am Abend war ein schwer Gewitter; majestätisch krachte der Donner Schlag auf Schlag und der Regen goss in Strömen herab. Und Leser, was denkst du, dass das dritte Stück der Fair war? Die Schweine.—Weder die Lecha noch Berks County Fair können diese "Wappers" bieten.

Am Samstag wurde uns eine Ueberraschung zu Theil. Ex-Governör Reed von Florida gab uns eine Einladung, seine

Schwester, Mrs. Mitchell, die über dem Flusse drüben wohnt, zu besuchen. Der Governör führte uns selbst mit einem kleinen Steamer hin. Ja, das ist ein Home, ein Grove, wie sie nur reiche Leute im Süden haben können. Eine eigene Steamboot Landing mit Bootgebäuden greift weit in den Fluss hinein. Die ganze Flussseite ist mit Reihen von Bananen geziert, die mit Blumenbeeten abwechseln. Von den Bananagängen steigt man ein steinernes mit grossen Urnen geziertes Portal hinauf, um von da aus durch den schön angelegten Hof, der mit allerlei südlichen Baumarten bestanden, dem Hause zuzuwandeln. Mrs. Mitchell sass eben auf der Veranda mit Besuch. Governör Reed stellte uns vor und nach einem freundlichen Willkomm wurde ein Gang durch den Park gemacht. Grosse mit Dach bedeckte Gänge, die an den Seiten mit Trauben bewachsen sind, führen durch die weiten Anlagen. An der Flussseite steht ein hoher Thurm mit Windpumpe, der Wasser in hohe Cisternen pumpt zur Fütterung der hin und her liegenden Springbrunnen. Die Pracht von Allem für uns Nordländer ist aber der Orangenbaumgarten; da stehen Bäume so gross als unsere Apfelbäume, deren Aeste von Tausenden von Orangen geradezu wie besäet sind. Mrs. Mitchell sagte: "Help yourself". Dem wurde nicht widersprochen.

Jacksonville ist die Metropole von Florida. Die Geschäftsstrasse erinnert an Philadelphia, weniger der Geschäfte als der grossen Gebäude wegen. Auch die Hotels sind grossartig aufgeführt. Einzelne Privathäuser sind geschmackvoll, im Ganzen halten sie aber keinen Vergleich mit denen in unseren nördlichen Städten aus. Oft stehen neben den Palästen armselige Shanties. Die Strassen sind nicht gepflastert, die Pavements meistens von Planken, und vieler Orten sind gar keine zu sehen. Das Ausbessern macht den Leuten zu viele Mühe. Man nimmt alles "easy"! Dagegen sind die Strassen dicht mit Schatten- und die Gärten überall mit Orangenbäumen besetzt, an denen jetzt im Februar noch viele Früchte hängen.

Am Sonntag Morgen erkundigte ich mich nach einer reformirten Kirche. Aber da unten in Florida sind die Leute noch weit zurück; man weiss sogar nicht, was reformirt ist. Die nächste war mir dann die Presbyterianer-Kirche. Man sagte mir die Strasse, aber als ich sass, merkte ich schon an der Bauart und gleich beim Anfang des Gottesdienstes am hochkirchlichsten Hochkirchenthum, dass ich in's unrechte Haus gekommen sei. Ich war in der Episcopal-Kirche. Dr.

Weller, der Rector, ist unstreitig ein tüchtiger Mann. Er ist einer der Wenigen, der seine Predigt nicht vorliest, sondern frei vorträgt. Vortrefflich war der Gesang. Das schlechteste ist die Bauart der sonst prächtigen Kirche.

Am Abend fand ich die Presbyterianer-Kirche. Rev. W. R. R. Tully, ein noch junger Mann mit schönen Talenten und guter Rednergabe, kommt eben vom Norden und wird die Gemeinde, die mehrere Jahre ohne Prediger war, in's Gedeihen bringen. Er hatte diesen Abend einen eigenthümlichen Gottesdienst, der meistens im Singen bestand. Der ganze Heilsplan wurde in Liedern vorgetragen, deren jedes Lied in kurzer Rede vom Prediger erklärt wurde: Aber das war ein Gesang! die Thränen liefen Einem über die Wangen herab. Ich habe Sankey gehört, aber dieser Chor von etwa sechs Sängern hat Sankey weit übertroffen.

Deutsche hat es auch in Jacksonville, jedoch noch nicht wie in Savannah. Es wird eben ein Versuch gemacht, eine deutsche Gemeinde zu gründen. Nothwendig sollte auch unsere Kirche mit einem ganz fähigen Mann hier vertreten sein, da Jacksonville der Schlüssel zu Florida ist, und Florida ehe lang eine starke Einwanderung erleben und das Italien Nord-Amerikas werden wird.

Von Meer zu Meer. Nachdem wir in Jacksonville mehrere Tage ausgeruht, alles angegafft und uns wenigstens durch Anschauen zu eigen gemacht, sehnte sich jeder darnach, weiter zu reisen. Die Excursion trennte sich, ein Theil ging den St. John's River hinauf; die Meisten aber, wie vorher beschlossen, fanden sich am Montag Morgen 5 Uhr am Depot in Jacksonville ein. Die Absicht war nun, das Innere des Landes zu sehen, um eine Totalansicht vom ganzen Floridabilde zu gewinnen.

Noch als es finster war, fuhr der Zug von Jacksonville ab, in die Nacht hinein. Ohne anzuhalten ging es zwanzig Meilen bis nach Baldwin, wo sich die zwei Haupt-Eisenbahnen Floridas kreuzen. Das war eine Fahrt! wenn ich je im Leben eine schlechtere Bahn gefahren bin, habe ich es vergessen. Jeden Augenblick glaubte man, der Zug müsse von den Schienen geworfen werden. Von Baldwin an, wo man auf die Transit-Eisenbahn kommt, die von Fernandina nach Cedar Keys geht, ist der Weg besser. In Baldwin nahmen wir unser Breakfast und warteten auf den Zug von Fernandina. Das Breakfast war aber der Art, dass der Hunger das Gewürze geben musste, um es hinunter zu bringen. Die Hauptsache da-

bei schien nicht zu sein, die Gäste zu sättigen, sondern ihnen die Thaler aus der Tasche zu bringen. Der Schmutz scheint dort Bürgerrecht zu haben, trotz des vielen Wassers, das zum Waschen ganz bequem wäre. Da der Zug mehrere Stunden auf sich warten liess, hatten wir Zeit uns umzuschauen. Ich fand durchaus nichts Anziehendes—alles dreckig und lumpig. Das Nest liegt auf einer flachen Ebene und ist so nass, dass es mir ein Geheimniss bleibt, wie überhaupt etwas wachsen oder Menschen dort wohnen können; doch sagen Alle, dass es dort sehr fruchtbar und ganz gesund sei.

Endlich kam der Zug und nahm uns auf nach der westlichen Küste zu. Die Bahn geht in südwestlicher Richtung quer durch den Staat bis an den Golf von Mexico; im Golf auf einer kleinen Insel liegt Cedar Keys, die letzte Station. Wer von uns dachte nicht auf dieser Fahrt: Ach, du armes Florida! du hast ja nicht einmal einen Berg?! In meilenweiten Strecken fährt man in gerader Richtung fort, und so eben, dass man bis nach Trail Ridge, 62 Meilen von der östlichen Küste, nur etwa 200 Fuss höher als das Meer ist; eben so allmälig sinkt es wieder bis nach der westlichen Küste. Der Staat scheint so eben zu sein, dass man meint, eine grosse Meeresfluth müsste absolut über den ganzen Staat hinstreichen können. Ach, was ist ein Land ohne Berge?! Eine andere grosse Täuschung ist, dass man in ein wild aussehendes Land kommt, wo man, weil Florida ein alter Staat ist, ein wohlcultivirtes Land zu sehen erwartete. Die grossen Reis-, Tabak-, Zuckerrohr- und Baumwoll-Felder, die Orangen- und Pineäpfel-Gärten—alles ist Einbildung längs der Transit-Eisenbahn, das Auge sieht nichts als Wildniss. Von der östlichen Küste bis nach Otter Creek, 134 Meilen weit, nichts als Pinewaldung von kleinen Cypressen-Swamps unterbrochen. Die Pinewaldung ist freilich nicht dicht, ist von Unterholz ganz frei; nur langes Wiesengras oder die niedere Palmetto, die bloss Blätter ohne Stamm aus der Erde hervortreibt, unterbricht die Eintönigkeit. Dann und wann, in meilenweiten Entfernungen, taucht eine kleine Ansiedlung oder eine einzelne Blockhütte auf; auch zuweilen eine Sägemühle oder Terpentinbrennerei, die ihren schwarzen Rauch über die einsame Waldung hinsendet. Wäre es nicht für Stark, Waldo, Bronson und einige andere Städtchen längs der Bahn, so wäre die ganze Wegstrecke eine völlige Wildniss. Nur Gainesville und seine unmittelbare Umgebung hat einen Anflug nördlicher Cultur. Von Otter Creek bis nach Cedar Keys, etliche zwanzig Meilen,

nimmt die Wildniss noch ein grossartigeres Ansehen an, nun aber wirklich romantisch. Die Pinewaldung hört meistens auf und an ihre Stelle tritt nun der Palmwald mit Cypressen, Magnolien und andere harten Holzarten. Die Waldung wird auf einmal so dicht, mit Schlingpflanzen und Gestrüpp durchwachsen, dass das Auge nicht hineindringen kann.

Unglücklicher Weise geht die Bahn gerade durch den schlechtesten Theil des Staates. Man ist in seiner Erwartung getäuscht, und kommt, ohne Weiteres zu sehen, auf den falschen Schluss: Florida ist ein Humbug. Aber der Schein trügt! Das Land mit seinem Clima allein kann seine Kraft nicht enfalten, die Cultur muss mithelfen; es wartet auf die nördliche Hülfe und der Deutschen Fleiss, um zu werden was es leicht werden kann: ein Land des Glückes und Wohlstandes.

Am Nachmittage fuhren wir über halsbrechende "trestleworks" und landeten auf der Insel im Golf, wo Cedar Keys am Meere liegt. Cedar Keys liegt recht schön am Golf und hat noch einige Inseln in Sicht. Es erhebt sich etwa zwanzig bis dreissig Fuss über das Meer; eine Hauptstrasse zieht sich etwa eine halbe Meile längs der Küste hin und läuft aus auf einen vierzig Fuss hohen Hügel, den die Indianer in vergangenen Jahrhunderten zum Andenken ihrer Götter aus lauter Austernschalen angehäuft haben. Die Aussicht auf das Meer von diesem Hügel aus ist wunderschön. Zwei ziemlich grosse Hotels mit einigen Stores, etliche grosse Privathäuser und eine Anzahl Shanties bilden Floridas grössten Hafen an der Westküste. Das Clima ist noch milder als in Jacksonville, bietet aber bis jetzt noch wenig Einrichtung für Kranke. Unsere Excursion füllte die zwei Hotels ziemlich auf; wir fanden aber eine gute Aufwartung. Die Tische waren gefüllt mit frischen Fischen und Austern in allerlei Arten bereitet und mundeten herrlich. Der Haupthandel von Cedar Keys ist: Cedernholz, Fische, Schildkröten, Austern, Schwämme, Korallen, Orangen und Pineäpfel. Die Güte des Cedernholzes hat die grosse Bleistiftfabrik Faber veranlasst, hier eine Factory zu errichten. Wer sich einen Begriff vom Fischfang machen will, der muss im grossen Wharfhaus gegenwärtig sein, wenn die Fischerboote einlaufen und ihren Fang ausladen. Man wundert, wo die grosse Menge untergebracht werden kann. Die Schildkröten sind von solcher Grösse, dass man in Pennsylvanien den für einen Aufschneider halten würde, der es erzählen wollte. Und die Austern! ja das sind

Dinger, die machen ein anderes Gesicht wie unsere Delaware-Austern! Auch die Korallen und Waschschwämme, die von hier aus versandt werden, gehen in's Unglaubliche; nicht weniger gross ist die Massse der Orangen und Pineäpfel, die von der südwestlichen Küste Floridas hierher gebracht werden und von hier aus ihren Weg weiter in die Welt finden.

Viel besser als es scheint. Unser Aufbruch in Cedar Keys war mit Sturm verbunden. Unser Photograph, Hr. J. Thurman von Germantown, hatte noch zwei Ansichten von Cedar Keys genommen. Jeder wollte noch etwas sehen, und da der Zug erst um 10 Uhr abging, meinte jeder noch Zeit zu haben; so gab es, alles auf die letzte Minute verschoben, einen eiligen Aufbruch. Wir hatten schon erfahren, dass die südliche Eisenbahn auch den südlichen Habitus hat. Mir nichts, dir nichts geht alles ruhig ab; einmal wird gepfiffen, dabei bleibt alles ganz still — dann auf die Minute noch ein Pfiff, aber höchst unnöthig, denn mit dem Pfiff geht's auch schon fort. Mit knapper Noth erreichten wir noch den Zug. Unsere Excursion hatte merklich abgenommen, kaum dreissig waren mehr beisammen. Auch hier in Cedar Keys verloren wir wieder einige; sie hatten sich entschlossen, über den Golf nach New Orleans zu schiffen.

Von Cedar Keys heimwärts sind Rosewood und Otter Creek die ersten Stationen. Beide liegen im Bezirke der Golf-Hammocks, die eine Landstrecke von etlichen 20 Meilen decken. Diese ganze Strecke ist tropischer Urwald; einzelne Pinebäume stehen im Wechsel mit der rothen Ceder, Magnolia und Cypresse, und durch alle Baumarten hindurch erhebt sich die Palme, von der Low-Palme, nur einige Fuss hoch, zur Cabbage-Palme mit ihren riesigen Blättern, und die Palmetto, die bis zu hundert Fuss hoch ast- und blattlos bis in den Gipfel hinauf ihr Haupt recht majestätisch erhebt. Die Pracht dieses Waldes, getragen vom Reichthum des Bodens und der warmen Sonne des Südens, überwuchert und durchwachsen von allerlei Gesträuch und Schlingpflanzen, ist wunderbar und gibt uns kalten Nordländern ganz eigenthümliche Empfindungen. Man schaut und staunt, hat aber in seiner Erfahrung keinen Halt, darauf man sich lehnen oder damit man Vergleiche machen könnte; man nimmt nur auf, um neue Anschauungen zu sammeln. Tropischer Urwald ist ein Naturwunder der Schöpfung. Mir war er ein in der Jetztzeit gelassenes Loch, durch welches ich in die Urwelt, in die Saurier-Zeit zurück zu schauen wähnte — wer das sehen kann,

sieht Wunder. Auf unserer Fahrt durch diese Strecke schaut das Auge nur ein Bild, es ist sich alles gleich. Nur einzelne kleine Lücken sind in die Waldung hineingearbeitet. Alles ist noch wilde Natur. Das Aufklaren kostet hier natürlich schwere Arbeit und Geld; ist es aber einmal geschehen, dann wartet dem Arbeiter als Lohn ein gewisser Erfolg, da die Fruchtbarkeit des Bodens ihres Gleichen auf Erden sucht. Keine Schattenseite? fragst du, mein Leser. Gewiss! es gibt kein Paradies auf Erden, wo nicht eine Versuchung wäre. Die Schattenseiten hier sind: *Mosquitos* und nach meiner Ansicht *schlechtes Wasser*. Der Humus, die tausendjährige Pflanzenfäule, muss das Wasser ungesund machen.—Die Mosquitos haben auch ihr Ideal. Zwei Schwaben wollen sich, in Amerika angekommen, in heisser Sommernacht vor den Mosquitos retten; sie retiriren in einen Wagenschoppen und decken sich mit einer Wagendecke über den Kopf zu. Als einer es nicht länger mehr aushalten kann, hebt er die Decke weg, und da er die Johannes-Käfer sieht Feuer schlagen, sprang er auf und sagte zum andern: "Michel, 's helft nix, sie suche uns mit der Laterne!"—Gegen ungesundes Wasser kann man mit Cisternen aushelfen; gegen Mosquitos muss man die andere Seite vom Bilde stellen: den Reichthum von Cotton, Zucker, Reis, Tabak und die tropischen Früchte, von der Traube bis zur Dattel. Das Klima ist durchaus mild und gesund, und die Hitze durch die Golfnähe nicht über 90 Grad. Die Zeit kommt, wo hier ein Paradies sein wird, vorausgesetzt, dass es der Erzfeind nicht durch die Sünde zerstört! — In diesem ganzen Bezirk ist Land noch billig; der Einwanderer kann es kaufen von einem Thaler bis zu 25 Thaler. Wenn man mit der Eisenbahn aus diesem tropischen Urwald herauskommt, ist man bald in Bronson, ein Hauptort, dem besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde.

Bronson liegt etwas über hundert Meilen von der östlichen Küste und ist der Countysitz von Levy County. Wir wurden hier von Col. Coachman freundlich empfangen; er hatte in einem Boardinghaus für die ganze Excursion Einrichtung getroffen, wo wir gute Aufwartung hatten. Wir gingen zu Fuss rechts und links und allenthalben fanden wir, dass der Schein trügt. Von der Eisenbahn aus gesehen, hat Bronson nicht viel Versprechendes; wie man aber weiter geht und sucht, findet man, wie sehr man sich getäuscht. Die Umgegend ist wirklich ziemlich dicht bewohnt. Aller Orten und Richtung hin hört man die Axt, die die Waldung lichtet, und überall

begegnet man neuem Anbau von Feld, Shanty und Haus. — Hon. Jones, Repräsentant von Levy County, hatte die Gefälligkeit, Herrn J. Lichtenwallner und mir Pferd und Wagen zu leihen, und auf einem andern Wagen, mit noch drei mehr unserer Excursion, uns Führer zu sein, auf einem weiteren Ausflug in die Umgegend von Bronson. Unser Weg ging in südlicher Richtung auf und ohne Strasse, durch Klarung und die prachtvollsten Pinewaldungen, ganz frei von Unterholz. Wir fuhren zur Seite eines drei Meilen langen Sees und fanden jeden Augenblick Ansiedelungen in den Wald hinein gehauen; manche waren älter, die meisten aber neu von nur einigen Monaten. Am südlichen Ende des Sees kamen wir an eine Jahr alte Anlage. Beim ersten Blick dachte ich: Wenn da nicht ein Deutscher wohnt, dann trügt aller Schein. Haus, Stallung, Hof, Feld, Garten und alle Einrichtungen gaben Zeugniss für deutschen Fleiss. Und richtig! so stellte es sich heraus. In einem Jahre hatte der Mann mit seinem Sohne etwa 20 Acker aus dem Walde herausgehauen, unter Pflug gebracht, den gansen Hof gross und breit mit Orangen und andern Bäumen bepflanzt, Weinberg angelegt und alle Gebäude in guten und bequemen Stand hergestellt. Als er uns in seinen Garten führte, raufte er einen Kartoffelstock aus, woran junge Früchte hingen wie Wallnüsse, und doch waren die Kartoffeln erst vor vier Wochen, anfangs Januar, gesetzt worden. Wir fuhren um das südliche Ende des Sees auf die andere Seite, streiften noch einen andern See und fanden nach allen Richtungen hin Häuser und Anlagen im schönsten Gedeihen.

Als ich Fogelsville verliess, hörte ich, dass ein gewisser Beitelman von Bethlehem, der zu einer Olds-Tochter aus meiner Nachbarschaft verheirathet ist, in Bronson wohne. Auf unserem Wege suchten wir nach unserem Pennsylvanier und fanden ihn an einem neuen und grossen Hause als Schreiner fleissig arbeiten. Er war sehr zufrieden, wohlauf und kommt gut an. Beim Nachfragen hörten wir von noch einem Pennsylvanier namens Marsteller, ebenfalls aus der Nähe Bethlehems. Dieser wohnt ganz in der Nähe vom Städtchen. Wir fanden Marsteller auf der Strasse. Bei näherer Bekanntschaft ergab es sich, dass seine Frau und Schwiegermutter, die bei ihm wohnen, früher Glieder meiner Lowhill-Gemeinde waren. Marsteller's Schwiegereltern waren die Familie George, beide Eltern taubstumm, denen ich mehrere Kinder getauft und begraben hatte. Die alte Mutter George, da sie von meinem

Namen hörte, liess mich einladen durch ihren Schwiegersohn, anzurufen. Als ich in's Haus trat, erkannte sie mich augenblicklich; leider musste unser Gespräch durch ihre Tochter mittelst der Zeichensprache geführt werden. Wie willkommen ich war, lässt sich denken; ich sollte bleiben und predigen.

Bronson hat ein Courthaus und Jail, letztere sehr primitiver Art; ich glaube, ein halb Dutzend Mann könnten das Ding forttragen. Und doch sassen zwei Mörder darinnen, die meiste Zeit aber an den Füssen in Eisen gekuppelt, nebenbei im Walde und warteten der Vollziehung ihres Todesurtheils bis nächste Woche. Beide waren Wegelagerer und hatten mit kaltem Blute gemordet; der eine schien bussfertig, der andere aber boshaft.

Bronson und Umgegend hat, wenn auch nicht so reich wie die Golf-Hammocks, doch reiches Land. Seine Pinewaldung ist leicht urbar zu machen und so zieht sich die Einwanderung rasch her. Unsere Kirche könnte hier mit geringen Ausgaben ein Interesse gründen und ganz sicher durch einen deutschen und englischen Missionar festen Grund fassen. Einen lieblicheren Ort habe ich keinen in Florida gefunden; wohl reichere, aber keinen, der stilleres häusliches Glück und Wohlstand verspricht. Am Abend und Morgen hörte ich ein liebliches Concert, nicht etwa von Menschenstimmen, aber von zehn oder mehr Mockingbirds, bie bis auf die Hausdächer kamen und ihr liebliches Frühlingslied aus voller Brust sangen.

Das Klima ist hier so mild wie in Cedar Keys, jedenfalls gesunder. Des Rühmens der Gesundheit war so viel, dass einer unserer Philadelphier den Witz machte: Wenn in Bronson ein Cemetery angefangen werden soll, muss man erst ein paar Menschen todtschlagen.—So viel steht fest, dass die Gegend eine der gesundesten in Florida ist.

In der Patsche. Als wir Bronson verliessen, standen Mr. Marsteller und einige andere neuen Freunde unter der Menge auf der Plattform am Bahnhof. Sie wünschten glückliche Reise und brachten die Bitte vor, wenn möglich wieder zu kommen und zu predigen. Wenn es Gott will, soll es geschehen! Der Zug brauste mit uns weiter. Der nächste Ort auf unserem Wege war Albion auf den Sandhills. Niemand denke sich dabei aber Berge—so etwas sieht man in Florida nicht; zehn Fuss hohe Hügel heissen da schon Berge. Die Sandhills sind kleine Sandrücken, die sich nur gering über

die allgemeine Fläche erheben, Albion's Werth liegt in seiner trockenen Luft; es ist für Auszehrende der gesundeste Ort in Florida. Das Land aber ist zu mager und hat für uns Pennsylvanier keine Anziehung. Ist man über die Sandhills weg, so kommt man nach Archer, welches für Landbau grosse Vorzüge hat. Die Unterlage des Bodens ist Kalkstein. Diese Bodenart zieht bis über Gainesville hinaus und ist das älteste Land an der Transit Eisenbahn. Vor mehr als hundert Jahren wurde der Grund zu Gainesville, mit vielen Quadratmeilen Land umher, bekannt als "Arecondo-Grant", von der spanischen Regierung an besondere Gutsbesitzer verschenkt. Die Stadt zählt etwa 1500 Einwohner. Die Umgebung ist ziemlich stark angebaut. Man sieht Felder gut bestellt mit Baumwolle, Tabak, Zuckerohr, auch Orangegärten gedeihen prächtig und andere Früchte. Das Kalkgestein bricht an einzelnen Stellen durch, und ist der einzige Ort, wo ich in Florida Steine gesehen habe. Das Land ist sehr fruchtbar, kostet aber $30 bis $100 per Acker. Die einzige Einwendung ist ungesundes Wasser wegen dem Kalksteinboden. Von Gainesville geht eine Stageline südlich nach Tampa. Auf diesem Wege kommt man nach Orange Lake, in dessen Nähe die Orange-Waldungen liegen und weit mehr Kultur als an der Transit-Eisenbahn gefunden wird.

Waldo, 38 Meilen von Bronson der Ostküste zu, hatte für unsere Excursion grössere Bedeutung. Es ist der Schlüsselpunkt der Lake-Region, wo durch einen schiffbaren Kanal, der im Angriff ist, die Hauptseen in Verbindung mit einander gebracht werden sollen. Wir stiegen hier ab, um wenigstens drei Tage, wie Don Quixote, fahrende Ritter zu sein. Unser erster Tag wurde wie gewöhnlich der nächsten Umgebung geschenkt. Wir fanden den Boden besser als bei Bronson, aber, weil viel nässer, später wie dort; für Handel und Verkehr ist Waldo aber Bronson weit voran; keine zweite Lage im Inneren des Staates wird Waldo den Rang ablaufen.

Am andern Morgen früh wurden wir durch ein Gewitter geweckt; der Regen goss in Strömen herab. Das war eine schlechte Aussicht für unser heutiges Vorhaben. Wir wollten nämlich nach den Seen, und zwar auf der rechten Seite von Lake Santa Fe hinab nach Melrose am südlichen Ende des Sees. Von dorther war eine Expedition bestellt, die uns abholen wollte. Wie sollte sie bei solchem Wetter auf den Weg gehen? Wir hatten uns aber in den Leuten verrechnet; die sind wetterhart. Um 9 Uhr kam der Zug zum Gelächter

Aller an. Die Abfahrt wurde aus guten Gründen bis nach Mittag verschoben.

Nun höre, Leser! No. 1 war eine Hack — man musste es aber an der Seite, wo der Name "Hack" hingemalt war, lesen, um zu wissen, dass es eine Hack sein sollte; denn das Ding sah eher aus wie eine Zigeunerfuhre. Natürlich war die Hack für die Ladies; dahin kamen wir nicht, denn sie hatte etwas wie ein Dach, und der Himmel war voll Wolken. No. 2 war ein Bauernwagen ohne Springs, so einer, womit man bei uns das Welschkorn heimfährt; davor waren drei Pferde gespannt, also dreispännig — grossartig! — Pferde mit dem Wagen wären aber geeigneter für die Gerberei als für eine Philadelphier Excursion gewesen. No. 3, ein Wagen ditto; davor aber zwei Esel — immer schlechter — die das Laufen vergessen oder nie gelernt hatten—noch schlechter—und dahinten auf dem Wagen sassen neun Esel — ***nota bene:*** ich dabei, sonst wären sie wahrlich nicht am regnichten Tage ohne Decke auf ein solches Gefährte gegangen, um eine Reise von vier Stunden zu machen. Nun folgten noch zwei solcher Nos. und zu guter letzt noch ein "Karch". Als wir alle sassen, reisefertig—gerade vor dem Waldo-House—kam unser Photograph und verewigte den Zug durch ein Bild für das Stereoskop. Endlich ging's ab unter lautem Hurrah; aber, aber! das war gewiss keine Lustfahrt!

Kaum waren wir eine Meile von Waldo ab, da fing es wieder an zu donnern und zu regnen nach Herzenslust! Ein Gewitter trieb das andere; liess es einige Augenblicke nach zu regnen, gleich kam ein neuer Aufguss. Und für neun Mann hatten wir drei Regenschirme, da machten mehr als die Hälfte saure Gesichter. Das tollste dabei war nun noch der Starrkopf unserer Esel, denn diese wollten gar nicht "trotten". Die Peitsche unsers "Niggers" konnte ihnen weder Ernst noch Humor beibringen; fort ging's im langsamsten Tempo. Endlich riss die Geduld: Versuch's 'mal ein Anderer, hiess es. Mein Sohn Nevin versuchte die Kunst des Treibens; leider ohne Erfolg. John Lichtenwallner folgte nach, ein Pistolenschuss vom hintern Sitz knallte ab, als Mithülfe, half auch nichts!—Dann krachten ein halbes Dutzend Schüsse hinter einander, und alle schrien aus vollem Halse mit, aber Alles umsonst! — Lichtenwallner sprang vom Sitz und sagte: Ich will mich nicht versündigen an den Ludern, die können nicht springen! Was war da zu machen?—Wir liesen die "Biester" ruhig ihren Gang gehen durch Wasser

und Dreck unter strömendem Regen, bis wir mit der Nacht ganz durchnässt in Melrose ankamen.

Aber was jetzt? Wo ist das Hotel? Keins da, hiess es; wir müssen zu den Bauern. Melrose besteht aus einem Storehaus, einer Sägemühle und einigen Shanties. Aber wo wohnen die Bauern? Eine Meile dort drüben über dem See wohnt einer; ein anderer eine halbe Meile dort im Busch, und so ging's fort mit noch einem halben Dutzend und mehr solcher Anweisungen. Aber werden wir auch aufgenommen? Ei gewiss, es ist alles so bestellt, hiess es. Gut! Mein Nachbar Lichtenwallner, mein Sohn Nevin und ich nahmen den nächsten aufs Visir. — Ein neues Missgeschick: Unsere Satchels waren alle am Store abgeladen worden. Im Durcheinander wurden nun die unsrigen über den See hinüber gebracht, ba blieb nichts als sie wieder abholen. Nacbar Lichtenwallner und mein Sohn Nevin schifften in einem kleinen Boote hinüber, und kamen in stockfinsterer Nacht mit Lebensgefahr erst spät wieder zurück. Ich liess mir unterdessen den Weg zu meinem Bauer zeigen, und tappte ganz missmuthig durch den Wald der Richtung zu. Endlich sah ich Licht und fand das Haus.

Leser, möchtest du gern ein Bauernhaus sehen, wie es die Florida-Bauern haben? Höre, wie es aussieht! Denke dir eine Dreschtenne ohne Thore, zu jeder Seite von Blöcken ein viereckiges Zimmer aufgeblockt und oben darüber ein Dach; an der einen Seite ein Feuerherd, und an den vier Hausecken unter demselben Dache noch vier Anbausel als Kammern, etwa sechs bei acht Fuss gross; hinter Allem ein gleiches Ding als Küche — das ist die Wirthschaft. Es ist wirklich sehr primitiv! Als ich in den Hof trat, stand der Bauer an der Gate, als Wehr gegen die Hunde und nahm mich in's Haus. Ich setzte mich; auf dem Herde brannte ein lustiges Feuer an grossen Scheitern, das den Raum erhellte. Beim Einblick in meine Lage fing die Phantasie an grosse Sprünge zu machen. Da sass ich ganz allein unter fremden Menschen, die, wie es mir schien, mich ganz scharf inspicirten. Was machen? fortlaufen konnte ich nicht. Ich dachte: Frisch gewagt, ist halb gewonnen. Ich nahm mein schlechtes Englisch zusammen und schwatzte alles was mir einfiel. Dabei ging den Leuten das Herz auf; sie wurden freundlich und ich merkte bald, dass sie sich eben so sehr vor meinen Broadcloth-Kleidern gefürchtet hatten, als ich mich vor ihrer Hinterwald-Erscheinung fürchtete. Ehe eine

Stunde vergangen war, waren wir gute Freunde. Nach einer Stunde nahmen wir Supper. Wieder etwas Neues: Süsse Kartoffeln kalt, gebackene Welschkornkuchen, drei Finger dick, Hominy (Grütze), Speck und Thee. Milch, Butter und Brod, das sind fremde Dinge. Und ob mein Bauer auch wenigstens 30 Stück Rindvieh hat, so melkt doch Niemand eine Kuh, noch backt man Brod, das macht Alles zu viel Mühe. Als wir wieder am Feuerherd sassen, kamen Nachbar Lichtenwallner und Nevin wohlbehalten zurück von ihrer Schifffahrt. Wir schliefen auf Holz unter Federdecken. So, so! denk wohl, das Hinterwaldleben und ich kommen nicht wieder zusammen!

Ein freundlicher Frühlingstag folgte auf den gestrigen Regen und gab uns gute Aussicht für unsere Excursion. Herr Sims, Surveyor von Melrose, war so zuvorkommend, uns Pferd und Buggy für unsere Weiterreise durch die Lake-Region zu verschaffen. Herr Sims selbst ging mit als Führer und Treiber. War unsere Fahrt gestern schlecht, so war diese um so angenehmer. Gleich unterhalb Melrose bestrichen wir einen kleinen See, dann wandten wir uns ohne Weg und Steg zwischen zwei anderen Seen hindurch; zunächst kam Lake Rosa, ihm folgte der grössere Swan's Lake; wieder passirten wir zwischen zwei Seen bis nach Long Pond, wo wir eine Pflanzung von vier Meilen, mit Orange-Garten und allem Zugehör, betrachteten. Das Gut ist zum Verkauf ausgeboten und könnte für etwa $20 per Acker gekauft werden. Es lässt nichts zu wünschen übrig. Oestlich von Lake Swan liegt der grosse See Geneva, mit einem Städtchen gleichen Namens. Jeden Augenblich sieht man einen neuen See und so gehts 30 Meilen fort. Daher der Name Lake-Region. Die Gegend sucht ihres Gleichen auf der ganzen Erde. Von der geringsten Anhöhe sieht das Auge Wasser durch die Waldung. Die Seen wechseln von der Grösse einer Viertel bis zu drei und vier Meilen. Auch sind es keine Sümpfe, sondern das klarste Wasser auf weissem Silbersand, voll der besten Fische, an deren Ufer man wie auf der schönsten Strasse dahinfährt.

Melrose, wie die ganze Umgegend, so weit wir kamen, hat sehr guten Boden, wesentlich derselbe wie in Bronson. Das Wasser ist gut, das Klima sehr gemässigt und gesund. Wird der Canal, der den Waldosee mit Lake Santa Fe und Geneva verbinden soll, fertig, so steht diese Gegend in mancher Beziehung allem Andern, das in Florida gefunden wird, voran.



The Florida Home at Orange Park, Built 1882.

Zwar jetzt ist noch alles Anfang. Untermischt mit den angelegten Stadtplänen der Spekulanten wohnen auch auf ihren eigenen Rechten kleine Fürsten an den Ufern der Seen, wie General Earle, Ewing, Mosley, Hawkins und andere. Die ganze Umgegend ist auch von älteren und neueren Ansiedlern besetzt.—In Waldo, Melrose oder Geneva sollten wir für unsere Kirche einen Anknüpfungspunkt haben, da sich eine grosse Einwanderung dahin zieht.

Die Lake-Region, so genannt wegen den vielen Seen, die auf einer Fläche von etwa 30 Meilen ausgebreitet liegen, bedeckt den mittleren und zugleich höchst gelegenen Theil des Staates Florida. Dies giebt dieser Gegend den Vortheil, dass sie frei von Sümpfen und sehr gesund ist. Der Mittelpunkt dieser Gegend, ihrer künftigen Bedeutung nach, wird Geneva oder Melrose werden. Geneva liegt zwischen Lake Geneva und Santa Fe, von Lake Lilla und noch anderen kleinen Seen eingeschlossen; Melrose hat sich an das südliche Ende des Sees gelagert. Beide Orte haben eine vielversprechende Zukunft.

Unser Trip von Melrose aus durch die südliche Gegend dieser Landschaft war sehr befriedigend. Herr Sims, der durch seine Landmesserei mit jedem Acker, Wald und See, wohl bekannt ist, zeigte uns die schönsten Partien und führte uns aus dem Labyrinth von Wäldern und Seen wieder wohlbehalten nach Melrose zurück. Nirgends im Innern des Staates würde sich unser pennsylvanisch-deutsches Element mehr daheim fühlen als in dieser Gegend. Nur ein paar Jahre noch, und es wird sich hier, wo die Natur alles so reichlich bietet, das Nützliche wie das Angenehme, ein froher und glücklicher Wohlstand gründen. Das Einzige, das noch fehlt, ist: dass der Canal für grosse Steamers, der angefangen ist, fertig gemacht wird und die grösseren Seen miteinander verbindet. Damit werden an 30 Meilen Küstenland dem Markte geöffnet.

In Melrose wurde unsere Excursion zerstreut. Jeder ging oder liess sich fahren, wohin er Lust hatte. Manche liessen sich in den See hinausfahren und fischten, Andere steuerten in den Wald mit der Flinte auf dem Rücken, Andere machten Ausflüge, um Land und Natur zu sehen—und Einige, von der Regen- und Schneckenfahrt entmuthigt, liessen sich am andern Morgen wieder nach Waldo zurückbringen. Sie waren mit dem Bösen zufrieden, ohne das Schöne zu sehen!

Lichtenwallner und ich waren nach langem Suchen end-

lich so glücklich, einen Fuhrmann mit Pferd und schlechtem Truckwagen zu erwischen, der uns nach dem oberen Ende von Santa Fe Lake bringen sollte. Spät am Nachmittag brachen wir auf. Wir richteten unseren Weg nach der Wohnung des General Earle, bei dem wir auf Nachtquartier rechneten und auch das nördliche Ende des Sees mit seiner Umgebung sehen wollten. So lange es Tag war, war die Reise recht angenehm; bald aber kam die Nacht und es wurde finster, und nachdem unser Wagensitz, auf dem wir zu Dreien sassen, einige Male zusammengebrochen war und die Wurzeln, über die es hinging, Stösse austheilten, war wenig Romantik mehr dabei. Das machte die Sache aber nicht anders. Vorwärts! hiess es, wenn auch wie auf dem Herwege sehr langsam. Und so ging es denn in der Nacht den einsamen Waldweg dahin. Bald waren wir am Ufer des Sees, bald wieder im finstern Wald. Von den Ufern des Sees sahen wir in meilenweiter Ferne den Horizont von einem Feuermeer erleuchtet; der Rauch qualmte, vom Feuer erleuchtet, über den See hin und spiegelte einen rothen Glanz auf seine stillen Wasser. Neue Ansiedler brannten Klarung. Das Feuer verkündigte uns, wie die Axt des Settlers fleissig war, den Urwald zu tilgen und Florida in einen kultivirten Staat zu verwandeln. Ziemlich spät kamen wir nach General Earle's Wohnung. Unser Fuhrmann machte Kehrt. Wir traten halb zagend in ein ganz fremdes Haus, und nur auf die südliche Gastfreundschaft rechnend, waren wir so frei, uns selbst bei General Earle einzuführen. Frisch gewagt, ist ja schon halb gewonnen. Unsere Satchels in der Hand — ich dachte an die Carpetbaggers vor der Thüre eines südlichen Generals — klopften wir an. Ein Neger führte uns in den Parlor, wo drei oder vier Damen und ebensoviele Herren im eifrigen Gespräche sassen. Der General empfing uns freundlich und sehr zuvorkommend. Er hatte von unserer Excursion gehört und so waren wir doch nicht völlig fremd, zugleich aber auch als nördliche Eindringlinge bekannt. Unsere Aufnahme überzeugte mich immer mehr, dass die südliche Gastfreundschaft keine leere Rede sei. Noch so spät wurde uns Supper servirt, wobei Mrs. Earle uns bediente und durch Freundlichkeit und einen feinen Takt uns zu Hause fühlen machte.

Die Familie Earle war vor achtzehn Jahren hierher gezogen. Mrs. Earle war damals auszehrend und hatte keine Hoffnung mehr. Ihr Gatte sagte: Wir zogen hierher, um ihr Ende zu erleichtern. Gegen alle Erwartung wurde sie

besser und bald völlig gesund; jetzt ist sie kräftig und munter.—Die eine der Damen war Miss Frazer (?), eine Nichte von Wade Hampton, Governör von Süd-Carolina, und war eben auf Besuch bei Earle's. Nach dem Supper gab Herr Earle eine Anekdote aus dem Leben Lafayettes. Er erzählte, wie Lafayette auf seiner Reise nach Amerika auch nach Virginien gekommen sei. In einer Abendgesellschaft wurde da dem General von der Art und Weise der Opossums erzählt, und Lafayette äusserte sich, dass er eines dieser Thiere sehen und mit nach Frankreich nehmen möchte. Mehrere junge Leute, die dies hörten, verliessen die Gesellschaft; am nächsten Morgen aber brachten sie mehrere Dutzend Opossums dem General zum Geschenk. Miss Frazer machte die Bemerkung, sie wünsche auch einmal einen Opossum zu sehen; so viel sie schon von diesen Thieren gehört, habe sie doch noch keinen gesehen. Herr Earle fing an zu lächeln und sagte: Miss Frazer, Ihr Wunsch soll augenblicklich erfüllt werden. Niemand dachte, dass Herr Earle sein Versprechen halten könne, denn wo sollte er jetzt in später Nacht ein Opossum herkriegen? Er verliess aber das Zimmer mit der Versicherung, bald wieder hier zu sein mit einem wilden Opossum. In der kürzesten Zeit war er zurück und warf das Thier in die Mitte des Zimmers, zur grössten Erheiterung der Gesellschaft mit der Bemerkung: Miss Frazer, hier ist Ihr Wunsch erfüllt! Die Auflösung war: das Opossum war in der vorhergehenden Nacht als Hühnerdieb in Herrn Earle's Hühnerstall gekommen und hatte gemordet. Diese Zudringlichkeit wollte er sich aber nicht gefallen lassen, stellte eine Falle und rechnete gewiss darauf, dass der dumme Kerl wieder kommen werde; und so geschah es auch, gerade zur rechten Zeit, so dass er sein Versprechen erfüllen konnte.

General Earle hat seine Wohnung zu einer lieblichen Heimath eingerichtet. Ein grosses Haus steht mit grossem Hof und Gärten umgeben. Grosse Orangebäume bilden einen lieblichen Grove zum Lesen oder Ausruhen; der Hof ist mit allerlei Blumen und Pflanzen, darunter riesige Century-Plants, besetzt. Die Fernsicht über die Spiegelfläche des Sees, mit streichenden Segeln punktirt, der grosse Urwald landeinwärts, durch welchen eine hundert Fuss breite Avenue bis auf die Landstrasse ausgehauen ist, und die stille Ruhe umher, geben Einem das Gefühl: hier möchte ich wohnen und daheim sein.—Nahe bei Earle's Wohnung am Ufer des Sees

wurde letztes Jahr ein grosses Hotel für nördliche Gäste errichtet. Leider blieb der Erbauer stecken.

Nach dem Breakfast bestieg unser Hausherr einen Mustang, lud uns zu seinem Pferd und Wagen ein — das erste gescheidte Ding, auf dem wir noch gefahren waren — und nun ging es wieder auf die Reise. Wir fuhren mehrere Stunden ohne Weg und Steg, kreuz und quer, durch die prachtvollsten Waldungen, bestrichen mehrere Lichtungen und Cypressen-Swamps und kreuzten kleine Bäche, und immer der joviale Führer auf seinem Mustang voran, jeden Augenblick anhaltend, um uns Erklärungen zu machen. So kamen wir über mehrere tausend Acker. Vieles von dem Lande gehörte General Earle und ist zum besten Lande Floridas zu zählen. Die schönsten Bauereien können hier gebildet werden. Auch ist er bereit, davon zu niedrigen Preisen zu verkaufen, von fünf bis zu zehn Thaler per Acker. Allerwärts wünschen die grossen Landbesitzer, seit die Sklaverei ihr Ende gefunden, Einwanderung herbei zu ziehen; sie haben gelernt, dass in der neuen Zeit alles eine andere Wendung nimmt. Nur wo fleissige Hände arbeiten, kommt Gedeihen und Wohlstand.

Um Mittag kamen wir wohlbehalten in Waldo an. Ein Theil unserer Excursion war schon vor uns eingetroffen, andere kamen nach, und noch andere kamen als Straggler zu spät, um mit uns weiter zu reisen. Wir trafen auch in Waldo eine zweite Excursion, unter Mr. Steiger, einem Partner von Capt. Vogelbach, die Philadelphia später als wir verlassen hatte. Sie waren eben angekommen und wollten ebenfalls Melrose und Umgegend besuchen. Ich wünschte ihnen alles Gute ohne das Böse, das wir durchgemacht; fürchte aber, sie haben doch ein Theil davon gekriegt.

Die nächste Station von Waldo ist Starke. Dieser Ort hat etwa 300 Einwohner und ist in der Bodenart Waldo sehr ähnlich. Das Land ist sehr gut, liegt aber zu nass; es werden etliche Jahre vergehen, bis die Cultur Meister wird und das Land trocken legt. Railroad-Land ist auch hier keines in der unmittelbaren Nähe zu bekommen, jedoch billig aus zweiter Hand zu kaufen. Von Starke bis nach Baldwin ist wenig für die Gegenwart zu suchen oder zu gewinnen. Die Chicago Colony, die schnelle Fortschritte gemacht, wird wieder viel verlassen, weil die Gegend zu niedrig und zu nass liegt.

Gegen Abend stiegen wir in Baldwin aus, um den Tallahassee-Train nach Jacksonville zu nehmen. Da dieser aber

erst spät in der Nacht eintrifft, und eben ein Frachtzug abging, nahmen wir lieber einen leeren Frachtkarren in Besitz, als bis zehn Uhr zu warten und uns der Gefahr auszusetzen, dass unser Magen etwa doch Lust bekäme, ein würziges Supper im Lande des Schmutzes einzunehmen. War unser Kommen über diesen Weg im ordentlichen Coupe schon eine halsbrechende Arbeit, wie viel mehr war es jetzt im Fracht- oder Ochsenkarren — was das Ding eigentlich war — eine mordschlechte Poesie! Doch auch diese Fahrt ging glücklich zu Ende. Wir landeten wohlbehalten in Jacksonville und liessen uns das Supper im Metropolitan House trefflich schmecken.

St. Johns River, Orange Park und heimwaerts. Erst die Glocken, welche über Jacksonville hintönten, weckten mich am nächsten Morgen; das hiess: lange geschlafen, und es ist Sonntag. Wer sollte nicht gut schlafen nach tagelangem Hin- und Hergeworfenwerden? Die Kirchenglocken aber versetzten mich im Gefühle heim und unwillkürlich dachte ich an Text und Predigt; der nächste Gedanke aber war: du bist ja in Jacksonville, kannst heute selbst in die Kirche gehen und hören, was Andere predigen. Dazu kam es nun aber doch nicht vor Abend. Bis gegessen war, ein Pfeifchen geraucht und der Schlaf recht aus den Augen gewischt, war es zum Frühgottesdienst zu spät. So setzte ich mich bequem und las meine Briefe, die während meiner Cedar Keys Fahrt von Hause angekommen waren. In Alt-Fogelsville war Alles wohl auf und meine Kanzel versorgt. Im Geiste war ich daheim und sah meine Gemeinde in der Kirche aufmerksam zuhören und wünschte, alle die Meinen hätten meine Fahrt durch Florida mitmachen können.

Abends ging ich nach Tully's Kirche und wollte eine gute Predigt hören. Die Kirche war gut gefüllt. Pastor Tully brachte aber einen andern jungen Prediger, ebenfalls vom Norden, mit sich, der seine Stelle einnahm. Ich verliess unbefriedigt die Kirche. Der junge Prediger dachte wahrscheinlich mehr an sich als an Christum, den er predigen wollte.

Jetzt der St. Johns River. Capitän Vogelbachs Plan, erst das Innere des Landes und dann den östlichen Theil des Staates zu sehen, ist die einzig richtige Weise, in Florida zu reisen. Man kommt vom Schönen zum Schönsten und der Gemüthseindruck wird nicht unterbrochen. Der St. Johns River entspringt in einer grossen wilden Grasebene und fliesst aus mehreren Seen ziemlich gegen das südliche Ende des

Staates. Er fliesst an 400 Meilen gerade gegen Norden; seine ganze Länge zieht sich durch flaches Land, bis er sich im Osten ins Meer ergiesst. Es ist ein mächtiger Strom, eigentlich ein Band von zusammenhängenden Seen, die an manchen Orten sechs Meilen breit sind und sich dann auf eine halbe Meile verengen. Wer sich diesen Strom nach unsern nördlichen Flüssen denkt, etwa wie der Hudson mit seinen Bergen, ist ganz im Irrthum. Seine Ufer sind überall ganz flach und doch hat er einen wundervollen Reiz. Sein Eigenes ist das Klima und die tropische Pflanzenwelt. Wo sich die Ufer zusammenthun oder der Steamer nahe dem Ufer entlang fährt, da sieht man voll Erstaunen in eine Pracht, wie sie uns Nordländer mit sich reissen muss. Cypressenwaldung, mit dem hängenden Moos förmlich überzogen, steht abwechselnd mit Magnolien, Cedern und andern mir ganz fremden Baumarten, und durch alle empor hebt sich die schlanke Palme mit ihrer königlichen Krone. Vieler Orten sind die Waldungen ganz mit Schlingpflanzen überdacht und wo man vom nahen Ufer in den von Hecken und Unterholz ganz freien Wald hineinsieht, oft auf weite Strecken, meint man in einen Feentempel zu schauen. Leider sind die Bewohner keine Feen, sondern grausige Alligators, die sich noch als Herren und Besitzer wähnen, wie in der alten Saurierzeit. Ueber dem Neuen und ganz Fremden der Naturwelt vergisst man unsere Bergromantik; man lernt, dass noch eine andere ist, die einen viel friedlicheren und dabei doch einen noch tieferen Eindruck auf das Gemüth macht. Hunderte von Meilen weit ziehen sich diese Waldungen hin; nur dann und wann sind sie von kurzen Grasflächen und Städten unterbrochen.

Mandarin am linken und Orange Park am rechten Ufer sind die ersten Orte oberhalb Jacksonville. Mandarin ist einer der ältesten Orte. Mrs. Harriet Beecher Stowe, die grosse Schreiberin, hat hier ihre Heimath und es ist ein kleines Paradies. Green Cove Springs ist ein anderer Ort, berühmt durch seine Schwefelquelle, die 3000 Gallonen Wasser in der Minute ausströmt und viele Badegäste herbeiführt. Picolata, zehn Meilen weiter, ist ein altes Settlement, das vor 200 Jahren angelegt wurde; die alten Anlagen sind aber alle verschwunden. In Tocai, 50 Meilen von Jacksonville, öffnet sich die Eisenbahn nach St. Augustine, der ältesten Stadt in den Vereinigten Staaten. Schon 1565 wurde sie von den Spaniern angelegt. Die Stadt hat ein sehr altes Aussehen und verdient besucht zu werden. Etwa 25 Meilen weiter

fliesst der Oklawaha River in den St. Johns, der seinen Ausgangspunkt in den Silver Springs, den grössten Quellen Floridas, hat. Kleine Steamers fahren bis in die Springs, deren Wasser 80 Fuss tief und so rein und durchsichtig sind, dass man sieht, wie auf dem Boden das Wasser aus den Felsen bricht. Der Oklawaha ist das wildeste Naturbild, welches gefunden werden kann. Vom Ufer sieht das Auge nichts; die Cypressen wachsen bis in den Fluss hinein und reichen buchstäblich über dem Boote zusammen; mit Schlingpflanzen und Moos bedeckt bilden sie gerade über auf kleine Strecken einen Baldachin. Oberhalb der Mündung des Oklawaha bildet der St. Johns den Lake George, 12 Meilen breit und 18 Meilen lang, der voll kleiner Inseln liegt, deren eine etwas über 1000 Acker Land und die schönste Orange-Grove am ganzen Flusse hat. Enterprise, wo die Green Springs liegen, etwa 200 Meilen von Jacksonville, schliesst die gewöhnliche Fahrt ab; Wagehälse jedoch befahren den Fluss noch um 100 Meilen weiter, bis in die Swamps, wo es von Alligators und allerlei Wild wimmeln soll. Wer Lust dazu hat, mag's unternehmen.

Orange Park. Für nördliche Ansiedler ist wohl Orange Park der beste Ort am St. Johns River, wie der St. Johns River das beste ist im östlichen Theile Floridas. Seine Lage und Vorzüge lassen nichts zu wünschen übrig. Der Ort liegt nur zwölf Meilen von Jacksonville, hat einen täglichen Verkehr und nie fehlenden Markt. Der Wharf ist 1300 Fuss in den Fluss, der hier vier bis fünf Meilen breit ist, hinein gebaut und einer der besten in Florida. Das Ufer ist hier etwa 24 Fuss höher als der Strom, und steigt mehrere Meilen weit ins Innere bis zu 70 Fuss, was am ganzen Fluss eine Seltenheit ist und die Lage überaus gesund macht. Der Ort war früher bekannt als die McIntosh Plantation, die 9000 Acker enthält und als eine der fruchtbarsten in Florida angesehen wurde. Herr Benedict, ein nördlicher Mann, kaufte das ganze Gut und öffnete es jetzt als Orange Park. Seine südliche Grenze ist der Doctors Lake, aussergewöhnlich reich an Fischen. In der Ecke, wo der Lake in den St. Johns mündet, ist die Stadt angelegt, und alles angrenzende Land wird in Bauereien von 25 bis 100 Acker ausverkauft. Innerhalb acht Monaten sind an 30 Wohnungen, Stores, Hotel u. s. w. aufgebaut und seit Herbst 74 Lotten und Bauereien verkauft worden. Das Hotel ist Benedicts Privatwohnung und wird nur einstweilen als Hotel benutzt, bis ein noch grösseres Hotel

errichtet wird, wozu die Lotten von Benedict geschenkt werden, wenn eine Gesellschaft den Bau unternimmt. Von der Flusslandung kommt man auf eine Avenue, die hundert Fuss breit ist und an zwei Meilen gerade ausläuft, woran sich der Stadtplan anlegt. Auch ist die Fluss- und Lakefront in eine hundert Fuss breite Strasse ausgelegt, die sich sieben Meilen lang um die Stadt und das ganze Gut hinzieht. Der Boden ist vom besten Pineland, von einem schmalen Strich Hammock durchzogen, der sich an eine Creek anlegt, die durch das Gut in den St. Johns fliesst. Nahe am Lake quillt eine starke Schwefelquelle, die den Ort zu einem Hauptbadeorte machen wird. Es thut mir leid, dass wir keine Mittel hatten —Kupfer und Eisendraht—um die Quelle genau zu untersuchen; allem nach, was wir ermitteln konnten, muss sie einen sehr starken galvanischen Strom haben, welcher sie zu einer besonderen Heilquelle machen würde. Die Quelle wirft über 2000 Gallonen Wasser in der Minute. Orange Park hat alle Aussicht, ein grosser Ort zu werden, wo sich Jeder nach seinen Mitteln eine Heimath gründen kann. Die Flussfront-Lotten von zehn bis zwölf Acker gross, werden für $100 per Acker verkauft; in der nächsten Strasse kosten dieselben, 20 bis 30 Acker gross, $25 per Acker; in der dritten Strasse ist der Preis $10 per Acker und weiter zurück $5 und so gross sie Jemand haben will. Alles Land ist gleich gut und vom besten Pineland in Florida. Wir durchstrichen die Gegend und ich überzeugte mich vom Werth derselben. Das Ende war, dass ich im Blick auf die Zukunft, wenn auch nicht für mich persönlich, doch vielleicht für meine Familie, selbst eine Lotte von 16 Acker ankaufte.

Man hat mir viel von Schlangen, Mosquitos und Sandflöhen gesagt, die eine Pest in Florida seien. Ich zweifle auch nicht daran; habe aber ausser den Sandflöhen keines der anderen gesehen. Ich fand, dass unter Sandfloh der gewöhnliche kleine schwarze Racker verstanden wird, der sich in Florida im Sande aufhält, wo Schweine wohnen, und nichts weiter ist als der kleine Schuft, der sich auch bei uns in Pennsylvanien als ungebetener Gast und Kneiper bewährt.

Heimwaerts. Von Orange Park nach Jacksonville zurückgekommen, suchte ich in der Nähe der Stadt eine Nursery, wo ich mir Orange-, Feigenbäume und Bananas kaufte, um sie für mein Treibhaus als Andenken an Florida mit heim zu nehmen. Mittwoch Abends kam ein Theil unserer Excursion auf dem Steamer David Clarke zusammen, mit dem wir

in der Nacht mit Eintritt der Fluth unsere Heimreise antraten. Der David Clarke ist keine City of Bridgeton, sondern ein altes Ding, das mal zu Grunde gehen wird. Wir machten unsere Wiesenfahrt von 300 Meilen wieder glücklich durch und kamen nach zwei Nächten und einem Tage am Freitag, Morgens um 9 Uhr, in Savannah an.

Im Hafen von Savannah lag unser alter Steamer Juniata segelfertig, des nächsten Tages seine Reise nach Philadelphia anzutreten. Alle Anderen unserer Excursion machten sich wieder bereit, mit der Juniata heimzureisen, und wirklich, es heimelte auch mich mitzugehen. Aber, aber! mein Magen machte so eigenthümliche Bewegungen, dass ich an die alte Prozedur dachte. Links um! Ein alter Fuchs lässt sich nicht zweimal in derselben Falle fangen! gleich darauf stand ich am Eisenbahn-Depot und kaufte für $23.50 ein Ticket nach Philadelphia. Sonntag Morgens um 6 Uhr war ich wohlbehalten in Philadelphia. Als die Train Goldsboro in gerader Höhe von Cape Hatteras passirte, und wieder ein bedeutender Sturm blies, dachte ich hinaus auf die tobende See und bat recht innig: Herr, bewahre sie! Wohlbehalten kamen auch sie alle am Dienstag in Philadelphia an.

Wer auswandern will oder muss, der gehe nach Florida, statt nach dem Westen. Und Gliedern unserer Kirche rathe ich nach Orange Park, Bronson, Melrose oder Waldo, wo sie nicht nur das beste Land und den besten Markt finden, sondern auch gleich beieinander wohnen und Gemeinden gründen können. Im fremden Lande bringt nichts mehr Unannehmlichkeiten, als sich verlassen fühlen.

Meine Reise nach Florida, besonders die schreckliche Seekrankheit um das Cap Hatteras hin, wo es stürmte als sollte alles zu Schanden gehen — war für mich nicht ohne Nutzen. — Am 16. März kam ich wieder in die Arbeit. Ich hatte an dem Tage Daniel Lauer, einen der Commissioners von Lecha County, in der Lecha-Kirche zu beerdigen, wo er ein Haupiglied war.

Ursinus-Collegium, das im vergangenen Herbste aus seiner unmittelbaren Noth mit Ach und Krach heraus gezogen wurde, war nicht gerettet, sondern die Krisis war nur aufgeschoben und "aufgeschoben", wie Schiller sagt, "ist nicht aufgehoben". Jetzt im März gähnte der Abgrund aufs neue. Eine Schuld von $5000 musste getilgt werden. Diese Schald waren theilweise geliehene Gelder und laufende Ausgaben.— Die ganze Schuld unseres Collegiums mit Ankaufsgeldern,

Summa Summarum, belief sich auf $25,000. Der Ankauf, mit Gebäuden und neuen Einrichtungen, kostete $40,000; darauf schulden wir noch die obigen $25,000. Zur Tilgung dieser Schuld, davon aber nur $5000 drängten, hatten wir an Studenten etwa $7000 ausstehen (die ich als niemals zahlbar ansehe); an Vermächtnissen waren $12,000 und an gegebenen Versprechungs-Noten $2000. So wäre die Hauptsache bis auf $5000, die uns eben drängten, frei gewesen und die Lage des Collegiums nicht so desperat, wie es schien. Allein die $5000 mussten auf eine oder die andere Weise gerade jetzt aufgebracht werden.—Einiges der Schuld wurde wieder aufgebracht, aber die Lage wurde nicht besser, ja bis zum Herbst noch schlimmer. Selbst Hobson war nicht völlig bezahlt. — Als der Herbst anrückte, schrien die Schulden mörderisch und einige aus uns wollten über etwa die Hälfte verfügen. Ich gab, da ich kein Geld übrig hatte, an Hobson eine Note von $250 und zahlte sie im Laufe des Jahres. Andere gaben Geld oder Noten und das grösste Loch wurde ausgefüllt. Doch lagerte sich eine Wolke über das Institut, die mir Bangen machte. Wir hatten bisher (wenigstens ein Theil von uns) über unser Können und Vermögen beigesteuert; wenn die Sache aber so fort ging, wie sollten wir sie durchführen?!

Die General-Synode versammelte sich auf den 15. Mai in Lancaster. Mit einer so grossen Spannung der Gemüther wurde noch keiner Versammlung der General-Synode entgegen gegangen. Bei der Wahl des Präsidenten fand Stimmengleichheit statt. Etwa zehn Delegaten von unserer Seite waren noch nicht anwesend. So wurde es aber beiden Seiten klar, dass wir die Mehrheit hatten und die Wahl wurde für Dr. VanHorn in Philadelphia, unseren Candidaten, entschieden. Dies war ein Strich durch die Rechnung der Lancaster-Partei. Die Spannung der Gemüther dauerte noch einige Tage fort, ohne dass etwas Parteiisches vorgekommen wäre; allein beide Parteien hatten noch etwas in Petto.—Dem weiteren Kampf kam der Herr zuvor, indem er in der Abendsitzung am Montage, durch Dr. C. Weiser, eine Friedens- oder besser Versöhnungsbahn brachte.—Dr. Weiser verlas vor der Synode eine Schrift (siehe Verhandlungen S. 57), die vorschlug: aus den zwei Parteien der Kirche in gleicher Zahl eine Friedens-Commission zu berufen, welcher die streitigen Punkte, nebst Liturgien, zur Besprechung, Berathung und Ausgleichung übergeben werden sollten, und die dann an die nächste General-Synode zu berichten habe.—Diese Schrift Dr. Weisers kam

sehr unerwartet vor die Synode, nur drei oder vier wussten im voraus davon; aber sie fand beinahe ohne Ausnahme grossen Anklang und bei vielen einen schlagenden Beifall. Aller Zwiespalt war sozusagen mit einemmal verschwunden. Die Schrift Dr. Weisers wurde einer Committee—beinahe aus lauter von unseren Männern bestehend — übergeben, die auf eine bestimmte Stunde zu berichten hatte vor der Synode. Der Bericht wurde angenommen und die Synode bestimmte, dass eine Commission, nach der Gliederzahl der Synoden, von den verschiedenen Synoden gebildet werden solle, und sich unter dem Vorsitz des Präsidenten dieser Synode am letzten Mittwoch im November 1879 in Harrisburg zur Organisation und Arbeit versammeln solle.—Neue Hoffnung und neue Befürchtungen entsprangen aus dieser Massregel. Mir lag die Frage vor, wie kann eine solche Commission über Lehrfragen entscheiden? aber Hoffnung hegte ich, dass wenigstens die Liturgiefrage zum Abschluss gebracht werden könne. Daran lag mir am meisten, Die Lehrfragen klären sich ab von selbst.

Die General-Synode, jetzt mit den vorläufigen Anordnungen des allgemeinen reformirten Concils, in London gehalten, einverstanden, verordnete zwanzig Delegaten nach dem in Philadelphia in 1880 zu haltenden Concilium. Die Delegaten wurden aus den sechs Synoden ernannt. Dieser Schritt ist wohl auf die Zukunft noch wichtiger als wie die Friedens-Commission.

Auch die Revision der Kirchenordnung wurde von der bestimmten Committee empfangen, gut geheissen und den Classen zur Verfügung zugewiesen.

Ebenfalls wurde auch eine selbstständige Heidenmission beschlossen. Schon lange hätte dies stattfinden sollen. Mit Frieden und neuen Hoffnungen ging die Synode auseinander.

Unsere Classis, in Easton Samstag vor Himmelfahrt abgehalten, machte ebenfalls wenigstens einen Stillstand in ihrem Programm gegen uns. Die stillschweigende Zurückweisung der Oestlichen Synode auf die Anfragen dieser Classis, was mit den Delinquents anzufangen, und die Beschlüsse der General-Synode in Bezug auf die Friedens-Sache, brachte einzelne mehr zur Besinnung. Die Hauptsache, die bei den Verhandlungen vorkam, war die Theilung der Classis in zwei Classen. Die Brüder sahen, nach der Ernennung der Friedens-Commission, keine Gefahr mehr, dass eine deutsche Classis entstehen und dem Hochkirchenthum schaden würde.

Eine ernannte Committee berichtete vor der Classis über die Theilung; die Verhandlungen wurden aber bis zur nächsten Classis verschoben. Die Brüder trauten immer noch nicht, ob doch nicht ein Austritt stattfinden möchte.

Die Oestliche Synode versammelte sich ebenfalls in Easton, im Monat October. Ein gutes Zeichen des Friedens war, dass Dr. Bomberger von der Synode einstimmig zum Präsidenten erwählt wurde. Wie ganz anders jetzt, als wie vor einigen Jahren, da ihn der Lancaster-Chor von einer Synode ausschliessen wollte?—Die Synode ordinirte Ambrose D. Gring, einen Lancaster-Studenten, ins Predigtamt und zugleich als Missionar nach Japan, nachdem er sich auf den Aufruf der General-Synode zu diesem Posten *anerboten* hatte. Auch fasste die Synode einen Beschluss zur Verkleinerung der Pfarrstellen, und zwar so, dass keine Pfarrstelle mehr als 600 Glieder zählen solle. Das Friedenswerk der General-Synode wurde gut geheissen und indossirt. Die Verhandlungen waren durchweg friedlich und im Geiste der Liebe geführt.

Im Nachsommer und Herbst hatte ich durch Leichen, Predigen und Confirmanden-Classen viel zu thun, so dass ich oft tagelang ohne Erholung im Dienste war. Ich spürte, dass die Anstrengungen über meine Kräfte gingen, allein was war zu thun? Einen Ausweg sah ich nicht. Am 5. September hatte ich eine Leiche in der Ziegelgemeinde, ich beerdigte John Albrechts Kind. Es war an dem Tage sehr heiss. Auf dem Wege vom Leichenhaus nach der Kirche wurde mir unwohl und schwindelig.

Verschiedenes.

Nach meiner Florida-Reise ging Nevin, statt nach Tiffin, wieder nach Ursinus und vollendete dort seinen Seminar-Cursus. Es ging jetzt besser, da er mit VanHagen nicht mehr in Berührung kam.

Meine Reise nach Florida beschrieb ich in verschiedenen Artikeln im Hausfreund und machte auch auf die Mission aufmerksam. Bald erhielt ich Briefe von verschiedenen Predigern, die gerne nach Florida als Missionäre gegangen wären.

In Orange Park, einem viel versprechenden Orte, zwölf Meilen südlich von Jacksonville, auf dem rechten Ufer des St. Johns, hatte ich mir eine Sechzehn-Acker-Lotte ausersehen. Als ich heim gekommen, sprach ich mit den Meinen, und da alle zustimmten, kaufte ich die Lotte um $250.

Um diese Zeit—wohl früher—war der lutherische Pfarrer

Struntz in die Gegend gekommen. Es sollte eine Pfarrstelle für ihn von Leopolds und Reningers Gemeinden gebildet werden. Struntz zog nach Heidelberg, kaufte sich eine Bauerei bei Pleasant Corner und predigte nun für beide Brüder. Pfarrer Struntz war ein fähiger Prediger. Mit seiner Stelle hier wurde aber nichts; er zog wieder fort und liess Lecha im Dunkel liegen.

Mein Sohn Calvin kam im Herbst nach Philadelphia auf das medizinische Collegium — das homöopathische Hahnemann College—wo er sich dem medizinischen Berufe weihete.

Auch Walenda, der über die lange Vacation heimgekommen war, machte wieder nach Sheboygan in Wisconsin zurück. Er nahm jetzt seine Frau mit, die im Institut eine Anstellung erhielt. Walendas Fortschritte waren sehr gut!

Die traurigste Leiche in der ganzen Zeit meines Amtes hatte ich am 2. October dieses Jahres in der Heidelberg-Gemeinde zu halten. Elias Lintz wurde von seinem Nachbar Kressel erschlagen. Beide waren Hitzköpfe und bekamen Streit. Kressels Schweine waren mehrmals in Lintz's Welschkornfeld gebrochen und Lintz liess Kressel sagen: er solle seine Schweine einsperren, was letzterer nicht that. Sonntags, als beide nach der Kirche hätten gehen sollen, brachen Kressels Schweine wieder in Lintz's Feld. Lintz ging jetzt zu Kressel, fing an mit ihm zu hadern, wobei Kressel einen Prügel nahm und ihn erschlug. Dies geschah in Kressels Hof. Der Todtschläger liess sein Opfer liegen. Die Aerzte bezeugten später, dass der Tod von der Lage des Ohnmächtigen veranlasst worden wäre. Eine sonderbare Logik! — Am Tage der Beerdigung hatte—wohl meistens aus Neugier—sich eine ungeheure Menschenmenge eingefunden. Ich predigte über Jes. 21, 3.—(Steht im zweiten Theil meiner Leichenpredigten.) — Die Predigt gelang mir gut und blieb nicht ohne Eindruck.

Im Laufe dieses Jahres schrieb ich das erste Bändchen meiner Leichenpredigt-Entwürfe und bereitete sie zum Druck.

XXXVIII.

Das Jahr 1879.

Missionshaus in Sheboygan—Ursinus—Nach Rom—Grings Aussendung—Ostpennsylvanische Classis—Kreidersville-Stelle—Synode—Friedens-Commission versammelt—Verschiedenes.

Das Missionshaus in Sheboygan blüht immer mehr auf. Diese Anstalt war der deutschen reformirten Kirche in Amerika eine unbedingte Nothwendigkeit; ohne dieselbe wäre die westliche Mission, wohin sich hauptsächlich die deutsche Einwanderung zog, unserer Kirche verloren gewesen, da unsere Collegien zur Ausbildung deutscher Prediger nicht Genügendes leisteten. Es ist ein besonderes Gnadenwerk Gottes, dass das Institut von so guten Kräften bisher verwaltet wird. In allen Beziehungen waltet dort der rechte Geist. Bei den deutschen Brüdern heisst es nicht, wie in manchen andern Orten: sich mit äusserem Prunk aufbauen; sondern das Motto ist: vom Inneren auf das Aeussere zu wirken — ein Senfkorn im Ausgang, ein Baum in seiner Frucht! So ist es recht und christlich! Viel mehr Segen läge darinnen, würden unsere englischen Collegien ebenfalls so handeln.—Gerade jetzt konnten die Gebäude der Anstalt die Studenten nicht mehr fassen, die engen Schranken wurden abermals gesprengt und ein Neubau musste ausgeführt werden. Der Hausvater schrieb um Hülfe, die nicht ausblieb. Die Kirche sah die Nothwendigkeit. Ich sandte ebenfalls meine Note von $50 und zahlte sie im Laufe des Jahres.

Auch *Ursinus* liess seinen Hülferuf auf's neue hören. Bei einer Versammlung von Gliedern unserer Kirche in Philadelphia wurde von Robert Patterson der Plan zur Tilgung unserer Schuld dadurch gelegt, dass er $500 subscribirte unter der Bedingung, dass der Rest der $5000 von andern Gliedern aufgebracht würde. Umgehend waren $2800 geschrieben und der "Balance" kam langsam ein, wobei auch meine leere Casse sich wieder auf eine Note bequemen musste.—Die Hoffnung für unser Schmerzenskind blühte wieder langsam auf. Einige Jahre später gab derselbe Robert Patterson allein $5000 an Ursinus, und das wankende, wackelnde Ding kam endlich wieder auf feste Beine zu stehen.

Um diese Zeit erfolgte der *Uebertritt Dr. Gans's nach Rom.* In Baltimore hatte er zuletzt eine reformirte Gemeinde bedient. Er resignirte dieselbe, weil die Classis gegen seinen Willen der Organisation einer neuen Gemeinde zustimmte — bald nachher folgte sein Uebertritt. Dr. Gans war schon Jahre her in seiner Tendenz römisch gesinnt; hätte er aber seine hierarchische Gesinnung in unserer Kirche zur Ausführung bringen können, so wäre er wohl geblieben, da er das aber nicht durchsetzen konnte, trat er aus. Recht so! fort mit euch! Hierarchie ist der Antichrist als Tendenz noch in der Kirche. Christus soll herrschen, nicht aber Satan durch die Selbstsucht der Menschen! das wäre das Satanisch-Menschliche Christus entgegen gestellt — das Antichristenthum. — Den hierarchischen Gedanken wollten sie zunächst auch in die reformirte Kirche einpflanzen; als sie aber die Unmöglichkeit einsahen, trat das Chor aus. "Gleich und gleich gesellt sich gern!" wie der Teufel zum Kohlenbrenner sagte, den er mit sich nehmen wollte. — Noch ein anderer Uebertritt fand um dieselbe Zeit statt. Nevin H. Fischer, ein Sohn des würdigen alten Vaters Rev. P. S. Fischer, trat zu Rom über. Fort mit euch! böse Gesellschaft verdirbt gute Sitten! zum Ueberfluss erwiesen in unserer Kirche!

Am 20. März wurde in Reading von der Missionsbehörde der General-Synode ein besonderer Gottesdienst abgehalten, zur Aussendung des *Missionars Gring nach Japan.* Missionar Gring hielt eine Ansprache vor der grossen Gemeinde; dann folgte Dr. Bomberger mit einer Anrede an Gring über seine Missionspflichten, worauf noch andere Brüder Anreden an die grosse Versammlung hielten.—Der Gottesdienst war von vielen Predigern besucht und liess einen tiefen Eindruck zurück.

Die *Ostpennsylvanische Classis* versammelte sich zum letztenmal vor ihrer Theilung. Sie hielt ihre Sitzung in Lehighton, Carbon County. Die Classis wurde endlich getheilt, oder besser gesagt: eine neue Classis wurde von der alten ausgeschieden und der westliche Theil von der Lecha ihr als Gebiet angewiesen. Die neue Classis sollte sich auf Dienstag vor Himmelfahrt 1880 in Allentown organisiren. — Mein Sohn Nevin und mein Student Mabry von Langschwamm hatten ihren Seminar-Cursus in Ursinus vollendet; sie meldeten sich hier in Lehighton zum Examen, wurden examinirt und licensirt und Nevin als Gehülfe mir beigeordnet.—Pfarrer Rittenhaus, von der Kreidersville-Stelle, hat sich zu häufigem Trunk ergeben und wurde von der Classis verklagt. Die Classis liess

die Klagen von einer Committee untersuchen und wies ihn an, seinen Dienst in der Pfarrstelle niederzulegen. Es war das Mildeste, das geschehen konnte.

Durch die Absetzung Rittenhaus' wurde *die Kreidersville-Stelle* wieder als Zankapfel vor die Classis geworfen. Ich war auf der Committee gewesen, um die Klagen gegen Rittenhaus abzuhören. Kirchenrathsglieder wandten sich nun an mich um Rath. Ich rieth ihnen von Rittenhaus abzulassen und ihn zum Fortgehen zu ermahnen; machte aber aufmerksam auf Mabry, der an der Classis zum Examen gegenwärtig war, wo sie ihn persönlich hatten kennen lernen. Da aber die Vigilanz-Committee schon Candidaten für Kreidersville bereit hatte, rieth ich den Kirchenrathsgliedern diese erst abzuhören. So verlief der Sommer. Im November erhielt ich einen Brief von Wert, im Namen des Kirchenraths, einen geeigneten Candidaten vorzuschlagen. Ich wies jetzt entschieden auf Mabry hin. Er bekam eine Einladung, predigte, gefiel, wurde erwählt und erhielt die Stelle.

Die Oestliche Synode hielt ihre Jahresversammlung, anfangend am 2. September, in der St. Johannis Kirche in Lebanon. Da die Synode zur Wahl der Friedens-Commissäre schreiten wollte, wurde zuerst ein Gottesdienst mit Gesang und Gebet gehalten. Während diesem Gottesdienste flog ein Sperling durch die Kirche hin und her, und als die Glieder zu stimmen anfingen, setzte sich der Vogel auf ein Blumenkreuz, das auf dem Altare stund, und zwitscherte, dann flog er wieder über die Häupter der Stimmenden und kehrte wieder zwitschernd zu dem Blumenkreuz zurück. Alle Glieder der Synode sahen mit eigenthümlichen Gefühlen auf das zwitschernde Vöglein auf dem Altare und mancher nahm es als ein Zeichen zum Frieden auf. — Die Synode wählte ihre Commissäre und beschloss, dass die Friedens-Commission einen einstimmigen Bericht der General-Synode vorlegen solle; liess auch einen Aufruf an die andern Synoden ergehen, dahin zu wirken, dass gleiche Vertretung in der Commission stattfinden möchte.

Wie von der General-Synode bestimmt wurde, trat am 26. November die *Friedens-Commission in der Salemskirche* in Harrisburg, Pa., zusammen. Die Commission wurde von Dr. VanHorn, Präsident der General-Synode, eröffnet, worauf Dr. C. Z. Weiser zum Vorsitzer ernannt wurde. Die Commission bestund aus vierundzwanzig Gliedern, die den zwei Richtungen nach gleich vertheilt waren. Der Geist der Liebe und Einigkeit waltete; das war zunächst die grosse Vorbedingung



The Heidelberg Church.

zum Frieden. Die Commission sass einige Tage und schloss weislich allen Zutritt aus. Jedes Glied gab zunächst seine Ansicht der Reihe nach, und es fand sich eine viel grössere Uebereinstimmung als erwartet werden konnte. Manches war früher gesprochen und geschrieben worden, als wissenschaftliche Speculation, das von der andern Seite aber als Glaubens- und Lehrsätze aufgenommen worden war im Glauben, es solle zu stehenden Normen aufgedrungen werden. Als die Kirchenfragen besprochen waren, ging es zur Abfassung des Berichts unter drei verschiedenen Committees. Der Bericht wurde veröffentlicht in den Kirchenblättern und war recht zufriedenstellend. — In der Lehre hielt der Bericht fest am Heidelberger Catechismus nach seinem historischen Sinne und dass kein Weichen davon von der Kirche autorisirt sei; dann folgen verschiedene Lehrsätze, welche die vorliegende Kirchenfrage betreffen. — In Rücksicht auf Cultus empfahl die Commission der General-Synode eine Committee zu ernennen, welche die zwei Richtungen vertritt, der die Anweisung gegeben werde, eine Liturgie mit solchen Formeln auszuarbeiten, wie sie der Kirche nöthig seien. Und dass bis dahin die bestehenden berechtigt sein sollen.—In Rücksicht auf die Regierung wurde empfohlen, so bald die General-Synode offenen Weg sehe, eine grüundliche Revision der Constitution der Kirche zu veranstalten. [Für das Schriftstück als Bericht siehe Verhandlungen der General-Synode 1881, Seite 102, englisch.]—Der Einfluss des Berichtes war gross in der Kirche; der Bericht wurde mit Freuden aufgenommen. Die Hauptsache, die Liturgie, blieb freilich noch im Dunkeln liegen und musste ruhen bis zur nächsten General-Synode; aber man fing an mit Zuversicht zu hoffen, dass auch dieser heikle Punkt zu seiner Zeit schon geschlichtet werden würde.—Die Lehrpunkte waren stillschweigend überbrückt; auf die Beseitigung der Cultusfrage mussten wir hoffen.

Verschiedenes.

Walenda vollendete seinen Cursus im Missionshaus und erhielt einen Ruf nach Nordheim, während er noch im Seminar war. Als Student hatte er mehreremale dort gepredigt, wohl gefallen und wurde jetzt Andern vorgezogen. Zu seiner Einziehung und Einrichtung im Pfarrhause brauchte er jetzt $100. Charles Ziegler, sein Schwiegervater, und ich sandten ihm jeder $50 und so war er glücklich im Hafen gelandet.

Keiner meiner Studenten erwies sich so dankbar und erkenntlich wie Walenda, und keiner war im Dienste nützlicher und treuer als er.—Nach wenig Jahren starb ihm seine Rosa, drei Kinder hinterlassend. Er verehelichte sich wieder mit einem frommen Mädchen, nahm einen Ruf an für eine kleine Missionsgemeinde in Philadelphia, wo er mit grossem Fleiss wirkt.

Am 4. März beerdigte ich *Elisabeth Metzger*, Gattin von Eli Metzger in Heidelberg. Metzgers Eltern waren zu den Evangelischen übergegangen und luden ihren Pfarrer zur Leiche ein. Er hielt die Standrede am Leichenhause. Der Kirchenrath der Gemeinde aber beschloss, den evangelischen Pfarrer nicht in den Altar zu lassen. Einer derselben kündigte mir vor der Leiche den Beschluss an. Ich stellte den Kirchenrathsgliedern die Lieblosigkeit des Beschlusses vor und mahnte sie davon abzulassen, aber ohne Erfolg. Um keinen öffentlichen Aufzug zu haben, sagte ich dem Pfarrer, er solle sich zu der Trauerfamilie setzen, es gäbe wunderliche Christen in der Welt. — Ich schämte mich wirklich einem christlichen Mitbruder entgegen eine solche Stellung einzunehmen. Ich bin entschieden gegen allen Schwarmgeist, aber ich sehe kein Recht, die christliche Gemeinschaft abzubrechen auf friedlichem Grunde, denn der Herr hat die Seinen auch unter dem Methodismus, obgleich das Princip in der Wurzel falsch ist.

Am 30. April starb *Tante Lydia Schmidt*, die letzte lebende Geschwister meines Vaters. Sie war eben 82 Jahre alt geworden. In der Woche vorher besuchte ich sie, fand sie ergeben und voll Hoffnung heim zu gehen. Alfred J. G. Dubbs hielt ihre Leichenpredigt in der Trexlertown-Kirche, wo sie neben ihren Gatten begraben wurde.

Am 23. August *copulirte ich eine Tochter von David Ziegler* mit George Grassly. Dies war die einzige Copulation während meiner Amtszeit, die mir Schwierigkeiten machte. Ziegler war sehr entschieden gegen die Heirath, aber ohne gegründete Ursache. Die Tochter sprach mit mir und bat mich, bei ihrem Vater Einspruch für sie zu machen; aber auch dies war vergebens. Weil die jungen Leute sehr brav waren, obgleich die Tochter unter dem gesetzlichen Alter war, so liess ich ihr sagen: sie solle mit ihrem Bräutigam kommen, ich würde sie copuliren — und that so. — Der Vater war sehr aufgebracht; allein eine Zurechtweisung brachte die Ordnung wieder her. Bald nachher confirmirte ich zwei Kinder für ihn und er zahlte mir $20.

Da ich öfters *seltene Muenzen* erhielt, legte ich eine Sammlung an, die im Laufe der Jahre bedeutend angewachsen ist. Ich bekam einzelne Stücke, die einen schönen Preis bedingen, wie der halbe Thaler von 1836 mit "ruded edge", der Thaler von 1798 mit kleinem Adler und andere. Auch besitze ich eine volle Sammlnng der "Postal Currency" Noten.

Im Laufe des Jahres liess ich *meinen ersten Band Leichenpredigt-Entwuerfe* in Cleveland bei Rütenik drucken. Das Büchlein fand sehr günstige Aufnahme. Aufgemuntert dadurch, fing ich an das zweite Bändchen zu schreiben.

XXXIX.

Das Jahr 1880.

Geheime Plaene—Special-Classis von Ostpennsylvanien—Lehigh Classis—Reformirte Allianz in Philadelphia—Synode—Rueckblick—Verschiedenes.

Es wurde bald nach Gründung der Friedens-Commission ein hinterlistiger Plan irgendwo ausgeheckt, Ursinus-Collegium zu verderben. Der Plan ging schwerlich von den Führern der Lancaster-Partei aus; wahrscheinlich von einer lahmen Gans, die sich hervorthun wollte; denn die Sache war zu lahm und durchsichtig, um von denkenden Männern auszugehen. Nämlich, es wurde eine Proposition zu Tage gebracht, Palatinate und Ursinus College in ein Institut zu vereinigen. Wo dieser Plan reifte, kam nie ans Licht. Er ging von Palatinate College aus, (?) und machte die Runde in der östlichen Kirche.—Die Sache nicht anhören, hiess ein Gefühl gegen Ursinus erwecken. Man konnte im Voraus nicht wissen, auf was für einem Grunde die Sache ruhte. So war es nothwendig die "Heckerei"—wie wir die Sache anschauten—ans Licht zu bringen und wie schneller desto besser. Es wurde von Ursinus aus eine Committee ernannt, um mit einer Committee von Palatinate zu conferiren. Diese Committees versammelten sich am letzten 26. December in Reading. Dr. Bomberger wurde zum Vorsitzer ernannt. Unsere Committee erwartete von Palatinate, von wo der Aufruf ausgegangen war, eine Proposition über Plan und Bedingungen der Vereinigung. Allein Palatinate hatte nichts zu offeriren, als nur den Wunsch, Ursinus und Palatinate auf dem Grunde der

Friedensrichtung in ein Institut zu verschmelzen. Das war nicht wahr; sie hatten wohl einen Plan, wollten aber erst hören was unsererseits zugegeben würde, und je nachdem konnten sie vorrücken oder hinter dem Berge halten. Die Schlangen-Klugheit ohne die Tauben-Falschlosigkeit! — Dr. Bomberger legte dann im Namen von Ursinus folgende Punkte vor: 1. dass Vereinigung des Palatinate und Ursinus College auf einer gerechten Basis zu wünschen sei; 2. dass die Vereinigung nur so bezweckt werden könne, ohne dass das eine oder andere College seine Stellung preisgeben, oder Ursinus den Cursus seines Studiums verringern, noch seinen theologischen Lehrcursus und Organisation aufzugeben habe; 3. dass das vereinigte Institut in kirchlicher Beziehung die Stellung einzunehmen habe, welche Ursinus jetzt einnimmt—welches dieselbe ist, die Marshall College, jetzt Franklin und Marshall, einnahm bis zum Jahre 1866; 4. dass die Lage, der Ort des vereinigten Instituts nicht zu bestimmen sei, bis die ersten Punkte völlig geordnet wären. — Diese Punkte brachten den Plan der Schleicher ans Licht. Es handelte sich bei ihnen darum, dass beide Collegien eins werden sollten, und zwar als ein Collegium im Sinne einer Vorschule für Lancaster, und zwar infolge der Friedensrichtung, jetzt von der Kirche in Bewegung gesetzt.—Nach einer vierstündigen Berathung wurde eine Committee ernannt mit Rev. H. Mosser in Reading zum Vorsitzer, die den Plan der Vereinigung ausarbeiten und einer bald zu haltenden Versammlung vorlegen sollte. — Als nach drei Wochen diese Committee nichts von sich hören liess, schrieb Dr. Bomberger an Mosser, erhielt aber nicht einmal eine Antwort. Und erst als Dr. Bomberger sich an Dr. Bausman brieflich wandte, antwortete Mosser: Dr. Wolf würde ihm antworten. Die Sub-Committee versammelte sich endlich gezwungen — Aufschub setzte Ursinus in Verlegenheit, da ein Report umging, es werde aufgehoben—und legte ihren Plan vor: 1. das vereinigte Collegium sollte ein Collegium zweiter Classe werden; 2. Ursinus solle sein theologisches Department und seinen vollen Lehrcursus fallen lassen; 3. das Institut solle in Myerstown locirt werden und 4. solle es Franklin und Marshall untergeordnet werden!!! Wer dies nicht eine lahme Gans nennt, dessen Kopf und Herz ist selbst eine lahme Gans!—Und für all diese Forderungen konnte Palatinate weiter nichts offeriren als seine zum vollen Werth verschuldeten Gebäude und sechs männliche Studenten, die in dem Collegium Kost nahmen.—Das sind Lancaster-Forde-

rungen auf der Friedensbasis! Die Sache guckt aus wie von entlaufenen Narrenhaus-Candidaten geplant; und ich glaubte nie, dass sie von den Hauptführern ausging. Alle Unterhandlungen wurden unsererseits abgebrochen, damit die Halbverrückten Zeit hätten, in ihren hohlen Köpfen über ihre Mondschein-Pläne nachzudenken. — Die Folge war, dass bei uns zuerst ein grosses Misstrauen gegen die Ehrlichkeit der Friedensabsichten der Lancaster-Partei wachgerufen wurde und wir gewarnt waren, auf unserer Hut zu sein. Hiermit war die Ursinus-Union nur desto fester auf Ursinus gewiesen und hielt um so enger zusammen.

Am 13. Januar wurde noch *eine Special-Versammlung der alten Ostpennsylvanischen Classis* in Allentown gehalten, um die Besitz- und Geldangelegenheiten zur Theilung der Classis zu ordnen. Auch diese Versammlung zeigte, dass auch wir Brüder hatten, deren ganze Friedensabsichten nur darin bestunden, auf unsern Credit Gewinn daraus zu ziehen. Es wurde beschlossen, dass alle Brüder, die bis zum 1. Mai die völligen diesjährigen Assessments der alten Classis bezahlen würden, von allen ihren alten Assessments sollten frei sein. Mein Assessment war $182; dies alles, mit Ausnahme von etlichen zwanzig Thalern, war für Lancaster-Beneficiaten, schlechte Verwaltung der Philadelphia Druckerei, Sinking Fund u. s. w. Das sollten wir zahlen?! Nein! auch nicht als ein Friedens-Opfer, worauf sich der Treasurer der Classis berief. Kein fauler Friede, sondern nur Friede auf dem Fusse des Rechts; wer so nicht Friede sucht ist ein Schalk, dem man mit offenem Gesicht begegnen muss, um ihn etwas Besseres zu lehren!

Die *neue Classis organisirte sich* am 4. Mai in der Salemskirche, Allentown, als die "Lehigh-Classis". Mein Sohn Nevin wurde als mein Gehülfe ordinirt. Pfarrer L. K. Derr resignirte letztes Jahr in der Slatington-Stelle; William Peter wurde als sein Nachfolger erwählt und sein Ruf von dieser Classis bestätigt.

Noch eine *vertagte Versammlung der Lehigh Classis* wurde am 10. Juni in Kutztown gehalten, wo die Assessment-Frage nochmal agitirt wurde, ohne aber zu genügenden Beschlüssen zu kommen.

Die Reformirte Allianz, das allgemeine Concil der reformirten Kirche, versammelte sich am 22. September in Philadelphia. Die grosse Horticultural Hall an der Market Strasse und die Academy of Music nahe bei, waren dem Concil zum

Versammlungsort bereitet worden. Die Halle war herrlich geschmückt mit grünen Winden; lange Tafeln hingen an den Seitenwänden herab, die mit historischen Sentenzen, auf die verschiedenen Verfassungen Bezug habend, ausgeschmückt waren. Unser Banner trug die Namen: Melanchthon, Ursinus, Olevianus, Heidelberger Catechismus, Pfalz 1563; auch Namen der ersten reformirten Prediger dieses Landes, wie Schlatter etc. Beide Hallen, deren eine über 2000, die andere über 3500 Menschen fasste, waren bei den meisten Sitzungen überfüllt.—Die Hauptvorträge wurden vorgelesen und waren gediegene Abhandlungen über Hauptfragen des Christenthums. Oeffentliche Beifallsbezeugungen unterbrachen und folgten oft den Vorträgen. Ueber siebenzig Vorträge und etliche hundert freie Reden wurden gehalten. Aus vielen Ländern Europas und sonsther waren Delegaten gekommen; die Zahl derselben war an 200. Das Concil dauerte vom 22. September bis zum 2. October. Der strenge Presbyterianer-Geist, im Unterschied der andern reformirten Bekenntnisse, war leider vorherrschend. Eine der presbyterianischen Vertretungen ärgerte sich, dass ein anderes Lied als wie Psalmen gesungen wurde, und sang nicht mit. Im Ganzen war die Versammlung vielversprechend, obgleich die Einigung noch sehr äusserlich ist, da nicht einmal das Abendmahl gefeiert wurde.—In drei Jahren versammelt sich das Concil wieder in Belfast, Irland.

Die Oestliche Synode hielt ihre Sitzung im October in Myerstown. Die Versammlung war friedlich und kam ausser dem gewöhnlichen Geschäftsgang nichts die Kirchenfragen Betreffendes vor. Die auffallendste Verhandlung war die Zurücknahme des Delegaten-Wechsels mit dem Lutherthum. Die lutherische Synode hatte den Anfang gemacht und diese Synode folgte nach mit Beileids-Beschlüssen.

Vieles hat sich in fuenfunddreissig Jahren, der Zeit meines Amtslebens, verändert. Wenn ich über die Jahre vergleichend zurückschaue, muss ich staunen, wie in Kirche und Welt sich alles umgestaltet hat. Die Wege der alten Väter, nach Lebensart wie nach Charakter und Grundsätzen, sind vielseitig verschwunden, und es ist sozusagen eine neue Welt geworden. In meinen Gemeinden ist im christlichen Leben vieles besser geworden; es gibt eine schöne Zahl Glieder, die rechtlich und christlich leben, aber das bürgerliche Leben unserer Zeit als Ganzes geht seit dem Bürgerkriege rasch abwärts. Es entwickelt sich unter unserem Volke ein unersättlicher Welthun-

ger und demgemäss eine alles vergiftende Verweltlichung, die die Massen schnell und sicher durchdringen und zu entsetzlichen Folgen reifen müssen. Der weltliche Sinn fängt an alle Schichten zu durchdringen. Zwar in vielen Gemeinden ist noch fleissiger Kirchengang, aber er wird immer geringer. Eltern sorgen noch, dass ihre Kinder durch Sonntagsschule und Confirmation der Kirche zugeführt werden; allein die Sonntagsschulen kommen immer ab von dem, was sie sein sollen; sie verweltlichen, weil verweltlichte Glieder sie halten, und werden oft aus Mangel von würdigen, älteren Gliedern der Jugend beiderlei Geschlechts zum Lustspiel überlassen. Die Volksschulen legen keine gute Grundlagen zur Volksbildung; wenn auch die Erziehung unseres Volkes durch die Freischulen in bürgerlicher Hinsicht bedeutend gehoben wurde im Vergleich zur alten Zeit, so ist sie doch schlechter geworden, denn Religion wird ganz übersehen und meistens absichtlich verdrängt.

Unsere Classical- und Synodal-Versammlungen sind Geschäftsstunden und oft Streitversammlungen, da die Gemeinde zuschaut, seltener etwas Gutes lernt, aber Achtung vor der Kirche verliert. — Der Aufbau der Kirche besteht bei Vielen nur im Aufbau der äusseren Form, wo man zufrieden ist einen in die Augen fallenden Schein aufzustellen. — Dass wir noch rechte Seelsorger und recht warme Gemeinden haben ist ausser Frage, allein sie sind im Ab- statt im Zunehmen begriffen. Der Lehre nach und auch dem Anstreben nach wirkt Ursinus aufbauend, aber den ersten Rang nimmt Sheboygan ein; ein kindlich demüthiger Geist herrscht dort, und die Zöglinge Sheboygans zeigen sich mehr selbstverläugnend und opferwillig als die andern Anstalten zusammen. Doch ist auch unter den Deutschen eine stagnirende Richtung nicht zu verkennen, die sich im Wahn eines deutschen Besserwissenwollens hochmüthig breit macht und einem ekelhaft entgegen tritt. — Was soll da Aufhalt oder gar Aufbau bringen, wenn der Meister mit seiner mächtigen Hand nicht selber helfend eingreift?

Verschiedenes.

Am 29. April *beerdigte ich Levi Walbert* in der Ziegel-Gemeinde. Er war ein Nachbarssohn, mit mir aufgewachsen und einer meiner Jugendgenossen. So fallen sie zur Rechten und zur Linken!

Am 15. Juni *beerdigte ich Lizzie Yundt* in der Lechakirche.

Sie war eine meiner Confirmanden und besonders aufgeweckt nach Verstand und Herz. In ihrer Krankheit besuchte ich sie und fand sie nicht nur ergeben, sondern sie wartete mit Freuden auf den Tod, um zu ihrem Heiland zu gehen. Wie wohl that es dem Herzen, eine solche Frucht seiner Arbeit zu sehen! da möchte man dann rufen: O Herr, hilf, dass derselben viel werden!

Im October stellte sich *meine alte Augen-Neuralgie* einmal wieder ein, war aber mit einem leichten Anfall zufrieden. Ich konnte in einigen Wochen wieder arbeiten. Durch den ganzen Sommer aber fühlte ich, dass meine ohnehin wankende Gesundheit in allen Fugen nachgab. Mein Sohn Nevin aber half mir die Arbeit vollbringen.

Ich schrieb das zweite Bändchen meiner Leichenpredigt-Entwürfe fertig und legte es zurück, um es gelegentlich drucken zu lassen.

XL.

Das Jahr 1881.

Meine Gesundheit — Einige Sterbefaelle — Wuehlereien — Lehigh Classis—General-Synode—Gesundheit immer schlechter—Voelliger Zusammenbruch.

Auf Neujahrstag hatte ich Gottesdienst in der Lechakirche. Es war gute Schlittenbahn, aber sehr kalt; das Quecksilber stund auf Zero. Nach der Predigt kam ein Vorsteher zu mir und sagte an: Die Gemeinde habe mir einen neuen Schlitten zum Geschenk gemacht. Am Schlusse des Gottesdienstes stattete ich den Gebern meinen Dank ab in einer kurzen Rede, und fuhr mit zwei Schlitten heim.

Meine Gesundheit fing an rasch nachzugeben. Schon einige Zeit hatte ich die Abendgottesdienste fallen lassen. Wenn ich Morgens fort musste, schien es mir öfters, es sei gerade unmöglich; die Arbeit schien mir ein Berg zu sein, den ich unmöglich ersteigen könnte. Alles Denken und Bitten änderte die Last nicht; ich sah keinen Ausweg und so beschloss ich, das Schifflein laufen zu lassen bis es strandete. Nicht selten kam noch die alte Schwermuth dazu, so dass mir der Himmel dunkel und finster wurde. Wie manchmal betete ich: O Herr, lass es genug sein und nimm mich zu

dir! Es war nicht Arbeitsscheu; Gott weiss, dass ich die Arbeit gerne that. Ich konnte meine Lage nur mit einem vergleichen, der in der Finsterniss von einem Abgrund umgeben, nicht weiss wohin seinen nächsten Schritt zu nehmen. So stund ich und auf Gott vertrauend, beschloss ich vorwärts zu gehen; der Herr ist ja auch im Abgrund! Was soll ich zagen, der Herr ist Hüter! mir wird nichts mangeln!

Ich hatte *noch einige Leichen* im Verlaufe des Winters und Frühlings, die mit zu meinem Lebensbilde gehören.—Am 21. Februar beerdigte ich den alten Vater "Hanjörg" Peter in Heidelberg. Er war ein eigenthümlicher Charakter und stammte noch aus der Zeit meines Vaters. Damals regierte er die Gemeinde und war nicht ohne Gaben und Talent. Er hatte sich einige homöopathische Bücher nebst einer kleinen Apotheke angeschafft; so kam er sogar zum Doctern unter seinen Nachbarn.—Gleich im Anfang meines Amtes protestirte er gegen einige meiner Massregeln, besonders gegen Missionscollecten, wahrscheinlich desswegen, weil ich ihn nicht erst befragte. Er wurde mein Gegner. Aber bald verlor er Ansehen und Einfluss. Später zog er aus der Gemeinde zu seiner Tochter über den Blauen Berg, wo er Jahre lang wohnte. Vor etwa zehn Jahren kam er wieder zurück; ging aber selten in die Kirche und schien mit unserer ganzen Weise verfallen zu sein. So lebte er fort, bis er starb. Als ich am Morgen seiner Beerdigung in das Leichenhaus kam, gab mir ein Familienglied den Text, den sich der alte Vater erwählt hatte: Ich habe einen guten Kampf gekämpft. Meine Ansicht war das gerade Gegentheil; sagte kurz: der Text passe nicht, ich hätte einen andern gewählt.

Bald nachher, am 9. April, hatte ich wieder einen alten Vater in der Heidelberg-Gemeinde zu beerdigen: Vater Peter Schneider in Sägersville. Er war ein Salz aus alter Zeit und blieb sich immer treu. Schneider fiel mir zu, gleich im Anfang meines Amtes. In allem Kirchlichen frug er mich zuerst; ohne erst gefragt zu haben, sagte er nichts; nachdem er sich seinen Grund aber fest gemacht hatte, hielt er aus bis zum letzten Mann. Es war kein zuverlässigerer Mann in der Gemeinde. Schneiders war eines meiner Absteigequartiere; oft übernachtete ich dort und fand herzliche Freundschaft und Pflege.—Als ich mein Haus und Scheuer in Fogelsville baute, war es Vater Schneider, der mir die Slate zum Decken als Geschenk vermittelte.

Am 2. April wurde ein Kindlein des jungen Bruders J.

Mabry in Cherryville hierher nach Langschwamm beerdigt. Der Herr zeigte dem Br. Mabry durch die Hinnahme dieses Kindes, wie bei Todesfällen zu predigen.

Eine schamlose Wuehlerei wurde in Dr. Bombergers Gemeinde bei Collegeville getrieben. Es war dort unter falscher Fahne ein hochkirchlicher Mann in den Kirchenrath gekommen; dieser, wohl durch Anstiftung, suchte Dr. Bomberger auf alle Weise zu chicaniren, bis Dr. Bomberger bereit war zu resigniren. Als die Sache vor den Kirchenrath kam, musste der Aufwiegler eine glänzende Niederlage feiern und die Resignation Dr. Bombergers wurde einstimmig verworfen.

Auch in unserer Classis dauerten die Intriguen fort. Ich konnte nicht die geringste Spur finden, dass unsere Lancaster-Brüder unter dem Frieden irgend etwas Anderes verstunden als dass wir in alle ihre Pläne und Massregeln einstimmen sollten. In unserer Classis wenigstens waren die neuen Massregeln nichts anders als ein stinkend fauler Friede. Doch hoffte ich auf die Sache als ein Ganzes, und da brachte die Zeit auch den Segen unter Gottes Hand.

Die Lehigh Classis hielt ihre Sitzung am 22. April in Jacksonville. Ich konnte den Versammlungen nicht beiwohnen wegen Krankheit. Da mir aber die Vorbereitungspredigt übertragen war, übernahm mein Sohn Nevin dieselbe und hielt die Predigt mit gutem Beifall. Selbst diese Classis machte ihre Prediger und Aeltesten darauf aufmerksam, die herrschend werdenden Missbräuche bei den Sonntagsschulfesten zu beseitigen.—Ein Ruf von der Kutztown Gemeinde an J. H. Leinbach wurde bestätigt. Br. L. K. Derr wurde nach der deutschen Philadelphia-Classis entlassen.—Derr war von der deutschen Synode als Missionar nach Reading berufen worden, dort eine rein deutsche Gemeinde zu gründen. Er übernahm die Mission, fing in einer Halle an zu predigen; zog dann von Slatington nach Reading und nach wenig Jahren war nicht nur eine blühende, selbstständige, deutsche Gemeinde, sondern auch eine schöne Kirche dort gebaut und bezahlt.—Die Classis hielt noch eine vertagte Versammlung im Juni in Allentown.

Unsere General-Synode hielt ihre Sitzungen anfangend am 18. Mai, in Tiffin, Ohio, dem Sitze des Heidelberger Collegiums. Dr. G. Good, Präsident des Seminars, wurde zum Vorsitzer der Synode erwählt, und zwar als noch viele unserer Delegaten nicht gegenwärtig waren. Dies stellte fest, dass unsere Richtung allmählich den Sieg in der Kirche errungen

hatte. Ohne dies wäre die Friedensrichtung schwerlich zum Durchbruch gekommen; obgleich sie von unserer Seite mit mancherlei *gegruendetem Misstrauen* aufgenommen und verwilligt wurde.

Das Hauptwerk der General-Synode, nach welchem die ganze Kirche mit grossem Interesse blickte, war der Bericht der Friedens-Commission und hauptsächlich die Verhandlung der Synode über denselben. Der Bericht wurde einstimmig angenommen und gutgeheissen; aber doch nicht so ohne Weiteres, wie damals die Kirchenblätter darüber berichteten. — Nachdem Dr. Weiser, Vorsitzer der Commission, den Bericht vor der Synode verlesen hatte, war die Synode in banger Ahnung still; keiner wollte reden, aus Furcht eine Opposition gegen den Bericht zu reizen. Zuletzt trat Dr. Bomberger auf und sprach seine Uebereinstimmung mit dem Bericht aus, vorausgesetzt, dass die Worte und Bestimmungen des Berichts so zu nehmen seien, wie sie den Worten nach lauteten. Unter dieser Voraussetzung habe er keinen Zusatz zu machen. Aber da manches—sprach er weiter—was ihm als klar und deutlich scheine, doch von Andern, von einem andern Standpunkt aus, anders erklärt werden könnte, so gab er seine Ansicht über einzelne der Hauptpunkte des Berichts, und bat Glieder der Commission, dass, wenn er die Punkte nicht auffasse wie die Commission, sie ihn corrigiren sollten, damit jedes Glied der Synode mit klarem Verständniss stimmen könne. Dann gab Dr. Bomberger seine Ansicht über Art. 1, unter Lehre: Dass nach dem Worte "Opfer", der Ausspruch des Heidelberger Catechismus "am Kreuze" fehle—und so berührte er mehrere Punkte. Unter Cultus sagte er, der Bericht mangele, aber als Ganzes, wenn Aufrichtigkeit gemeint sei, würde die Sache wohl damit zu decken sein.—Nachdem er geschlossen, bat er die Commission noch einmal, ihn und die Kirche nicht unter einem falschen Eindruck zu lassen. Niemand aus der Commission antwortete. Mehrere unserer Glieder fiielen Doctor Bomberger bei, da aber keine Erwiderung folgte, wurde die Sache als zugegeben angenommen und der Bericht einstimmig angenommen. In späteren Sitzungen erklärte dann Dr. Appel: "dass er diesen Frieden der Kirche aufnahm, ohne irgend welchen Vorbehalt seines Herzens, und dass er das Schiff hinter sich verbrannt habe." Wohl aufrichtig, nicht wie Cortez, der aber erst die Waffen und Inhalt heraus nahm, äusserte sich später Dr. Bomberger unter den Altkirchlichen, sein Vertrauen Dr. Appel schenkend.—Der Bericht wurde auf's neue

einer Committee übergeben, eine angemessene Methode zu berichten, wie die neue Liturgie, im Bericht angedeutet und ein neues englisches Gesangbuch auszuführen sei.—Der Präsident wollte Dr. Bomberger zum Vorsitzer dieser Committee machen, allein Bomberger glaubte es sei besser, Dr. Bausman die Stellung zu geben und ihn dann folgen zu lassen, mit den andern Gliedern; Gehr, Brown, Snyder, Kremer und Hilgeman. Die Committee beschloss, dass Dr. Bomberger und Dr. Bausman, jeder seine Ansicht zu Papier bringen und dann vergleichen sollten. Als verlesen wurde, willigte Dr. Bausman gänzlich in Dr. Bombergers Plan; der Bericht wurde verfasst und der Synode vorgelegt, wesentlich wie folgt: 1. Die Ausarbeitung der neuen Liturgie der Friedens-Commission zuzuweisen (die nach so langen Vorarbeiten am besten wisse, was zu thun sei, und damit auch Beweise ihrer Aufrichtigkeit zu geben Gelegenheit habe); 2. dass die Liturgie so bald als möglich erscheinen solle. Der Bericht wurde von der Synode angenommen, aber wie es schien, von einigen mit Widerwillen.—Gedanke: Die Liturgie der Friedens-Commission zuzuweisen, war den Nagel auf den Kopf getroffen!

Die Synode berieth auch die Thunlichkeit, noch einen Missionar als Gehülfen nach Japan zu senden.

Das Diaconissen-Amt wurde ebenfalls mit viel Wärme vor der Synode besprochen; dessen Einführung aber noch verschoben. Schon lange sollte es bestehen! Der weibliche Charakter würde gerade diese Pflichten viel besser erfüllen, denen meistens gar nicht oder doch nur sehr mangelhaft nachgekommen wird.

Auch der neuen Constitution wurden ernste Besprechungen gewidmet, ohne jedoch endgültige Entscheidungen zu treffen.

Die General-Synode empfahl auch den Gliedern der Kirche, Beisteuer zu leisten zur Errichtung eines Denkmals für Caspar Olevianus in der Kirche zu Herborn, wo der Mann Gottes begraben liegt.

Schon in den ersten Tagen der Synodal-Sitzungen erkrankte Dr. S. R. Fischer in Tiffin und starb dort kurz nach dem Schluss der Synode. Er war zuerst mit uns, wandte sich aber zu den Hochkirchlichen und wurde einer der giftigsten Gegner der altkirchlichen Richtung.

Der Sommer dieses Jahres wurde mir recht schwer, dazu war die Hitze gross und mir fast unerträglich. Als die Hitze im Juli immer höher stieg, entschloss ich mich, eine Woche

hinauf auf den Blauen Berg zu gehen. Am 25. Juli machte ich mich mit Frau und Willie zu Jesse Follweiler, der oben auf dem Berge an der Jacksonviller Strasse nach Tamaqua wohnt, und verweilte eine Woche dort. Der Aufenthalt war sehr angenehm, die Bergluft erquickend. Ich erholte mich etwas, aber Aufenthalt war zu kurz.

Uf'm Blohberg. Wirklich, es geht nicht mehr; bin gerade satt, müd' und matt! Die Sonne brennt so heiss, die Luft ist so dick — wer kann das aushalten? Wohin anders, als auf den Blauen Berg? Dort muss es kühl sein. Gesagt, gethan! Am nächsten Morgen ging es dem Blauen Berge zu. Droben im Walde unter dem Rauschen des Windes im Wipfel der Bäume, in der reinen, leichten Luft frisch aufathmend, sprachen wir—Frau, ich und kleiner Sohn: Getroffen! Wirklich kein Ort in der nächsten Umgebung übertrifft diesen, um mit vollen Lungen gute, reine Luft zu athmen, ungestört auszuruhen und Sorge und Mühe einige Tage zu vergessen.

Von Jacksonville, Lecha County, an der Berks County Eisenbahn, eine kleine Meile diesseits des Berges, führt eine Strasse dem Berge zu; dann steil hinauf auf die Höhe des Gebirges. Halb am Berg oben fallen noch Strassen von Lynnport und Steinsville ein. Der Weg über das Gebirge wird seit dem Bau der Berks County Eisenbahn sehr gebraucht und in gutem Zustande gehalten. Die Ueberberger verkehren viel nach Jacksonville, und viele Bauern diesseits handeln nach Tamaqua und den Kohlengruben jener Umgegend. In nicht sehr ferner Zeit wird dieser Höhepunkt auf dem Blauen Berge ein gesuchter und werthvoller Ort werden.

Oben auf dem Berge liegt eine Fläche etwa dreiviertel Meile breit. Da aber, wo die Strasse den Berg kreuzt, beginnt unmittelbar eine Thalschlucht im Berge, zu deren linken Seite sich die Strasse in die grosse Mahanoy Ebene, nicht weit von der West-Penn Kirche, hinabwindet. Dies Bergthal führt allmälig hinab, tief in den Berg einschneidend, und macht die Lage sehr romantisch. Gerade wo die Strasse über den Kamm des Berges läuft, liegt eine Bauerei, deren Felder rechts und links der Strasse mit Wald umgeben und wie kleine Inseln Einen gemüthlich anlächeln. In letzter Zeit wurde dort von David Follweiler ein grosses Haus erbaut, das zur Aufnahme von Sommergästen eingerichtet ist, aber leider durch die Panik auch lahm gelegt wurde, so dass einstweilen die Einkehr Fremden versagt ist. Das Haus steht oben in der Mitte des Thales, aus welchem ein steter, kühler Luftzug

heraufkommt, der Abends und Morgens wirklich so frisch ist, dass man nach dem Ueberzieher greift. Vom Hause in dieses Thal hinab zieht sich eine üppige Wiese mit Gesträuch durchwachsen und von prachtvoller Waldung eingerahmt. Nahe dem Hause sprudeln zwei Quellen frisches Bergwasser. Ueber die Wiese rinnt es hinab im klaren Bächlein, bis es ein Drittel des Wegs im Thale drunten sich mit dem Wasser einer grossen Sandquelle, die aus überwachsenen, schattigen Felsen hervorbricht, mischt und einen kleinen Forellenbach bildet, der durch urwüchsiges Laurelgebüsch in die Ebene von West-Penn hinabrauscht. Duftig kalt, von der Quelle her aus dem Halbdunkel über fingerlanges Moos, haucht einem die Luft ins Angesicht. Und ei, was das für ein Wasser ist! Da könnte Mancher sich gesund trinken. Und wie naturwild und doch so schön! Stundenlang möchte man sich hinsetzen, dem Murmeln des Baches zuhören, im Halbdunkel des Waldes aller Sorgen sich entschlagen und die Aussenwelt vergessen. Es ist da unten an der Quelle schön, nicht weniger aber auch oben auf der Höhe. Der Wind rauscht im Walde mit kühlem erfrischendem Zuge. Die alten, knorrigen Eichen und Kastanien lispeln die Geschichte vergangener Zeiten; erzählen ohne Worte wie der Wilde hier ins Thal hinab Auslug hielt, den fremden weissen Mann, der in seine Jagdgründe drang, verwünschend.

Ist der Berg an sich schon voll Reiz und Romantik, wie aber ist die herrliche Aussicht in die Ferne! Die südliche Seite schliesst beinahe ganz Lecha und Berks County ein. Vor dem Auge liegt wie hingemalt das Thal, wodurch sich die Berks County Eisenbahn hinzieht. Bis über Reading hinaus reicht das Auge. Viele Windungen der Ontelaunee über Kempton herauf, der Spitzen-Berg dem "Pinikel" gegenüber und das Eck zwischen den zwei Bergen mit seinen Bauereien aneinander gereiht, deren viele Häuser freundlich aus Waldstücken herauslugen, liegen vor den Blicken ausgebreitet. Dort sind Steinsville, Jacksonville, Lynnport; links hinauf ist Neu-Tripoli und weiter noch Heidelberg. Da liegt der Bezirk von vier reformirten Gemeinden in der nächsten Nähe unseres Standpunktes. Etwa drei Meilen gerade aus zieht sich die Schoharie-Kette gleichlaufend mit dem Blauen Berge hin. Der Donatskopf hebt sich imposant empor, nach oben noch theilweise bewaldet. Gerade als wir die Aussicht genossen, wurde auf dem Donatskopf Waldung geklärt und gebrannt. Der Rauch stieg je auf und ab, das Bild eines

brennenden Vulkans. Jeder Fremde hätte ausrufen müssen: "Siehe da, ein feuerspeiender Berg!" Die Phantasie hatte nicht nöthig, viel Nachschub zu thun, um dies grossartige Naturspiel zu geniessen. Weiter aus, quer über das Schoharie-Gebirge hinaus, hebt sich die Weissenburger Höhe, der Summit von Lecha County, und darüber hinweg, in blauem Duft verschwindend, zieht sich das Lechagebirge jenseits Allentown bis zum Tempel oberhalb Reading. Wendet man sich der nördlichen Seite zu, welche man des Waldes wegen von einem andern Standpunkt aus suchen muss, so ist die Aussicht nicht weniger schön, trägt aber ein ganz anderes Charakterbild. Die Gebirgsreihen liegen näher bei einander, die Thäler sind enger, noch weniger von der Cultur gemeistert, und Berg und Thal sind noch wilder. Die Felder, die sich über die Berglagen ausbreiten, sind noch mehr von Waldung unterbrochen und das Ganze trägt einen Landkarten ähnlichen Anblick. Mahoning Valley, Ost- und West-Penn machen einen lieblichen Eindruck. Die West-Penn Kirche liegt hinter Pine-Waldung versteckt; aber darüber hinweg sieht man das Thal der kleinen Schuylkill, links den Rauch der Ringgold Furnace und weiter oben die Einengung, in welcher Tamaqua liegt. Weiter nördlich ziehen noch zwei Bergketten, die als Rahmen die Aussicht abschliessen. Auf dem einen, dem Mauch Chunk Berg, sieht man an klaren Tagen die Switchback, die Bahn der von Mauch Chunk aus selbstlaufenden Karren. Aus jenen Bergen wird uns das schwarze Gold gespendet, mit dem wir uns wärmen, wenn es draussen bläst und stürmt. Wahrlich, die Aussicht vom Blauen Berg aus ist ein grossartiger Naturgenuss, ein schönes Stück Weltanschauung, wie man es nur selten finden kann.

Wer Geld, richtige Einsicht und guten Takt hätte, der würde hier auf dem Blauen Berge eine grosse Spekulation finden. Der Boden ist zum Gras- und Fruchtbau aussergewöhnlich fruchtbar. Mehrere hundert Acker Land könnten mit geringen Auslagen urbar gemacht werden, und würden einen Vorrath Heu und Frucht liefern, um hundert Schafe, Rinder und Pferde zu überwintern, die im Sommer ihre Nahrung ausser den Feldern im Walde finden könnten. Die Obstzucht — Pfirsiche, Kirschen, Aepfel und Birnen gedeihen nicht nur ganz gut, sondern sind auch im Frühjahr der Gefahr des Frostes enthoben, da hier oben kein Reif fällt. Ueber Alles aber ist der Ort werthvoll wegen seiner gesunden Lage; es könnte eine grossartige Einrichtung für Sommer-

gäste getroffen und alle Erzeugnisse des Gutes in Geld umgesetzt werden. Bequemer Zugang durch die Eisenbahn, hohe, reine Luft, ein steter, kühler Luftzug, vom besten Wasser, herrliche Lage und Aussicht und billige Bedienung würden hunderte von Gästen aus unseren Städten anziehen. Nebstdem ist auf dem Gute eine grosse Erzmine, die, wenn tiefer bearbeitet, sich als reich erweisen würde.

Hier auf dem Blauen Berge hat sich auch schon ein schönes Stück Geschichte abgespielt, das nicht in Vergessenheit fallen sollte. Hier Einiges, wie mir Vater Jesse Follweiler, der jetzt auf dem Gute wohnt, mit gutem Takt erzählt hat. Die erste Ansiedlung dieses Orts fällt noch in die Zeit der Indianerunruhen, also in das Jahr 1740. Ein Indianerpfad kreuzte hier den Blauen Berg und gab dem ersten Anbauer die Richtung auf den Berg. Vater Heinrich Widderstein, ein Schweizer, war der erste Ansiedler, der hier seinen Spaten in die Erde stiess. Berg, Fels, Wald und gutes Wasser erinnerte ihn an die alte Heimath und bestimmte ihn, hier auf der Höhe seine Heimath zu wählen. Was die alten Pfälzer nicht wollten, sagten sie ihm zu. Vater Widderstein zog mit Weib und Kind auf den Berg und bald stand mit Hülfe der Nachbarn ein Hüttlein droben im grünen Walde an moosiger Quelle. Dort in der Wiese, vom jetzigen Hause einige hundert Schritte hinab, wo noch der alte Garten liegt, stand die Hütte ohne Keller auf flacher Erde. Noch stehen die alten Mauerruinen des Schornsteins und zeigen zwanzig Schritte weiter östlich nach einem kleinen Begräbniss mit sechs Gräbern, wo der alte Vater mit den Seinen schläft. Im Schornstein der Hütte war eine Ofeneinrichtung von eisernen Platten, die der Vater mit den Seinen auf den Schultern den Berg hinauf getragen. Als tüchtiger Jäger versorgte er seine Küche mit Hirschen und Bären, und räumte auf unter Wölfen, Wildkatzen und Catamounts, deren letzte Gattungen als Seltenheiten sich noch vorfinden. Die Grundbeeren wurden in Löcher, wie noch heute von Manchen die Aepfel, überwintert. Die Frucht wurde auf Pferden nach der Mühle gebracht und die Säcke durch Kummete und Schwanzriemen auf den Pferden festgehalten, dass sie nicht abrutschten. Dass da im Anfang eine uns fremdscheinende Haushaltung war, lässt sich leicht denken. Gründliche Bestellung der Felder und Verwaltung des Hauses nach unserer Zeit lag nicht im Plane. Die Jagd nährte leichter und angenehmer als die Arbeit. Arm und doch reich war das Leben jener alten Väter; arm an den Be-

quemlichkeiten unserer Tage, aber reich, weil zufrieden. Drohte Gefahr von den Indianern, so flüchtete man herab in die Niederung, um jedesmal nach vergangenem Sturme die alte Wohnung wieder zu beziehen oder, wenn abgebrannt, wieder aufzubauen. Unter Widdersteins Nachfolger auf dem Gute waren: Hill, Bibelreimer und Breinert. Als später das Land über dem Berge drüben angebaut wurde, baute man hier eine Strasse über den Berg, welche dem Gute grösseren Werth verlieh, und bald stand auch ein neues Blockhaus an der Strasse, das als Wirthshaus die Leute zur Einkehr freundlich einlud. Nicht selten wurde hier Frolic gehalten, wobei es wild und toll hergegangen sein soll. In der letzten Zeit kam das Gut in die Hände von David Follweiler, der ein neues, grosses "Blue Mountain House" erbaute und zur Aufnahme von Sommergästen einrichtete. Leider hat die Panik ihre Hände auch bis auf den Berg ausgereckt und dem Plane eine Zeitlang Stillstand geboten. Schiller aber sagte: "Aufgeschoben ist nicht aufgehoben."

Bald nachdem Vater Widderstein sich auf dem Blauen Berge angesiedelt hatte, kam ein Freund Widdersteins, ebenfalls ein Schweizer, Vater Zehner, und machte sich noch weiter in die Wildniss hinein. Droben an der kleinen Schuylkill, unterhalb Tamaqua, baute er sich an und zog bald andere Ansiedler nach sich. Von diesem Zehner wird heute noch viel erzählt; die Sage zieht eine magische Wolke um ihn her. Zehner muss ein schlauer, wetterharter und dabei ein treuer und ehrlicher Mann gewesen sein. Alle Stürme der Indianer hielt er unbeschädigt aus, legte manchen kalt, bis sich unter den Indianern wie unter seinen Nachbarn der Glaube festsetzte, er sei kugelfest und treffe mit silbernen Kugeln auf Meilen weit sein Ziel. Drei Freunde Zehner's, Wildschützen, die wegen Wildfrevel von Europa geflüchtet waren, suchten Zehner auf und blieben bei ihm. Ihre Namen waren Kleefelder, Adzony und Buschnickel, letzterer wahrscheinlich ein Beiname. Diese Drei halfen dem alten Zehner sein Feld bestellen und die Küche mit Proviant versorgen. Oft gingen sie aber auch mit einander auf die Indianerjagd, deren einige früher feindlich auf sie geschossen hatten, wofür diese lebenslang die Indianer verfolgten. Sie sollen an hundert Indianer erschossen haben. Gesetzliche Einrichtungen bestanden damals so weit ab noch keine. Friedensrichter waren nur in den Countysitzen bei Easton und Reading; weiter ins Land galt Hand- und Faustrecht oder das mitgebrachte

moralische Gefühl. Die Obrigkeit wollte aber, dass die Einwanderer den Bürgereid leisten sollten, und liess zu dem Ende Aufforderungen ergehen. Zehner und seine Ueberberger kümmerten sich um diese Vorladungen wenig oder meinten, es habe noch Zeit; sie kamen nicht. Endlich sandte man eine Squad aus, um sie holen zu lassen. Zehner antwortete: "Werd' schun kumme!" Als die Ausgesandten Zehners robustes, baumstarkes Wesen sahen und seine kurze Rede hörten, dachten sie nicht mehr ans Mitnehmen, sondern machten sich bald aus dem Staube. Zehners Wort war genug und ward gehalten.

Die meisten Ansiedler am Blauen Berge waren Pfälzer und Schweizer, folglich reformirt. Wer aber meint, sie hätten dort am Blauen Berge ihre Kirche vergessen, der täuscht sich sehr. Jene alten Väter waren, wenn auch wetterhart und von aussen rauh, doch von Herzen fromm, treu und ehrlich, an denen sich in unserer verweltlichten Zeit Mancher ein gutes Vorbild nehmen könnte. Die älteste Ansiedlung in der Nähe des Blauen Berges war Alle-Mängel, die Umgegend von Wesnersville; aber die erste Gemeinde, die entstand, war Ebenezer bei New Tripoli. Hier versammelte man sich zuerst zum Gottesdienst. Ein Prediger war freilich keiner vorhanden, aber man hatte einen Schullehrer, der als Predigtvorleser diente; Andreas Steiger war sein Name. (Siehe Geschichte der Ebenezer Gemeinde in meiner geschichtlichen Sammlung.) An Ebenezer schlossen sich früh die Jacksonville, die Allemängel und die Eckerkirche an. Widderstein und Zehner mit den Ihren hielten nach Jacksonville. Dass die rauhe Weise der Väter aus Mangel an Predigt, die dort lange dauerte, später dann und wann in Wildheit ausartete, war kaum zu umgehen, wenn auch ein redlicher, ehrlicher Zug stets im Volke sich erhielt. Hier ein charakteristischer Zug jener Zeit: Eines Sonntag Morgens geht ein junger Mann nach der Kirche in Jacksonville, setzt sich ruhig unter die Andern und schmaucht nach der Sitte ganz gemüthlich sein irdenes Pfeifchen in der Kirche. Bald kommt ein Nachbar mit einer Pineigel (die stachliche Frucht des Tannenbaumes) in der Hand und setzt sich neben seinen Nachbar. Er riecht hie und da an seiner Pineigel, um den würzigen Duft einzuathmen. Ueber eine Weile hielt er seine Pineigel seinem Nachbar ebenfalls unter die Nase und sagte: "Riech emol!" Als dieser einen kräftigen Zug thut, zieht er sie ihm unter der Nase durch, dass das Blut nachfliesst. Der Riecher aber

biegt sich langsam zurück, holt kräftig aus und gleich darauf klatscht eine tüchtige Ohrfeige durch die Kirche, mit der Zurechtweisung: "Riech emol, du Bengel!" Der Andere steckte seine Ohrfeige geduldig ein; es war Nachbarsrecht.

Wer in unserer Zeit diese Gegenden bereist, der muss sich von jenen alten Zeiten erzählen lassen, will er davon etwas wissen; denn das Auge sieht nichts mehr davon. Land und Leute, Strassen, Häuser, Scheuern und Felder tragen ein ganz anderes Aussehen. Vater Zuilch, Schule und Kirche, die Eisenbahn und der Kalk haben das alte Kleid ausgezogen. Und doch, ihr Leute dort am Berge, haltet fest am "guten" Alten, an Treue und Redlichkeit; auch in der neuen Gesittung stecken grosse Uebel, vergoldete Sünden, die Elend und Verderben zur Folge haben!

Gegen den Herbst, wo ich hoffte, nach der grossen Hitze mich wieder etwas zu erholen, *wurde mein Zustand nur noch schlimmer.* Am 25. September beerdigte ich David Hartman in Lynn mit dem Gottesdienst. Ich war so schwach, dass ich kaum auf die Kanzel steigen konnte; mit Aufwendug aller Kraft hielt ich die Predigt und fuhr noch hinüber nach Heidelberg. Auch dort predigte ich, kaum wissend was ich redete. Es wurde mir klar, dass meine Lage so nicht mehr weiter aushalten konnte, und doch fühlte ich keine Stimme in mir, die mich zu einem entscheidenden Schritte trieb. Nun kam die Zeit der Abendmahle herbei. Ich hielt drei Abendmahle, worunter eine grosse Confirmanden-Classe in Heidelberg war, die aber Nevin unterrichtet hatte; mit grosser Anstrengung gelang es so weit.

Auf den 30. October war das Abendmahl in der Lechakirche. Samstags hielt ich die Vorbereitung, und zwar mit Leichtigkeit; ich hoffte das Beste auf den folgenden Tag. Am Sonntage predigte ich sogar mit grosser Leichtigkeit, nur fühlte ich schwach. Ich theilte das Abendmahl aus; bei dem letzten Tische aber überfiel mich ein Gefühl als wäre ich nicht mehr mich selbst. Ich musste den Schluss aus der Liturgie ablesen, statt denselben, wie immer sonst, frei zu halten. Als die Versammlung auseinander gegangen war, setzte ich mich im Chor des Altars, um zu ruhen. Nun erst wurde es mir recht schlecht; ich fühlte als ob alle meine Gedanken im Verschwinden begriffen wären. Meine Frau, die mit mir war, war hinüber nach Gaumers zu Mittag gegangen.—Auf Nachmittag hatte ich eine Leiche in Langschwamm. In meinem Taumel dachte ich an die Leiche und wollte mir meine Dis-

piostion ins Gedächtniss rufen; aber da merkte ich, dass derselbe Zustand wie vor einem Jahre in der Ziegelkirche bei einer Leiche eingetreten war. Mein Gedächtniss war total fort; ich konnte schlechterdings keinen Gedanken zwingen—alles in meinem Kopfe war verwirrt und ausgelöscht. Selbst als ich über meine Disposition las, konnte ich keinen einzigen Gedanken meistern. Ich legte alles weg und suchte zu schlafen, aber vergebens; konnte weder schlafen noch ruhen—ein wilder Sturm von unbewussten Gedanken brauste durch meinen Kopf. Wäre es nicht um die Leiche gewesen, so wäre ich heimgefahren; allein ich fühlte, dass dies nicht ginge. Nach einigen Stunden hatte ich mich etwas erholt. Ich fuhr an Gaumers vor, trank eine Tasse Kaffee und von da ging es nach dem Leichenhause. Unterwegs, da ich meinen Text nicht meistern konnte, las ich im Sänger am Grabe einen Text mit der Absicht, eine Homilie darüber zu halten. Am Leichenhause angekommen, war ich einer Ohnmacht nahe, schrieb aber das Personal und hielt eine kurze Standrede. Auf dem Wege nach der Kirche, dachte ich an meinen neuen Text; aber siehe, auch der war fort; in Gottes Namen, dachte ich, so musst du predigen ohne Text! Am Gottesacker stieg ich ab und wurde unter dem Eingangsthore ohnmächtig. Bis die Leiche nachkam, hatte ich wieder so viel Bewusstsein, dass ich die Beerdigung vollziehen konnte. Damit war es all; ich konnte nicht mehr vom Gottesacker. Der Kirchenrath entliess die Gemeinde. Nach einer halben Stunde brachten die Vorsteher meinen Wagen und mich zu Dr. Wertz's, wo Dr. Long und die beiden Brüder Wertz mich mit ein paar Dosen so weit brachten, dass ich heimfahren konnte. Auf dem Heimwege war noch eine Haustaufe in Breinigsville versprochen.

Für zwei Wochen konnte ich das Haus nicht verlassen; ich wurde ernstlich krank. Meine Aerzte sagten mir, ich müsse aufhören zu predigen oder ich würde den Winter nicht überleben.—So war es also gekommen, was ich schon einige Jahre voraus sah, aber keine Thüre zum Ausgehen finden konnte, um auszuweichen. Jetzt wurde der Plan gelegt, den Winter in Florida zu verbringen. Mein Sohn Nevin musste jetzt die Arbeit ganz auf sich nehmen. Auf den 12. November hielt ich noch die Vorbereitung in Langschwamm. Die Predigt ging gut und leicht, obgleich ich sehr schwach war. Als ich die Kanzel hinab stieg, kam das Gefühl über mich: Das war deine letzte Predigt! Mit Wehmuth ging ich heim.

Der Satan wollte mich versuchen mit einer Lüge: Ich habe dich von der Kanzel geschlagen und über dich gesiegt! Dem konnte ich entgegen setzen: Es ist nicht wahr, ich habe mein Leben dem Dienste Christi geopfert; Herr, dein Wille geschehe! und so blieb im Herzen wenigstens Friede, wenn auch von Aussen dunkle Wolken und Angst auf mich einstürmten.

Nach Florida.

Vom 12. December 1881 bis zum 5. Mai 1883.

Wir nahmen uns vier Wochen Zeit, uns auf unsere Reise zu bereiten. Alle Anlassungen unserer Reise schienen günstig zu sein; selbst meine greise, betagte Mutter schob sogar, dass wir fortkämen. Sie wohnte lange Jahre bei uns, wurde aber nun bei Nevin einquartirt, wo sie wohl versorgt war, bis wir wieder zurückkämen; mein Haus wurde zugeschlossen. Jedermann nahm an unserer Reise Antheil und war damit einverstanden: alles passte und klappte und so sah ich auch die Zustimmung Gottes. Einige Tage vor meiner Abreise ging ich nach der Ziegelkirche, schloss die Thüre hinter mir zu und verbrachte eine Stunde allein mit Gott im Rückblick auf 36 Jahre meines Amtslebens. Der Herr antwortete mir auf mein Anliegen und Flehen mit Maleachi 4, 2. und reichlich getröstet konnte ich von dannen gehen.

Am 12. December traten wir: ich, meine Frau und unser jüngster Sohn William, etwa neun Jahre alt, unsere Reise an. In Emaus, wo unser ältester Sohn John als Arzt stationirt war, hielten wir an. John wollte Emaus verlassen, weil seine Frau dort unzufrieden war, und den Winter, seiner Gesundheit wegen, ebenfalls in Florida verbringen; seine Frau aber den Winter durch bei ihren Eltern in Collegeville unterbringen. Mein Sohn hatte aber nicht bereit werden können, um gleich mitzugehen, so folgte er eine Woche später nach. In Philadelphia übernachteten wir. Am nächsten Morgen ging es mit dem Frühzug weiter. Wir passirten Mittags Washington, Abends Petersburg, um Mitternacht Florence, am Morgen des nächsten Tages Charleston, Mittags Savannah und erreichten, über die neue Bahn von Jessup aus, gegen Abend Jacksonville, wo wir im Metropolitan House übernachteten. Am nächsten Morgen nahmen wir einen Steamer den St. Johns hinauf, etwa zwölf Meilen, und stiegen ab in Orange Park, wo uns William

H. Mohr, ein Nachbars-Sohn in Fogelsville, der etwa vier Wochen früher nach Orange Park gereist war, mit grosser Freude empfing. Mohr hatte für uns ein Haus gerentet, etwa drei Viertelmeilen ab, gerade der Kingsly Avenue entlang, wo jetzt die Jacksonville und Palatka Railroad die Strasse kreuzt; er nahm uns in Tau und führte uns nach der Wohnung.

Wir zogen da ein und machten uns zu Hause. Eine Woche später kam unser Sohn John nach, und dass William Mohr, der anderswo ein Unterkommen gefunden hatte, nun bei uns wohnte, versteht sich von selbst. Es fing hier ein völlig neues Leben an; Bücherschrank, Bücher und alle Schatten von Luxus waren verschwunden. Haus und Einrichtungen hätten einem Angst machen können; allein wir lernten bald, dass alle Andere etwa auf gleichem Fusse mit uns lebten. Das Clima gestattet, ja bringt Einfachheit mit sich; es war ein Pionierleben. — Bis ich recht zu mir selbst kam, die Lage mit Ueberlegung überschauen konnte, bekam ich ganz andere Gefühle. Meine alten Sorgen waren fort, mein Gemüth wurde leichter und ich fing an, an meiner neuen Lage Wohlgefallen zu finden. Meine Gesundheit verbesserte sich rasch, ich konnte schlafen und bekam einen Hunger, der kaum zu sättigen war. Und o, die herrliche Luft, wie erquickte die Leib und Seele!

Einer meiner ersten Gänge war hinüber nach Plainfield Avenue, etwa drei Viertelmeilen ab, wo meine Lotte lag, die ich nach meiner ersten Reise nach Florida angekauft hatte. Wie oft ich bald diesen Weg machte, so blieb er immer herrlich. Er führte durch eine kleine Waldung, mit Palmen-Untergestrüpp, dann noch über die Hammock Creek mit den wohlriechenden Kräutern bewachsen, hinüber nach Mr. Balls und die Plainfield Avenue hinauf. Aber wie sah meine Lotte aus! alles lag in schrecklichster Verwüstung. Die Fenzen waren zusammen gebrochen, die angepflanzten Orangenbäume vom Vieh zertreten und das geklärte Land von Hecken wieder überwachsen. Es war Zeit, dass nachgesehen und Hand angelegt wurde. Einem Manne, dem ich alles anvertraut hatte, Geld sandte, und der mir berichtete: Alles recht! hatte das Geld eingesackt, alles verlumpen und selbst die Lotte für die Taxen verkaufen lassen.

Als ich anfing, mich *von meiner Krankheit zu erholen*, gingen wir oft hinüber nach unsern Lotten — William Mohr hatte die angrenzende Lotte von J. H. Lichtenwallner ange-

kauft — und fingen an aufzuräumen. Ich nahm mehrere "Niggers" in Dienst, die meine Lotte wieder klärten und in Stand brachten. Dabei lernte ich auch die Unzuverlässigkeit dieser Leute kennen und wie man immer nachsehen muss, wenn etwas recht geschehen soll. In kurzer Zeit war ich soweit hergestellt, dass ich täglich nach meiner Lotte gehen konnte, nachsehen und selbst Hand anlegen. Gerade dies half zu meiner rascheren Genesung. Ich kam ins Arbeiten und lieblich zu Kräften, wie ich mir im voraus davon keine Vorstellung hätte machen können. Allein ich merkte, dass mein Gedächtniss gelitten hatte, ohne dass dies sich erholte. Nicht nur war ich sehr vergesslich, sondern auch oft konnte ich mir nicht zurück rufen, was einen Tag vorher geschehen war. Allein denken konnte ich so scharf als je.

Unser Hin- und Herlaufen nach der Lotte, oft zweimal des Tages, brachte uns auf die Idee, drüben *auf unserer Lotte ein Haus zu bauen*. Wir erkundigten uns nach den Preisen des Baumaterials, fanden sie so spottbillig, dass wir beschlossen ein nettes, kleines Haus zu errichten. Die Reflexion aber verwandelte das kleine Häuschen in ein ansehnliches grosses Haus, zwei Stockwerke hoch und 30 bei 24 Fuss breit und lang. Die Arbeit wollten wir selbst thun — um die Langeweile, die einzureissen drohte, zu verscheuchen. Wollte ich aber später meine Lotte verkaufen, so hatte ich durch ein genügend grosses Haus bedeutend gewonnen. — Ende Januar ging ich nach Jacksonville, kaufte alles was ich brauchte und zwar sehr billig: fertige Thüren zu $1 das Stück, eingeglaste Fensterrahmen zu $2 das Fenster und Lumber, das in Pennsylvanien $50 per tausend Fuss kostet, zu $12. Ein Segelboot brachte alles auf unsere Werfte. Wir fingen unseren Bau an und führten ihn durch, so dass wir bis Mitte März, als John wieder nach Pennsylvanien zurückkehrte, einziehen konnten. —Das Haus steht sehr schön, gerade auf dem höchsten Punkte der Plainfield Avenue; gerade in Front meines Hauses führt eine Strasse hinab nach dem Fluss und von der Frontportico aus kann man täglich von dreissig bis fünfzig Steamers den Fluss auf- und abwärts fahren sehen. Eine schönere und werthvollere Lotte ist keine im Park.

Die Leute in Orange Park nahmen uns von vornherein mit grosser Herzlichkeit auf. Als wir bei unserer Ankunft eben vom Boote abgestiegen waren, begegnete uns Benedict mit einem herzlichen Empfang und rief schon am zweiten Tage bei uns an. Judge Copeland war nicht weniger zuvor-

kommend; er verschaffte mir meine durch den Tax verkauften Rechte, durch einen Quit-Deed von Peters, der die Schelmerei treiben half, wieder zurück. Mr. Stiles und andere kamen uns mit gleicher Freundlichkeit entgegen, darunter Rector Taylor, der Episcopal-Prediger des Ortes. Besonders freundlich und in jeder Lage aushelfend waren Balls, eine Familie, die von New Jersey nach Orange Park gezogen war. Durch Benedict, dem Hauptmann im Orte, von dem ich meine Lotte gekauft hatte, war meine Stellung im Park bekannt geworden, und so kamen die Leute uns so freundlich entgegen. Ich wurde öfters dringend gebeten zu predigen, wies es aber ab, da ich ja um nicht zu predigen ins Exil gewandert war und im Englischen nicht so bewandert war, um vor so gebildeten Leute, wie im Parke wohnten, eine fremde Sprache zu radbrechen. Die Nachbarlichkeit war hier zu Hause!

Im Februar kamen Dr. Seipels von Lehighton ebenfalls nach Orange Park. Dr. Seipel war krank und wollte sich in Florida erholen.—Mrs. Kaufman, früher von Allentown, kam mit einer Partie von Illinois nach Florida. Im Park hörte sie von uns und suchte uns auf. Sie wollte einige Monate hier verweilen. Meine Frau machte ihr bei Taylors über der Strasse einen Boardingplatz aus, wo sie umgehend einzog, und zwar zu ihrem Glück. Sie hatte sich einige Tage vorher in Fernandina erkältet und erkrankte ohne Weiteres. Schon am anderen Tage musste sie sich legen. Mein Sohn John, den sie rufen liess, sagte uns, ein schlimmer Typhus sei im Anzug. Sie blieb ihre vier Wochen schwer erkrankt liegen. John behandelte sie glücklich. Das war von Gott, dass sie so nahe bei uns Boarding erhalten hatte; meine Frau war täglich bei ihr. Gott schützte uns, dass keine Ansteckung erfolgte. Erst im Frühjahr reiste sie wieder heim und besuchte uns später in Fogelsville. Eine Freundin von ihr, die, mit ihr gekommen, gleichzeitig erkrankte, blieb in Jacksonville und starb dort.—Als wir noch in dem ersten Hause wohnten, kamen ganz unerwartet Schwager Edwin Mickley und der Bruder meiner Frau, Llewellyn Fogel. Sie waren auf dem Wege nach dem Oklawaha River. Ich war an dem Tage in Jacksonville gewesen, und als ich gegen Abend bei Orange Park aus dem Boote steigen will, kommen beide gerade auf mich zu und drücken mich wieder in das Boot zurück; in ihrem Gefolge waren meine Frau und Willie. Wir sollten sie mit nach Green Cove Spring und Palatka begleiten. Da half keine Abwehr, wir mussten mit; sie wollten mit uns sprechen

und hatten keine Zeit sich aufzuhalten. In Green Cove übernachteten wir. Am andern Tage erreichten wir Palatka, blieben dort über Nacht und trafen noch die junge Thomas-Familie von Catasauqua. Auch wurde am Abend im Larkins House, wo wir aufgestellt, ein grossartiger Ball gehalten, dem wir *nolens volens* zuschauen mussten und wobei meine Frau sogar eine höfliche Einladung zum Mittanzen erhielt. Guck emol! was doch net alles in der Welt geschehne kann!!—Am andern Tage machten wir wieder zurück nach Orange Park, wo derweilen John und Mohr sich selbst gekocht und an gebrannter Brodsuppe "verluschtirt" hatten.

Eine schwere Crisis kam für mich, als der Mai herbeirückte; meine Frau mahnte ans Heimgehen und meine Gemeinden erwarteten meine Rückkehr. Ich war bereit zu gehen; allein eine Stimme in mir sagte: Gehe nicht! so du gehst, ist es dein Untergang! Es wurde mir im Gemüthe klar, dass der Sommer nicht vergehen würde, ehe ein Rückfall meiner Zustände eintreten würde und dann nochmalige Besserung unmöglich wäre. Ich entschloss mich zu bleiben, aber zum grossen Leidwesen meiner Frau, denn bei ihr fing das Heimweh an zu drohen. Unser Sohn John war fort; Seipels gingen heim, Mrs. Kaufman auch und viele Andere im Park, die nur ihre Winterheimat dort hatten. Da ging es ihr wie den Zugvögeln, sie wollte die Flügel ausspannen und mitfliegen. Endlich, nach vielen Rathschlägen entschieden wir uns zu bleiben bis zum nächsten Mai. Auch Mr. Clarks, eine sehr gebildete Familie, unsere nächsten Nachbarn, blieben und bauten sich ein Haus gleich unterhalb dem unsrigen; noch viele Andere blieben, wie Balls, Taylors, Gupps u. s. w., die sich bleibend niedergelassen hatten. So waren wir ja nicht vereinzelt. Der nachbarliche Umgang war nicht gestört, vielmehr noch inniger geworden.

Wohnten wir nun schon seit Mitte März in unserem neuen Hause, so war dasselbe zuerst doch *noch weit von fertig*. Hätten uns unsere Pennsylvanier sehen können, sie hätten herzlich gelacht! Von aussen war das Haus fertig, selbst hübsch angestrichen; letzteres hatte John noch gethan, ehe er fort ging; aber der innere Raum war noch ganz im Rauhen; nur der untere "Floor" lag, und nur die Hauptwand stund und die nur dem Gerippe nach. Die nöthige Zimmer-Eintheilung machten wir durch Aufstellung der fertig angekauften Thüren. Und doch war unser Wohnen ein ideales Paradies — keine Sorge, nichts das mein Gemüth drückte. Die ersten

zwei Monate, während Mohr auf seiner Lotte arbeitete und die meinige durch "Niggers" versorgt wurde, arbeitete ich allein an der Ausarbeitung des Hauses. Der untere Stock wurde in fünf Zimmer eingetheilt und der obere in sechs. Das forderte freilich manchen Tag schwerer Arbeit, aber es gelang. War ich müde, so ruhte ich und fing wieder frisch an. Die ganze Sache war meiner Gesundheit sehr nützlich, denn ich fühlte wie ich von Tag zu Tag kräftiger wurde. Die zwei Porticos, jedes dreissig Fuss lang, half mir Mohr aufstellen und auch das "Lätteln" der Wände zum Pflästern des unteren Stockes. Mr. Ball brachte dann die Pflästerung an und der untere Stock war fertig.

Im Frühjahr, *als die Zeit zum Pflanzen kam* (Februar), setzten wir die fehlenden Orangenbäumchen wieder in Reih und Glied, liessen die Lotten pflügen und mit "Cowpeas" (Kuherbsen) einsäen. Auch setzten wir allerlei andere Gewächse und Bäume. Im Sommer hatten wir eine bittere Erfahrung mit unseren Cowpeas zu machen. Im Juni lassen die im Lande wohnenden "Crackers" ihre Viehheerden laufen, dass sie nach dem Fluss kommen und den Lattich fressen, der auf dem Wasser schwimmend in grosser Masse wächst. Als die Heerden kamen—denn sie frassen die Cowpeas noch lieber als den Lattich—brachen sie unsere schlechten Fenzen wie Grashalme zusammen und liessen sich unsere Cowpeas, Wassermelonen, Welschkorn, Rüben und alles was gepflanzt war, herrlich schmecken. Ueber hundert Stück halb wildes Rindvieh machte mit all unserer Pflanzerei kurzen Process. Da half alles Jagen und selbst "a little powder and shot" — nach Anweisung der Jacksonville Zeitung — auch nicht die Probe. Jagten wir an einem Ende hinaus, so kam am anderen eine grössere Zahl wieder herein. Fresst, ihr hungerigen Biester! das war das Ende vom Liede. Als alles vertilgt war, oder nach dem alten Spruch: "Wenn das Pferd gestohlen ist, schliesst man den Stall"—kauften wir "barbed wire" (Stacheldraht) und fenzten unsere 32 Acker ein. Das half! draussen stund das wilde Heer und brüllte uns in die Ohren, als wollte es sagen: Ihr Barbaren!

Die Lebensweise in Florida ist ganz anders als in Pennsylvanien. Hauptsächlich das Clima bringt das mit sich. Als wir erst nach Orange Park kamen, hatten wir in Fässern mitgebrachten Vorrath und lebten nach unserm alten Styl; allein unser Vorrath wurde bald all und nun lernten wir die Weise Floridas kennen: Fisch, eingekanntes Fleisch, gekannte

Vegetabilien und Früchte; je und dann frisches Fleisch, das aber wie frische Fische gleich gekocht werden muss, damit es nicht verdirbt. Dann kommt noch "Bacon" und "Hominy", dass einem eine Gänsehaut anläuft. Bei bestem Willen konnte ich Letzteres nicht meistern, nur beim Angucken desselben bellte, knurrte, spreizte sich und polterte mein Magen. Alles andere, nur nichts Breiartiges! Kurz, wo in Pennsylvanien drei Schüsseln auf dem Tische stehen, ist im lieben Florida eine zu finden und die heisst oft Hominy oder "Codfish-Sauce". Bei dieser Gestaltung gingen wir wöchentlich nach Jacksonville und kauften unsere Einlagen dort, beinahe so billig wie in Pennsylvanien. Je und dann bekamen wir ein Hahn und Eier oder Milch von den "Crackers". Auch in Florida, und besonders dort, heisst es: Hunger ist der beste Koch! und am Hunger fehlt es dort nicht; niemals hatte ich einen besseren Appetit als dort unten im verschlossenen Paradiese Floridas.

Auch in Florida sollten uns *schwere Pruefungsstunden* nicht vorenthalten bleiben. Der Juli rückte an, und wie uns die Leute sagten: Im Juli kommt's Fieber für die Ansiedler, so mussten wir es bitter erfahren. Das Fieber kam, und dies Jahr für die Meisten im Park, sowohl für neue Ansiedler als auch für viele andere, und selbst schwarze Einwohner. Zuerst wurde meine Frau krank. Das Malaria schüttelte sie tüchtig; dann folgte ich nach, obgleich ich mir fest vornahm das Fieber nicht zu bekommen; zuletzt stellte es sich auch bei Willie ein. Er hatte am 4. Juli sein Auge mit einem Schiesscracker verwundet. Sein Auge entzündete sich und wurde gefährlich, dazu kam das Malaria und seine Schmerzen wurden unausstehlich. Zuletzt bekam auch ich einen Anfall meiner alten Augen-Neuralgien, und das ging im Wechsel mit dem Fieber drei Monate lang fort; zuerst jede Woche, dann jeden dritten Tag, bis ich zuletzt nur noch ein Schatten war. Ach, das waren schwere Stunden! Die Nachbarn kamen fleissig und halfen aus; aber wir mussten stille halten. Nun kam auch noch das Gelbfieber nach Pensacola, und hätten wir auch jetzt heim gewollt, so wären wir wegen der Sperre nicht mehr durch gekommen. Selbst in Orange Park wurde auf kurze Zeit kein Boot ausser dem Postdampfer mehr ans Land gelassen. — Aus Langeweile wollte ich, als ich noch von meiner Augenentzündung nicht frei war und noch kaum gehen konnte — innen im Hause ein Zimmer anstreichen, dabei spritzte mir Terpentin in die Augen; nun, dachte ich, geht's

wieder von neuem los, allein es war mir zum Heil! von Stund an wurden meine Augen besser. Bis October wurde unser Zustand wieder besser, obgleich das Fieber sich je und dann einstellte. — Die Sommerhitze war gross, besonders in der Sonne; aber doch viel erträglicher als ich mir im voraus gedacht. Die kühlen Nächte Floridas mildern die Hitze sehr; die Hitze war mir viel erträglicher als wie in Pennsylvanien, wo die heissen Nächte die Luft so schwül machen, was nie in Florida vorkommt.

Mit dem Fruehlingswetter des Novembers fingen Mohr und ich wieder an, auf unseren Lotten zu arbeiten. Wir legten zwischen unsern Lotten eine Allee an, von unserer Strasse bis an das hintere Ende an Browns Avenue, durch welche Strasse die Jacksonville und Tampa Railroad führte. In dem vorderen Theil steckten wir den Samen der Dattelpalme, die hier gut gedeiht; durch den "Hammock" und über die Creek — die wir vier Fuss breit und drei Fuss tief ausgraben liessen — schlugen wir alle Bäume mit der Axt nieder und klärten einen grossen Theil der hinteren Lotte. Die mitteldicken Baumstämme liessen wir nach dem "Hammock" fahren und rollten sie selbst in das Hammockbett zur Bildung unserer Alleebrücke. So ging der Herbst und Winter — eigentlich der Frühling Floridas — angenehm hin.

Unsere Arbeit war nicht umsonst. Ich hatte eins der schönsten Häuser im Park, meine Lotte war in gutem Stand und sehr werthvoll geworden. Im Sommer wurde die Jacksonville und Tampa Railroad vermessen und in Arbeit genommen; noch vor März war sie geebnet und im kommenden September liefen die Bahnwagen. Nebstdem wurde der Schiffskanal durch Florida von der Gesetzgebung gegründet und Doctor's Lake, hier bei Orange Park, als Basis bestimmt. So wuchs der Preis unserer Lotten in den letzten Monaten unseres Bleibens in Florida unglaublich. Land, das ein halbes Jahr früher zu $50 den Acker verkaufte, forderte jetzt schon $300.

Endlich kam *die Zeit unserer Heimreise.* Meine Frau zählte die Tage und mir ward es sauer. Keins von uns war vom Malaria frei, ausser Willie; noch einen Tag vor unserer Abreise hatte meine Frau noch einen Anfall. Aber gegangen musste werden, das war mir klar.

Einige Tage vor unsere Abreise bewahrte mich Gott noch in einer grossen Gefahr. Ich war unten in meiner Lotte und suchte Pflanzen, um mit nach Hause zu nehmen. Da fühlte

ich, dass mir etwas unter dem Hemde auf der Brust krabbelte. Ich sah nach und da sass ein fingerlanger "Centipede" (Hundertfuss), eins der giftigsten Insekten, das in Florida lebt. Das Unding war mir innerhalb des Hosenbeins bis auf die Brust geklettert, ohne die Haut zu berühren. Ein glücklich verfehlter Griff trieb es im Hemd auf meinen Rücken. Nun lag in wenigen Sekunden das Hemd über den Kopf hinaus ausgezogen im Sande; und dort sass das Luder im Hemde. Das war mit knapper Noth entgangen! Ueberhaupt hatte uns Gott vor jeder dieser Gefahren behütet; weder Schlangenbiss, Scorpionstich, noch ein anderes Uebel hat uns beschädigt. Ausser dem Biss der kleinen rothen und grossen schwarzen Ameise blieben wir verschont von Allem; allein schon diese Ameisen beissen etwa wie in Pennsylvanien eine Horniss sticht.

Am 30. April 1883, Montags, traten wir unsere Heimreise an. In unsere Reisepartie waren nicht nur die Meinigen eingeschlossen, sondern auch Wilhelm Mohr von Fogelsville, der die ganze Zeit bei uns wohnte und Josephus Walbert, eine andere Familie aus der Nähe von Fogelsville, die schon Jahre her bei Orange wohnte und ebenfalls diesen Sommer in ihrer Heimath in Pennsylvanien verbringen will. So waren wir gerade sechs Personen.

Unser Haus verschlossen wir, den Schlüssel Fred Holmes, einem Nachbar, übergebend, der die Pflege des Hauses, Inhalts und Orange Grove übernahm. Die Woche vor unserer Abreise besuchten uns viele unserer Nachbarn, ihre Freundschaft beweisend. Besonders Clarks und Balls gaben uns einen herzlichen Abschied und wollten uns das Versprechen abnehmen, nächsten Herbst wieder zu kommen. — Mr. Ball brachte uns mit seinem Wagen nach der Werfte, wo noch mehrere Freunde uns das Geleite auf das Boot gaben. Bis 11 Uhr waren wir in Jacksonville, wo ich mein Haus noch erst in einer Feuerversicherungs-Gesellschaft auf $1500, und zwar auf drei Jahre, für $30 versichern liess. Um drei Uhr nahmen wir die Bahn nach Fernandina, ebenfalls eine neue Railroad, die erst einige Zeit gebaut ist. Sie geht quer über das Land in gerader Linie der Küste zu. Wenig Interessantes findet sich auf der Strecke. Etwas Neues ist nur die grosse Savanna — Grasfläche — zwischen dem festen Lande und den Inseln längs der Küste, durch welche die Lagunen fliessen. Hier in Fernandina wartete shon der Steamer—mein alter bekannter Freund "City of Bridgeton"—der mich schon einmal

über die Lagunen getragen hatte. Wir nahmen Passage auf demselben nach Savannah in Georgia. Noch einige Stunden vor Nacht verliessen wir den Hafen von Fernandina, fuhren über den Inlet quer hinüber den Lagunen zu und waren auf der "Inland Route", über die ich fünf Jahre zurück gekommen war. Der Himmel war trübe, ein Gewitter nach dem andern stieg auf und schüttete herab. Mit der Nacht drehte sich der Wind und blies tüchtig von der See herüber. Wir hörten das Rauschen der Meeresbrandung von jenseits der Insel her. Es wurde so rabenfinster, dass unser Steamer um 11 Uhr beilegte bis 3 Uhr, als der Mond aufging und die Gefahr des Strandens vorüber war. Die Fahrt ging nun ununterbrochen und glücklich weiter bis nach Savannah, wo wir Dienstag Nachmittags um etwa 2 Uhr landeten.

Früher hatte ich mir *vorgenommen, nie mehr auf die See zu gehen*, wenn ein Weg "drum herum" gefunden werden könne. Drei Fahrten hatte ich schon gemacht und jedesmal einen Sturm mit erlebt, wobei ich sum Sterben seekrank geworden. Und doch stund mein altes Missgeschick mir noch einmal bevor. Nämlich: als wir unsere Heimreise besprachen, bestund mein Sohn Willie, der durch das "Booten" auf dem St. Johns den Narren am Wasserfahren gefressen hatte und ernstlich Seemann werden wollte, darauf, die Heimreise von Savannah aus über Baltimore per Steamer zu machen. Nicht weniger wünschte auch meine Frau, eine Seefahrt zu machen, um zu fühlen, wie das thut, wenn man nichts als Himmel und Wasser sieht. Ich sperrte mich dagegen, als aber die Andern ebenfalls mit einfielen auf die Wasserfahrt und alles Abrathen, besonders bei Willie und meiner Frau, vergebens war, sagte ich: Nun denn, ihr sollt erfahren, was das meint! und heimlich freute ich mich auf die Bezahlung für ihre Neugier. Leider konnte ich nicht bloss Zuschauer sein, sondern musste die ganze Schweinerei selbst mit durchmachen.

Wir beschlossen also von Savannah aus über Baltimore zu reisen; das hiess aber um Cape Hatteras herum, einem Orte wo—wie es scheint—böse Geister im Abgrund wohnen. Der grosse Steamer "Johns Hopkins" lag schon zum Auslaufen bereit, als wir nach Savannah kamen. Mit grösster Eile wurde nun mit Sack und Pack von einem Steamer auf den andern hinübergezogen. Die Sache ging unter viel Geschrei — wie immer wo Niggers dabei sind—und unter strömendem Regen vorwärts. Zum Unglück lag der Baltimore-Steamer etwa eine

halbe Meile ab. Da brauchten wir Omnibus und Karren für das Gepäck; noch etwa zwanzig Andere aus der "City of Bridgeton" machten die Reise mit. Alles wurde in Zeit einer halben Stunde vollbracht. Wir waren auf dem "Johns Hopkins" eingestaut. Um drei Uhr machte sich das Ungethüm von der Werfte und lief die Bay hinab. Es blies uns ein heftiger Wind von der See entgegen, und je näher wir dem Atlantic kamen, desto lauter heulte der Sturm. Ich merkte schon, dass es dort draussen nicht geheuer sein mochte. Gern wäre ich umgekehrt, allein das ist so wenig des Seemanns Art, als wie die Sonne in ihrem Laufe umkehrt.

Noch vor Nacht waren wir draussen auf der See. *Ein schrecklicher Sturm* blies uns entgegen, selbst die Seeleute blickten nicht ohne Sorgen in das wild aufschäumende Meer. Ei, wie das heulte und brauste! Die Wogen gingen schrecklich hoch und das Meer dampfte von Schaum und Gischt. Mit gegenseitigem Heben und Halten führte ich Frau und Willie auf das Hinterdeck, damit sie recht in die brüllende Tiefe schauen konnten.—Also wieder in der Patsche! mitgefangen, mitgehangen! Ich dachte zuerst, es sei nur ein Gewittersturm, der sich bis zur Nacht legen würde. Jedoch ein Gewitter ohne Donner und Blitz war zu verdächtig. Und anstatt sich zu legen, stieg das Wetter bis zur Nacht zum völligen Orkan, voller Gefahr und dauerte zwei Tage. Der Orkan zog sich der ganzen atlantischen Küste entlang. Am andern Morgen sagten uns ein Matrose und der Koch, dass bei Tagesanbruch die Wogen Planken und Ueberreste eines zertrümmerten Segelschiffes nahe unserem Dampfer vorüber trugen. — Natürlich waren wir alle seekrank; nicht nur ich, sondern Alles was nicht seetüchtig war. Als Willie und meine Frau so recht im Gange waren, meinte meine Frau: O, warum hast du uns gefolgt! O, wären wir doch in Savannah oder Baltimore! Ja, freilich! aber wir sind jetzt auf dem Meere, und in einem Sturm, der seine Mucken hat; und das hat nun seine Wege bis wir wieder hinaus sind! Für drei Tage konnten wir unsere Cabine nicht verlassen. — Am Donnerstag umschifften wir Cape Hatteras. Diesmal war es hier besser als weiter südlich; bis wir auf die Höhe von Hatteras kamen, hatte sich der Orkan so ziemlich verblasen. — Am Freitag Morgen fuhren wir zwischen den Capes in die Chesapeake Bay hinein. Die Wellen blieben draussen; der Wind legte sich und ein schöner Tag brach an, den die Mai-Sonne mit ihrem milden Schein reichlich über die Bay ausbreitete.

In wenig Stunden war das Wasser spiegelglatt und der schöne Tag rief alle Passagiere auf das Oberdeck. Es lässt sich keine schönere Fahrt denken als die Bay hinauf, nach einer so rauhen Seefahrt an so lieblichem Tage!

Mit der Nacht erreichten wir Baltimore, mussten aber auf dem Steamer verbleiben bis zum nächsten Morgen, da Baltimore gegen die Südstaaten Quarantäne wegen Blattern und gelben Fieber erklärt hatte. Früh am Samstag Morgen kam der Hafenarzt, fand unser Schiff frei von Seuchen; eine Stunde später landete der Hopkins und wir stiegen aus.

Wir waren in Zeit, um den Frühzug nach Philadelphia zu nehmen. Froh und dankbar, die wilde Flut hinter uns zu haben, setzten wir uns in den Bahnwagen und erreichten Philadelphia bis Mittag. Der Zweiuhr-Zug nach Emaus brachte uns gerade zehn Minuten zu spät dorthin, um den Zug nach Alburtis zu treffen. Wir sandten eine Dispatch zu Stiles Levan in Alburtis, nahmen dann Supper bei Br. C. Slough in Emaus und fuhren mit dem Zehnuhr-Zug nach Alburtis, wo Stiles Levan bereit war, uns noch in der Nacht bis gegen 12 Uhr nach Fogelsville zu bringen. — John, der nach seiner Rückkehr von Florida in mein Haus zog und in Gesellschaft mit Calvin anfing zu practiciren, hatte das Haus zum freundlichen Empfang mit der Portico-Lampe beleuchtet. Alle warteten unser und waren gesund und wohl. Ein eigenthümliches Gefühl bemächtigte sich meiner beim Anblick der alten Heimath nach einer Abwesenheit von anderthalb Jahren. Also wieder zu Hause nach einem so langen Exil!

Das Jahr 1883.

In der alten Heimat—Eine huebsche Wohnung—Mrs. Fogel—Druck der Epistelpredigten.

Meine Heimkunft am 5. Mai wurde von meinen Freunden mit Freuden vernommen, und bald besuchten mich Glieder. Auch machte ich eine Runde zu den Gemeinden Sonntags mit Nevin und hielt Ansprachen nach der Predigt von der Kanzel. Alle Gesichter leuchteten mir freundlich entgegen, und der Händedruck Vieler war herzlich.

Der Mai dieses Jahres war feucht und kalt. Aus einem milden, warmen Clima plötzlich in ein so rauhes Wetter ver-

setzt zu werden, konnte nicht ohne Folgen bleiben. Obgleich ich Unterkleider anzog, die ich in Florida den ganzen Winter nicht getragen hatte, zog ich mir doch eine schwere Erkältung zu, die mich nicht vor Mitte Sommer verliess. Die Erkältung trieb das Malaria auch wieder zum Aufruhr; im Laufe des ganzen Sommers hatte ich je und dann leichte Anfälle.

Unsere Heimath in Fogelsville hatte sich in den letzten fünfzehn Jahren schön entwickelt. Ehe wir nach Florida gingen, merkte ich es weniger, weil der tägliche Anblick einem alles abstumpfte. Jetzt, da ich so lange abwesend war und manche schöne Wohnung sah, empfinde ich erst recht wie hübsch unsere Heimath, Haus, Hof und Lotte, ist. Das Haus, mit seinen zwei Flügeln 66 Fuss lang, in Mitten der zwei Immergrün-Gehege und mit drei Reihen Bäume im Vordergrund, steht wie in einem schattigen Walde und lugt nur wie verstohlen durch. Unter den norwegischen Fichten, die Mittelreihe, laden die "rustic" Sitze zur behaglichen Ruhe ein und waren beinahe immer in Besitz genommen. Auch die Praxis meiner Söhne führte immer Fremde herbei, so dass es den ganzen Sommer sehr lebhaft bei uns war. Selbst die "City-Gäste", die durch die heisse Sommerzeit in den zwei Hotels hier in Fogelsville Boarding hatten, bürgerten sich in unserem Schatten ein und hielten ihre Abendpromenade hier. Auch das kleine wilde Hauschor that sein Bestes, den Hof belebt zu machen und die schöne Ruhe zu stören. — Das Haus hat vier grosse Zimmer im unteren Stocke und sieben Schlafzimmer im zweiten Stock; doch waren alle aufgenommen, denn mit den Kindern war unsere Zahl elf Personen. Da wurde das Haus doch manchmal enge.

Mrs. Fogel, Wittwe von Judge Willoughby Fogel, und Tochter von Rev. C. G. Herrman, erkrankte an der Wassersucht. Sie litt schon ums Jahr. Als wir heim kamen, liess sie mich zu sich rufen. Ich besuchte sie und fand sie nicht mehr fern von ihrem Ende. Ihre beiden Söhne, Achilles und Robert, sind im Westen. Wie freute ich mich, sie so ergeben und ihren Heiland so ernstlich suchend zu finden!

Noch in Florida reifte der Gedanke, sobald ich heim käme, *meine Epistelpredigten* drucken zu lassen. Predigen wollte ich nicht gleich und so hatte ich Musse, der Arbeit abzuwarten. Ich unterhandelte mit mehreren Firmen in New York, fand aber bei Herrn Ignaz Kohler in Philadelphia die realsten Anträge und gab das Buch selbst in seinem Verlage heraus. Es wurde von Ferguson electrotypirt. — Nun war im Anfang

für mich die grosse Frage—denn die Kosten beliefen sich auf nahe $3000—darfst du ein so grosses Wagniss unternehmen? Ich wollte die Sache erst meinen Gemeinden vorlegen. Bei den Erntepredigten that ich so und fand allgemeinen Anklang. Ehe ich nach Florida ging, warteten meine Glieder schon auf das Buch. Um meiner Sache aber gewiss zu sein, sammelte ich Unterschreiber in meiner Pfarrstelle, wobei mir Nevin jeden Tag half. Im Laufe von fünf oder sechs Wochen war die Arbeit geschehen. Ich besuchte dabei nicht nur meine Glieder, sondern hatte tausend Unterschriften. Das genügte. Schon als ich etwa die Hälfte der Namen hatte, fing ich an drucken zu lassen. Ich ging einigemal persönlich nach Philadelphia. Da die Sache zu weit ab lag, musste ich einen Correcturleser in Philadelphia finden und wählte Walenda. Leider blieben doch eine Menge Druckfehler stehen, die in der zweiten Auflage verschwinden müssen. — Im November erschien mein Buch und wurde von der Kirche sehr günstig aufgenommen. In den sechs Wochen bis Weihnachten hatten Nevin und ich über tausend Bücher in meiner Pfarrstelle überliefert.

Das Jahr 1884.

Neue Erkaeltung — Biographie — Gedaechtnissschwaeche — Classis- und Synodal-Versammlung — Allgemeines Concil—Praesidentenwahl.

Um Neujahr sass ich wieder *zwischen meinen vier Waenden* und verblieb da den ganzen Winter durch. Ich hatte auf Weihnachten Mrs. Gideon Peter, eine Tochter von Vater John Hunsicker in Heidelberg, beerdigen helfen; Nevin hielt die Predigt. Bei der grimmigen Kälte zog ich mir eine schwere Erkältung zu. Es steht fest, dass ich den Strapazen nicht mehr gewachsen bin, und meine übrigen Tage durch Schreiben verwerthen muss.

Mit dem Frühjahr fing ich an *diese meine Biographie:* "Lebensbild aus dem pennsylvanisch-deutschen Predigerstand, oder Wahrheit in Licht und Schatten", zu schreiben. Bis zum Jahres-Schluss war ich damit fertig.—Von meiner Amtszeit an schrieb ich den Jahren nach, um erst den Stoff ins Reine zu bringen. Soll es je gedruckt werden, so muss es

von da an, in fortlaufenden Fäden umgearbeitet werden. Werthvoll für die Zukunft als Geschichtspunkte ist besonders die Kirchenfrage und manches Andere, das verdient aufbewahrt zu werden. Wie würden wir uns freuen, mehr Specielles aus den letzten zwei Generationen zu wissen!

Im August wurde mir *eines Tages nach dem Mittagessen* übel. Ich ging und setzte mich unter die Schattenbäume im Hofe. Jacob Sassaman, ein Verwandter, kam des Weges und setzte sich zu mir. Während wir mit einander sprachen, bekam ich einen heftigen Schmerz und unmittelbar darauf schwand mein Bewusstsein. Ich erholte mich bald wieder, ohne dass ich irgend welche Lähmung verspürt hätte. Allein von da an bleibt mir ein beklommenes Gefühl im Kopfe, und mein Gedächtniss, das sich seit dem Anfall bei der Leiche in Langschwamm, ehe ich nach Florida ging, nie mehr völlig erholte — nimmt jetzt immer mehr ab. Mein Verstand zum Denken ist so scharf als je, nur fehlt das Gedächtniss. Oft muss ich nach einem Wort suchen, das mir mitten in der Rede fehlt. So unterblieb das Predigen bis jetzt. Was ferner sein soll, wird Gott lenken.

Die Lehigh Classis versammelte sich in Allentown am 17. April in der Zions-Kirche. Beschlüsse wurden abgefasst, dass jeder Pastor wenigstens eine Collecte für das Seminar in Lancaster heben solle. Auch sollen die reichen Gemeindeglieder von allen Predigern auf die Bedürfnisse der Philadelphia Druckerei hingewiesen werden. Also immer noch der alte Geist!—Auch die Lehighton-Gemeinde ist wieder unter eine Lancaster-Committee gestellt, um nach der Resignation Hartmans versorgt und mit einem Prediger versehen zu werden. Warum den Kirchenrath das nicht selbst thun lassen, oder nur lauter Lancaster-Männer auf diese Committee setzen?! — Nevin, mein Sohn, wurde angewiesen in Alburtis englisch zu predigen. Ganz recht! Er that so und als Erfolg wurde in kurzer Zeit eine schöne Kapelle erbaut.

Die General-Synode versammelte sich am 7. Mai, in der Dritten Reformirten Kirche in Baltimore.—Ihr Hauptwerk bestund in der Verhandlung über die neue Liturgie, die von der Friedens-Commission der Synode vorgelegt wurde. Die Liturgie wurde ohne viel Für und Wider von der Synode angenommen und an die Classen verwiesen, um darüber zur Annahme oder Verwerfung zu stimmen. Je nach dem Ergebniss soll bei der nächsten dreijährlichen Versammlung der General-Synode endgültig darüber abgestimmt werden.—Die Hei-

denmission wurde mit viel Eifer befürwortet. Es sollen zwei Damen nach Japan gesandt werden, um dort eine Mädchenschule zu gründen.—Die Constitution der Kirche wurde wieder einer neuen Committee übergeben.

Das allgemeine Concil der reformirten Kirchen versammelte sich am 24. Juni in Belfast, Irland. — Die St. Enochs Kirche war das Versammlungs-Local, eine Kirche die an 3000 Menschen hält. Als die Delegaten in Prozession dahin gingen, wurden sie auf den Strassen, gedrängt voll Menschen, mit lautem Hurrah begrüsst. Dr. Watts von Belfast hielt die Eröffnungspredigt vor gedrängt voller Kirche. Abends waren die Delegaten von Sir David Taylor, dem Lord Mayor von Belfast, eingeladen.—Wie viel mehr das Concil vom Geist der Einheit und Liebe durchdrungen war, beweist die Abendmahlsfeier, die auf dieser Versammlung mit grosser Innigkeit gehalten wurde. Die Vertreter von wenigstens 30,000,000 Christen stunden am Altare des Herrn. — Näheres über das Concil in den Schriften. Der Erfolg desselben war reifer geworden wie das vor Jahren in Philadelphia gehaltene.

John, mein ælltester Sohn, kaufte gegen den Herbst das Haus des alten Schumacher in Fogelsville. Er liess es ganz neu restauriren und zog am 17. October in dasselbe. — Sein Auszug machte bei uns ein grosses Loch; nach so geselligem Verkehr schien unser Haus leer zu sein; wurde aber auch wieder geeigneter zum Studium.

Unser Volk erlebte diesen Herbst wieder die Schweinerei *einer Præsidenten-Wahl.* Das war eine über alle Beschreibung hinaus gehende Schmutzlake, in der unser Volk sich zu wälzen beliebt. Die Republikaner nahmen auf ihrer Convention in Chicago James Blaine als ihren Candidaten auf. Die Demokraten ernannten am selben Orte auf ihrer Convention Grover Cleveland zu ihrem Candidaten.—Nun ging die politische Klopffechterei los, wie noch nie zuvor in unserem Lande.

Unsere Politik ist faul, faul bis zur Wurzel! wahrscheinlich ist sie auf der Basis, wo sie steht, unrettbar verloren. Wer über die Gewissenslosigkeit der Beamten, auf die Ungerechtigkeiten, die in vielen Courts unseres Landes geschehen, und auf die entsetzliche Verweltlichung unseres Volkes hinblickt—dem wird bange, was aus unserem Lande werden soll. Unter dem Begriff von Freiheit sind wir tief gesunken und wo wird es enden?

Volks-Regierung ist eine Idee, die schön ausguckt, aber

immer ihren Ruin in sich selber trägt. Eine Monarchie ist ebenso ungewiss, sie nährt Despotie; die Geschichte der Jahrhunderte hat es genugsam gelehrt. In beiden Formen liegt das Satans-Reich versteckt und reift zu seinem Durchbruch.

Nur eine rein christliche Regierung, auf das Wort Gottes, durch eine unabänderliche Constitution, gegründet, trägt Bestand in sich, weil nur hier Gerechtigkeit und Wahrheit ist. Staat und Kirche neben einander, nicht gesetzlich mit einander verbunden, aber mit einander auf einem Grunde, dem Worte Gottes ruhend, und sich beide ergänzend — kann die rechte Form sein. Aber wann wird das geschehen?

Ich zog mich völlig von der Politik zurück und stimmte gar nicht. Ich nahm niemals wesentlichen Antheil, weil mir die Art und Weise unserer Politik niemals völlig zusagte; aber in einen "Mischmasch", wie er uns jetzt vorliegt, kann ich mit gutem Gewissen nicht einstimmen.

Schluss.

1885—1894

"Ich zog mich völlig von der Politik zurück und stimmte gar nicht"..............

Dieser Schlusssatz der vorstehenden selbst verfassten Lebensgeschichte gibt den Grundton der übrigen Jahre des Verfassers. Er zog sich nicht bloss von des Ausübung des Wahlrechts, sondern von der Welt zurück. Er, der früher im vollen Licht der Oeffentlichkeit gestanden und in Ausübung seiner Amtspflichten fortwährend mit Andern in Berührung gewesen war, entwickelte nunmehr eine entgegengesetzte Tendenz und wurde im Laufe der Zeit beinahe ein Einsiedler. Sein überaus nervöser Zustand, seine Vorliebe zum Studiren und Nachdenken, oder ein gewisses Fernstehen, das ohne Zweifel durch seine unabhängige Stellung gegen seine Amtsbrüder in der Classis veranlasst und entwickelt war—und von diesen Amtsbrüdern stets herzlich erwidert wurde — und die Thatsache, dass er jederzeit und überall ein eifriger Befürworter des Ursinus-Collegiums war, mögen diese Zurückgezogenheit verursacht haben.

Ueberdies war er etwas zur Schwermuth veranlagt und bildete sich ein, an allen möglichen Krankheiten zu leiden,

wenn er Andere ihre Beschwerden und Symptome beschreiben hörte. Er fühlte oft viel elender als er wirklich war. Wie dem auch sein mochte, seine Wohnung wurde fortan sein Ritterschloss, sein Studirzimmer seine Zelle, die vordere Portico sein Spazirgrund. Da er sich selbst zum Predigen körperlich unvermögend fühlte, dabei aber volles Zutrauen in die Fähigkeit seines Sohnes besass, seine Stelle auf der Kanzel zu vertreten, blieb er trotz aller Gegenrede fest entschlossen, alle Kanzelarbeit liegen zu lassen. Er weigerte sich entschieden, nochmals zu predigen, und mancher alte Freund oder Familie fühlte sich gekränkt, weil er die längst versprochene Leichenpredigt für Diesen oder Jenen nicht halten wollte. Doch liess er sich dazu bewegen, dass er oft seinen Sohn auf seiner sonntäglichen Predigerrunde begleitete; wenn er dann in der rechten Stimmung war oder die gehaltene Predigt ihm gefiel, hielt er nachher eine kurze Ansprache. Diese Kirchenreden waren jedoch eine Sache der Laune und des Einfalls, wie er denn, seitdem seine Gesundheit zu schwanken angefangen und er seinen Berufspflichten nicht mehr nachkommen konnte, sich immer mehr der Laune hingab. Gewöhnlich belobte er die Versuche seines Sohnes; doch kritisirte er auch, wenn er es für geboten hielt, was dann einen lebhaften, jedoch gutmüthigen Wortstreit zur Folge hatte. Vater und Sohn wurden unzertrennliche Gefährten und fuhren auch zusammen nach nahe liegenden interessanten Punkten, wie der Südberg (South Mountain), die Krystallhöhle (Crystal Cave) und der Bärenfelsen auf dem Blauen Berg.

Während dieser Jahre leitete er noch den Confirmanden-Unterricht; seine letzte Klasse war die von 1886 an der Ziegelkirche, womit er auch seinen jüngsten Sohn confirmirte. Bei einer solchen Gelegenheit, zur Zeit der Frühjahrsflut, weigerte sich das Pferd an einer Stelle, wo die Brücke weggerissen war, den angeschwollenen Strom zu kreuzen. Es wurde ausgeschirrt und an eine nahe Fenz gebunden; dann stellte sich Nevin zwischen die Lannen, durchwatete den Strom und zog den Vater den ganzen Weg von Haafsville nach Hause—eine Strecke von anderthalb Meilen. Diese Heimfahrt machte beiden viel Spass.

Endlich aber wurde auch diese Art Arbeit zu einer Last, der er sich nicht mehr gewachsen fühlte, und seine Arbeiten in der Ziegel-Pfarrstelle kamen auf immer zum Ende.

Jedoch konnte sein Geist nicht ruhen. Er las unaufhörlich, alles, was ihm in den Weg kam. Washington Irving

unterhielt ihn einen ganzen Winter. Ueber Diedrich Knickerbocker wollte er sich fast todtlachen. Gibbons' "Rome", Rawlinson's "Ancient Monarchies" und "Egypt", Robert Louis Stevenson's Werke und andere Schriften folgten rasch aufeinander. Während der letzten Jahre seines Lebens besuchte der hingeschiedene Dr. Reily ihn häufig; die beiden lasen und besprachen dann mit einander die neuern deutschen philosophischen Systeme, besonders den jüngern Fichte. Diese Anstrengung seiner geschwächten Sehkraft war sehr unklug und er büsste dafür mit grossen Schmerzen und nervösen Leiden.

Vater Helffrich schrieb auch viel in diesen letzten Jahren. Er brachte ein lang gehegtes Vorhaben zur Ausführung in einem praktischen, obzwar etwas allegorischen Commentar über die Offenbarung Johannis, worin er seine Ansichten über das tausendjährige Reich darlegte. Es fand sich ein Verleger, allein eine versuchsweise gemachte Subscriptionssammlung gestattete den Druck nicht, und das war für den Verfasser eine bittere Täuschung. Trotzdem murrte er nicht, indem er es als den Willen der Vorsehung ansah, dass das Buch nicht gedruckt würde. Ueberdies benutzte er häufig die Spalten des Hausfreunds zu Beiträgen, worin er gegen die neuzeitigen Tendenzen in Kirche, Heimat und Staat losdonnerte; hierher gehört eine Reihe von sechs gediegenen Aufsätzen über den "Zeitgeist", die er im Hausfreund veröffentlichte. Ferner schrieb er 1891 für den Allentown Friedensboten eine Geschichte der zur Ziegel-Pfarrstelle gehörigen und benachbarten Gemeinden, nebst kurzen Nachrichten über die Familie Helffrich. Er besass Geschichtsschreiber-Talent, und diese Aufsätze, welche später als eine Broschüre gedruckt wurden, werden dereinst von bedeutendem Werthe sein. Auszüge derselben wurden von seinem Sohne, Dr. John A. Helffrich, in's Englische übersetzt und der "History of Lehigh and Carbon County" eingefügt.

Ein besonders bedeutsames Ereigniss dieser letzten Jahre Vater Helffrichs war die Zerstörung der Ziegelkirche durch Blitzschlag am 6. Juli 1887, worüber er nachfolgenden Bericht an den Hausfreund schrieb:

Die Ziegelkirche in Asche.

Letzten Mittwoch, am 6. Juli, ging die Ziegelkirche in Flammen auf. Die Ziegelgemeinde, eine der ältesten Ansiedelungen in Lecha County, Pa.—in erster Zeit bekannt unter

dem Namen "Macungie-Kirche" — war noch von Schlatter und Böhm besucht und steht auf althistorischem Grund und Boden.

Der 6. Juli war ein ungewöhnlich schwüler Tag, infolge dessen stiegen am Nachmittag schwere Gewitter auf. Das erste zog von uns nördlich, gegen den Blauen Berg hin, an uns vorüber und berührte uns bloss.—Während dieses Wetter majestätisch dahin zog, hörte man schon die gewaltigen Schläge eines zweiten Wetters, das gerade über unserem Horizonte aufstieg. Schwarze, schwere Wolken, die den Saum des Waldes zu berühren schienen, rückten rasch herauf, Blitz auf Blitz, Krach auf Krach folgte und bald strömte der Regen wolkenbruchartig vom Himmel herab. Seit Jahren haben wir hier kein solch Wetter mehr erlebt. Beinahe jeder Strahl fuhr abwärts in raschester Folge aufeinander. Hier in Fogelsville schlug der Blitz zweimal in den Telephon, wobei der zweite Schlag die Telephonbox von der Wand hinweg schleuderte; einmal in den Telegraph; auf Feld und Wald wurden Bäume, auch Häuser und Scheunen getroffen und einige ausgebrannt.

Gleich bei dem Anstürmen des zweiten Gewitters fuhr ein gewaltiger Strahl über die Ziegelkirche herab, traf die Thurmspitze und lief am Blitzableiter hinab. Die electrische Masse war so gross, dass der Blitzableiter sie nicht tragen konnte; sie zerplatzte und Theile derselben drangen am Fenster oder der Frontthüre in die Kirche, liefen quer durch die Vorhalle und zündeten wahrscheinlich an mehreren Orten zugleich. Bald stand die ganze Vorhalle in Flammen. Die Fenstern der Halle zersprangen und nun, da die Luft eindrang, frass die Lohe rasch aufwärts in die Orgel und von der Orgel in den Thurm hinauf. Hier durchbrannte ein Boden nach dem andern und dröhnend stürzte die Glocke hinab, für deren Sturz das Feuer offenen Weg gemacht. Der obere Thurm bestand aus Holzwerk, und da machte das Feuer rasches Werk; bald neigte sich der Thurm quer über die Kirche hin und fiel mit furchtbarem Krachen, das Dach einschlagend. Hiermit bekam auch das Innere Luftzug und nun stand die ganze Kirche wie in einem Flammenmeere; furchtbar schlugen die Flammen auf, die Hitze wurde unerträglich, und bis Abend war nichts übrig als Asche und wankende Mauern, deren eine am kommenden Sonntag, nach dem Gottesdienst im Walde, schon einstürzte.

Gleich beim Anfange des Brandes in der Halle schlossen

einige Glieder die Frontthüre auf, konnten aber aus Mangel von Hülfe und Wasser nicht löschen. Sie schlugen dann eine der Seitenthüren zur Kirche ein und retteten den Altar, mit der alten Bibel und Tauf- und Abendmahl-Geräthe, nebst dem Lesepult und Taufstuhl. Ein zweiter Versuch, in die Kirche zu dringen, um noch mehr zu retten, war schon nicht mehr möglich, da sie sich zum Ersticken mit Rauch, Schwefeldampf und Qualm angefüllt hatte. Als der Rauch vom Brand der Kirche über die Gemeinde dahin zog, fingen die Glieder an aufmerksam zu werden; in kurzer Zeit strömten sie herbei und ehe es Abend war, war eine grosse Zahl von Gliedern und Fremden versammelt. Zu Tausenden standen sie im weiten Kreise umher und sahen ihr geliebtes Gotteshaus, und Viele mit Thränen, in Asche übergehen.

Der Brand der Ziegelkirche ist ein eigenthümliches Zusammentreffen. Am 6. Juli 1750, nachdem die Ziegel-Gemeinde schon Jahre bestanden, ihre Gottesdienste aber in Häusern gehalten, nun aber ein kleines Blockkirchlein erbauet hatte — versammelte sie sich, um zu beschliessen, ihr erbautes Kirchlein einzuweihen, und verfasste dazu eine Urkunde mit kurzen Gemeinderegeln. Dieser 6. Juli war somit der eigentliche Geburtstag der ersten Kirche der Ziegel-Gemeinde, und gerade der 6. Juli sollte auch der Vernichtungstag, der Todestag, der dritten Ziegelkirche sein. Der Herr hat es so beschlossen. Der Bau dieser dritten Kirche der Gemeinde wurde im Jahre 1863, gerade unter den Wirren unseres Bürgerkrieges, aufgeführt. Der Erzfeind hatte sich damals in der Gemeinde Eingang errungen. Die Kirche wurde unter Neid, Streit und Hader aufgebaut, mit weltlichem Sinn und Sabbathschändung wurde der Eckstein gelegt und die Kirche eingeweiht. Gott wollte dies Haus nicht; er selbst nahm es sich als ein Brandopfer für die Gemeinde und verzehrte es mit seinem Feuer, wie das Opfer des Elias auf Karmels Höhe.—Gottes Mühlen mahlen langsam, aber schrecklich fein. In seinem Gericht hat uns aber Gott ein freundliches und vielsagendes Zeichen gegeben. Während alles, was in der Kirche war, in Asche verwandelt wurde, musste uns aber die alte Bibel — nicht einmal die neue Prachtbibel, die erst angekauft war — und die Sacraments-Geräthe, durch die Rettung des Altars, in dem sie aufbewahrt wurden, erhalten bleiben. Damit sagt uns Gott, dass er mit und durch sein Wort und Sacrament bei uns ist und bleiben will; und dies deckt und gibt mehr als die prächtigsten Tempel und alle Macht der Welt.

Der unersetzliche Verlust, den die Gemeinde erlitten hat, ist das Verbrennen des alten Kirchenbuches, das neben an der Kanzel in einem Bücherfach stand. Mit diesem Buche sind die Namen der ersten Einwanderer und die Taufen ihrer Kinder vernichtet. Wohl sind die Namen in der geschriebenen Geschichte der Gemeinde anderweitig aufbewahrt, allein der Beweis für die Mittelglieder zwischen den alten Vätern und der Jetztzeit fehlt nun. Alle andern Bücher, Schriften und Urkunden sind uns geblieben, da sie nie in der Kirche aufbewahrt wurden. Wieder ein Beweis, wie nothwendig es ist, dass jede Gemeinde ein Archiv habe, wo bei einander ihre Schriften und Werthsachen in einer sicheren Safe verwahrt werden.

Die Kirche war auf $8000 versichert und die Gemeinde wird etwa $6000 Schadenersatz erhalten. Ein schöner Anfang zum Neubau, der schon am dritten Tage nach dem Brand bei einer Versammlung der Kirchenräthe beschlossen wurde. Zugleich wurde auch bei einer Versammlung eine Baucommittee ernannt, die eingehend Anstalten zum Aufbau einer neuen Kirche machen soll.

Eine Thatsache, die Vater Helffrich nicht oft erwähnte, war seine Vorliebe für Blumen, Gesträuch und Bäume. Landschaftsgärtnerei nach seinen eigenen Ideen war seine Passion, und in den letzten Jahren seines Lebens brachte er einen grossen Theil seiner Zeit in seinem Gemüsegarten und seinen vier Obstgärten zu. Eine besondere Vorliebe hatte er für Schatten; Niemand durfte die Axt an einen Baum oder auch nur an einen einzigen Zweig legen. Sein vier Acker grosses Grundstück wurde infolge dessen so dicht mit Gesträuch und Bäumen überwuchert, dass es, da es auf der Hügelseite lag, aus der Ferne wie ein Wald inmitten eines Städtchens aussah. Das Haus konnte man von der Strasse her nicht sehen, und an Schneetagen war es wegen der tief herabhängenden Aeste schwer, durch das Thor in den Hof zu gelangen. Dieser Priester der Druiden wollte sogar keinen abgestorbenen Ast aushauen lassen. Das Gut war ein Stück tropischen Pflanzenwuchses in der gemässigten Zone.

Seine Liebe zu Thieren — Katzen allein ausgenommen, weil sie solche Vorliebe für Vögel haben—bewog ihn, sie vor dem herbstlichen Jäger zu schützen. Sie schienen das zu wissen, und seine Obstgärten wurden zum Wohn- und Nähr-

platz von Vögeln, Eichhörnchen, Hasen und auch Schlangen. Mehre Colonien Eichhörnchen nahmen Besitz von einer Ecke der Scheuer und dem Oberspeicher des Hauses, der jeden Herbst reichlich mit Walnüssen ausgestattet wurde. Ein mancher "Freund Lampe", dem Jäger und Hunde nachstellten, floh in diese Freistadt und war gerettet. Turteltauben machten den obern Apfelgarten zu ihrem Brüteplatz. Vater Helffrich stand auf freundlichem Fusse mit den Zaunkönigen und Honigvögeln, indem er sie fütterte und ihre Nester schützte. Ganze Schwärme geschwätziger Staare nahmen Besitz von den vier hohen Tannenbäumen vor dem Hause, vollführten Morgens und Abends einen hässlichen Lärm und beraubten den Tag über sein Welschkornfeld. Er aber verzieh ihnen alle ihre Dieberei und bemerkte nur: "Sie gleichen das Welschkorn".

Er verliess nur selten mehr den Hof. Hin und wieder setzte er sich auf eine "rustic" Bank auf dem Pavement und knüpfte, wenn sich dazu Gelegenheit bot, mit einem deutschen Erzgräber ein Gespräch an, ohne Zweifel, um seine geliebte Muttersprache wieder zu hören. Er schien dann wieder in der alten "Kneip" droben in Weissenburg zu wohnen und vergass einstweilen seine Leiden und Schmerzen.

Seine Anhänglichkeit an seine betagte Mutter war höchst rührend und gefühlvoll. Stundenlang sassen die beiden beisammen in der Abenddämmerung—nicht nur des Tages, sondern ihres Lebens — und durchlebten wieder die verflossenen Jahre. Das Thema ihres Gesprächs war die Vergangenheit, und Tag für Tag feierte die Erinnerung da ihre Feste. Der Hingang seiner Mutter am 15. Januar 1893 im reifen Alter von 92 Jahren, infolge des natürlichen Verfalls ihrer Kräfte, war für ihn ein schwerer Schlag. Seit 1864, achtundzwanzig Jahre lang, hatte er sie gepflegt; siebzehn Monate vor ihrem Tode war sie völlig hülflos geworden. Er schrieb ihre Lebensskizze, die mit folgenden Worten schliesst:

> Ohne Schmerzen welkte sie hin und ging selig und zufrieden ihrem Ende entgegen. Klagen oder Ungeduld fanden bei ihr keinen Raum. Volles Vertrauen auf Gott und ungetrübter Glaube an ihren Heiland war ihr Stecken und Stab, der nie wankte durch die finstere, lange Zeit ihres Krankenlagers, auf dem sie zuletzt nicht einmal mehr ihre Glieder selbst regen noch legen konnte. Dabei blieb ihr ihr vollstes Bewusstsein und Gedächtniss bis ans Ende. Am Sonntag den 15. Januar 1893 Nachmittags halb drei Uhr schlief sie so sanft und leicht ein, dass die Umstehenden es kaum merkten.
>
> Sie lebte beinahe 41 Jahre im Witwenstand, erlebte 2 Söhne, 10 Enkel und 13 Urenkel und brachte ihr Alter auf 92 Jahre, 4 Monate und 14 Tage. Am folgenden Freitag wurde ihre Hülle nach dem Gottesacker der Ziegelge-

meinde, zur Seite ihres Gatten beerdigt, wohin sie von vier ihrer Enkel getragen und zur Grabesruhe eingesenkt wurde. Ihr Seelsorger, Ehrw. Owen Leopold, Ehrw. J. Schindel und J. S. Reninger leiteten den Gottesdienst.

Also zogen die Schatten des Todes immer näher heran. Mehre heftige Anfälle der Grippe schwächten Vater Helffrichs System, und schliesslich entwickelte sich bei ihm Brights Nierenkrankheit. Er litt noch zwei Jahre und entschlief dann sanft und selig am Samstag Morgen, den 17. März 1894. Seine Beerdigung erfolgte vier Tage später auf dem Gottesacker der Ziegelkirche, worin er confirmirt und ordinirt worden war. Am Trauerhause hielt Dr. S. G. Wagner von Allentown eine englische Ansprache; in der Kirche predigte Dr. Eli Keller in Deutsch über Joh. 5: 35, und Dr. Bausman, Editor des Hausfreunds, in Englisch über Mal. 2: 6, 7. Ein eigenthümliches Zutreffen war es, dass Dr. Bausman unbewusst gerade die Schriftworte zum Text wählte, worin der Verstorbene, wie er oben in seiner Lebensgeschichte selbst erzählt, nachdem er seine letzte Predigt gehalten und ehe er mit seiner Familie nach Florida zog, nach einer schweren Prüfungszeit Trost gefunden hatte. Dr. Bausman erzählte dies in folgenden Worten:

Vor etlichen Jahren machte er einen schweren Kampf durch. Es wollte ihm über eine wichtige Frage nicht klar werden. Eines Tages ging er nach der Ziegelkirche; am Altar, mit offener Bibel, las und betete er inbrünstig. Zufälligerweise, wie es schien, aber wahrscheinlich unter der Leitung des Geistes Gottes, öffnete er die Bibel am zweiten Capitel Malachi. Dies gab ihm neues Licht und er kam in das Klare.

Nach dem Trauergottesdienst frug die verwittwete Gattin den Schreiber dieses: "Hat Ihnen vielleicht Jemand erzählt, welchen Segen Papa einmal in der Ziegelkirche aus dem zweiten Capitel Malachi schöpfte?"

"Nein."

"Ja, wie sonderbar! Die Texteswörte Ihrer Trauerpredigt gaben ihm damals Trost und Friede. Das ist aber sehr merkwürdig, dass Sie gerade dieselben Worte wählten."

Mag sein, dass auch in dem letzten Falle der Finger Gottes die Bibel der Ziegelkirche an dem geeigneten Blatt öffnete.



† Ehrw. Nevin W. Helffrich. †

Vor der am 23. April 1906 erfolgten Beerdigung des hingeschiedenen Verlegers dieses Lebensbildes hielt Dr. Henry T. Spangler, Expräsident des Ursinus-College, folgende Rede, worin er den Lebensgang und den Charakter des Verstorbenen kurz schilderte.

Ehrw. Nevin W. Helffrich, A. M., war geboren zu Fogelsville, Pa., am 4. März 1855. Er war der vierte in einer fortlaufenden Geschlechtsreihe der Familie Helffrich, der die Ziegel-Pfarrstelle der reformirten Kirche in seinem Geburtscounty bediente. 1874 trat er in das Heidelberg-College in Tiffin, O., und absolvirte seinen Collegecurs 1877. Zwei Jahre später graduirte er im theologischen Department des Ursinus-College. Unmittelbar darauf trat er in Verbindung mit seinem Vater seine Berufsarbeit an, und zwar in der Pfarrstelle, die er bis zu seinem Todestage beibehielt.

1879 verehelichte er sich mit Frl. Mary Alice Hoffman, die ihn mit drei Kindern überlebt.

1894 wurde er als Director des Ursinus-College gewählt—der Anstalt, die sein Vater hatte gründen helfen, worin er selbst graduirt hatte, woran er stets ein warmes Interesse nahm und welcher er während seiner ganzen Amtszeit als Director seine besten Kräfte mit aller Treue widmete.

Der Tod dieses Bruders erfolgte in seiner Heimat in der Stadt Allentown infolge eines Herzschlags am 20. April 1906.

Seine Lebensgeschichte ist kurz. Ihre Bedeutsamkeit liegt in der Thatsache, dass er in der Stelle lebte und wirkte, worin drei Geschlechter seiner Ahnen vor ihm gewirkt hatten und worin er geboren war; dass er sich kraft seiner persönlichen Eigenschaften in dieser Stellung gegen Freund und Feind behauptete, und dass seine Bemühungen während der ganzen Dauer einer weit ausgedehnten, schweren Berufsarbeit von unvermindertem Erfolg begleitet waren.

Es ist eine Ehre, in der Linie einer gottesfürchtigen Abstammung zu stehen, und die Verantwortlichkeiten solcher Stellung sind um so grösser, wenn die Stammlinie durch Männer eines klar gezeichneten Typus vertreten wird, deren kräftige Persönlichkeit die Schranken hergebrachter Ueberlieferungen und allgemein gebilligter Gewohnheiten durchbricht.

Jedes Geschlecht der Helffrichs ist durch Männer von heldenmässiger Gestalt, unabhängiger Denkweise, uneingeschränkter Leidenschaft und angreifender Thätigkeit gekennzeichnet. Sie vertraten einen Stamm, worin das natürliche Feuer nicht durch die Unwissenheit der Ahnen oder die Entartung der Nachkommen ausgebrannt ist. Auf der Kanzel, in der Medicin, in der Volksliteratur und auf andern Bahnen bürgerlicher Entwickelung standen sie unter den Pionieren, indem sie gegnerischer Gesinnung Trotz boten und das Scepter ihrer Wahl mit solcher Geisteskraft und aggressiver Willensstärke emporhielten, dass sie die Achtung ihrer Gegner behielten, auch wenn sie vom Schauplatz abtreten mussten, ohne die Annahme ihrer Ansichten durchgesetzt zu haben.

Die Haupteigenschaften des Bruders, dessen vorzeitiger Hingang uns heute hier in seiner, von einem Freuden- in ein Trauerhaus verwandelten Heimat versammelt hat; die Eigenschaften, die andere Leute anzogen, seinen Charakter zierten und seinen Handlungen Bedeutung und Werth verliehen, waren zu allererst eine geistige Lebhaftigkeit, welche rasch die Verhältnisse der Dinge erkannte. Was immer das vorliegende Thema sein mochte, man konnte im Umgang mit ihm stets auf erläuternden Commentar oder eine scherzhafte Abschweifung rechnen, die zur Heiterkeit stimmte. Daheim, auf der Strasse, als Bote des Trostes oder der Belehrung, kam Niemand in Berührung mit ihm, ohne den Antrieb eines Geistes zu fühlen, der rasch die Beziehung zwischen bestehender Thatsache und möglicher Abhülfe durch erweiterte Kenntnisse oder hülfreiche Handlung erkannte.

Indem er mehr bei den Beziehungen der Wahrheit als bei ihrem Inhalt verweilte, führte seine Darstellung eines Themas den Zuhörer stets darüber hinaus und bewirkte bei ihm Ueberzeugung oder eine erhöhte Gemüthsstimmung. Sein Predigen war infolge dessen befriedigend, weil es zu geistiger Bewegung anregte; sein Gespräch war anziehend, weil es neue Anschauungen des vorliegenden Themas hervorbrachte; seine Person war der Mittelpunkt eines frohen Gefühls, weil er seinen geistigen Horizont nicht durch die Gedanken und Reden Anderer einschränken liess.

Diese klar gezeichnete Eigenschaft rascher Erkenntniss befähigte unsern Bruder, einen Ausweg aus Lagen zu finden, die ein vorsichtigerer, weniger sich selbst vertrauender Geist nur mit Zögern gestattet hätte. Ohne Zweifel leitete ihn der Besitz derselben zur Gleichgültigkeit gegen Ereignisse, die

Zustände zur Folge hatten, welche deren sofortige und heroische Anwendung geboten, die ihn aber anzogen wie die Jagd den Jäger oder sein Lieblingsspiel den Vergnügungssucher anzieht. Ohne diese Eigenschaft hätte das Licht im Auge unseres Bruders trübe geschienen, sein Leben hätte das ihm anhaftende Malerische verloren, und obzwar weniger Leute ihn getadelt hätten, hätten auch weniger Leute sich zu ihm hingezogen gefühlt.

Eine andere grosse Eigenschaft, welche den weiten Umfang des Mannes, wie unser Auge ihn sah, zum Ueberfliessen ausfüllte, war die hingebende Treue und Selbstlosigkeit seines Herzens. Die Sache, wofür er eintrat, war der Magnet seiner Seele. Anscheinende irrige Abweichungen waren bloss vorübergehend, und er kehrte so unfehlbar zu seinem Eigenen zurück wie die Nadel sich dem Pol zuwendet.

Es war diese Eigenschaft, die, von gewissen Gesichtspunkten aus betrachtet, seine ganze Laufbahn als Kirchendiener zu einem Verfolgungspfade machte. Er folgte den Fusstapfen seines Vaters; er hielt fest am Glauben, den seine heimgegangenen Ahnen ihm überliefert hatten; er liess sich in Kirchenfragen weder durch Schmeichelei noch durch Geschenke zu Zugeständnissen bewegen. Sein angeborener Widerwille gegen Einschränkungen, gegen die Befolgung von Befehlen und die Leitung durch Conventionen führten zum Kampf mit seinen Brüdern, die oft bereit waren, ihm Strafe aufzulegen, und zwar mehr nach allgemeinen Grundsätzen als infolge besonderer Vergehen.

Ein auffälliger Beweis dieser Treue war seine Hingabe an das Ursinus-College, dem er aus seiner Pfarrstelle Studenten und Gelder zuschickte, wie es sein Vater vor ihm gethan hatte, ob die Leute das nun gutheissen wollten oder nicht.

Seine Anhänglichkeit aber erstreckte sich nicht bloss auf Grundsätze und Anstalten, sondern auch auf Männer. Seine Freunde mochten Wochen oder Jahre lang fort sein, wenn sie wiederkehrten, fanden sie die offene Thüre, den leeren Platz, den stets bereiten Willkomm in seinem Herzen. Wenn er je sein Herz von einem Freunde zurückzog, je seine Anhänglichkeit wechselte, so geschah dies nicht aus freier Wahl, sondern infolge der Umstände. Wenn man sich der grossmüthigen Selbstlosigkeit seines ganzen Lebens erinnert, ist es schwer zu verstehen, wie er sich dauernd von Jemand abziehen konnte.

Seine Bereitwilligkeit, was er hatte, für seine Freunde

herzugeben, war verschwenderisch. Seine Gastfreundschaft, seine Freigebigkeit, sein Mangel an Sorge für sich selbst, deuteten auf ein Gemüth, das inbetreff der Unterscheidung zwischen dem eigenen und Anderer Interesse so arglos war wie das eines Kindes. Gerade diese Gewohnheit, das, was Andern an ihm und dem Seinen Freude machte, frei auszutheilen, veranlasste ihn, weniger sorgfältig auf die Gebote der Gesellschaft zu achten, den Ausdruck seiner Nichtübeinstimmung oder Nichtbilligung zurück zu halten und die Einschränkungen zu beobachten, welche berechnende Seelen sich selbst vorschreiben.

Diese einnehmenden persönlichen Eigenschaften führte unser Bruder mit sich bei seiner Arbeit als Prediger und Pastor. Tausende von Männern und Frauen wurden durch seine Predigten erbaut, fühlten sich durch seine Amtsdienste gestärkt, folgten seiner Stimme als der ihres geistlichen Führers, nicht aus blosser Gewohnheit, wie Einige von der Anhänglichkeit der Menge zu sagen pflegen, sondern weil sie die Kraft des Mannes und seiner Botschaft fühlten. Wenn Kummer in sein Leben eingriff, widmete er sich der Arbeit umso ernster und eifriger und speiste sich selbst, indem er Andere umso emsiger speiste. Also baute er sich auf, indem er seine Gemeinde aufbaute, und band sie an sich, so dass die lange Dauer seiner Berufsarbeit ihre Hingabe nur bestärkte.

Wie ein Held trug dieser Bruder die Lasten seines Lebens, ob er nun selbst oder Andere sie geschaffen hatten, und nahm unter ihrem Druck an Stärke zu; ohne Zagen verfolgte er den Pfad des Kampfes, indem er weder sich selbst schonte noch seinen Blick vom Ziel abwandte. Seine Familie wird ihn vermissen; seine Freunde werden um ihn trauern; allein sein Frohsinn und seine Hoffnung inmitten der Wellen dieses kummervollen Lebens werden bleiben als Vorblicke jenes seligen Zustandes, worin kein Kummer mehr einfallen und die Freude des Lebens ein ewiger Tag sein wird.



